Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben von
Max Horkheimer

Jahrgang 7
1938

Deutscher Taschenbuch Verlag

Photomechanischer Nachdruck
mit Genehmigung des Herausgebers

März 1980
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti
Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen
Printed in Germany · ISBN 3-423-05975-3

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

Instituts für Sozialforschung

von Max Horkheimer

Jahrgang VII/1938

LIBRAIRIE FELIX ALCAN, PARIS.

INHALT DES VII. JAHRGANGS.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

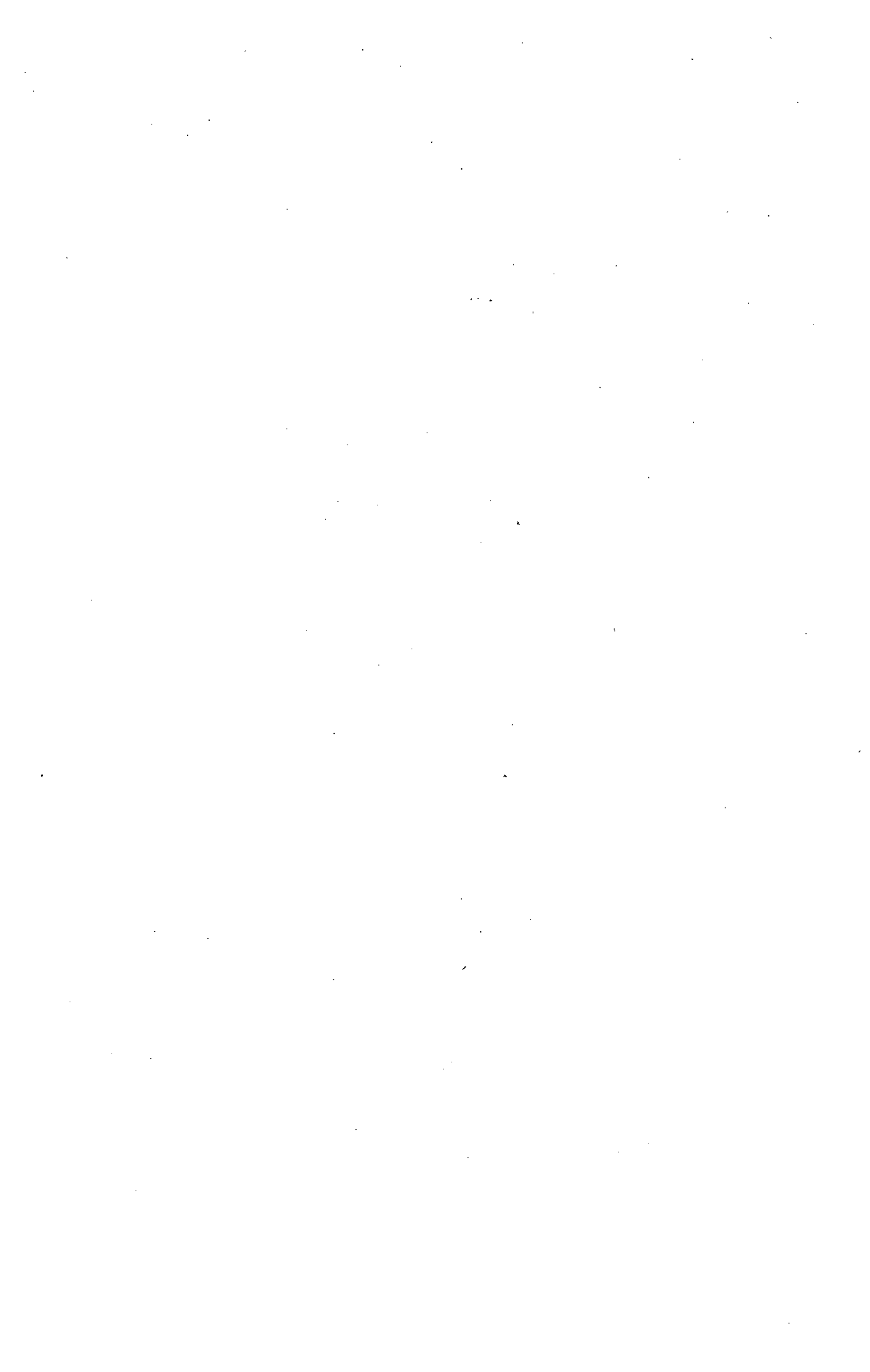
Philosophie :

Allgemeine Soziologie :

Geschichte :

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Ökonomie :



Verzeichnis der rezensierten Autoren.

Verzeichnis der rezensierten Autoren



Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang VII 1938 Doppelheft 1/2

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

Seite

II. Besprechungen.

Philosophie :

Allgemeine Soziologie :

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Montaigne und die Funktion der Skepsis.

Von
Max Horkheimer.

In zwei Perioden der europäischen Geschichte hat die philosophische Skepsis glänzende Vertreter gefunden, am Ende der Antike und in der Renaissance. Bei den tiefen Unterschieden zwischen den Wirtschaftsformen der griechischen Polis und der Städte, die in den Entstehungsprozess der neuzeitlichen Nationalstaaten einbezogen sind, weisen die Erscheinungen des Übergangs doch gewisse Ähnlichkeiten auf. Beide Male finden auf dem Boden einer alten städtischen Kultur soziale Umschichtungen und Kämpfe statt. Die zentralistisch organisierten Gewalten schicken sich an, die führende geschichtliche Rolle zu übernehmen. Aus dem städtischen Bürgertum hervorgegangene, hochentwickelte Individuen sehen die Welt in einer politischen Entwicklung begriffen, welche die Werte eines geordneten Lebens : auf lange Zeiträume berechnete Wirksamkeit, persönliche Sicherheit, Zusammenarbeit der Parteien, Entfaltung von Gewerbe, Kunst und Wissenschaft in Frage stellt. Beide Male erstreckt sich der Prozess über Jahrhunderte. Die Ordnung war auch früher bedroht gewesen, jetzt wird die Unruhe permanent. Ökonomischer Aufstieg und schwere Krisen wechseln ab, reich gewordene Bürger dringen in die alten Patrizierschichten ein, ja depossedieren sie, alle sozialen Gegensätze differenzieren und verschärfen sich. Die städtische Blüte hat jedoch lange genug gedauert, dass mit der Arbeitsteilung die Verfeinerung der Bedürfnisse und Fertigkeiten einen hohen Grad erreichte ; es gab dort Menschen, die wussten, was Glück war, und eine zu gründliche Bildung besassen, um bei den Umwälzungen, die es fortwährend in Frage stellten, in religiöse und metaphysische Illusionen zu flüchten.

Die Geburt Pyrrhos, des Begründers der antiken Skepsis, fällt in die Zeit der Siege und des Todes von Epaminondas. „Nachdem“, so heisst es bei Burckhardt,[1] „Epaminondas noch einen Reflex in diese jammervollen Zeiten hineingeworfen hat, wird es in dieser

[1] Jacob Burckhardt. Griechische Kulturgeschichte, Bd. IV, Gesamtausgabe Bd. XI. Stuttgart 1931, S. 507/8.

Nation allmählich dunkel; es erfolgt die definitive Zerrüttung der Poleis. Während die Städte der Diadochenlande wenigstens ein ruhiges ökonomisches Dasein führten und nur die grössten sich etwa zu momentanen Krawallen erhoben, wankt in einer ganzen Anzahl alter griechischer Poleis der Boden unaufhörlich... Und jetzt geht neben aller Parteiung zwischen Makedoniern, Achäern und Ätolern die Ausartung des Staates ihren Weg unerbittlich weiter in Tyrannien spätester Bildung mit schrecklicher Söldnerwirtschaft und in gewaltsamen Oligarchien und Demokratien, welche sich durch Gemetzel, Verbannungen und Aufteilungen des Grundeigentums manifestieren. Die unvermeidliche, letzte Konsequenz jeder Demokratie, der Hader um den Besitz, führt zu einem wahren Höllenleben; immer wieder tritt der Kommunismus auf, und beide Parteien nehmen jede Allianz an, die zum Ziele führt, und erlauben sich alle Mittel. Indem allgemach alles, was geschieht, in immer schlechtere Hände fällt, vollendet sich der Bankrott der griechischen Staatsidee, der im Grunde mit jenem unsinnigen Emporschrauben des Bürgertums begonnen hatte. Echt griechisch ist zwischen dies alles hinein die Wonne, womit etwa eine Konspiration mit allen möglichen Finessen vorbereitet wird, aber man gerät in sonderbare Stimmung, wenn man daneben die gewaltige innere Festigkeit des vordringenden Roms in Betracht zieht, wo die Individuen vom Staat noch nicht innerlich losgelöst sind, einander auch noch nicht verfolgen, sondern zusammenwirken. Angesichts von Polybs Schilderung der letzten zwanzig Jahre des 3. Jahrhunderts sollte man glauben, dass damals der grösste Menschenverlust über die Nation gekommen sei, wenn man nicht wüsste, was schon vorher und dann wieder später geschah."

Als Begründer der modernen Skepsis gilt Montaigne. Sein Leben fällt in die Sturmjahre des sich formierenden Absolutismus. 1533, zur Zeit seiner Geburt, erreicht die einigermassen friedliche Periode, in die Frankreich seit dem Ende des Hundertjährigen Kriegs eingetreten war, ihren Abschluss. Eine gehobene Bürgerklasse ist entstanden. „Sie setzt sich zusammen aus Leuten, die ihr Glück in gewissen gewinnbringenden Gewerbezweigen gemacht haben, wie der Metzgerei, dem Tuchhandel, der Goldschmiedekunst, aus Reedern und besonders aus Finanzleuten, die Geldgeschäfte betrieben haben oder als Beamte des Königs oder der grossen Lehnsstaaten zu Geld und Gut gekommen sind. Diese reich gewordenen Bürger kaufen vielfach ländlichen Grundbesitz und selbst grosse Herrschaften und dringen so in die Reihen des Adels ein. Die Inhaber königlicher Ämter erhalten ebenfalls häufig Adelsbriefe... Das stellt den Beginn einer gesellschaftlichen Bewegung dar, die sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts in bemerkenswerter

Weise verbreitern sollte."[1]) Durch die Ausdehnung des Handels werden die Mittel der Zirkulation vermehrt, die Inflation ruiniert den alten Adel, und die unteren sozialen Schichten verelenden in grossem Massstab. Die Entlohnung der Arbeiter sinkt durch die Geldentwertung furchtbar. Natürlich wird die ganze Teuerung der Heraufsetzung der Löhne zugeschrieben, die in lächerlichem Tempo der rapiden Steigerung der Preise nachhinkt. Die Behörden springen den Arbeitgebern bei, setzen Höchstlöhne fest, verhindern proletarische Zusammenschlüsse, verbieten den Streik. Durch Elend bedingte Volksaufstände in den Städten folgen einander, Seuchen und Hungersnöte sind an der Tagesordnung.[2])

Die Klassenkämpfe zwischen Bürgertum und Proletariat wurden durch die zwischen den herrschenden Schichten kompliziert. Von der finanziellen Zerrüttung des Feudaladels gestärkt, schwankt der Hof unter den letzten Valois zwischen dem Bunde mit den alten Mächten, der Kirche und der nach Spanien schielenden Aristokratie und andererseits den fortschrittlichen Bürgern und der Reformation. Zum grossen Teil gehen die religiösen Bürgerkriege unmittelbar auf die ökonomischen Gegensätze der Herrschenden zurück. Das Elend der Massen diente zum Hebel, um sie für die jeweiligen Zwecke der Parteien in Bewegung zu setzen. Vor allem in den Händen des Klerus war der Mob ein ausgezeichnetes Werkzeug. Michelet findet den Ursprung der Bartholomäusnacht in dem 1561 in Paris geäusserten Vorschlag des Verkaufs der geistlichen Güter. „Seit dem Tag, wo die Kirche den König schwankend und nach dieser Beute begierig sah, machte sie eine lebhafte Wendung nach dem Volke zu, gebrauchte alle ihre Mittel der Predigt, des Almosens, des vielfältigen Einflusses, ferner ihre ungeheure Kundschaft, ihre Klöster, ihre Kaufleute, ihre Bettler und organisierte den Mord."[3]) Der Zustand Frankreichs nach den Bürgerkriegen gleicht dem des Deutschen Reiches im Dreissigjährigen Krieg. Die Bauern, denen die militärischen und sonstigen Banden ein Schicksal des Grauens bereiteten,[4]) drängten nach den Städten, deren Aufgaben unlösbar wurden. „Schon durch die Armen bedrängt, welche die Arbeitslosigkeit und der Geschäftsrückgang unter ihren Bürgern vermehrten, sahen sie mit wachsender Sorge die Leute vom flachen Lande zu ihren Toren strömen. Unnütze Mäuler, Hände ohne Arbeit, Demoralisierung, ansteckende Krankheiten, Verrat, Auf-

---

[1]) H. Sée, Französische Wirtschaftsgeschichte, Bd. I. Jena 1930, S. 57.
[2]) Vgl. a. a. O., S. 120/26.
[3]) J. Michelet, Histoire de la Révolution française, Bd. I. Paris 1879, S. 71.
[4]) Vgl. Montaignes eigene Schilderungen, z. B. Les Essais, hrsg. v. P. Villey. Paris 1930, Buch II, Kap. 32, S. 781/82.

ruhr, all das hatten sie von ihnen zu erwarten. Man schloss ihnen die Tore, aber sie hintergingen die Wachsamkeit und schlichen sich einzeln in die Städte oder drangen halb mit Erlaubnis, halb mit Gewalt in Massen ein. Man wies sie aus, indem man Bürger unter dem vielsagenden Namen Gaunerjäger (chasse-coquins) damit beauftragte, oder man konzentrierte sie in Lagern für Erd- und Abbruchsarbeiten, wo sie besondere Marken trugen. Pest und Hungersnot kehrten periodisch wieder und dezimierten die durch das Elend geschwächten städtischen Massen."[1]) Der miserable Zustand der Wege, die zahllosen Abgaben und Gebühren an jedem Ort, den man zu Land oder auf den Flüssen passierte, die Horden von Wölfen und Banditen machten die Unsicherheit so gross, dass in manchen Gegenden der Handel völlig stockte.[2]) Raub war an der Tagesordnung. „Tausendmal bin ich in meinem eigenen Haus ins Bett gegangen", schreibt Montaigne,[3]) „und habe mir vorgestellt, dass man mich in dieser Nacht verraten und umbringen wird."

Ebensowenig wie die Skeptiker der antiken Verfallsperioden flieht Montaigne unter den Schrecknissen des Übergangs zur Neuzeit in einen starken Glauben. Er verschmäht die Illusion der unbedingten Sicherheit. Es gibt allzu viele, die ihre Ansicht, sei es auf theoretischem oder moralischem Gebiet, für die absolute halten und sich gegenseitig widersprechen. Man braucht sich nur in der Literatur und in der Welt umzusehen, um darüber Bescheid zu wissen. Niemand kann zu Gericht sitzen und bestimmen, wer von den Herrschaften, die ihrer Sache alle so sicher sind, im Recht ist. Im Grunde sind sie bloss ungebildet. Schon die Sinne sind unsicher, erst recht die Begriffe. Einer Theorie sich zu verschreiben, ist immer beschränkt. Der Weise sieht die Masse der unbedingt gewissen Urteile an, von denen eines das andere umstösst, und lächelt. Bei jeder neuen Doktrin denkt er, dass ihr eine andere vorherging, die einmal ebenso in Schwung war, und eine dritte kommen wird, welche die gegenwärtige ablöst. Ihre sogenannten Überzeugungen pflegen die Menschen durch die Sitten, Erziehung, materielles Interesse oder sonstige Umstände zu erwerben. Sie sind angeweht „ohne Urteil und Wahl, meistens vor dem Alter, in dem man überhaupt etwas unterscheiden kann... Ist es da nicht ein Vorteil, von dem Zwang frei zu sein, der die andern gefesselt hält? Ist es nicht besser, sein Urteil in der Schwebe zu lassen, als sich in all diese Einbildungen zu verstricken, nicht besser,

---

[1]) G. Fagniez, L'économie sociale de la France sous Henri IV. Paris 1897, S. 78/79.
[2]) Vgl. a. a. O., S. 167.
[3]) Montaigne, a. a. O., Buch III, Kap. 9, S. 373.

unentschieden zu bleiben, als sich unter die turbulenten und streitsüchtigen Sekten zu mischen?... Man ergreife die anerkannteste Partei, niemals wird sie doch so sicher sein, dass man, um sie zu verteidigen, nicht hundert und hundert entgegengesetzte Parteien angreifen und bekämpfen müsste. Sollte man da nicht lieber überhaupt draussen bleiben!"[1]) Montaignes Reaktion auf die furchtbaren Zustände ist der Rückzug aus jeder Art von Unbedingtheit auf ein gemässigtes Selbstinteresse. Pyrrho hat ganz recht gehabt. „Er hatte keine Lust, Hammer oder Amboss zu sein; er wollte ein lebendiger Mensch bleiben, der vernünftig nachdenkt, die Vergnügungen und natürlichen Bequemlichkeiten geniesst, von seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten schlecht und recht Gebrauch macht. Das phantastische, eingebildete und falsche Privileg, dass der Mensch sich anmasst, die Wahrheit zu dozieren, vorzuschreiben und ein für allemal aufzurichten, hat er in gutem Glauben endgültig abgelehnt und aufgegeben."[2])

Auch durch seine Weltkenntnis und staatsmännische Begabung erweist sich Montaigne als Erneuerer der alten Skepsis. Pyrrho war mit dem Heer Alexanders nach Indien gegangen.[3]) Karneades, der bedeutendste Vertreter der akademischen Skepsis, hat an der Gesandtschaft griechischer Philosophen nach Rom teilgenommen und durch sein geschicktes Verhalten Erfolge erzielt.[4]) Montaigne war seinem Charakter nach ein Diplomat. Er gehörte dem neuen, aus dem Bürgertum heraufgekommenen Adel an und fühlte sich darum ganz als Adliger. Wenn er sich als Konservativer auch streng zur katholischen Staatsreligion bekannte und anlässlich der Religionskonflikte erklärte, es sei „weder schön noch anständig, bei den inneren Kämpfen seines Landes neutral zu bleiben",[5]) so hat er doch seine Rolle wesentlich in Verhandlungen und nicht etwa im Kampf gesehen. Als Bürgermeister von Bordeaux war er mustergültig objektiv. Seine gemässigte Haltung in den allgemeinen Fragen entspricht der Partei der „Politiker", die es gefährlich fanden, die katholische Staatsreligion gegen den Protestantismus des fanatischen Calvin einzutauschen, aber auch kein Bündnis mit dem rückständigen Spanien wollten. Die Formel „ein Glaube, ein Gesetz, ein König" erschien ihnen keineswegs als fraglos. Sie begannen zu versichern, dass „zwischen der römischen und der Genfer Intoleranz zwei Religionen in einem Staat Platz

---

[1]) a. a. O., Buch II, Kap. 12, S. 341/42.
[2]) a. a. O., S. 344/45.
[3]) Vgl. E. Zeller, Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung, 3. Teil, 1. Abt. Leipzig 1923, S. 497.
[4]) Vgl. a. a. O., S. 516.
[5]) Montaigne, a. a. O., Buch III, Kap. 1, S. 14/15.

haben."[1]) Montaigne hat das nicht so deutlich ausgesprochen, doch er hat mit beiden Parteien, dem Hof in Paris und den Hugenotten, Besprechungen geführt. Der Vertreter der Inquisition versicherte ihn in Rom seiner Gnade, und die protestantische Majestät von Navarra war bei ihm zu Gast. Es hat Goethes Bewunderung erweckt, dass „ein der römischen Kirche wie dem Königtum treulich und eifrig zugetaner Ritter... in Deutschland eifrige, freie Unterhaltungen mit katholischen sowohl als protestantischen Geistlichen und Schullehrern über abweichende Glaubensbekenntnisse und Meinungen" führte.[2]) Die philosophische Skepsis setzt bei Montaigne wie bei den Alten einen weiten Horizont voraus. Sie ist das Gegenteil der Engstirnigkeit. Ihr Stil ist die Beschreibung, nicht die Theorie. „Ich lehre nicht, ich erzähle", sagt Montaigne, und Goethe spricht es begeistert nach.[3])

Dass der skeptische Relativismus das Handeln unmöglich mache, wurde schon seinen griechischen Vertretern vorgeworfen. Sie erwiderten, um zu handeln, brauche man kein Wissen, es genüge die Wahrscheinlichkeit.[4]) Die Menschen handeln nicht aus absoluten Einsichten heraus, die es gar nicht gibt, sondern zumeist aus Vorurteilen und Gewohnheit. Da keine Meinung einen Vorzug vor der andern hat, so ist es auch niemals ratsam, den gegebenen Sitten und Einrichtungen entgegenzuwirken. Karneades verhielt sich „als echter Skeptiker", sagt Zeller;[5]) „er verzichtete darauf, etwas über die Gottheit zu wissen, aber er liess sich vom praktischen Standpunkt aus den Götterglauben als eine mehr oder weniger wahrscheinliche und nützliche Meinung gefallen." In der Praxis bedeutet die Skepsis das Verständnis für das Hergebrachte und das Misstrauen gegen jede Utopie. Wenn es keine Wahrheit gibt, ist es nicht klug, sich für sie einzusetzen. Zuweilen freilich ist selbst die Bekundung der Zurückhaltung gefährlich. Es gibt Zeiten, in denen der Staat nicht einmal die Freiheit gewährt, die herrschende Ideologie, wenngleich ihr gehorcht wird, bloss für wahrscheinlich zu halten. In solchen Perioden pflegt die Skepsis nur im stillen zu blühen, denn ihr Element ist nicht der Kampf, sei es auch nur der um ihre eigene Entfaltung als besondere Lehre. Wo Konflikte eintreten und der Skeptiker sich als mutig erweist,

---

[1]) H. Hauser, La prépondérance espagnole. Paris 1933, S. 57. Vgl. besonders Albert Elkan, Die Publizistik der Bartholomäusnacht. Heidelberg 1905, S. 87 ff.

[2]) Vgl. Goethe, Besprechung des deutschen Gil Blas. Sämtliche Werke, Cottasche Jubiläumsausgabe. Stuttgart und Berlin, Bd. 37, S. 206.

[3]) Goethe, Besprechung der Principes de philosophie zoologique von G. de St.-Hilaire. Sämtliche Werke, a. a. O., Bd. 39, S. 228.

[4]) Vgl. Zeller, a. a. O., S. 513.

[5]) a. a. O., S. 540.

wird er nicht so sehr durch seine Philosophie getrieben, dazu genügt auch nicht die zuweilen mit ihr verbundene Liberalität und Toleranz. Es tritt dann militante Menschenliebe hervor, die auch hinter einer skeptischen Gesinnung schlummern und das Indidivuum ergreifen kann. Seiner Art nach jedoch lässt der Skeptiker Erfahrung walten und den gesunden sensualistischen Menschenverstand. Unsere Sinne sind zwar ein armseliger Leitfaden, haben ja selbst die Tiere schärfere und vielleicht zahlreichere als wir. Die Wissenschaft immerhin, mit der es freilich nicht weit her ist, beginnt und endigt bei den Sinnen, „sie sind unsere Meister."[1])

Im Sensualismus stimmen die Skeptiker überein. Stets haben sie die Schulen bekämpft, die dem Denken, insbesondere der konstruktiven Theorie, eine eigene Rolle zugestehen wollten. Wenn es völlig eitel, ja sinnlos ist, von so etwas wie dem Wesen einer Sache auch nur zu reden, so gibt es doch Beobachtung und Verknüpfung von Erscheinungen und Vermutungen über ihre Wiederholung. Auf Erfahrung gründen sich die praktischen Fertigkeiten und Berufe, gegen die nicht das geringste einzuwenden ist. Nur ein Denken, das über die gegebenen Erscheinungen hinausgreift, jede Art des Urteils, die dem Plausiblen zuwiderläuft, ist dem Skeptiker als Dogmatismus und Spekulation verhasst. Unmittelbare Wahrnehmung und Reflexion, natürliches Bedürfnis, Gesetze und Herkommen, eingeschliffene Geschicklichkeit und hergebrachtes Wissen werden als die Normen des Handelns genannt.[2]) Die mit relativer Freiheit verbundene, fest gegründete Ordnung, die zu den Voraussetzungen bürgerlichen Verkehrs gehört, ist den Repräsentanten skeptischen Geistes zum massgebenden persönlichen Bedürfnis geworden. Die Ausbreitung der ökonomischen Beziehungen setzt sich in ihnen als Genuss der allgemeinen praktischen und theoretischen Bildung fort. Das gesellschaftliche Leben erscheint ihnen nur als Reproduktion des Bestehenden. Alles, was zur Reproduktion gehört, die praktischen und geistigen Tätigkeiten, werden ernsthaft nicht von ihnen angegriffen. Der Gedanke oder die Tat jedoch, die das Ganze in Frage stellt und die sie in jenen Perioden des Übergangs vor allem in Gestalt der inneren und äusseren Kriege kennenlernen, ist für sie der Schrecken. Die philosophische Skepsis ist der genaue Gegensatz zur Destruktion,

---

[1]) Montaigne, a. a. O., Buch II, Kap. 12, S. 510/11.

[2]) Vgl. hierzu Zeller, a. a. O., 3. Teil, 2. Abt., S. 71/73. Vgl. auch Raoul Richter, Der Skeptizismus in der Philosophie und seine Überwindung, Bd. I, Leipzig 1904, S. 102/3.

als welche sie zuweilen ihren eigenen Anhängern und Gegnern erscheint. Sie ist ihrem Wesen nach konservativ.

Die konservativen Züge treten bei Montaigne noch stärker hervor als bei den Alten, denen er sich anschliesst. Im Reich Alexanders oder in der Herrschaft der römischen Kaiser kündigten sich keine neuen Lebensformen an, die das gebildete Individuum zum Optimismus leiteten. In der skeptischen Philosophie der Alten zeigen sich Hoffnungslosigkeit und Leere, sie hat in der Macht der Imperatoren, vor der sie sich beugt, keinen vernünftigen weltlichen Inhalt mehr vor sich. Es besteht keine begründete Aussicht für das Individuum, in der Welt Befriedigung zu finden. Die alte Skepsis bereitet den mystischen Neuplatonismus und die christliche Askese vor. Montaigne sieht dagegen einen Absolutismus heraufziehen, mit dem er sich identifizieren kann, weil er die Konservierung des bürgerlichen Eigentums garantiert. Bei aller Schrecklichkeit der Bürgerkriege weiss er, dass das Leben weitergeht und dass auch diese Schwierigkeiten überwunden werden. Der Nationalstaat wird das neue Bürgertum beschützen und die Ruhe herstellen. Die Ataraxie Montaignes besteht in der behaglichen Einrichtung des seelischen Innern, in dem man von jeder Unbill ausruht. Die Enthaltung vom Urteil, die ἐποχή, wird hier zum Rückzug in die private Innerlichkeit, in der man, des Zwanges der beruflichen Lasten ledig, sich ordentlich erholen kann. Das Innere spielt im individuellen Leben die Rolle, die den Kirchen, Museen und Vergnügungsstätten, überhaupt der Freizeit im gesellschaftlichen Leben zukommt. In der bürgerlichen Ära sind die kulturellen Sphären, im einzelnen Menschen wie im sozialen Ganzen, von der Wirtschaft getrennt. Draussen in Beruf und Wirtschaft gebietet die Pflicht und das ökonomische Wertgesetz, das sich im Konkurrenzkampf durchsetzt. Im Reich der Kultur aber waltet ewige Harmonie.

Aus der Philosophie folgt keine besondere Handlungsweise, versichern die Skeptiker. Die Konsequenzen des Denkens erscheinen bei ihnen immer nur darin, dass sie gute und loyale Bürger sind, Montaigne tadelt die Stoiker und Christen, „welche sich selbst bedienen, auf hartem Lager schlafen, die Augen ausstechen, ihre Reichtümer fortwerfen und den Schmerz aufsuchen (sei es, um durch die Qual in diesem Leben die Seligkeit in einem andern zu erwerben oder um dem Sturz zu entgehen, indem man sich auf eine tiefe Stufe stellt).“[1]) Er selbst praktiziert eine andere Methode. „Es

[1]) Montaigne, a. a. O., Buch I, Kap. 39, S. 466/67.

genügt mir, solange ich unter der Gunst des Glücks stehe, mich auf seine Ungunst vorzubereiten und mir, während es mir noch gut geht, das künftige Übel vorzustellen, so stark es in der Einbildung nur gehen will : Auf diese Weise gewöhnen wir uns an die Abstiege und Wendungen des Schicksals und begegnen dem Krieg, wenn wir noch mitten im Frieden sind."[1]) Das ist der Stoizismus der reichen Leute. Montaigne hat „nichts Extravagantes in seinem Verhalten", sagt Pascal ;[2]) „er handelt wie die andern, und alles, was jene in dem dummen Gedanken tun, dass sie das wahrhaft Gute verfolgen, tut er nach einem anderen Prinzip. Nachdem die Gründe für die eine oder andere Richtung nämlich gleich wahrscheinlich sind, lässt er sich durch das Beispiel und die Bequemlichkeit bestimmen." Kurz, er handelt nicht so sehr nach dem, was er denkt, als nach dem, was er hat. Seine Unabhängigkeit stellt er in kennzeichnender Weise dar : „Man muss Frau, Kinder und Reichtum haben und vor allem Gesundheit, wenn's möglich ist; aber man soll sich nicht so daran hängen, dass unser Glück davon abhängt. Man soll sich ein Hinterstübchen reservieren, das ganz uns gehört, ganz frei ist und in dem wir unsere wahre Freiheit, Zurückgezogenheit und Ruhe haben. Darin sollen wir unsere gewöhnliche Unterhaltung mit uns selber führen, so privat, dass keine Störung, keine Beziehung zur Aussenwelt stattfindet. Darin können wir reden und lachen, wie wenn wir keine Frau, keine Kinder und kein Vermögen hätten, kein Gefolge und keine Diener, so dass, falls wir sie gelegentlich verlieren, es nicht neu für uns sei, sie zu entbehren."[3]) Er zieht sich in sein inwendiges Allerheiligstes zurück wie auf sein Schloss Montaigne und dort in seine Bibliothek und wie er sich auch auf Reisen begab. Das Leben zerfällt in den Beruf, andererseits in Zerstreuung, Erbauung usf. Der Beruf schliesst die Sorge um die Familie und staatsbürgerliche Pflichten mit ein. Jenseits davon beginnt der Zeitvertreib. Das verantwortliche Denken gehört einzig jenen realistischen Sphären an, in ihnen erschöpft sich der Ernst, im übrigen will man sich gehen lassen. „Denen, die mich nach dem Grund meiner Reisen fragen, pflege ich zu antworten, dass ich wohl weiss, was ich fliehe, aber nicht, was ich suche."[4]) D. h., ich reise „pour mon plaisir".[5])

---

[1]) a. a. O., S. 467.
[2]) Entretiens de Pascal avec M. de Sacy, nach dem Bericht von Fontaine. In : Pascal, Œuvres complètes, hrsg. v. F.Strowski. Paris 1931. Bd. III, S. 401/2.
[3]) Montaigne, a. a. O., S. 462.
[4]) a. a. O., Buch III, Kap. 9, S. 376.
[5]) a. a. O., S. 402.

Aus der Ataraxie wird in der neueren Skepsis zugleich die Zerstreuung und die beziehungslose und behaglich ausgestattete Innerlichkeit. Das Vergnügen in der Welt und der Rückzug ins eigene Innere sind bei Montaigne identisch. Wer in seiner Bibliothek sitzt oder eine schöne Reise macht, ruht angenehm bei sich selber aus. Die soziale Schicht in Frankreich, der er angehörte, besass die Mittel, ihr Privatleben erfreulich zu gestalten.

Bei den Massen bildete sich zur gleichen Zeit eine Innerlichkeit, die nichts von Erholsamkeit an sich hat. Der Zusammenbruch der ständischen Lebensordnung trieb die Armen zur neuartigen und schweren Arbeit in die Manufaktur. Die Arbeitslosigkeit und die steigenden Preise der Lebensmittel zwangen dazu, sich zu verdingen, wo nur immer eine Möglichkeit bestand. Eine neue Arbeitsdisziplin wird notwendig. Mit der neuzeitlichen Konkurrenz war die gemütliche Arbeitsweise, die noch im Frankreich des 16. Jahrhunderts vorherrscht, immer weniger vereinbar. Die vielen Feiertage, die Freizeit überhaupt, musste beschnitten, die Arbeit selbst intensiver gemacht werden. Es begann die Entwicklung, die den Arbeiter einerseits zu immer höherer Verantwortlichkeit und grösserer Leistung und andererseits zu dauernder Entbehrung zwingt. Die Anpassung der Massen an diesen Zustand vollzog sich durch Erneuerung des Christentums, im Protestantismus und im Katholizismus nach Trient. Eine Seite des Protestantismus entspricht genau dem Skeptizismus : wir vermögen keine sinnvolle Ordnung in der Welt zu erkennen. Die unteren Schichten sollen nicht mehr in der Erwartung auf die oberen blicken und die Menschen nicht mehr auf Gott, dass sich die Mächtigen der Ohnmächtigen annehmen und für sie Sorge tragen. Solche Hoffnungen sind töricht und verwerflich. Nicht an die Höheren hat das Individuum Forderungen zu richten, sondern an sich selbst. Es muss sich in Zucht nehmen. Seine materiellen Bedürfnisse kehren sich introvertiert in ebensoviel Anklagen gegen die eigene Erbärmlichkeit um. Ziehen daher die Individuen der Masse sich in ihr Inneres zurück, so finden sie dort keine vergnügliche Ruhe wie die kultivierten Bürger des Übergangs, sondern das eigene strenge Gewissen, das sie der Sündenschuld anklagt, nach ihren Fehlern und Lässigkeiten im Alltag durchforscht und zu weiterer Arbeit antreibt. Die genussfeindliche, die Person in sich entgegensetzende Innerlichkeit erfährt in den folgenden Jahrhunderten immer grössere Ausbreitung. Der Reichtum und die Bildung, die Montaigne mitbekommen hat, waren noch die Frucht der untergehenden ständischen Verhältnisse. In der neu aufkommenden bürgerlichen Ordnung existiert Kultur nur auf Grund der kapitalistischen Arbeitsform.

Wie die mystische Religiosität im Altertum skeptische Züge

trägt,[1]) so stimmt der Protestantismus mit Montaignes Kritik am Wissen überein. Der Angriff Luthers auf Vernunft und Wissenschaft unterscheidet sich einzig durch Grobheit des Ausdrucks von der skeptischen Ironie. In der Vernunft sieht er eine Hure, die Gott schändet und beleidigt.[2]) Nach Calvin sind alle Gedanken des Weisen eitel. In der Verdammung des theoretischen Denkens können sie sich nicht genugtun. Gottes Wort und der Obrigkeit soll sich der Mensch unterwerfen und nicht glauben, er sei aus sich selbst zu einer besseren Erkenntnis der Wahrheit und Aufstellung der Richtschnur seines Handelns fähig. Montaigne geht noch weiter. Das berühmteste Kapitel der Essais gilt der Verteidigung von Raymond Sebonds „Natürlicher Theologie", die nach thomistischer Tradition auch in geistlichen Dingen das Licht der Vernunft nicht entbehren wollte, ja sich bemühte, den Glauben auf ihr zu begründen. Sein Verteidiger aber spricht ihr jeden Wert ab, nicht bloss in der Theologie, sondern auch auf dem Gebiet der Wissenschaft.[3]) „Kann man sich etwas Lächerlicheres denken," sagt er in echt reformatorischem Stil,[4]) „als dass dieses elende und armselige Geschöpf, das nicht einmal Herr über sich selbst und von allen Dingen abhängig ist, sich Herr und Meister des Universums nennt, das es noch nicht einmal im kleinsten Teil zu kennen, geschweige denn zu beherrschen vermag." Unter den Meinungen der Alten schätzt Montaigne am höchsten „die, welche uns am meisten verachten, schlecht machen und vernichtigen; die Philosophie hat, scheint mir, nie so leichtes Spiel, als wenn sie unseren Dünkel und unsere Anmassung bekämpft, wenn sie mit Recht unsere Entschlussunfähigkeit, Schwäche und Unwissenheit erkennt."[5]) Nicht Luther, aber der humanistisch geschulte Calvin hat von der Vernunft noch höher gedacht. Zwar muss nach ihm „der Mensch, gerade indem er die Wahrheit sucht, inne werden, wie unzulänglich seine Denkkraft ist, sie zu suchen und zu finden... Keineswegs bleiben aber die Anstrengungen unseres Geistes in allen Fällen vergeblich und erfolglos, zumal wenn sie sich auf mehr untergeordnete Gegenstände richten."[6]) Montaigne ist entschiedener. „Die Pest des Menschen ist die Meinung, etwas zu wissen."[7]) —

---

[1]) Der neuplatonische Theosoph Philo bestritt die Möglichkeit des Wissens mit den gleichen Gründen, ja mit denselben Worten wie die Skeptiker. Vgl. Zeller, a. a. O., S. 9/10 und 390.

[2]) Vgl. die Zitate in dieser Zeitschrift, Jahrgang V (1936), S. 204.

[3]) Vgl. die Einführung Villeys zu Buch II, Kap. 12 der Essais, a. a. O., S. 208/9.

[4]) Montaigne, a. a. O., S. 235.

[5]) a. a. O., Kap. 17, S. 604/5.

[6]) J. Calvin, Unterricht in der christlichen Religion (Institutio religionis christianae), übertragen v. E. F. K. Müller. Neukirchen 1928, S. 126/27.

[7]) Montaigne, a. a. O., Kap. 12, S. 311.

„Nur die Dinge, die vom Himmel kommen, haben Recht und Autorität; sie allein tragen den Index der Wahrheit: die Wahrheit sehen wir daher auch nicht mit unseren eigenen Augen, noch empfangen wir sie durch unsere eigenen Mittel: diese heilige und grosse Idee könnte an einem so ärmlichen Ort gar nicht haften, wenn Gott ihn zu diesem Zweck nicht vorbereitete, wenn Gott ihn durch seine Gnade und besondere und übernatürliche Gunst nicht bildete und stärkte."[1]) Die menschliche Vernunft ist nicht bloss schwach, sie ist auch schädlich und gefährlich. „Leute, die richten und ihre Richter kontrollieren, ordnen sich niemals unter, wie es sich gehört. Um wieviel gehorsamer gegen die religiösen und politischen Gesetze und um wieviel lenkbarer sind doch die einfachen Geister ohne vorlaute Wissbegierde als jene, die in göttlichen und menschlichen Dingen Bescheid wissen und darin schulmeistern wollen!"[2])

Nimmt er die skeptische Ansicht an, so sieht sich der Mensch als „nackt und leer, er erkennt seine natürliche Schwäche und ist geeignet, von oben eine ihm fremde Kraft zu empfangen. Der menschlichen Wissenschaft entbehrend, ist er um so fähiger, die göttliche in sich aufzunehmen; um dem Glauben besser Platz zu machen, vernichtet er seine Vernunft. Er ist nicht ungläubig, noch stellt er irgendein Dogma gegen die allgemeinen Sitten und Gebräuche auf; er ist demütig, gehorsam, lenkbar, arbeitsam, ein geschworener Feind der Häresie und daher gegen die eitlen und irreligiösen Lehren immun, die von den falschen Sekten aufgebracht werden. Er ist ein unbeschriebenes Blatt, bereit, die Linien aufzunehmen, die es Gott gefällt, darauf zu schreiben."[3]) Das Wort gegen die Sekten ist gewiss auf die Hugenotten gemünzt, aber nicht auf ihren Glauben, sondern auf ihren Anspruch als französische Partei, die das ruhige Werden der Nationalmacht gefährdet. Mit der eigenen Gesinnung des siegreichen Protestantismus stimmt es überein. Auch Calvin hat politisches Denken und Aktivität gegen die Papisten entschuldigt und gefördert; in der Republik Genf war jedoch Demut beliebter als menschliche Eitelkeit, und der Glaube galt mehr als die Wissenschaft. „Auch den besten Geistern", heisst es in der Institutio,[4]) „dünkt es Torheit, eine ungerechte und tyrannische Herrschaft zu tragen, wenn man sie mit irgendeinem Scheingrunde abschütteln kann. Nach menschlichem Urteil wird es immer das Kennzeichen eines knechtischen und

---

[1]) a. a. O., S. 460.
[2]) a. a. O., S. 346.
[3]) a. a. O., S. 346/47.
[4]) Calvin, a. a. O., S. 135.

niedrigen Geistes sein, sie geduldig zu tragen; sie abzuschütteln aber, das Zeichen eines tapferen und grossen Herzens. Auch Beleidigungen zu begegnen, hält bloss menschliche Sittenlehre nicht für ein Unrecht. Der Herr aber verwirft solchen gar zu ‚hohen' Sinn und fordert Geduld, die bei den Menschen verächtlich ist." Im Hinblick auf die Staatsform ist menschliches Räsonieren der Privatpersonen müssig und eitel.[1]) Bei Luther wird den Menschen völlige Passivität auferlegt. Gegen seine Meinung von der Anmassung der menschlichen Vernunft erscheint Montaignes skeptische ἐποχή als schwächlich und Calvin als krasser Katholik. „Der Mensch muss gleich einem Lahmen mit schlaffen Händen und Füssen die Gnade als Werkmeisterin des Handelns erflehen."[2]) Wir müssen, sagt er,[3]) „auf den Punkt zurückkehren, nichts zu wissen, nichts zu begehren, nichts zu sein. Das ist ein kurzer Weg, ein Kreuzweg, auf dem wir am schnellsten zum Leben gelangen." Der Mensch „sündigt, wenngleich er tut, was er kann; denn aus sich kann er weder wollen noch denken."[4]) Die Lehre von der Schwäche der menschlichen Vernunft teilt Montaigne also mit den Protestanten. Beide verwerfen freilich das Denken nur, soweit es zum rechtmässig Bestehenden, zur gegebenen Ordnung in Gegensatz tritt, nicht die Wissenschaft als solche. Für Montaignes alte Philosophen hat auch Calvin nicht wenig Sinn. „Wollen wir wirklich leugnen, dass die Rechtsgelehrten des Altertums etwas vom Licht der Wahrheit hatten, die mit solcher Billigkeit das Staatswesen geordnet und das Strafrecht entworfen haben? Sollten die Philosophen in ihrer ausgezeichneten Beobachtung und kunstvollen Beschreibung der Natur ganz blind gewesen sein? Hat es denen an Verstand gefehlt, welche ein System richtiger Stoffbehandlung ausgedacht und uns die Kunst der Rede gelehrt haben?... Ganz im Gegenteil können wir die Schriften der Alten über diese Dinge mit höchster Bewunderung und Anerkennung lesen."[5]) Die Schroffheit Luthers in diesem Punkte ist durch Melanchthon gemildert. Schlecht ist der Geist nur als kritische Theorie und Praxis; sofern er sich ein- und unterordnet, als Gewohnheit, bürgerliche Tüchtigkeit, praktischer Verstand und als Kulturgut ist er im Protestantismus wie in der Skepsis geduldet.

Im Gegensatz zur reformatorischen Gesinnung erkennt Mon-

---

[1]) Vgl. J. Bohatec, Calvins Lehre von Staat und Kirche. Breslau 1937, S. 117. B. erkennt auch, dass Calvin in diesem Punkt mit Montaigne übereinstimmt.

[2]) Luther, Kritische Gesamtausgabe. Weimar 1883 ff. Bd. II, S. 240.

[3]) Luther, Sermo Die Epiphaniae. a. a. O., Bd. I, S. 123/24.

[4]) Luther, Quaestio de viribus et voluntate hominis sine gratia disputata 1516. a. a. O., S. 148.

[5]) Calvin, a. a. O., S. 128.

taigne als höchste Tugend jedoch nicht die absolute Selbstverachtung, sondern die Mässigung. Er sieht die kämpfenden Parteien als aufgeklärter Diplomat, Gewissensfreiheit bedeutet ihm Voraussetzung des Friedens. Nach ihm hat niemand recht, es gibt nicht Recht, sondern Ordnung und Unordnung. Aus den Unterhaltungen mit deutschen Protestanten zieht er den Schluss, dass die religiöse Frage auf einen Wortstreit hinausläuft. Luther legt die Bibel anders aus als die Papisten. Luther hat eine Partei gebildet; schon bilden sich Parteien, wie jetzt Luther auszulegen sei.[1]) Nicht religiös, sondern politisch hält Montaigne den Protestantismus in Frankreich für gefährlich; er fürchtet die Erschütterung. „Denn der gemeine Mann hat nicht die Fähigkeit, die Sachen nach ihrem Sinn hin abzuschätzen. Er urteilt nach Zufall und dem Augenschein. Hat man ihm einmal die Freiheit gestattet, Meinungen, die er vorher aufs höchste respektiert hat, wie die, welche sein Seelenheil betreffen, zu verachten und zu bekritteln, hat man einige Religionsartikel erst einmal bezweifelt und auf die Waagschale gelegt, so gelten ihm sogleich auch die andern Teile des Glaubens als geradeso unsicher, denn sie waren bei ihm weder durch grössere Autorität noch durch bessere Begründung gestützt als die, welche man erschüttert hat. Alle Eindrücke, die durch Gesetz und Brauch geheiligt waren,... schüttelt er nun ab, ‚denn begeistert tritt man mit Füssen, was man vorher nur allzusehr gefürchtet hat' (Lukrez). Er will von nun an nichts mehr gelten lassen, als was er seinem eigenen Urteil unterworfen und für gut befunden hat."[2]) Die katholischen Orthodoxen sind freilich nicht viel besser. Die Liga von Kirche, Spanien, dem Hause Guise und der ganzen, verkommenen Aristokratie verteidigte die ständisch-mittelalterlichen Lebensformen, in denen die parasitär gewordene Existenz der Partner noch möglich war. Auch sie verhetzen nach Montaigne das Volk, und zwar nicht bloss „aus wahrem Eifer gegen ihre Religion und heiliger Sorge, den Frieden und die überkommene Ordnung in ihrem Land zu erhalten"[3]), sondern auch um ihres persönlichen Vorteils willen. Weder der gemeine Mann im Heer noch die Führer meinen es so ernst mit der Religion. Den Herzögen von Guise waren schliesslich auch die Lutheraner angenehm, wenn es gegen Calvinisten ging.[4]) Die gerechte Sache,

---

[1]) Vgl. Montaigne, a. a. O., Buch III, Kap. 13, S. 572.
[2]) a. a. O., Buch II, Kap. 12, S. 213/14.
[3]) a. a. O., Kap. 19, S. 673.
[4]) Vgl. E. Lavisse, Histoire de France, Bd. VI. Paris 1904, S. 57/59 über die Begegnung der katholischen Würdenträger mit dem Herzog von Württemberg vierzehn Tage vor dem Massaker in Vassy, über das Guise den Herzog als einen „accident" informierte.

welche die Katholiken nach Montaignes Ansicht für sich haben, „ist nur Schmuck und Deckmantel; sie berufen sich wohl auf sie, aber sie ist bei ihnen nicht aufbewahrt, beheimatet und wahrhaft ergriffen : sie ist dort wie im Munde des Advokaten, nicht wie im Herzen und der Sorge des Klienten."[1] Montaignes Stellung entspricht der seines Zeitgenossen Bodin, der dem König bei Behandlung der Protestanten „die mildesten und heiligsten Wege" empfiehlt[2] und aus dem gleichen Grunde gegen die gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus ist wie Montaigne gegen seine Ausbreitung. Es kann sonst geschehen, sagt Bodin,[3] „dass diejenigen, die von ihrem religiösen Kult enttäuscht und von den andern angewidert sind, überhaupt Atheisten werden, wie wir es vor uns sehen, und dann, wenn sie die Gottesfurcht verloren haben, auch die Gesetze und Behörden mit Füssen treten. Sie werden sich in aller Art von Gottlosigkeit und Bosheit ergehen, gegen die man mit menschlichen Gesetzen nichts mehr ausrichten kann. Genau so, wie die stärkste Tyrannei nicht so elend ist wie die Anarchie, wo es keinen Fürsten und keine Behörde gibt, ist auch der allerstärkste Aberglaube bei weitem nicht so abscheulich wie der Atheismus." Die Neigung, in religiösen Fragen persönlich neutral zu sein, die Religion der Staatsräson unterzuordnen, die Hinwendung zum starken Staat als dem Garanten des sicheren Handels und Verkehrs entspricht den Existenzbedingungen der zu Geld gekommenen Bürger und ihrem Bund mit der absoluten Monarchie. Er machte in Frankreich unter Heinrich IV. seine glücklichste Periode durch und ist, widerwillig genug, erst am Ende des 18. Jahrhunderts gekündigt worden.

In Montaignes Haltung sind wichtige Züge des bürgerlichen Geistes ausgedrückt. Die Belanglosigkeit des religiösen Inhalts im Vergleich zu den Staatsinteressen haben repräsentative Denker in anderen Ländern, Machiavelli in Italien, Spinoza in Holland, Hobbes in England, ausgesprochen. Die Tendenz, die Wahrheit der Macht unterzuordnen, ist nicht erst im Faschismus aufgekommen; in der ökonomischen Situation des Bürgertums ebenso tief verwurzelt wie die freiheitlichen Züge, durchzieht der Irrationalismus die gesamte Geschichte der Neuzeit und beschränkt ihren Begriff der Vernunft. Die religiösen Ideen, ja die allgemeinen Ziele überhaupt treten hinter den Erfordernissen der Kapitalverwertung zurück. Aber nicht bloss in religiöser, auch

---

[1] Montaigne, a. a. O., Kap. 12, S. 220/21.

[2] Vgl. Lavisse, a. a. O., S. 181.

[3] Jean Bodin, Les six livres de la république. Ausgabe von Gabriel Cartier 1599, Buch IV, Kap. 7, S. 655.

in wissenschaftlicher Hinsicht hat Montaigne eine kennzeichnende Entwicklung eingeleitet. Den klassischen Rationalisten Descartes und Leibniz steht seine Denkart näher, als es scheinen könnte. Sie widerspricht nicht der durch sie begründeten Wissenschaft, bloss den Unternehmungen der alchimistischen und sonstigen Scharlatane, die er vor sich sah. Montaignes Einfluss auf den kartesianischen Zweifel und damit auf die kritische Haltung der modernen Naturerkenntnis wird stets hervorgehoben. Manche Stellen der Essais scheinen auf Kant zu weisen. „Man hat ganz recht, dem menschlichen Geist möglichst enge Grenzen zu setzen. In der Wissenschaft wie überhaupt muss man seine Schritte berechnen und regulieren, künstlich sein Gebiet ausschneiden."[1]) Montaignes Vorsatz, sich selbst zu schildern, dem sein ganzes Werk gewidmet ist, war für den Ursprung der grossen französischen Psychologie bedeutsam. Die unsystematische Form der Darstellung hat auch bei den systematischen Philosophen Schule gemacht. Man hat bemerkt,[2]) dass Descartes seine Lehren zuerst in essayistischer Weise geäussert hat. Der Discours de la Méthode enthält eine biographische Darstellung. Wie Montaigne teilt er die Gedanken als persönliche Ansichten mit. In England hat der Begriff der Essais eine glänzende Entwicklung durchgemacht,[3]) und Voltaire hat ihn, wahrscheinlich von dorther angeregt, in Frankreich wieder eingeführt.

Als Subjektivismus bildet die Skepsis einen wesentlichen Zug der ganzen neueren Philosophie. Solange die religiöse und weltliche Erkenntnis noch nicht getrennt war und die irdische Ordnung auch als die von Gott gesetzte erschien, galt Wissenschaft als objektiv. Die Struktur des Universums, welche die Menschen zu erkennen strebten, war seine wahre Struktur, die zentralen Begriffe spiegelten objektive Verhältnisse, echte Ideen wider, nach denen Natur, Mensch und Gesellschaft geschaffen waren. Der Nominalismus hatte diese Auffassung erschüttert. Die aristotelische Lehre, nach der die Dinge ihr Wesen in sich haben und wir sie nach dem erkennen, was sie wirklich sind, verlor ihre Autorität. Mit der fortschreitenden Zersetzung des mittelalterlichen Ordo erschien ihr Missverhältnis zur Realität der neuen Gesellschaft. Nicht durch die Harmonie von Materie und Form ist die Wirklichkeit gekennzeichnet, sondern durch den Gegensatz zwischen Materie und Form, zwischen der widrigen, zu bewältigenden Aussenwelt und dem mit seinen eigenen Zwecken und Ideen gegen sie kämpfenden Indi-

---

1) Montaigne, a. a. O., Kap. 12, S. 450.
2) Vgl. E. Cassirer, Die platonische Renaissance in England und die Schule von Cambridge. Berlin 1932, S. 110/11.
3) Vgl. G. Lanson, Les Essais de Montaigne. Paris 1930, S. 326/27.

viduum. Die Skepsis ist die Quintessenz des Nominalismus. Sie steckt in allen Tendenzen, die der aristotelischen Scholastik im Beginn der Neuzeit zuwiderliefen, denn die Subjektivierung der Erkenntnis, in der die widersprechendsten Systeme zusammenstimmen, ist eine skeptische Funktion. Auch der Platonist Ficinus bekämpft die Ansicht, dass die objektive Realität auf irgendeine Weise in den Geist gelange. Das Denken begreife in Wahrheit nur sich selbst und was es hervorbringe. Wissen ist keine Reflexion eines Objekts. „Das Urteil folgt der Form und Natur des Urteilenden, nicht des beurteilten Gegenstands."[1]) In dieser Hinsicht gehören Descartes, Hume und Kant zu einer Schule. Zur gleichen Zeit, zu der die fortschreitende Wissenschaft den Triumph erlebt, die Gültigkeit der Naturgesetze räumlich und zeitlich ins Unendliche auszudehnen und der himmlischen Seligkeit nicht mehr die kleinste Stätte lässt, wo sie sich abspielen kann, sinkt sie selbst zum subjektiven Auskunftsmittel herab. Ihre Begriffe erhalten den Wert von Orientierungsmarken. Solange diese philosophische Tendenz wie bei Pico mit einer exaltierten Auffassung vom Menschen zusammenging, ist ihr skeptischer Inhalt verschleiert. Aber solcher Glaube geht schon im Lauf der Renaissance verloren.[2]) Die Reduktion der Philosophie auf eine Logik und Erkenntnistheorie, deren Gegenstand die allgemeinen, gleichbleibenden Formen des Denkens bilden, wurde in den nächsten Jahrhunderten vollendet. Die Wissenschaften sind danach die Art und Weise, wie das Individuum mittels dieser Formen sich im Chaos der Gegebenheiten auskennt. Das einsame Ich, ein Kraftpunkt, ist die einzige verständliche Realität ; zu dem, was sonst noch sein mag, gibt es keine sinnvolle Verbindung, die Welt wird zum unverständlichen Draussen, dessen Existenz nicht einmal sicher ist, sondern durch komplizierte Schlüsse nachgewiesen werden muss. Das Ich ist allein in einer unsicheren, wechselnden, trügerischen Welt. So steckt Montaignes Denkart im Erkenntnisbegriff der neueren Philosophie.

Der positive Gehalt der Skepsis ist das Individuum. Trotz aller Reden über seine Unbeständigkeit und Kleinheit, seine Unfähigkeit zum wahren Wissen bleibt das Ich mit seinen Kräften das einzige Prinzip, auf das wir in Theorie und Praxis uns verlassen können. Von uns selbst hängt unser Glück ab. In der Analyse, der Hegel den Skeptizismus unterzogen hat, ist dies klar erkannt.

---

[1]) Ficinus, Theologia platonica de immortalitate animorum. Zitiert nach E. Cassirer, Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit, Bd. I. Berlin 1911, S. 92. Vgl. die gesamte dort gegebene Darstellung des Ficinus.

[2]) Vgl. die ausgezeichnete Darstellung H. Ritters in seiner Geschichte der Philosophie, Bd. X. Hamburg 1851, S. 288 ff.

„Das skeptische Selbstbewusstsein erfährt.. in dem Wandel alles dessen, was sich für es befestigen will, seine eigene Freiheit als durch es selbst sich gegeben und erhalten ; es ist sich diese Ataraxie des sich selbst Denkens, die unwandelbare und wahrhafte Gewissheit seiner selbst."[1]) So sehr die Ironie der eigentlichen Skeptiker gegen das schwache, wandelbare, empirische Ich, dem wir nun einmal uns anvertrauen müssen, vom Pathos des Rationalismus verschieden ist, mit dem er vom Subjekt als dem Prinzip der Erkenntnis spricht, bilden doch bei ihnen Wissen und Handeln des isolierten einzelnen den Inhalt der richtigen Philosophie. „Wir brauchen wenig Wissenschaft, um ordentlich zu leben," sagt Montaigne,[2]) „ ..Sokrates lehrt uns, dass und wie sie in uns zu finden ist und wie wir uns ihrer bedienen können. Alle unsere Kenntnisse, die über die natürlichen hinausgehen, sind meist bloss eitel und überflüssig. Es ist schon viel, wenn sie uns nicht mehr belasten und stören als weiterhelfen." Die Menschen sind auf ihre eigenen Kräfte angewiesen.

Montaignes Ansicht von dem, was wir dabei erwarten dürfen, ist massvoll. Die Stellung des Menschen in der Schöpfung ist nicht imponierend, und jedes Individuum ist ein Nichts im allgemeinen Geschehen. Die höchste Weisheit besteht darin, mit gesundem Verstand unsere Gaben zu entwickeln, gelassen dem Glück nachzugehen, das die Natur gewährt, uns ihr anzupassen, wie sie in und ausser uns, als Ablauf der Lebensalter, als physisches und psychisches Temperament sowie als Schicksal in der Welt jedem von uns gegeben ist. Natürlich handeln, ist die Maxime. Gewalt gegen sich selbst und andere, gegen Mensch und Tier ist Torheit. Es gibt keinen logischen Beweis gegen Tyrannei und Grausamkeit. Montaigne wendet sich nur von ihnen ab. Freie Entwicklung, Erziehung ohne Zwang, Entfaltung der naturgegebenen individuellen Kräfte ist sein humanes Programm, das er freilich nicht als Doktrin, sondern als Vorliebe und private Meinung ausdrückt. Zwischen Stoa und Skepsis macht er keinen grossen Unterschied. Der Inbegriff der Philosophie ist amor fati et naturae, in letzter Linie die Überwindung der Todesfurcht. Das ist die Quintessenz der Lebensweisheit, die er zu Anfang durch unablässige methodische Vorbereitung und später durch Beobachtung des einfachen Mannes, des „natürlichen" Menschen zu praktizieren suchte.[3]) Der richtige Tod wie das richtige Leben sind in die Hand des einzel-

---

[1]) Hegel, Phänomenologie des Geistes. W. W., Originalausgabe Bd. II, S. 156.
[2]) Montaigne, a. a. O., Buch III, Kap. 12, S. 510.
[3]) Vgl. Villeys Einleitung zu Kap. 20 in Buch I (S. 145) und zu Kap. 12 in Buch III (S. 504 /5) der Essais.

nen gegeben, er kann sich von den äusseren Wechselfällen unabhängig machen. „Was wir aus dem Leben ziehen, liegt nicht an seiner Ausdehnung, sondern an seinem Gebrauch : mancher hat lang gelebt, der wenig gelebt hat. Bedenkt es, solange ihr da seid. Ob ihr genug gelebt habt, hängt von eurem Willen, nicht von der Zahl der Jahre ab.“[1]) Im Hinblick auf die Möglichkeit des Selbstmords schreibt er den falschen Satz : „Keinem geht es lange schlecht ohne eigene Schuld.“[2]) Aber nicht bloss die Natur, sondern mehr noch die Gefängniswärter haben seit je schon Vorkehrungen gegen diesen Weg zur Flucht getroffen. Der leichte Tod in Reichweite eines jeden müsste die Angst vor dem Terror verringern, der noch stets die Gesellschaft am Ende zusammenhielt.

Die natürliche, ungehemmte Art, sich zu geben, wie sie aus Montaignes Ansicht folgt, war im ganzen bürgerlichen Zeitalter das Muster des gebildeten Mannes. Die gute Erziehung, in letzter Zeit auch die Psychoanalyse hat dieses Ziel. Wer Mangel an ihr zeigt, lenkt Verdacht auf sich. Er ist nicht angepasst, sein Verhältnis zur Realität nicht in Ordnung. Er trägt der Realität etwas nach, insgeheim ist er aggressiv. Bei den Spitzen der Gesellschaft und des Geschäfts hat sich ein feiner Instinkt für die Unnatürlichkeit eines Charakters ausgebildet. Wer sich im Umgang mit der Welt nicht frei und ohne Rankühne bewegt, wird an unmerklichen Zeichen rasch erkannt und hat keinen Erfolg. Im besseren Fall ist er neurotisch, im schlimmeren oppositionell. Der Anspruch, der Natur ihr Recht zu lassen, der mit der Emanzipation der Bürgertums zusammenhing, nimmt die Bedeutung an, unmittelbar und unbefangen zu einer Welt zu stehen, in der nichts in Ordnung ist. Im Beginn der Neuzeit treten humanistische Charaktere von der Art Montaignes hervor und erklären das natürliche Verhalten der gebildeten Persönlichkeit als die Norm des Handelns. An der aufsteigenden Bürgerklasse erfahren sie, dass der Mensch an sich des physischen wie des religiösen Zwangs entraten kann. Bei allen Unterschieden ihrer Theorien und Temperamente verbindet diese weltoffenen Geister der Genuss der intellektuellen und materiellen Güter der Kultur, die grosse politische Einsicht, die Schärfe des psychologischen Urteils und die Toleranz im Religiösen. Die gelassene Befriedigung der individuellen Bedürfnisse im Bestehenden ist ihre Lebensart, sie gehören selbst zum kultivierten Bürgertum. Bei einigen finden sich Beispiele grossen persönlichen Muts und der Solidarität mit den Unterdrückten, vor allem bei Agrippa von

---

[1]) Montaigne, a. a. O., Buch I, Kap. 20, S. 171.
[2]) a. a. O., Kap. 14, S. 121.

Nettesheim, dem tiefsten dieser Skeptiker, aber auch bei Montaigne.[1]) Irgendeine Verpflichtung jedoch wird abgelehnt. Montaigne zitiert einen alten Philosophen, „der lehrte, dass der Weise nur für sich selbst etwas tun soll; um so mehr, als er allein würdig ist, dass man etwas für ihn tut.“[2]) Es ist Geschmacksache, wenn er sich einmal anders verhält.

Angesichts solcher Verständigkeit erscheinen die Reformatoren als inhuman. Durch ihren Fanatismus vermittelt, entsteht der bürgerliche Massenmensch, der durch Umkehrung der materiellen Wünsche, Unterjochung der sinnlichen Regungen unter das unablässig antreibende Ich, Hereinnahme des ökonomischen und politischen Drucks als Pflicht in die eigene Seele dem Kindheitszustand des mittelalterlichen Menschen entwächst. Auch er fügt sich in die werdende bürgerliche Ordnung ein, aber mit Rankünе und einem starken Glauben, mit Eifersucht und Schuldgefühl, mit Sexualneid und Menschenhass. Die Idee der mütterlichen Kirche verliert die geschichtliche Basis in dem Mass, in dem die Kirche auf Grund der wirtschaftlichen Umwälzung ihre schützenden Funktionen aufgab und parasitäre Züge gewann; die einigende Führung der Christenheit durch den Papst weicht der Politik der Nationalstaaten und die geistliche Fürsorge der ökonomischen Selbstverantwortung des Individuums. Die Gläubigen nehmen einen verschlossenen Charakter an wie der Gott, an den sie glauben, und Gott trägt die Züge der Welt, die er regiert. Sie brauchen den Umweg über den unerforschlichen Gott, um sich anzupassen, weil ihre Existenz den natürlichen Bedürfnissen und jeder Idee von Gerechtigkeit zuwiderläuft. Die Höhe des Einkommens, das sich irrational, auf Grund des ökonomischen Wertgesetzes in seiner kapitalistischen Form, verteilt, wird zum Siegel der Gnade, auf die der Tüchtige hoffen, aber nicht bauen darf. In ihrer barbarischen Doktrin jedoch, mit der die geistlichen Führer das Volk an die neue Ordnung gewöhnten, wird ihm eine Konzession gemacht: mag Gott auch in Entfernung und Undurchsichtigkeit verharren,

---

[1]) Montaigne liess den Satz gegen die barbarische Justiz der Christen im Kapitel über die Grausamkeit (a. a. O., Buch II, Kap. 11, S. 198) stehen, obgleich ihm bei seinem römischen Aufenthalt der Vertreter der Inquisition, wenn auch höflich und lau, die Änderung empfahl. Der Essai über die Kannibalen (a. a. O., Buch I, Kap. 31), aus dem Shakespeare und Goethe einzelne Stellen wörtlich in ihre Dichtungen aufgenommen haben, gehört zu den schönsten des Werkes. Dort findet sich auch der gegen den Terror der herrschenden Mächte gerichtete Satz: „Ich meine, es ist barbarischer, einen Menschen lebendig aufzufressen, als ihn tot aufzufressen; barbarischer, einen Körper, der noch voll von Empfindung ist, in Martern und Höllenqualen zu zerreissen, ihn langsam zu rösten,... als ihn zu rösten und aufzufressen, wenn er schon hin ist.“ (a. a. O., S. 404). Die Mächtigen der Christenheit rangieren also tiefer als die Menschenfresser.

[2]) a. a. O., Buch I, Kap. 50, S. 582.

mag die himmlische Ordnung mit ihrer dunklen Prädestination oder ihrer irrationalen Rechtfertigungsgnade sich als Abbild des irdischen Verhängnisses entpuppen, immerhin existiert ein Prinzip, das mit der Welt nicht schlechthin identisch ist. Die Bestimmung des Menschen erschöpft sich nicht mit seiner Rolle in dieser Ordnung. Gewiss hat Luther die innere Freiheit eigentlich als Bejahung der äusseren Knechtschaft aufgefasst und christliche Liebe und Gleichheit kurzerhand mit Unterdrückung, Ausbeutung und Massenmord vereinbart, sobald es gegen aufsässige Massen und nicht gegen die Obrigkeit ging. Aber schon die Notwendigkeit, die christlichen Begriffe aufzunehmen und in verständlicher Sprache vom Evangelium zu reden, übt, wenn auch gegen den Willen der Reformatoren, eine kritische Funktion. Gewiss ist der Freiheitsbegriff Calvins fast auf nichts reduziert : der unbegnadete Mensch wählt mit Notwendigkeit, aber ohne Zwang das Böse. Trotz solcher kniffliger Bestimmungen, trotz vorsichtigster Beschränkung des Resistenzrechts, das Calvins Lehre einschliesst, vermag auch er die Spannung zwischen Gott als höchstem Souverän und den irdischen Mächten nicht völlig auszugleichen.[1])

Die Reformatoren konnten ihre Funktion, die Menschen zu frei sich unterordnenden Individuen zu erziehen, nicht erfüllen, ohne den Gegensatz zwischen dem Menschen und der Ordnung, in die er sich zu schicken hatte, wenn auch in verzerrter Weise, in ihre Lehren aufzunehmen. Gott und Welt, Freiheit und Knechtschaft, Naturtrieb und Gewissen, göttliches und irdisches Gebot sind darin unaufgelöste Widersprüche, unter denen der reale Widerspruch des Individuums, das sich zu entfalten strebt, zu den Verhältnissen des beginnenden Kapitalismus verborgen ist. Die historische Überwindung des Widerspruchs kann sich erst am Ende des Zeitalters vollziehen, wenn die materiellen Voraussetzungen zur Aufhebung der Klassen entwickelt sind. An seinem Beginn ist kein Ausweg zu erblicken, die soziale Ungleichheit erweist sich als Mittel des Fortschritts, und die Individuen werden gleichsam dem Weltgeist zum Opfer gebracht. Die Form jedoch, in der die Menschheit solches Unrecht wusste und das Bestehende an einem Ideellen mass, war die neue Religiosität. Die Vorstellung des göttlichen Gebots oder der Pflicht, die zu jener Zeit den Protestanten zur Verdrängung oder Sublimierung, jedenfalls zum Aufschub seiner materiellen Triebregungen anhielt, hat

---

[1]) Vgl. hierzu die Darstellung des Verhältnisses von Luther und Calvin zur Autorität in : Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung. Paris 1936, S. 140-160.

keine unmittelbare Beziehung zu einer vernünftigen Gesellschaft. Die Funktion der Reformatoren bestand ja in der Introvertierung der Massenwünsche, der Abwendung der Forderungen der Beherrschten von den Herrschenden auf ihr eigenes Innere.[1]) Der ökonomische Zwang wurde als göttlich verklärt. Aber die Menschheit war schon zu weit gediehen, um die Fürsten, die Behörden, reichen Bürger usf. schlicht als Götter und den Gehorsam gegen sie als das absolute Gute hinzustellen. Sie hat den Zustand eines primitiven Fetischismus überwunden. Auch das erneuerte Christentum ist keine blanke Anbetung von Macht und Erfolg, wenn auch einige Tendenzen diese Gesinnung gefördert haben; es enthält vielmehr im Gottesbegriff die Idee der Indifferenz des Menschen gegen die sozialen Unterschiede und weist über die Verhältnisse der Klassengesellschaft hinaus. Die Erkenntnis, „sie sagen Christus und meinen Kattun", erhellt das Zeitalter. Aber sie gilt für die Klassen nicht in gleichem Mass. Die Unterdrückten sagen Christus und meinten seit je eine menschenwürdige Existenz. Mag der Aufstand der Bauern, der unmittelbar die gerechtere Durchführung der grundherrlichen Ordnung im Sinne hatte, bloss als reaktionäre oder wegen seiner Ideen von Gleichheit, Brüderlichkeit und Billigkeit zugleich als fortschrittliche Bewegung gelten: die gequälten Bauern und Proletarier, die das wiedererweckte Evangelium mit ihren Forderungen identifizierten, fielen nicht bloss einem Irrtum anheim. Dass Luther in seiner Hetze, ein Blutbad unter ihnen anzurichten, keine Grenzen kannte, erinnert an die Wut des Renegaten. Er ahnte, dass seine Lehre Elemente enthielt, an die jene sich nicht ganz mit Unrecht halten konnten.[2]) Je deutlicher mit dem Fortgang der bürgerlichen Gesellschaft eine überlegene, rationale Organisationsform der Menschheit sichtbar wird und als Kampfziel in den bewussten Willen sozialer Gruppen übergeht, desto unangemessener wird die religiöse Ausdrucksform für die weitertreibenden historischen Tendenzen. In der gesamten Periode des Frühkapitalismus, von der Entstehung der Bettelorden bis in die Anfänge des 19. Jahrhunderts hinein, besass jedoch das Evangelium nicht bloss verklärende, sondern auch revolutionäre Bedeutung. Die Reformatoren haben es wenigstens nicht unmittelbar mit der irdischen Ordnung identifiziert, und die oppositionellen religiösen Geister von Müntzer bis Tolstoi haben es als

---

[1]) Vgl. über diesen Mechanismus den Aufsatz „Egoismus und Freiheitsbewegung". In: diese Zeitschrift, Jahrgang V (1936), S. 161 ff.

[2]) Vgl. F. v. Bezold, Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1890, S. 500/1.

„Gesetz, wie es im Herzen geschrieben ist“,[1]) den bestehenden Verhältnissen entgegengehalten.

Das Evangelium ist so die Negation der Skepsis, nach welcher das Handeln Geschmacksache oder eine Frage individueller Klugheit ist. Beim Skeptiker erscheint die Menschlichkeit als eine Art Schmuck seiner Person, als Besonderheit des Temperaments, wie der Sinn fürs Reisen. Sein Begriff vom Menschen erschöpft sich in der Vorstellung des isolierten, empirischen Ichs, das sich aus den vielen Augenblicken des Lebens zusammensetzt. So mild er gegen Mensch und Tier gestimmt sein mag, logisch bleibt sein Denken bloss um innere Ruhe und Sicherheit seines empirischen Ichs zentriert. Da er nicht einmal gedanklich und im Gegensatz zu seiner eigenen Erlebnisfähigkeit und Existenz etwas gelten lässt, wogegen sein Ich an Wichtigkeit verliert oder durch Solidarität über sich hinausreicht, wird dem Skeptiker das psychologische Befinden der so verarmten und abstrakt gemachten Seele zum höchsten strukturierenden Prinzip und ferner — so sehr er alle objektiven Werte leugnet — zum höchsten, ja zum einzigen philosophisch relevanten Wert. Ein weiterreichendes Interesse spielt bewusst keine Rolle bei ihm und ist nach seiner Meinung im Menschen nicht notwendig angelegt. Montaigne hasst die Unterdrückung sozial und privat. Aber die Anstrengung auf sich zu nehmen, das Unrecht abzuschaffen, liegt ihm seinem eigenen Zeugnis nach ganz fern. „Montaigne“, heisst es in einer modernen Studie über ihn,[2]) „will weder herrschen noch sich beherrschen noch beherrscht werden ; er ist bewegt und geblendet von moralischen Phänomenen ; er gibt sich der Betrachtung des vielfältigen Spiels des inneren Lebens hin ; er wächst, altert und stirbt in diesem Zustand einer angenehmen und schlaffen Passivität... Er schreckt vor dem Handeln zurück ; er verleugnet die Anstrengung ; er praktiziert sie nicht.“

Das Verhältnis von Skepsis und Religiosität hat in der neueren Zeit eine Entwicklung durchgemacht. Im 17. Jahrhundert wird hauptsächlich der Gegensatz herausgestellt. Pascal erkennt Montaignes Quietismus. Er mache aus dem richtigen Prinzip, dass die menschliche Vernunft sich selbst als unzulänglich erkenne und ausserhalb des Glaubens alles unsicher sei, ein sanftes Ruhekissen. Aus Angst, dass er im Verweilen bei einzelnen Problemen zu tief in sie eindringe, gleite er über sie hinweg.[3]) Vauvenargues hat das

---

[1]) Thomas Müntzer. Vgl. Günther Franz, Der deutsche Bauernkrieg. München und Berlin 1933, S. 418.

[2]) F. Tavera, L'idée d'humanité dans Montaigne. Paris 1932, S. 239.

[3]) Vgl. Pascal, a. a. O.

Urteil später wiederholt. Er verachtet Montaignes Unentschlossenheit und Neutralität.[1]) Auch die rationalistische Philosophie hat sich von Montaigne abgegrenzt. Dieselben historischen Tendenzen, die in der Religion den Menschen als Gewissen und Trieb in sich selbst entzweien, treiben in der Erkenntnistheorie zur Lehre vom rationalen Ich, das der Affekte Herr zu werden hat. Die Religion entspricht den Massen, deren geschichtlich notwendige Unterordnung nicht durch rationale Gründe motivierbar ist, sondern als Kreuz auf sich genommen werden muss ; die Philosophie kennzeichnet das Verhalten des Bürgertums, das den unmittelbaren Genuss aus Berechnung zurückstellt. Die blosse Beschreibung empirischer Zustände des eigenen Ichs, der Gewohnheiten, Sorgen und Vorlieben, der physiologischen und anatomischen Eigenheiten, wie sie in den Essais sich findet, hat nach Malebranche mit dem Studium des Geistes nichts zu tun. Montaignes vielgerühmte psychologische Kenntnis gilt ihm als oberflächlich.[2]) Von der konformistischen Lebensklugheit, die aus ihr hervorgeht, scheint sich auch Descartes in späteren Jahren abgewandt zu haben.[3]) Selbst Locke, der Montaigne in erkenntnistheoretischen und pädagogischen Lehren so weit gefolgt ist, nennt ihn auf gut puritanisch „voll von Stolz und Eitelkeit.“[4])

Aber der Gegensatz schleift sich ab : Mit dem Übergang von der absolutistischen zur liberalistischen Periode werden die vorwärtstreibenden Züge in der Religion überdeckt. Sie gewannen unter den besonderen Bedingungen des geschichtlich zurückgebliebenen Deutschlands im deutschen Idealismus eine neue Gestalt, deren Entwicklung auch hier vor dem siegreichen Liberalismus in der offiziellen Philosophie abbrach und nur in der proletarischen Opposition weiterging. Die Religion aber wird in der herrschenden Klasse zur ungebrochenen Bejahung der gesellschaftlichen Formen. Ihre Morallehre fällt mit der Praxis des anständigen Geschäftsmanns und ihre Pädagogik mit der Erziehung zu Sparsamkeit und Profitmachen zusammen. Zwischen dem kapitalistischen Verteilungsmechanismus und den Wegen Gottes wird der Unterschied ausgelöscht. Troeltsch hat die Differenz zwischen altem und neuem Protestantismus ausführlich dargestellt. „Der Glaube wird einfach zum Vertrauen und zur Hingabe an den gnädigen und heiligen Willen Gottes, wie er in der gegenwärtigen Entscheidung des

---

[1]) Vgl. Vauvenargues, Œuvres, hrsg. v. Gilbert, Bd. I. Paris 1857, S. 22 und 274/76.

[2]) Vgl. Malebranche, De la recherche de la vérité, II. Buch, 3. Teil, 5. Kap.

[3]) Vgl. Charles Adam, Vie et œuvres de Descartes. Paris 1910, S. 415.

[4]) P. King, The Life of John Locke, with extracts from his correspondence, journals, and common-place books. London 1830. Bd. I, S. 296.

von der Gemeinschaft erzogenen Gewissens sich äussert... Das Dogma tritt weit hinter die Ethik zurück. Zugleich ermässigt sich die Spannung zwischen christlicher und nichtchristlicher Ethik, zwischen Weltleben und christlichem Leben, geht die Bekehrungsidee in die der Läuterung über. Wie sehr die Sünde auch den Menschen hemmen und hindern mag,.. die Welt der Schöpfung ist von keiner Erbsünde in ihrem Wesen verändert worden... Die grosse Masse protestantischer Ethik schliesst theoretisch ihren unendlich mannigfaltigen Kompromiss mit den neuen ethischen Theorien... und denkt nicht mehr an den altprotestantischen Weltgegensatz und an die altprotestantliche Einheitlichkeit eines christlichen Kulturlebens."[1]) Der merkbare Unterschied zwischen dem Handeln aus Gewohnheit und Herkommen bei innerer Reserve, das die Skepsis lehrt, und dem absoluten religiösen Anspruch geht in der liberalen Theologie verloren. Es gibt nur noch das Fortkommen im Geschäft, von dem „Kultur" bloss einen anderen Zweig darstellt.

Das Verhältnis des liberalistischen Menschen zur Religion entspricht der skeptischen Denkart. Dies ist nichts weniger als ein kämpferischer Atheismus. Der Glaube an einen verborgenen Sinn kann in einer Ordnung nicht verschwinden, in der den Menschen die Resultate ihrer gesellschaftlichen Arbeit, die Schwankungen des Marktes, die ökonomischen Gegensätze und Krisen als Äusserungen unabhängiger Mächte, als Verhängnis oder Naturgesetz erscheinen. Die Religion spielt im Leben der Klassen eine verschiedene Rolle. Während sie denen, welche die Last der Gesellschaft zu tragen haben, zum Trost wird, der bestimmt ist, sie von der Verzweiflung und freilich auch von der Revolution abzuhalten, übt sie beim Individuum der herrschenden Klasse bloss die Funktion der Sanktionierung seiner persönlichen Verhältnisse wie der bürgerlichen Einrichtung der Gesellschaft überhaupt. Als Werkzeug bei der Erziehung ist sie im Liberalismus auch in den oberen Schichten unentbehrlich. Die bürgerlichen Tugenden beruhen auf der Zurückstellung der materiellen Triebregungen hinter die weitergehenden Interessen des abstrakten Ichs. Wirtschaftlicher Gewinn wird nicht um des Genusses, sondern um weiteren Gewinnes willen erstrebt, und dieses Streben selbst setzt sich bei jedem Gelingen immer aufs neue als sein eigenes Ziel. Der Mensch wird zum Agenten des Kapitals. Solche Gesinnung ist nicht mit Gründen noch allein mit physischem Zwang zu erzielen. Im Gottesglauben gibt daher die Pädagogik dem Zögling das Mittel

---

[1]) E. Troeltsch in: Geschichte der christlichen Religion (Die Kultur der Gegenwart, Teil I, Abt. IV, I, 2. Hälfte. Leipzig und Berlin 1922, S. 616/17).

in die Hand, die gesellschaftlich geforderten Eigenschaften in sich auszubilden. Wo in der Erziehung der Name der Vernunft (oder vielmehr der „cooperation") an die Stelle Gottes tritt, wie weitgehend im amerikanischen System der Gegenwart, ist sie auch ein irrationales Wesen, eine gebieterische, quasi religiöse Macht, die nur immer dem Menschen vorhält, dass er auf sich angewiesen ist, die Gegenwart der Zukunft unterordne, den ökonomischen Nutzen als Gesetz seiner Handlungen anerkenne und in der Konkurrenz bestehe. Im Bewusstsein des Erwachsenen tritt später die religiöse, irrationalistische Begründung seiner rationalistischen Denkart zurück, und sein Verhalten im Beruf und anderen Lebenszweigen gilt ihm als Ausfluss seines eigenen Charakters oder gar des Menschenwesens. Montaigne hat das Verhältnis zur Religion in dieser Periode mit eingeleitet. Es wird über sie kein negatives Urteil gefällt, sei es auch nur „esoterisch", nur insgeheim.[1]) Aber ihre Rolle im Denken und Handeln verändert sich. Die spezifisch religiösen Inhalte und die besonderen Angelegenheiten, Sorgen und Ziele des einzelnen treten auseinander, die Bereiche des bürgerlichen Lebens, der private und öffentliche, ebenso der geschäftliche, religiöse, politische grenzen sich gegeneinander ab. Die Freiheit der Erwachsenen von der Religion, der eigentümlich bürgerliche Unglaube besteht darin, dass jeder alles denken kann, ohne mit seinem Glauben in Konflikt zu kommen, ja ohne überhaupt eine andere Konsequenz aus ihm zu ziehen als die, welche ohnehin sozial gefordert ist. Die Vermittlung zwischen Denken und Existenz, die seit der Emanzipation des Individuums auseinandergetreten sind, wird unendlich differenziert. Die zuhöchst geachteten Ideen gelten insgeheim als Schein. Die verpönteste Gesinnung, der Menschenhass, beherrscht, ins Unbewusste verdrängt, diese Welt der Klassen und der Konkurrenz. Die Unterbrechung der Vermittlung stört keinen mehr. Alle wissen, was es mit Zucht- und Irrenhäusern auf sich hat, alle kennen den Zustand von Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit, jenen vergotteten Ideen, alle ertragen den Zustand und reproduzieren ihn. In dieser Periode wird das Ganze nur von einzelnen in Gang gehalten, und jeder einzelne wäscht seine Hände in Unschuld, er beruft sich auf die Übermacht, die sich wieder auf ihn beruft. Die Gesellschaft ist in unzählige Sphären und Subjekte auseinandergefallen und hat sich noch nicht als Subjekt zusammengefasst.

---

[1]) Die Darstellung Montaignes als Heiden in F. Mauthners sonst exakter Kennzeichnung (Geschichte des Atheismus, Bd. II. Stuttgart und Berlin 1922, S. 188) trifft nicht zu. Vgl. neuerdings gegen solche Auffassung M. Dréano, La pensée religieuse de Montaigne. Paris 1937.

Hume, dessen Skepsis für die liberalistische Philosophie und Wissenschaft repräsentativ ist, entfernt die Religion noch weiter von der Erkenntnis und vom Handeln als Montaigne. Auch er hat einen scharfen Blick für das Elend und die Ungerechtigkeit, er nimmt Schopenhauer vorweg. „Wenn ein Fremder plötzlich in diese Welt hinein versetzt würde, so würde ich ihm als ein Beispiel ihrer Übel ein Krankenhaus voll von Kranken, ein Gefängnis gefüllt mit Verbrechern und Schuldnern, ein Schlachtfeld besät mit Leichnamen, eine Flotte versinkend im Ozean, ein Volk daniederliegend unter Tyrannei, Hungersnot oder Pestilenz zeigen. Die heitere Seite des Lebens hervorzukehren und ihm einen Begriff von seiner Lust zu geben, wohin sollte ich ihn führen? Auf einen Ball, in eine Oper, an einen Hof?“[1]) Diese Erkenntnisse schaden jedoch nach Hume, der darin nur ein konsequenter Schüler Montaignes ist, der Staatsreligion nicht im mindesten. Die religiösen Ideen nehmen im Bewusstsein eine so erhabene Stellung ein, dass sie die Einsicht, welche mit der Praxis verknüpft ist, weder beeinflussen können noch von ihr verletzt oder bestätigt werden. Wo der Gegensatz zwischen der Religion und den Zuständen in der Wirklichkeit ernst genommen und entweder bis zur Negation der Religion oder der Wirklichkeit fortgeschritten wird, was bei den echten religiösen Denkern sowie bei den militanten Atheisten der Fall ist, entsetzt sich der Skeptiker. Die Philosophie erweist der Religion den schuldigen Respekt. „Es ist“, beginnt Hume in echt antikem Geist,[2]) „für die Philosophie, deren allbeherrschende Autorität überall anerkannt werden sollte, eine Art von Beleidigung, dass sie bei jeder Gelegenheit gezwungen ist, für ihre Ergebnisse Entschuldigungsgründe zu suchen und sich gegenüber den einzelnen Künsten und Wissenschaften, die sich von ihr gekränkt fühlen mögen, zu rechtfertigen. Dies erinnert an einen König, der des Hochverrats gegen seine Untertanen angeklagt ist. Nur eine Gelegenheit gibt es, bei welcher die Philosophie es für nötig und selbst für ehrenwert halten muss, sich zu rechtfertigen. Diese Gelegenheit tritt dann ein, wenn die Religion, deren Rechte ihr ebenso teuer sind wie ihre eigenen und die auch tatsächlich dieselben Rechte wie sie selbst besitzt, im geringsten angegriffen erscheint... Wenn.. meine Philosophie zu den Beweisgründen für die Religion nichts hinzufügt, so habe ich wenigstens die Genugtuung, zu wissen, dass sie nichts

---

[1]) D. Hume, Dialoge über natürliche Religion, 10. Teil, übers. v. F. Paulsen. Philos. Bibliothek, Leipzig, S. 106/7.

[2]) Hume, Traktat über die menschliche Natur, 1. Teil, hrsg. v. Th. Lipps. Hamburg und Leipzig 1895, S. 324/25.

von ihnen fortnimmt, also alles genau so bleibt wie zuvor."

Das philosophische Denken des liberalen Bürgers geht den gesellschaftlichen Dingen nicht auf den Grund. Soweit es nicht in einer der Sparten dieser Ordnung berufliche Funktionen ausübt, gilt es zunehmend sich selbst als müssig. Die Philosophie und Literatur beziehen sich zwar auch im 19. Jahrhundert noch auf das Ganze. Aber einerseits dienen auch sie durch Verklärung, Ablenkung und Beruhigung dem Fortgang des ökonomischen Prozesses in seiner gegebenen Form, andererseits werden die Werke der radikalen Schriftsteller, die das Ganze der Wirklichkeit religiös, künstlerisch oder philosophisch in Frage stellen, als blosser Bildungsstoff assimiliert. Arbeit und wirtschaftliches Fortkommen sind als Inhalt und Ziel der Existenz den Mitgliedern des Bürgertums und grossen Teilen der beherrschten Schichten in Fleisch und Blut übergegangen. Sie sitzen so tief, dass es darüber nicht mehr zur Reflexion kommt. Was nach Balzac „der Skeptizismus anerkennt : des Goldes Allwissenheit und Allmacht",[1]) ist zum wahren Gott geworden. Über Arbeit verfügt, wer im Besitz der Mittel zur Produktion des gesellschaftlichen Reichtums ist. Die Freiheit der anderen besteht darin, ihre Fähigkeiten zu verkaufen. Art und Ausmass der Güter, die der Erhaltung des Lebens und seiner Bereicherung dienen, werden durch den Verwertungsprozess des Kapitals bestimmt. Das Leben der Menschen hat an sich in diesem System keinen Wert. Es erhält ihn nur, sofern es in der ökonomischen Dynamik Verwendung findet, und auch hier nicht um seiner selbst willen, weil der Mensch leben soll, sondern als Kostenelement in der Profitwirtschaft. In der herrschenden Wissenschaft wird dieser Sachverhalt nicht dargestellt, es sei denn historistisch als irgendeine Ansicht, der andere entgegenstehen. Die kritische Literatur, die ihn im Roman gestaltet, wird bloss als Kunstwerk aufgenommen. Wie das bürgerliche Individuum seine eigene Philosophie den Stunden der Musse vorbehält und damit zum müssigen Denken macht, wird in der Gesellschaft die Erkenntnis und Kritik zum besonderen Geschäftszweig isoliert. Er soll Kultur besorgen, die bei solchen Produktionsbedingungen in der Unterhaltung aufgeht. Der Unterschied zwischen Wahrheit und blossem Spass wird gesellschaftlich ausgelöscht. Nach dem Sieg über den Feudalismus wird der kritische Geist des Bürgertums aus einer allgemeinen zur privaten Angelegenheit, aus einer praktischen zur kontemplativen Reaktion. So verbreitet sich die skeptische Denkart.

---

[1]) Balzac, Das Haus Nucingen, übers. v. G. Etzel. In : Menschliche Komödie, Bd. VIII. Inselverlag Leipzig, S. 319.

Mit dem Verschwinden des Liberalismus in der monopolkapitalistischen Periode ändert die Skepsis aufs neue ihre Bedeutung. Wie zu Anfang sieht sie sich einem Absolutismus gegenüber, den sie gelten lässt. Er unterscheidet sich jedoch von dem des 16. und 17. Jahrhunderts. Damals bestand die Rolle des Staates in der freilich antagonistischen Protektion des aufstrebenden Handels und Verkehrs. In der Gegenwart tendiert der Staat auch dort, wo reformistische Regierungen ihn zum Schutz der ökonomisch Schwächeren lenken wollen, schliesslich dazu, Organ der stärksten kapitalistischen Gruppen zu werden. Seine kennzeichnendste Form ist der Führerstaat, in dem sich die Verschmelzung der industriellen und politischen Bürokratien vollzieht. Er setzt die ökonomische Enteignung der kleineren Kapitalisten durch die grösseren mit politischen Mitteln fort und reguliert den Handel und Verkehr im Interesse der industriellen und politischen Gruppen, die als Resultat aus der Konzentration und Zentralisation der Kapitalien hervorgegangen sind. Unter diesen Verhältnissen zeigt sich die Haltlosigkeit des Skeptizismus. Die skeptische Negation hat bewusst auch das Ich nicht geschont. Hume hat seine Existenz geleugnet, Montaigne nennt bereits in der Widmung an den Leser sich selbst einen „nichtigen und eitlen Gegenstand". Und doch machen sie das Ich zum fast ausschliesslichen Thema der Philosophie, und doch bildet die Unabhängigkeit des Ichs vom äusseren Geschehen, der Versuch, sich nicht zu verlieren, Sinn und Ziel der skeptischen Denkart. Aber der Rückzug aufs Ich ist selbst ein Vorgang in der empirischen Welt. Er setzt innere Kraft und Persönlichkeit voraus. Persönlichkeit aber fällt nicht vom Himmel. Sie ist gesellschaftlich produziert und vergeht mit ihren Bedingungen. In bürgerlichen Demokratien ist es ohnehin zufällig, welchem Individuum die Möglichkeit der Entfaltung gegeben ist; die Schicht, die in Frage kommt, ist schmal genug. Unter der Herrschaft des totalitären Staats verschwindet die Möglichkeit überhaupt. Das Ich hat nicht bloss keine Gelegenheit mehr, sich zur Persönlichkeit zu bilden, auch die Festigkeit der noch vorhandenen Charaktere hängt vom Zufall ab. Gerät das Individuum in die Klauen der Macht, so kann es nicht bloss vernichtet, sondern verdreht und umgestülpt werden, je nach dem Grad, in dem die chemische und psychologische Technik fortgeschritten ist. Es stellt sich als der Wahn der Skepsis heraus, dass sie trotz allem das Ich für einen sicheren Ort der Zuflucht hält. Durch jede Faser ist es mit der materiellen Realität verbunden. Die Fähigkeiten, die es konstituieren, Sinne, Gedächtnis und Verstand, hängen nicht bloss am gut funktionierenden Körper, sondern am stetig fortlaufenden sozialen Prozess. Das Verhalten der Umwelt, ihre Sprache,

ihre Vorschriften, ihr Glaube bedingen die Existenz und Reaktionsform jedes einzelnen Ichs. Bis in die Nuancen hinein besteht es nur in Wechselwirkung. Die Meinung, etwas Festes, in sich Ruhendes an ihm zu haben, ist blosser Schein. Wie sehr das individuelle Ich aktiv sein mag, es ist an sich selbst bloss abstrakt, und wer es in seiner Isolierung zum Prinzip oder inneren Halt verdinglicht, hat nur einen Fetisch gemacht. Die Spannung gegen die Umwelt, der Widerstand, den ein unabhängiges Ich ihr zu bieten vermag, ist gesteigerte Unabhängigkeit gegenüber der aktuellen Situation, nicht gegenüber der Geschichte überhaupt. In Auseinandersetzung mit der Realität hat es ein relativ festes Gefüge entwickelt. Seine Spannkraft und die Ideen, die es der Wirklichkeit entgegensetzt, sind in ihr selbst geworden. Das skeptische Ich macht nicht sowohl bestimmte Ideen als den Zweifel zu seinem Wesen und glaubt, damit bei sich selbst zu sein. Aber es bleibt ihm, die Erfahrung zu machen, dass es ebensowohl Angst und Schmerz, Bejahung oder Empörung sein kann. Das Selbstbewusstsein und die Unabhängigkeit, in denen das Ich sich durch den Zweifel zu erhalten sucht, gehen sogar als psychologische Fakten mit dem Verfall der liberalistischen Gesellschaft zurück. Die Freiheit des Urteils, die das Lebenselement der Skepsis bildet, ist nur durch die Freiheit des sozialen Ganzen zu erfüllen, wozu im Unterschied zur skeptischen Distanz persönlicher Einsatz verlangt wird. Soweit die Skepsis sich als vernünftige Denkweise nicht bewahrt, indem sie sich aufhebt und bewusst zu ihrem eigenen andern, zum Glauben an die konkreten Möglichkeiten des Menschen wird, soweit sie, anstatt den herrschenden Zuständen zu widerstehen, die Gegenwart nach skeptischer Art mit innerem Vorbehalt gelten lässt und scheinbar unverändert, als Skepsis weiterexistiert, hat sie die Eigenschaft, eine Gestalt des Geistes zu sein, schon verloren. Das Ich kann sich nur noch bewahren, indem es die Menschheit auch im Ganzen zu bewahren sucht.

Die ἐποχή, die Zurückhaltung des Urteils, die innere Ruhe sind nach Montaigne nicht „frivol". Sie waren es auch damals nicht im gleichen Mass wie heute. Von der geschichtlichen Unruhe sich frei zu halten : die skeptische Mässigkeit bezeichnete im 16. Jahrhundert ein fortgeschrittenes Verhalten. „Auch die Tugend kann man zu sehr lieben, einer gerechten Handlung sich allzu heftig widmen... Ich liebe die gemässigten und mittleren Charaktere. Soweit selbst die Masslosigkeit gegen das Gute mich nicht schokiert, wundert sie mich, und ich weiss nicht, was ich zu ihr sagen soll."[1]) Darin lag historische Vernunft, solches Masshalten war

---

[1]) Montaigne, a. a. O., Buch I, Kap. 30, S. 379.

identisch mit der Bewahrung der eigenen Person, dem Beschreiten des objektiv richtigen Wegs der Toleranz im nationalen Staat. Es war die Unabhängigkeit vom Wahn der Religionsparteien. Das Augenmerk auf die Gestaltung der eigenen Person, die gehörige Distanz zu jenen Volksbewegungen mit ihren vernebelten Zielen war eine fortschrittliche, der Lösung historisch gestellter Probleme förderliche Haltung. Trotz des bewussten Quietismus enthielt sie ein dynamisches Moment wie die Religion. Montaignes ἐποχή entbehrt nicht der Solidarität mit der Menschheit. Sie zu praktizieren, enthielt die Tendenz, das Glück, um das es ihm fürs eigene Ich zu tun war, nicht bloss im Besonderen, sondern allgemein zu fördern. In der Gegenwart aber zeigt sich bloss die Eitelkeit des Prinzips. Im Frieden, den der liberale Skeptiker heute mit der autoritären Ordnung schliesst, äussert sich keine Praxis der Menschlichkeit, sondern der Verzicht auf sie. Der Faschismus protegiert nicht wie die absolute Staatsmacht jener Zeiten die wichtigsten sozialen Kräfte. Der Gehorsam, den Montaigne als guter Skeptiker gepredigt hat, galt einem Königtum, das mit reaktionären Gewalten im Streite lag. Der Gehorsam gegen die modernen Diktaturen, denen heute der Skeptiker sich anbequemt, ist die Gefolgschaft in die Barbarei. Montaignes relative Neutralität in den Kriegen der Hugenotten und Guisen war der Rückzug in die Bibliothek und ins feindliche Ausland. Die Neutralität im Kampf gegen die Führer und Bürokratien, die Abfindung mit den Verhältnissen des autoritären Staats im 20. Jahrhundert ist Teilnahme an der totalen Mobilmachung. Das Bündnis zwischen Absolutismus und Bourgeoisie, dem Montaignes Gesinnung zugehört, entspringt dem Emanzipationsprozess des Bürgertums aus dem bankerotten Feudalismus. Das Bündnis zwischen Bourgeoisie und den faschistischen Organisationen entspringt der Angst vor dem Proletariat. Aus der skeptischen Toleranz gegen die Freiheit des Gewissens wird der Konformismus mit dem Regime der Geheimpolizei.

Montaigne hat immerhin geschrieben : „Ich bin nach der Freiheit so begierig, dass ich mich um einiges beschränkter fühlte, würde mir auch nur der Zugang eines Landstrichs von Indien untersagt. Und solange ich anderswo Erde und Luft offen finde, werde ich nirgends herumlungern, wo ich mich verstecken muss. Mein Gott, wie würde ich unter den Verhältnissen schmachten, in denen ich so viele Leute sehe : festgehalten in einem Distrikt unseres Königreichs, ausgeschlossen vom Eintritt in die wichtigsten Städte und Höfe, ja vom Gebrauch der öffentlichen Wege, weil sie mit unseren Gesetzen in Konflikt gekommen sind. Wenn die Gesetze, unter denen ich stehe, auch nur die Spitze meines kleinen Fingers bedrohten, sogleich machte ich mich auf, um andere zu

finden, wo immer es sei."[1]) In solchen Worten ist nicht bloss reaktionäre Gleichgültigkeit, sondern auch ein revolutionärer Humanismus ausgedrückt. Heute gehen die Skeptiker nicht ausser Landes, wenn die Bürokratie sie drinnen nur existieren lässt, und schliesslich hat es keinen Sinn mehr zu gehen, weil „Erde und Luft" nirgendwo mehr offen sind und jener Landstrich in Indien denselben Gesetzen untersteht, vor denen man fliehen möchte. Die autoritäre Ordnung, die das Kapital in seiner gegenwärtigen Phase einigen Ländern aufgezwungen hat, beginnt schon, die Erde zu umspannen, und die skeptischen Staatsmänner der anderen, die Schüler Montaignes und Montesquieus, sinken vor ihr zusammen. Verhandeln hat zu verschiedenen Zeitaltern ein verschiedenes Gesicht. Was jetzt dadurch erreicht wird, ist die Festigung der Herrschaft des schwersten Kapitals in ganz Europa. Die nationalen Gegensätze zwischen den industriellen europäischen Grossmächten werden im Augenblick hinter die Notwendigkeit politischer Neuorganisation zurückgestellt. Schleichend oder in auffälligen organisatorischen Akten nähert sich die Welt innen- und aussenpolitisch der Diktatur als der dem Monopol am besten angepassten Regierungsform. Die Bourgeoisie muss sich damit vertraut machen, wie vor dem Krieg mit den technisch besseren Methoden und dem sogenannten Unternehmungsgeist der expansiven Industrienationen, was den konservativen Industriellen Westeuropas auch nicht leicht gefallen ist.

Kraft der ihr eigenen ökonomischen Gesetze hat die herrschende Gesellschaftsform die Stufe erreicht, wo der Mensch jener zufälligen und abstrakten Freiheit vollends verlustig geht, die er im Liberalismus besessen. Falls er nicht durch Natur und Gesinnung der Macht genehm ist, findet er keine Zuflucht mehr, weil die Erde sich rasend uniformiert. Wenn die Dinge so liegen, wenn schon das Bekenntnis zu persönlicher Unabhängigkeit, geschweige denn ihre noch so bescheidene Betätigung zu jenem Übermass an Tugend gehört, von dem Montaigne so befremdet war, wenn die Menschheit trotz ihrer unendlich gesteigerten Kräfte durch den Terror nationaler Cliquen an der vernünftigen Gestaltung ihrer Angelegenheiten verhindert wird, dann wird das skeptische Ausweichen, der Relativismus und die liberale Toleranz zur Rationalisierung der Menschenverachtung, eine nicht bloss theoretisch, sondern praktisch jeden Wert negierende Attitüde. Sie weist nicht einmal unbewusst und im Widerspruch zu sich die Solidarität mit den Menschen auf. Die Humanität, die bei den Alten wie bei Montaigne und selbst bei Hume

---

[1]) a. a. O., Buch III, Kap. 13, S. 577.

als Weltbürgertum und Diplomatie sich äusserte, hat ihre friedliche Gestalt längst abgestreift; jene Attitüde offenbart bloss noch den Wunsch, an der verkommenen Macht ein wenig zu partizipieren. Die Dummheit, dass ein Individuum oder eine Kollektivität durch Verständigung mit der sich ausbreitenden Gewaltherrschaft sich selbst oder die Welt vor ihr bewahren könne, ist als solche bereits so offenbar geworden, dass sie bloss noch als leichte Verhüllung der inneren Sympathie oder der Sorge um das investierte Kapital verstanden werden kann. Die skeptischen Diplomaten der nichtautoritären Länder in Europa, die aus Kulturliebe der Barbarei Konzessionen machen, haben dogmatische Bankiers hinter sich, die um ihre Guthaben bangen. Und selbst diese werden schwerlich gerettet werden. Machiavelli schreibt, „dass ein Feldherr der Schlacht nicht ausweichen kann, wenn der Gegner durchaus schlagen will."[1]) Er verhöhnte die „Müssiggänger von Fürsten oder solche weibische Republiken",[2]) die ihren Feldherrn bloss die Instruktion der Vorsicht geben. Die skeptischen Individuen und Gemeinwesen, die am Ende der bürgerlichen Epoche diese kraftlose Taktik einschlagen, sind solchem Vorwurf entrückt, sie wollen gar nicht siegen. Weder die Bourgeoisie als ganzes noch ihre Mitglieder sehen in der autoritären Ordnung ihren wahren Gegner — solches wird ihnen bloss im Wunschtraum versprengter Mitglieder angedichtet, die aus irgendeinem Grund das Unheil getroffen hat. Der Stil jener Emigranten, die, aus autoritären Staaten entflohen, die demokratische Umwelt zu „beeinflussen" suchen, indem sie jene denunzieren, dieser kluge Stil, in welchem die Gastländer im angeblich eigensten Interesse gewarnt werden, wie weltfremd ist er! Trotz aller inneren und äusseren Gegensätze, die zum Kriege treiben, haben die Vertreter der veralteten Ordnung einen gemeinsamen und grösseren Feind: die vernünftige Gemeinschaft der Menschen, deren Möglichkeit im Bewusstsein der Völker bestimmtere Umrisse annimmt und nur mit nacktem Terror für eine weitere Spanne auszubrennen ist. Die Skepsis steht heute gegen gar nichts mehr als gegen das Interesse an einer besseren Zukunft.

Der Wandel der Skepsis aus einer humanistischen Geistesverfassung zum reinen Konformismus ist im ökonomischen Prinzip der Epoche angelegt. Die Unabhängigkeit des Ichs, auf die der Skeptiker sich zurückzieht, gründet in der Freiheit des Individuums, die jedes ökonomische Subjekt in einer Warenwirtschaft geniesst. In der Neuzeit ist im Gegensatz zu den antiken Sklavenstaaten diese

---

[1]) Machiavelli, Discorsi, Buch III, Kap. 10. Zitiert nach: Gesammelte Schriften, Bd. I. München 1925, S. 355.

[2]) a. a. O., S. 356.

Freiheit allgemein. Jeder existiert dadurch, dass er ein Produkt von soviel Aufwand im Tausch zurückerhält, wie er durch seine eigene Arbeit zum Leben der Gesellschaft beiträgt. Alle sind frei, „jeder einzelne Mensch trägt die ganze Menschheit in sich.“[1]) Dass in der Philosophie das Individuum im Zentrum steht, dass der Autor der Essais sich selbst zum Thema macht, läuft der Humanität nicht zuwider. In einer Gesellschaft, die auf solchem Tauschprinzip beruht, mag sich jeder in sich zurückziehen, er ist sein eigener Herr, und in seinem Verhältnis zu den anderen wie der anderen zu ihm geht es mit rechten Dingen zu. Bei so geregelter Existenz hat die skeptische Ablehnung umwälzender Aktivität, die Feindschaft gegen die Kritik am Ganzen nichts Zynisches an sich. Der Mensch ist als gleicher anerkannt. Aber das Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft hat eine andere Seite, deren Entfaltung im Kapitalismus die Geschichte beherrscht und ihn der Auflösung entgegentreibt. Wenn Arbeit und Verfügung über Arbeitsmittel nicht je in einer Hand vereinigt, sondern sozial getrennt, d.h. auf verschiedene Klassen verteilt sind, dann vollzieht sich der freie Tausch als Arbeitsvertrag. Der eine Kontrahent gibt seine produktive Kraft, der andere das Geld, um sie durch Lebensmittel zu ersetzen. Dieser Akt entspricht dem Prinzip. Mit den Produkten, die der Arbeiter um seinen Lohn sich kaufen kann, lässt sich im Normalfall die Kraft ersetzen, die er dafür verausgabt hat; er kann sein Leben fristen. Im gesellschaftlichen Resultat jedoch ist die Gleichheit verschwunden. In den Produkten, welche die arbeitende Menschheit auf Grund der Verträge hervorbringt, steckt unendlich viel mehr Arbeitszeit, als zur Reproduktion des Lebens der Arbeiter notwendig ist. Über die Differenz verfügt das Kapital. Die Gleichheit der freien Individuen, die sich durch den Tausch erneuert, die Arbeit jedes Menschen als Grund seines Eigentums und seiner Macht, das Prinzip des Bürgertums also, auf dem seine Ideologie, seine Justiz und Moral beruhen, erweist sich daher als blosser Schein, der die wahren Verhältnisse verschleiert. Je weiter die Gesellschaft sich entwickelt, um so mehr zeigen das Prinzip und mit ihm der bürgerliche Freiheitsbegriff ihren inneren Widerspruch. Das Waltenlassen des Prinzips, die skeptische Ablehnung umwälzender Aktivität, die Feindschaft gegen die Kritik am Ganzen haben daher etwas Zynisches an sich. Sie bezeugen nicht die Einordnung in vernünftige, sondern die Unterordnung unter unvernünftige Verhältnisse. Die Skepsis ist bereit, die Freiheit jedes Individuums zu respektieren — sofern es

[1]) Montaigne, a. a. O., Kap. 2, S. 40.

sie nicht durch die Wirksamkeit der ökonomischen Gesetze und ihre politischen Konsequenzen verliert. Durch diesen Widerspruch trägt die moderne skeptische Gesinnung mitsamt ihrer Liberalität, ihrem Subjektivismus und Liberalismus einen harten, menschenfeindlichen Zug, sie ist nicht so gerecht und aufgeschlossen, wie es zuweilen aussieht. Die essentielle Harmonie mit Lebensformen, die auf sozialer Ungleichheit beruhen und durch den Vernichtungskampf der Konkurrenz vermittelt sind, macht den herrschenden Typus im tiefsten ungerecht und destruktiv, mag er im Rahmen des Möglichen, d. h. ohne die Basis anzutasten, zuweilen hilfsbereit und aufgeschlossen sein. Die Gleichheit und faire Chance für den Tüchtigen, die von den oberen Klassen so erfolgreich verkündet wird, sollte an dem Gefühl gemessen werden, mit dem einer von ihnen sein Vermögen verliert. Da er die Güter, die beim heutigen Stand der gesellschaftlichen Kräfte alle geniessen könnten, einmal genossen hat, wird er jetzt inne, dass ein Leben, in dem man bloss die eigene Arbeitskraft zu verkaufen hat, für ihn die Hölle ist.

Die Nachfolger Montaignes haben seit Hume ihre Redeweise nur wenig geändert. Im Grunde wird immer dasselbe wiederholt, dass alles begriffliche Wissen subjektiv, ein blosses Ordnen sei, die Theorie aber relativ und von der Praxis getrennt. Die Skeptiker sind nach wie vor liberal; sie fordern, dass auch der Person, die der herrschenden Partei nicht unbedingt willkommen ist, eine intellektuelle Wirksamkeit gestattet werde. Solche Bekenntnisse haben keine weitreichende Konsequenz. Einerseits sollen in den Universitäten nach der skeptischen Ansicht kritische Tendenzen bloss gegen die Einbildung, gegen sogenannte Ideologien, und gar nicht gegen das Bestehende laut werden. Dies ist schon darum harmlos, weil der Grund der autoritären Herrschaft wahrlich nicht in dem Wahn liegt, mit dem sie sich rationalisiert, sondern in der Struktur der gesellschaftlichen Produktion, die das Zeitalter beherrscht und den Menschen je nach der Stellung, die sie in ihr einnehmen, den Charakter aufprägt. Ideologien sind nicht primär. Eben weil der bürgerliche Typus kraft seiner Existenzbedingungen so nüchtern ist und in der Periode des Monopolkapitals wie im Liberalismus die Skepsis gegen den Geist als Wesensmerkmal zeigt, kann der Faschismus seine Losungen fast wie seine Generale wechseln. Was die Menschen heute ernst nehmen, ist nach wie vor das individuelle Fortkommen, jeder andere Glaube ist oberflächlich. Durch die Etablierung als eigene Sphäre, eben durch seine Emanzipation als Geist, ist der Geist zugleich zur Ideologie, d.h. zum Schein geworden. Im Liberalismus erweist sich die Ideologie als relativ konstant und substantiell, das abstrakte Bewusstsein der Freiheit ist ihr wesentlicher Inhalt; unter der Herr-

schaft des Monopols, in der Periode des bürgerlichen Verfalls, nimmt eine Losung nach der anderen das manifeste Denken ein. Die Skeptiker, die ohne Theorie, rein im Namen des Zweifels gegen Rassen- und andere Irrlehren auftreten, sind Sancho Pansas, die sich als Don Quixotes verkleiden. Im Grunde wissen sie, dass sie gegen Windmühlen kämpfen.[1]) Andererseits hat ihr Feldzug sogar das Gute, dass in den Augen des Publikums die Wahrheit leicht als auch so eine Irrlehre mit unterläuft. Der Skeptiker kennt keine Ideen mehr, er kennt nur noch Illusionen, die Unterschiede verwischen sich.[2]) Wer ohne Darstellung der Basis bloss die Ideologie angreift, übt schlechte oder vielmehr gar keine Kritik, wie geistreich sie auch sei. Das nicht mit einer bestimmten Theorie verknüpfte sogenannte Durchschauen und Auflösen von Ideologien, das schon Montaigne als Konfrontieren der zeitlich und räumlich verschiedenen Moral- und Religionsansichten von den Alten übernahm, hat heute leichtes Spiel. Das gesellschaftliche Ganze, nicht so sehr die Ideologie, bildet den Gegenstand der adäquaten Kritik in Theorie und Praxis.

Nicht bloss die Intellektuellen, die sich mit der Herrschaft des Monopolkapitals abzufinden suchen, auch der gemeine Mann ist sich im Grunde gleichgeblieben. Dass der Massenmensch der modernen Periode, wie er besonders in den autoritären Staaten vorkommt, von der Skepsis frei sei, ist ein Irrtum. Die ökonomischen Bedingungen, aus denen er hervorgeht, haben seit dem Liberalismus ihr Wesen nicht verändert, sondern eine soziale Gestalt erzeugt, in der das Individuum noch weniger gilt. Die Periode übt auf das Denken eine verkrüppelnde Wirkung aus; sie ersetzt die Idee der Allgemeinheit durch den Fetisch des Volkes. Aber „Denken heisst, etwas in die Form der Allgemeinheit zu bringen; sich denken, heisst, sich in sich als Allgemeines wissen, sich die Bestimmung des Allgemeinen geben, sich auf sich beziehen. Darin ist das Element der praktischen Freiheit enthalten.“[3]) Die Emanzipation der bürgerlichen Gesellschaft aus dem Mittelalter war gleichsam eine Reaktion „vom Element der Allge-

---

[1]) Gide bedauert (Essai sur Montaigne. Paris 1929, S. 109), dass Cervantes' Buch erst nach dem Tod Montaignes erschien. Es sei geradezu für ihn geschrieben. „Auf Kosten Don Quixotes wuchs langsam Sancho Pansa in ihm.“ Die Verwandtschaft des heutigen Skeptikers mit Sancho duldet von Beginn an keinen Zweifel. Neu ist, dass er sorgsam sich als Don Quixote gibt. Sein Rezept besteht darin, philosophisch radikal und sozial konformistisch zu sein. Dass Montaigne so verstanden wird, ist das Geheimnis seiner andauernden Popularität.

[2]) Vgl. hierüber R. Aron, La sociologie de Pareto. In: diese Zeitschrift, Jahrgang VI (1937), S. 489 ff.

[3]) Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. W. W., Bd. XIII, S. 113.

meinheit aus, gegen die in Partikularität gesplitterte Wirklichkeit."[1]) Das Prinzip, das die bürgerliche Gesellschaft beherrscht, hat eine höhere Allgemeinheit als das der feudalen Lebensordnung. Nach ihm soll jeder zu seinem Recht und seinem Glück kommen. Die Zwiespältigkeit des ökonomischen Prinzips jedoch, von der oben die Rede war, erzeugt notwendig und so, dass sich der Grund dem Bewusstsein der Menschen entzieht, immer wieder und auf erweiterter Stufenleiter die Ungleichheit. Indem der Faschismus unter dem Titel der Nation und Volksgemeinschaft einige formelle Erinnerungen an den Feudalismus, äussere Zeichen von Standesvorrechten, religiöse Erziehung und den Rest von Kindlichkeit und Faulheit abschafft, ja einige Gruppen aus der Masse durch materielle Vorteile korrumpiert, um desto brutaler die ökonomische Ungleichheit zu verschärfen, indem er ferner das Ganze für die Zwecke der herrschenden Gruppen militärisch organisiert und damit das Leben der Gemeinschaft „total" unter den Profitwillen der wenigen zwingt, verliert das Denken seinen Charakter. Die Begriffe Volk, Nation und Vaterland haben reale Gültigkeit, doch sind sie keine konkreten und zielsetzenden Ideen. Losgelöst vom Interesse an einer vernünftigen Gesellschaft, der Reichweite jedes kritischen Gedankens entrückt und in seiner gegebenen Gestalt zum Allerhöchsten aufgespreizt, kann der Begriff des Volks zum Götzen herabsinken. Der Tod für das Frankreich der grossen Revolution hatte einen anderen Sinn als Kriegsdienst unter Napoleon III. und Mac Mahon. Im Munde der Führer aber pflegt das Vaterland der Freiheit das gleiche Vaterland zu bleiben, auch wenn die Freiheit schon ausgerottet und der letzte Kämpfer verbannt oder erschlagen ist. Der Zwang gegen das Denken, dass es mit solchen verdinglichten Begriffen unbedingt im Einklang bleibe, dieses vorgegebene und seinem Wesen widersprechende Ziel wird ihm zur Fessel, in der es verkommt. Da freilich die Individuen heute zu entwickelt sind, um solche vorschriftsmässige Gesinnung völlig ernst zu nehmen, und andererseits zu unselbständig, um sie bewusst zu überwinden, nehmen sie den völkischen Inhalt oberflächlich an, wie der liberalistische Bürger seit je Geist annahm, und werden im Innern zu enttäuschten Skeptikern, die wie jener an gar nichts glauben als an Fortkommen und Erfolg. Skepsis und Mystizismus erweisen wie im Untergang der Antike und in der Renaissance auch heute ihre Affinität, nur dass heute der Skeptizismus nicht mehr religiös, sondern bloss noch völkisch ist.

Die Substanzlosigkeit aller Motive, die jeder zugunsten der

[1]) Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. W. W., Bd. IX, S. 453.

Verhältnisse vorbringt, von der Begnadung des Führers bis zur jüdischen Weltgefahr, wird in verschiedenen Graden der Vagheit gefühlt. Solches Gefühl macht sich als Zynismus geltend. Dies hat auch progressive Bedeutung. Dass die Bedürfnisse des modernen Lebens dazu zwingen, unter dem uniformen Handeln und Sprechen das richtige Wissen, wenn auch nur als Instinkt, als Ahnung, eben als tiefe Skepsis gegen alles, was Geltung hat, doch auszubilden, die Lockerung der Beziehung von Ideologie und Überzeugung, die verborgene Entwicklung der Rationalität auch bei zurückgebliebenen Schichten sind Prozesse, die sich unabhängig vom Willen der Herrschenden vollziehen. Sie setzen alte Tendenzen in beschleunigtem Tempo fort. Die Gesellschaft hat sich nach dem Liberalismus keineswegs als Subjekt zusammengefasst. Sie hat noch kein Bewusstsein, mit dem sie sich in Freiheit und Gerechtigkeit entfalten könnte. Sie besitzt im Führer jedoch einen Mund, der sich zu ihrer Ungerechtigkeit und Knechtschaft bekennt. Im Zusammenhang mit der strafferen ökonomischen Organisation, die, wenn auch verzerrt, eine geschichtliche Notwendigkeit vorwegnimmt, bedingt die weitgehende Illusionslosigkeit der als idealistisch und rauschhaft misskannten faschistischen Mentalität ihre Überlegenheit über die liberalistische Umwelt. Die individuelle Freiheit im Innern der Staaten und gar die idealistische Verbrämung der imperialistischen Aussenpolitik war eine Ideologie, deren Widerspruch zur Realität immer offenbarer wurde. Insofern nun die Religion der Macht und ein brutaler Realismus besser zur Aufrechterhaltung der sozialen Hierarchie des Monopols als das Christentum passen, was schon Machiavelli ahnte, ist die zynische und begeisterte Skepsis des Faschismus der idealistischen Skepsis des letzten Jahrhunderts voraus.

Der Faschismus ist nicht wider die bürgerliche Gesellschaft, sondern unter bestimmten historischen Bedingungen ihre konsequente Form. Kraft der Gesetzmässigkeit, die seinem eigenen System einwohnt, vermag das Kapital in der gegenwärtigen Periode eine steigende Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr für die Befriedigung allgemeiner Bedürfnisse zu beschäftigen. Es gewinnt den Charakter oligarchischer Cliquen, die sich anschicken, die Welt neu aufzuteilen, um sie mit modernen Mitteln auszubeuten. Das ist die Richtung der europäischen Entwicklung. In dieser Periode legen die vermittelnden Kategorien ihren humanitären Schein ab. Das allgemeine Äquivalent, das Geld, das die Menschen grundsätzlich einander gleichzustellen schien, verliert den ephemeren Charakter der Selbständigkeit. Stets hat es gesellschaftliche Beziehungen vermittelt und ausgedrückt. Heute tritt dies offen zutage. Die nationale Gruppe, die einen guten Produk-

tions- und Unterdrückungsapparat besitzt und auf Grund dessen zur straffen militärischen und sozialen Organisation fortschreitet, wird immer unabhängiger vom Geld oder zwingt es vielmehr am Ende in seinen Dienst, wo es anzutreffen ist. Im Innern werden die Finanzen auch formell vom Kapital und seinem Staat in die Hand genommen. Er bestimmt darüber, wie die beherrschten Gruppen leben. Die Staatsausgaben, um die Massen ans Regime zu binden, untereinander zu trennen und zweckmässig durchzuorganisieren, öffentliche Arbeiten, offizielle Hilfswerke usf., der sogenannte Sozialismus, begegnen nur im Übergang zum Faschismus ernsthaftem Widerstand, solange keine unzweideutig der schwersten Industrie verschworene Regierung existiert. Die Klagen der kleineren Unternehmer werden eingespannt, bis die richtige autoritäre Macht formiert ist, vor der das Aufbegehren rasch zum harmlosen Nörgeln herabsinkt. So lange geht die Obstruktion und erweist die Ohnmacht jedes anderen als des faschistischen Rezepts. Mit der scheinbaren Unabhängigkeit des Parlaments verschwindet die scheinbare Unabhängigkeit der Geldmacht. Die Schicht, die über die Mittel der materiellen Produktion verfügt, die industrielle und politische Bürokratie tritt auch formell als massgebend hervor. Die Konkurrenz hat stets bloss als vermittelnder Faktor funktioniert. Sie tritt nun im Innern der Staaten zurück. In Deutschland war die schwere Industrie, die mit dem autoritären Staat zur offenen Herrschaft kam, in jenem Augenblick insolvent, gegen andere Industrien weit zurückgeblieben. Nach liberalistischen Konkurrenzprinzipien war sie trotz ihrer Macht ganz ungesund. Im Faschismus konkurriert die Macht jedoch wesentlich nur international, im Innern setzt sie den Kampf gegen widerstrebende Industrien wie gegen die Arbeiterschaft mit staatlichen Mitteln fort. Es zeigt sich ferner, dass der Vertrag nur der Form nach dem Arbeitsverhältnis zugrundelag ; Dekret und Befehl treten jetzt offen an seine Stelle, er gewinnt neue Bedeutung als Abkommen zwischen gleich starken Cliquen innerhalb des Staats, nicht unähnlich manchen Verhältnissen im Mittelalter. Im neuen Recht werden die Allgemeinheit des Gesetzes und die Unabhängigkeit des Richters offen preisgegeben.[1]) War die Ungleichheit im Liberalismus durch das gleiche Recht verschleiert, was, da der Schleier selbst nicht substanzlos war, ein Minimum an Freiheit garantierte, so wird jetzt mit den Menschenrechten als mit einer Ideologie reiner Tisch gemacht. Einzelne Gruppen, ja Individuen werden besonders vom Gesetz betroffen, Rechtsgesetze rückwirkend

---

[1]) Vgl. F. Neumann, Der Funktionswandel des Gesetzes im Recht der bürgerlichen Gesellschaft. In : diese Zeitschrift, Jahrgang VI (1937), S. 542 ff., besonders S. 565 ff.

in Kraft gesetzt. Der Richter wird aus dem verspotteten Phonographenamt befreit, in dem er das Recht bloss interpretiert und verlautbart hat; er rückt zum unmittelbaren Vollstrecker der höheren Befehle auf und wird damit dem Henker gleichgestellt. Auch mit anderen sozial kennzeichnenden Wesenheiten vollzieht sich diese Entschleierung.

Angesichts des Grauens, das während der gegenwärtigen Zersetzung einer historischen Lebensform der Menschheit ausbricht, sieht es aus, als sei neben der völkischen Mystik, die in ihrem Grunde einen skeptischen Nihilismus trägt, auch die Zeit der edleren Skepsis wiedergekommen, die in der Antike die letzte Auskunft des verzweifelnden einzelnen war. Aber die Geschichte ist inzwischen fortgeschritten, und die Menschen haben die Mittel erobert, auf der Erde das Glück einzurichten. Daher ist die Skepsis der Gebildeten, die schweigend ihren Frieden mit dem Bestehenden machen, heute nicht edler als die gemeine Skepsis der Mitläufer. Mit den heutigen Skeptikern käme Montaigne in Konflikt. Es ist seine Lust „und vielleicht nicht ohne Übermass, dass er einen Polen so gut wie einen Franzosen ins Herz schliesst und die nationale Verbindung der universellen und allgemeinen unterordnet.“[1]) Nur zum Teil darf der Grund für solche Bekenntnisse darin gesucht werden, dass Montaigne dem nationalen Prinzip, das sich später als revolutionär erwies, nicht folgen konnte und dem Mittelalter noch verhaftet war. Die Menschenliebe ist nie bloss reaktionär. Mit der Neutralität gegen den Faschismus, mit dem heruntergekommenen modernen Skeptizismus hat sie nichts zu tun. Der faschistische Typus Mensch und sein Ideal, die Erniedrigung des Menschen unter Menschen, sind das Widerspiel des Humanismus, erscheine er in religiöser oder in skeptischer Gestalt. „Die Mehrzahl der freien Personen“, sagt Montaigne in dem Zusammenhang, in dem er die Tiere noch über die Menschen stellt,[2]) „verkaufen um sehr geringe Bequemlichkeit ihr Leben und ihr Wesen an fremde Macht... Hat es den Tyrannen jemals an Menschen gefehlt, die ihnen ergeben waren, einige sogar mit der Verpflichtung, sie wie im Leben so in den Tod zu begleiten? Ganze Armeen haben sich so ihren Führern verpflichtet. Die Eidesformel der Gladiatoren gelobt das Folgende: Wir schwören, uns fesseln, schlagen und mit dem Schwert töten zu lassen und alles zu erdulden, was die wahren Gladiatoren von ihrem Herrn und Meister erleiden; wir verpfänden feierlich und heilig Körper und Seele zu seinem Dienst. ‚Verbrenne mir den Kopf, wenn du willst, renne mir ein Schwert durch den

[1]) Montaigne, a. a. O., Kap. 9, S. 378.
[2]) a. a. O., Buch II, Kap. 12, S. 256/57.

Leib oder zerfleische mir den Rücken mit Peitschenhieben' (Tibull). Das war eine wirkliche Verpflichtung,[1]) und tatsächlich fanden sich in irgendeinem Jahr zehntausend, die sie auf sich nahmen und dabei zugrunde gingen." Trotz aller Mahnungen zum Gehorsam, die Montaigne in die Nähe der Reformatoren bringen, den als Mannestreue bis zum letzten Hauch maskierten Sado-Masochismus hat er immerhin durchschaut. Der Konformismus mit der schlechten Wirklichkeit, die Exzision der Idee der Allgemeinheit aus dem Denken, seine Beschränkung auf Geschäft und Fachwissen, bringt in der Gegenwart auch bei den Gebildeten die Verfälschung aller essentiellen Begriffe hervor. Auch der Weise bleibt jedoch auf die Dauer theoretisch nicht immun, wenn er sich in der Praxis an die Feinde der Menschheit assimiliert.

An der Beurteilung Montaignes im 19. Jahrhundert lässt sich das Werden des neuen Geistes verfolgen. Es wird immer stärkerer Nachdruck auf seine Persönlichkeit, seine Distanz zur Aktualität, vor allem auf seinen Hass gegen die Masse gelegt. Montaigne gilt als grosser Mann. Nicht die schlechtesten bürgerlichen Denker haben die armselige Verfassung der Menschen und die Verlogenheit des öffentlichen Geistes in der liberalistischen Periode erkannt, ohne freilich einen anderen Ausweg zu sehen als die romantische Illusion einer neuen Aristokratie, die „Adelsmenschen", wie Ibsen sagt. Die harmonische, von der gesellschaftlichen Umwelt unabhängige, isolierte Persönlichkeit, abgehoben gegen den Herdenmenschen, galt ihnen als das geschichtliche Ziel. Sie konnten bei Montaigne Bestätigung finden. Die Massenkultur war seine Sache nicht. Es gibt Unterschiede zwischen den Menschen. Das Wissen ist sehr hoch zu schätzen; es kommt nur darauf an, wer es besitzt. „Für eine wohlgestaltete Seele ist es ein nützliches Zubehör, für eine andere korrumpierend und schädlich; oder besser, es ist eine Sache von äusserst kostpieliger Anwendung, ihr Besitz erfordert grossen Aufwand; in der Hand des einen ist es ein Szepter, in der des andern ein Narrenstab."[2]) Seine Stellung zu den Bürgerkriegen scheint derjenigen Goethes ähnlich zu sein, wenn man davon absieht, dass zwischen den religiösen Kämpfen in Frankreich und der grossen französischen Revolution ein Unterschied besteht. „Das wenige, was ich an Verstand

---

[1]) Die Eidesformel entspricht nicht der Wirklichkeit, sie stammt aus der Belletristik. Ein moderner Kommentator (vgl. die englische Übersetzung der Essais von E. J. Trechmann, London 1935, Bd. I, S. 453) meint, sie sei weder von den Gladiatoren der Wirklichkeit noch des Romans ernst genommen worden. Dafür verleiht sie der Gesinnung autoritärer Gefolgschaften in der Gegenwart um so exakteren Ausdruck.

[2]) a. a. O., Kap. 8, S. 287.

habe," sagt Montaigne,[1]) „verwende ich bei den gegenwärtigen Bürgerkriegen darauf, dass sie meine Bewegungsfreiheit nicht beschränken." Ausdrücklich heisst es: „Ich verabscheue die Neuerung, welches Gesicht sie auch trägt, und ich bin im Recht, denn ich habe sehr üble Wirkungen von ihr gesehen."[2]) Das Misstrauen gegen die Volksbewegung enthält auch im 19. Jahrhundert nicht bloss ein reaktionäres Element, sondern wie im sozialen Pessimismus, zu dem es gehört, eine Erkenntnis. In der Bitterkeit des Pessimismus verbirgt sich die Ahnung, dass es um das allgemeine Glück in der herrschenden Gesellschaftsordnung trotz der Versicherungen ihrer Apologeten schlecht bestellt ist. Der Widerspruch zwischen den Errungenschaften der Technik und dem wachsenden Druck auf die Massen, zwischen den Erfolgen der Naturwissenschaft und der steigenden Unsicherheit, den die Liberalisten durch die Lehre von der gesellschaftlichen Harmonie und von der Möglichkeit unbegrenzten Fortschritts zu verhüllen suchen, wird bei den konservativen Denkern ernst genommen. In den politischen Bewegungen, die das Zeitalter durchziehen, ist ferner die Masse noch nicht fähig, eigene Ziele durchzusetzen. Sie erscheint als Material der bürgerlichen Politik und wird zur Entwicklung und Erneuerung des Systems benützt, dessen Last sie selbst zu tragen hat. Sie zieht aus, um sich zu befreien, und befreit die bürgerliche Form des Eigentums. Ihre Aktion ist widerspruchsvoll wie die Ordnung, die sie schliesslich befestigt. Die sozialpsychologische Erfahrung, die nicht bloss in der grauenvollen Lehre De Maistres und Bonalds, sondern auch von Goethe und Nietzsche verkündigt wird, ist besser begründet als der Mythos von der Kraft des Volks, der unentwegte Glaube an die gesunden Instinkte der Masse. Für den Theoretiker der proletarischen Gruppen, die heute über die bürgerliche Ordnung hinaustreiben, ist naiver Respekt bloss schädlich. Im Kampf um die Gesellschaft ohne Klassen, der seit Mitte des 19. Jahrhunderts aktuell wird, muss die Masse sich aus einem blossen Material zum Subjekt erst organisieren, den Charakter der Masse abstreifen. Dem Theoretiker ist dabei die Haltung der Bewunderung nicht angemessen. In seiner Solidarität mit der Sache der Unterdrückten ist die Verneinung der Masse oder des Volks, wie es in der bürgerlichen Politik gelenkt wird, enthalten und aufgehoben. Die Solidarität bezieht sich nicht ausschliesslich auf den Menschen, wie er ist, sondern auch auf ihn, wie er sein kann. Das negative Moment, das Wissen um die dunklen Züge des Menschen, fehlt dem dialektischen Denken nicht, die Kritik ist sein Lebenselement.

---

[1]) a. a. O., Kap. 13, S. 577.
[2]) a. a. O., Buch I, Kap. 23, S. 223.

So tief jedoch die durch Feindschaft geleitete Analyse der Verfassung bestimmter bürgerlicher Massen dringen mag, das aristokratische Ideal, an dem sich das konservative Verdammungsurteil orientiert, ist unhaltbar. Der abgelöste Begriff der Persönlichkeit, deren Wesen es nicht berühren soll, ob sie in einer aufsteigenden oder die Menschen erniedrigenden, in einer grauenvollen oder vernünftigen Gesellschaft existiert, hat in der Renaissance eine progressivere Funktion als in der gegenwärtigen Periode des Verfalls. Nietzsche hat sich erst allmählich von der Geschichte distanziert. „Die einzelnen können gar nicht schöner leben, als wenn sie sich im Kampfe um Gerechtigkeit und Liebe zum Tod reif machen und opfern... Man kann nicht glücklich sein, solange um uns herum alles leidet und sich Leiden schafft; man kann nicht sittlich sein, solange der Gang der menschlichen Dinge durch Gewalt, Trug und Ungerechtigkeit bestimmt wird; man kann nicht einmal weise sein, solange nicht die ganze Menschheit im Wetteifer um Weisheit gerungen hat und den einzelnen auf die weiseste Art ins Leben und Wissen hineinführt.“[1]) Solche Urteile, die freilich durch das, was schliesslich gefordert wird, nämlich die tragische Gesinnung, schon damals gemildert waren, haben noch nichts mit Aristokratismus und Massenfeindschaft zu tun. Damals hat Nietzsche Montaigne in die richtige Beziehung zur Gegenwart gesetzt. „Was der einzelne Montaigne in der Bewegtheit des Reformationsgeistes bedeutet, ein In-sich-zur-Ruhe-kommen, ein friedliches Für-sich-sein und Ausatmen — und so empfand ihn gewiss sein bester Leser, Shakespeare, — das ist jetzt die Historie für den modernen Geist. Wenn die Deutschen seit einem Jahrhundert besonders den historischen Studien obgelegen haben, so zeigt dies, dass sie in der Bewegung der neueren Welt die aufhaltende, verzögernde, beruhigende Macht sind: was vielleicht einige zu einem Lobe für sie wenden dürften. Im ganzen ist es aber ein gefährliches Anzeichen...“[2]) Nietzsches Lob ist zweischneidig. „Mit ihm würde ich es halten, wenn die Aufgabe gestellt wäre, es sich auf der Erde heimisch zu machen.“[3]) Später wächst seine Bewunderung für den skeptischen Franzosen mit dem Ekel vor den Deutschen und freilich auch mit seinem Irrtum über den Sinn der Revolution. Er verhimmelt die Persönlichkeit. Wenn Montaigne erklärt, er sei von allen Seiten schlecht behandelt worden und den Ghibellinen Welfe, den Welfen Ghibelline gewesen;

---

[1]) Vgl. Nietzsche, Vierte Unzeitgemässe Betrachtung. Werke, Grossoktavausgabe. Leipzig 1917. Bd. I, S. 521/22.

[2]) a. a. O., S. 512.

[3]) a. a. O., S. 400.

die Anklagen seien jedoch stumm geblieben, weil er sich peinlich ans Gesetz gehalten,[1]) sieht ihn Nietzsche schon zu Lebzeiten „auf den Index im Vatikan gesetzt, allen Parteien längst verdächtig“ und spricht von „seiner gefährlichen Toleranz, seiner verleumdeten Unparteilichkeit.“[2]) Er macht ihn zum Heroen, der er gewiss nicht war.[3])

Trotz allem spricht aus Nietzsche mehr noch die Kritik am Bürgertum des Verfalls als die Achtung vor der sich verfestigenden Kapitalmacht. Seine Bewunderung für Montaigne weist auf den humanen Sinn der Utopie vom Übermenschen und lässt die „Führergestalten“ der Gegenwart als ihr Zerrbild erscheinen. Sie stellen gleichsam die geschichtliche Antwort auf Nietzsches Irrtum dar, dass in Zukunft noch Persönlichkeiten existieren könnten, wenn die bürgerliche Masse weiterexistiert, dass nicht die Emanzipation, sondern die Versklavung der Masse die Bedingung einer menschlichen Zukunft sei. Nietzsche ist widerspruchsvoll wie Montaigne selbst. Die ungebrochene Tendenz, Montaigne durch Betonung seiner harten Züge mit dem kaiserlichen Deutschland zu versöhnen, tritt dagegen in einer Fehlleistung Diltheys hervor. Montaigne stimme „den Stoikern bei in der Bevorzugung der starken, männlichen und freudigen Gefühle vor der Passion des Mitleids, die er Frauen, Kindern und dem eingebildeten Haufen zuweist.“[4]) Aber es steht bei Montaigne an der von Dilthey angezogenen Stelle[5]) gar nicht, dass er den Stoikern beigestimmt,

---

[1]) Vgl. Montaigne, a. a. O., Buch III, Kap. 12, S. 520/21.

[2]) Nietzsche, Werke, a. a. O., Bd. XIV, S. 176/77.

[3]) In Wirklichkeit waren die kritischen Äusserungen über Montaigne zu seinen Lebzeiten nicht sehr bedrohlicher Natur (vgl. Pierre Villey, Montaigne devant la postérité. Paris 1935, S. 56 ff.). Die Inquisitoren des Sacro Palazzo haben nach der Lektüre der Essais Montaigne versichert, dass sie seine gute Absicht und Liebe gegen die Kirche zu ehren wüssten. Er solle in Rom bleiben und in Harmonie mit ihnen leben (Vgl. Montaigne, Journal de voyage, hrsg. v. Lautrey, 2. Aufl. Paris 1909, S. 274). Er hat es erreicht, den Titel eines Römischen Bürgers zu erlangen. Der Wortlaut der Urkunde war, wie er selbst bemerkt, so ehrenvoll gehalten wie der Bürgerbrief des Herzogs von Sore, des eigenen Sohns des Papstes (a. a. O., S. 266/67). „Sokrates aus Frankreich“ nannte man ihn im Vatikan (vgl. a. a. O., S. 268 Anm.). Auch an sonstigen Ehrungen war sein Leben nicht arm. Auf den Index wurden die Essais erst 1676, fast hundert Jahre nach ihrem Erscheinen, gesetzt (vgl. P. Bonnefon, Montaigne et ses amis, Bd. II. Paris 1898, S. 38). Nietzsches Urteil entspricht der Version, die auch Buckle annimmt. „Unter der Maske eines Mannes von Welt, der natürliche Gedanken in gemeinfasslicher Sprache ausdrückt, verbarg Montaigne einen hohen und kühnen Forschergeist... er war kühn, denn er liess sich durch die Vorwürfe nicht irre machen, womit die unwissenden Dogmatiker allemal die überschütten, deren Einsicht den Zweifel herbeiführt.“ (G. Th. Buckle, Geschichte der Zivilisation in England, deutsch von A. Ruge, Bd. I, 2. Abt. Leipzig und Heidelberg 1865, S. 14/15).

[4]) W. Dilthey, Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation. Gesammelte Schriften, Bd. II. Leipzig und Berlin 1921, S. 37.

[5]) Montaigne, Essais. a. a. O., Buch I, Kap. 1, S. 7/8.

sondern bloss, dass sie Entsprechendes behauptet hätten. Und nicht bloss Frauen, Kinder und der gemeine Mann[1]) waren nach Montaignes Urteil dem Mitleid unterworfen, sondern ebenso er selbst. „Sowohl aus Natur als aus Vernunft", heisst es in den Essais,[2]) „hasse ich unter allen Lastern als das äusserste grausam die Grausamkeit, und zwar geht das bis zu solcher Weichheit, dass ich nicht ohne Unbehagen sehen kann, wie man einem Huhn den Hals umdreht, und mit Pein einen Hasen unter den Zähnen meiner Hunde stöhnen höre, obgleich doch die Jagd ein grosses Vergnügen ist." Es kommt ihm mehr auf die Zerstreuung dabei an als aufs Töten und Beutemachen. Diltheys kleiner Irrtum ist nur ein Symptom. Die professorale Verachtung der Masse in der wilhelminischen Ära bestand nicht in der Feindschaft gegen das System, das die Masse erzeugt, sondern im Hass gegen die Kräfte, die es überwinden könnten. Die Weltkriegsbegeisterung meldet sich in ihr an, die, mit den ökonomischen Bedingungen unlösbar verknüpft, verjüngt aus der Niederlage wieder emporsteigt und als völkisches Erwachen endlich die ganze Erde genesen lässt, wie es damals schon versprochen war. Die unparteiische Skepsis der modernen Wissenschaft heftet die deutschen Gelehrten mit oder ohne ihren Willen an diesen Triumphzug.

Noch rascher als die Wissenschaft hat die liberale Theologie an die neue Mentalität herangeführt. Schon D. F. Strauss hatte gezeigt, wie der Übergang von der Theologie zu unverhüllter autoritärer und arbeiterfeindlicher Gesinnung zu machen sei.[3]) Dieser vulgärmaterialistische Theolog hat den Faschismus geradezu vorweggenommen. Die Schule Ritschls, die ihm „viel verdankte"[4]), hat mit ihrem skeptischen Agnostizismus die Aussöhnung von Kapitalismus und Protestantismus auf die Spitze getrieben. „Es ist eine prinzipiell unphilosophische und antiphilosophische Theologie, die nur soviel Philosophie oder Erkenntnistheorie verwendet, als sie nötig hat, um philosophische und metaphysische Konkurrenzen loszuwerden."[5]) Ein Vertreter dieser Schule war der Pfarrer Traub; sein rebellischer Liberalismus trieb ihn vor dem Krieg bis zum Konflikt mit der Kirche. Im Kriege enthüllte sich als Kern der Rebellion die restlose Bejahung der imperialistischen Politik. Für seine eiserne Propaganda erhielt er einen Platz im

---

[1]) Der „eingebildete Haufe" ist ein Druckfehler oder Missverständnis.
[2]) a. a. O., Buch II, Kap. 11, S. 195.
[3]) Vgl. insbesondere D. F. **Strauss**, Der alte und der neue Glaube, 8. Aufl. Bonn 1875, S. 279-302.
[4]) Vgl. E. **Troeltsch**, Rückblick auf ein halbes Jahrhundert der theologischen Wissenschaft. In : Gesammelte Schriften, Bd. II. Tübingen 1922, S. 203.
[5]) a. a. O., S. 204.

Oberkirchenrat. Agnostizismus, skeptische Feindschaft gegen jede die Fachwissenschaften transzendierende Theorie, Friedensschluss mit der herrschenden Ordnung kennzeichnen seinen theologischen Standpunkt.

Die Erinnerung an vorwärtstreibende Elemente der Religion, an das Evangelium als eine Instanz, die zum Bestehenden auch in Gegensatz geraten kann, findet sich ausser in vereinzelten katholischen Kreisen bei verschiedenen orthodoxen Richtungen des Protestantismus. Wie manche politisch Konservativen und vor allem wie die kleinen Sekten, „Bibelforscher" und andere, die heute ihre Märtyrer zählen, haben sie wenigstens einen Glauben, der wie jeder Glaube in einer zerspaltenen Gesellschaft stets die Idee der Gerechtigkeit enthält. In den Grenzen der positiven Religion kann der Glaube jedoch nur verstümmelt noch existieren. Gegen den totalen Nihilismus der Liberalen zeigt der Mut der Orthodoxen freilich eine höhere Wahrheit. Gleichsam wider ihren Willen sind sie durch die Totalitären auf die richtige Seite gedrängt. Diese kann jedoch nicht auf sie zählen; denn die Beschränkung auf Bibelwort und Kultus ist schon ein verstockter Glaube, der trotz allem den Konformismus in sich hat. Im Evangelium ist die christliche Freiheit verkündigt, jeder soll sie besitzen und betätigen. Dies ist kein ausschliesslich innerer Tatbestand, schon deshalb nicht, weil selbst die Freiheit des Gewissens nicht mit jeder Einrichtung von Staat und Gesellschaft zusammen bestehen kann. Luther und Calvin haben dies gewusst, und nicht umsonst sind sie selbst sowie ihre unmittelbaren Anhänger in politische Konflikte geraten. Je mehr sich der Kapitalismus aus seiner liberalistischen Phase nach der autoritären hin entwickelt, um so mehr wird praktisch die Illusion widerlegt, als sei die innere Freiheit nur durch eine Klausel in der Verfassung oder das gnädige Nicken eines Führers zu garantieren. Das Christentum ist nicht identisch mit der mittleren und neueren Akademie von Athen. Die Meinung, das Evangelium lehre wie Arkesilaos und Karneades den Rückzug ins eigene Innere und den Gehorsam gegen die jeweilige Obrigkeit, nur mit dem Unterschied, dass der Christ auf die Erlösung hoffe, höbe das Christentum nicht etwa auf, sondern müsste es schlechthin vernichten. Das Prinzip des Gewissens ist nicht von vornherein darauf festgelegt, in allen gesellschaftlichen Fragen zur Unterwerfung zu treiben und höchstens einmal aufzumucken, wenn bei Zusammensetzung der Kirchenbehörde offiziell eine staatliche Einmischung erfolgt.

Das Gewissen ist aus der Introvertierung gesellschaftlicher Forderungen hervorgegangen. Im Gegensatz zur skeptischen Ataraxie treibt es zur Selbstbetätigung des Individuums, zur Aktivität,

zur Arbeit. Die Arbeit ist jedoch auch in der bürgerlichen Wirtschaft kein so formaler Begriff, wie es scheint. In seiner Bedeutung liegt vielmehr, dass sie ein Beitrag zum Leben der menschlichen Gesellschaft mit allen ihren Individuen sei. Weder das Moment der Freiheit noch das der Allgemeinheit ist aus ihr wegzudenken. Somit hat auch das Gewissen in der Geschichte eine Richtung, es weist wie der Gottesbegriff über die Verhältnisse der Klassengesellschaft hinaus. „Das Christentum", sagt Hegel,[1] „hat es in seinen Anhängern zu ihrer Wirklichkeit gemacht, zum Beispiel nicht Sklaven zu sein; wenn sie zu Sklaven gemacht, — wenn die Entscheidung über ihr Eigentum in das Belieben, nicht in Gesetze und Gerichte gelegt würde, so fänden sie die Substanz ihres Daseins verletzt." Dies gilt nicht bloss für das besondere Individuum als ausschliessend egoistisches, sondern für die Gesellschaft als Ganzes. Es ist nicht so gemeint, dass das Gewissen beruhigt sein könnte, wenn das christliche Individuum nur selbst in der angegebenen Bedeutung kein Sklave ist, sondern bloss andere. „Recht, Eigentum, Sittlichkeit, Regierung, Verfassung usw. müssen nun auf allgemeine Weise bestimmt werden, damit sie dem Begriff des freien Willens gemäss und vernünftig seien. So nur kann der Geist der Wahrheit im subjektiven Willen, in der besonderen Tätigkeit des Willens erscheinen; indem die Intensität des subjektiven freien Geistes sich zur Form der Allgemeinheit entschliesst, kann der objektive Geist erscheinen. In diesem Sinne muss man es fassen, dass der Staat auf Religion gegründet sei."[2] Die religiöse Freiheit hat eine Dialektik in sich, die sie aus der Innerlichkeit hinaustreibt.

Was im 16. Jahrhundert Reformation und Skepsis einander entgegensetzte, einerseits die fanatische Spontaneität, andererseits der Humanismus, hat sich aus diesen Lebensformen gelöst und ist in eine Theorie und Praxis übergegangen, die als aktiver Humanismus den Gegensatz überwindet und bewahrt. Es ist die kritische Theorie und die historische Anstrengung, zu der sie gehört. Konkret ist sie bei denen anzutreffen, die in den autoritären Staaten und solchen, die es werden wollen, die Zellen einer neuen Welt bilden. Ihnen ist das Denken auch nach der Niederlage nicht zu einem Inneren geworden, das innen bleibt und sich der widersprechenden Wirklichkeit adaptiert. Sie waschen ihre Hände nicht in Unschuld. Es ist möglich, dass alles zugrunde geht, aber die nüchternste Analyse zeigt, dass eine vernünftige Gesellschaft

---

[1]) Hegel, Enzyklopädie, § 482. W. W., Bd. VII, 2. Hälfte, S. 375.
[2]) Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, W. W., Bd. IX, S. 502.

möglich ist. Humanismus ist, sich für sie einzusetzen. Das Wissen ohne Beziehung auf eine bestimmte geschichtliche Praxis, die das Ganze der Menschheit betrifft, die Masse scheinbar atheoretischer Tatsachen, mit denen man schon das Kind, erst recht den Studenten am Denken verhindert, die philosophischen und politischen Doktrinen, die im Antiquitätenladen der relativistischen Geistesgeschichte billig abgegeben werden, dies alles bildet ein Chaos. Seine Funktion ist weit mehr die Entwöhnung von der Wahrheit als ihre Darstellung. Dass Religion und Skepsis sich auf vergangene Kulturleistungen berufen, ist eine Irreführung; denn sie haben sich im Kern gewandelt, nicht weil der Wortlaut ihrer Lehre, sondern weil die Welt sich verändert hat. Der Geist, der ihnen einst immanent war, ficht fern von ihnen, zersplittert in theoretische und politische Gruppen und scheinbar schon überwältigt, einen verzweifelten Kampf, dessen Dauer und Ausgang nicht abzusehen ist. Spontaneität ist in dieser neuen Gesinnung, weil sie nicht bei sich ausruht, sondern im Willen besteht, Vernunft und Freiheit in die Welt zu bringen; Humanität, weil sie den Bildungsschatz und die Fähigkeit zum Genuss in eben dieser Spontaneität lebendig erhält.

Die Skepsis ist eine krankhafte Art der intellektuellen Unabhängigkeit, sie ist gegen Wahrheit und Unwahrheit immun. Wenn Pyrrho nach Diogenes Laertius auf einem Schiff im Sturm den Mitreisenden ein Schwein, das ruhig fortfrass, zeigte und erklärte, solche Ataraxie müsse auch die des Weisen sein,[1]) so mag die vom Menschen durch Vernunft zu erwerbende natürliche Sorglosigkeit dem Tode gegenüber am Platze sein. Den Interessen der Menschheit gegenüber, an denen der skeptische Bürger es betätigt, ist das Verhalten des Schweines weder natürlich noch vernünftig, mag es auch noch so verbreitet sein. Ebenso wie die tote Religiosität, die Kirchen und die Hierarchie, gehört die tote Skepsis, das Verschliessen der Menschen gegeneinander, ihr Zurückziehen auf das eigene und eben deshalb nichtige Individuum zu einer geistigen Verfassung, die zum Stand der menschlichen Kräfte, der im gegenwärtigen Zeitalter erreicht ist, im Widerspruch steht. Der Augenschein der verkommenen Menschheit, überwältigend und entmutigend genug, ist trotz allem Grauen trügerisch. Wie in jenen vergangenen Zeiten des Übergangs, am Ende der städtischen Freiheit in der Antike und in der Renaissance, sind freilich die Verhältnisse dazu angetan, den einzelnen skeptisch oder religiös oder beides zugleich zu machen. Aber nicht diese Wiederholung, son-

---

[1]) Vgl. Montaigne, a. a. O., Kap. 12, S. 315.

dern der aktive Humanismus, wie er sich aus der geschichtlichen Entwicklung selbst ergibt, spielt jetzt die Rolle, die einmal den skeptischen Philosophen und den Reformatoren zukam. Nicht irgendwelche, sondern die wahren Ideen in ihrer historisch adäquaten Gestalt unterscheiden „Bildung“ vom blossen Wissen. Der pädagogische Versuch, den pragmatistischen Bürger mit Tradition, mit Griechenland, zuweilen auch mit dem Thomismus gegen Barbarei immun zu machen, ist ganz weltfremd. Es gibt keinen Humanismus ohne klare Stellung zu den geschichtlichen Problemen der Epoche; als blosses Bekenntnis zu sich selbst kann er nicht existieren. Der Humanismus der Vergangenheit bestand in der Kritik der feudalistischen Weltordnung mit ihrer Hierarchie, die zur Fessel der Entfaltung des Menschen geworden war. Der Humanismus in der Gegenwart besteht in der Kritik der Lebensformen, unter denen die Menschheit jetzt zugrunde geht, und in der Anstrengung, sie in vernünftigem Sinne zu verändern.

Was nun das Verhältnis der kritischen und dialektischen Theorie zum spezifischen Inhalt des Skeptizismus betrifft, so hat Hegel das abschliessende Urteil darüber gesprochen. Die Dialektik enthält die Skepsis in sich, indem sie das Einseitige, Beschränkte, Vergängliche der einzelnen Vorstellungen und Meinungen zeigt. Das dialektische Denken unterscheidet sich vom Skeptizismus dadurch, dass es die Ansichten durch diesen Aufweis nicht für vernichtet hält und sich auf das Ich zurückzieht, welches all dies in Gedanken vollbracht hat, bis dann auch das Ich als Täuschung oder Fiktion erscheint und absurd über sich selbst triumphiert. Wenn Montaigne wie die Alten aus der Unsicherheit der sinnlichen und der Verstandeserkenntnis sowie aus der Vielheit der moralischen, metaphysischen und religiösen Ansichten bloss den Schluss zieht, dass man eben gar nichts wissen könne, erkennt die Dialektik in der negativen Betätigung an den Vorstellungen, die sich selbst für fest und absolut halten, die Macht des Denkens als des „Negativen“ und sein eigenes Wesen. Theorie besteht nicht im blossen Verwerfen, sondern gerade in der Analyse der Formen und Inhalte, die im Denken und Leben sich verfestigt haben, in der besonderen Erkenntnis der Gründe, warum sie einseitig und widersprechend sind. Das Resultat ist dann nicht der Standpunkt, dass man jetzt alles vergessen dürfe, weil es doch nichts wert sei, gleichsam die Leere des Bewusstseins als Ideal, sondern der gesamte Gedankenprozess mit allen Behauptungen, Analysen, Einschränkungen usf., in welchem nicht bloss die aufgetretenen Meinungen, sondern auch die realen Verhältnisse in ihrer Relativität und Vergänglichkeit erkannt werden, in welchem sie vorkommen, aber nicht als schlechthin wahre oder schlechthin falsche, sondern so, wie sie

nach dem Stande gewusst werden, den die Erkenntnis im historischen Moment erreicht hat.[1]) Die Wahrheit in solcher kritischen und historischen Gestalt hat Hegel die spekulative Idee genannt; sie hat selbst die Kraft in sich, das Negative an jeder bestimmten Struktur, an jedem ihrer eigenen Momente zu betätigen. Sie fällt nach ihm nicht bloss mit dem philosophischen Bewusstsein, sondern mit der konkreten Geschichte zusammen, die sich darin als das Negative zeigt, dass jedes Vergängliche an seiner Beschränktheit, an seinen inneren Widersprüchen zugrunde und in ein differenzierteres, besser angepasstes Sein übergeht. „Die Philosophie ist dialektisch," heisst es bei Hegel,[2]) „diese Dialektik ist die Veränderung: die Idee als abstrakte Idee ist das Träge, Seiende, aber sie ist nur wahrhaft, insofern sie als lebendige sich fasst; dies ist, dass sie dialektisch in sich ist, um jene Ruhe, jene Trägheit aufzuheben. Die philosophische Idee ist so in sich dialektisch und nicht nach Zufälligkeit; der Skeptizismus dagegen übt seine Dialektik aus nach Zufälligkeit, — wie ihm der Stoff, der Inhalt gerade vorkommt, zeigt er auf, dass er in sich das Negative sei."

Von der materialistischen Dialektik, wie sie in der kritischen Theorie enthalten ist, wird im Unterschied zu Hegel die Einheit von Denken und Geschichte nicht hingenommen. In der Gegenwart existieren reale historische Lebensformen, deren Irrationalität sich dem Denken bereits ergeben hat. Die Dialektik ist nicht abgeschlossen. Zwischen Denken und Sein herrscht keine Harmonie, sondern der Widerspruch erweist sich noch heute als treibende Macht; und zwar nicht bloss zwischen Mensch und Natur, vielmehr zwischen den Menschen selbst mit ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten und der Gesellschaft, die sie hervorbringen. Die Überwindung vollzieht sich daher im realen historischen Kampf zwischen jenen Individuen, welche die Bedürfnisse und Fähigkeiten, d.h. die Allgemeinheit, und jenen anderen, welche die erstarrten Formen, d. h. partikulare Interessen vertreten. So geht das skeptische und kritische Moment des Denkens in das der konkreten historischen Aktivität über, anstatt in das ephemere Ich zurück; und infolge dieser Beziehung zwischen Denken und Geschichte ist es der kritischen Theorie versagt, für sich selbst in ihrer Totalität das rein logische Kriterium der kampflosen Sicherheit zu besitzen, auf dessen Suche als einem je schon Vorhandenen die Skepsis zum Nihilismus kommt. Wenn sich die wahren von den falschen Theo-

---

[1]) Vgl. über das Verhältnis von Skeptizismus und Dialektik auch „Zum Problem der Wahrheit". In: diese Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 321 ff., besonders S. 328-339.

[2]) Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, W. W., Bd. XIV, S. 540.

rien durch viele Zeichen unterscheiden, so ist doch die theoretische Sicherheit so wenig wie die praktische vorausgesetzt, sondern einem historischen Prozess anheimgegeben, zu dem sowohl die Schärfe des Verstandes wie unter Umständen der Einsatz des Lebens gehört.

Auf den letzten Seiten der Essais findet sich der Satz : „Es ist eine unendliche, fast göttliche Vollkommenheit, in richtiger Weise sein eigenes Wesen zu geniessen.“[1]) Dass solche Forderung sich nicht in unmittelbarer Bejahung des individuellen Ichs erfüllen lässt, hat der deutsche klassische Idealismus philosophisch dargetan. Nicht die Verwirklichung des empirischen, sondern des transzendentalen Ichs ist nach ihm die Erfüllung des Wesens. In der Entwicklung dieser Philosophie hat es sich dann herausgestellt, dass die transzendentale Instanz nicht allein in Vorgängen des einzelnen Bewusstseins, sondern in der Gestaltung der menschlichen Verhältnisse sich auswirkt. Im Grunde der Kantischen ursprünglichen Apperzeption liegt Hegels Begriff des Geistes und die Idee der vernünftigen Gesellschaft als der Sinn des Transzendentalsubjekts.[2]) In einer zerspaltenen und abstossenden Gesellschaft ist auch das Ich zerspalten und abstossend. Wenn es zufrieden ist, muss es noch nicht glücklich sein, denn Glück ist nicht bloss eine Empfindung, sondern eine reale Verfassung des Menschen.[3]) Über das Glück kann man sich täuschen. Ein gesellschaftlicher Zustand, in dem die Abhängigkeit des Individuums von der Allgemeinheit wie sein Beitrag zu ihr verschleiert und seinem Willen entzogen sind, hemmt notwendig die Entfaltung seiner Fähigkeiten und damit sein Glück, auch wenn es von solchem Mangel sich nichts träumen lässt. Sie können nicht zum Genuss ihrer Vernunft kommen, weil die Vernunft als partikulare, als Berechnung des individuellen Nutzens und somit in uneigentlicher Form existiert. Ausser durch die universelle, mit dem Organisationsprinzip der bisherigen Gesellschaft verknüpfte Schranke sind die Fähigkeiten der meisten Individuen physisch und psychisch durch den Druck der Arbeit, durch Demütigungen und Entbehrungen eingeengt. Die Erniedrigung des Individuums, das Tabu, das auf der Praktizierung, ja auf der Bekundung entscheidender Triebregungen lastet, die Verpönung des Genusses, die fortwährende Angst vor der Niederlage im Konkurrenzkampf und der entsprechende falsche Ehrgeiz, solche „psychologischen“ Einflüsse lassen den Menschen nicht weniger verkümmern als die direkt materielle

---

[1]) Montaigne, a. a. O., Buch III, Kap. 13, S. 666.

[2]) Vgl. hierzu den Aufsatz über „Traditionelle und kritische Theorie“. In : diese Zeitschrift, Jahrgang VI (1937), besonders S. 257/59.

[3]) Vgl. dazu den Aufsatz von Herbert Marcuse in diesem Heft.

Schädigung der Sinne durch Hunger, Krankheit und harte Arbeit. Erst in einer freieren Gestalt der Menschheit kann sich das Wort Montaignes erfüllen. Der Skeptizismus hebt sich auch in dieser Hinsicht auf. Wo das Glück zum Prinzip gemacht wird, ist auch das umwälzende Handeln gefordert.

Wenngleich dies offenbar ist, bildet die Skepsis in ihrer liberalen und autoritären Form einen Zug des vorherrschenden bürgerlichen Typus Mensch. Der Grund liegt darin, dass charakterologische Strukturen nicht durch Erkenntnis oder Aufklärung, sondern durch materielle Verhältnisse befestigt und verändert werden. Die Fortschritte der Waffentechnik, mittels deren ganze Völker von einer gut genährten Truppe in Schach gehalten werden, ist für die Beharrlichkeit der Skepsis als anthropologischen Wesensmerkmals viel entscheidender als die Argumente, mit denen das skeptische Verhalten sich zu rationalisieren pflegt. Man könnte entgegnen, Einsichten wie diese machten gerade das Wesen der Skepsis aus, und in der Tat gehört es zu ihr wie zum herrschenden Charakter überhaupt, vulgäre Motive, nach denen die Herren der Welt einzig zu handeln wissen, nicht ihnen und ihrem Prinzip, sondern der Idee des Menschen zuzuschreiben. Der Unterschied besteht hier darin, dass die kritische Theorie, die wir im Gegensatz zur Skepsis vertreten, aus der Einsicht in die Schlechtigkeit des Bestehenden und in die Vergänglichkeit der Erkenntnis keinen antitheoretischen Absolutismus macht, sondern auch bei pessimistischen Feststellungen von dem unbeirrten Interesse an einer besseren Zukunft sich leiten lässt.

Montaigne and the Changing Role of Skepticism.

The historical situation in which the essays of Montaigne appeared is not unlike the situation in which the skepticism of antiquity developed. In both cases an old town civilization was declining, to be replaced by large, centrally administered states. Skepticism was developed by cultivated individuals of the town bourgeoisie who sought a base in their philosophical self-consciousness for the great transformations taking place in the external world. The essential difference between Montaigne and the skeptics of antiquity lies in his more positive position with regard to the external world. Because of his social origin, he was able to identify himself with the rising French absolutism.

This essay deals with the changing role of skepticism in modern history. First of all, it was confronted with the revival of religion both within Catholicism and in the Reformation. This religious temper had certain traits in common with skepticism in that it also replaced the medieval conception of the external world as a meaningful order by the notion of the world as a dark reality, and turned the individual back upon himself. The inner world of the individual, however, took different forms in Mon-

taigne and in the Reformation. The development of a cultivated, worldly wise, and harmonious personality was appropriate to his skepticism, whereas the man of early Protestantism found in himself the conscience which compelled him to tireless labor and fulfillment of duty. Montaigne's urbane humanism placed him above Protestantism ; the fanatic religious temper seems limited by comparison. The latter, however, includes the distinction between God and the world, and with it another principle besides mere surrender to the existing order. The Reformers had to concede to the masses that the inequitable earthly regime was not an absolute. For all its inadequacy, therefore, the new religion had an element which pointed beyond the prevailing relationships in society.

In liberalism, religion became reconciled with the social reality, and skepticism lost its humanistic traits. The differences were obliterated. The predominant type was skeptical because he accepted religion without taking it seriously, and he was religious because his conscience drove him to more and more activity, not, however, in order to change the world into a better one, but merely for the well-being of himself and his family.

Towards the new absolutism, particularly as it has developed in the authoritarian states, skepticism becomes universal. The high idealistic faith which is announced by the authoritarian ideology takes hold of man only superficially, and in reality he continues to pursue his individual ends. The period of transition, with its analogies to the decline of antiquity and to the Renaissance, appears to be the time once again for a more noble skepticism. But history does not consist of mere repetitions. The powers of mankind have grown in the meantime, and higher forms of social organization have become possible. The flight into oneself, therefore, takes on a retrogressive and nihilistic character, unlike earlier periods.

Religion, like skepticism, can no longer be revived in its earlier form. Under the pressure of reality, it seeks to return to itself. It appears, however, that freedom of conscience cannot be maintained if it limits its demands to the sphere of religion. Separated from all other historical activity, religion has become impotent and self-contradictory. Conscience, originally set against the worldly regime as something vague, has become concrete. It can exist only insofar as it becomes part of the historical effort actually to eliminate prevailing injustice. Isolated religion is no longer religious.

Montaigne et la signification nouvelle du scepticisme.

La situation historique dans laquelle apparurent les Essais de Montaigne n'est pas sans ressemblance avec les conditions dans lesquelles se formait le scepticisme antique. Ici et là, une vieille culture urbaine s'effondre et de grands États naissent avec un gouvernement centralisé. Le scepticisme est le fait d'individus cultivés qui sortent de la bourgeoisie urbaine, et, face aux bouleversements, cherchent dans la conscience philosophique un point fixe. La différence entre Montaigne et les sceptiques antiques se marque surtout dans l'attitude positive de Montaigne à l'égard du monde extérieur. Grâce à son origine sociale, il parvient à s'identifier avec l'absolutisme français qui commence.

L'article examine les transformations du scepticisme dans l'histoire

moderne. Tout d'abord, on le confronte avec le renouvellement de la religion, à l'intérieur du catholicisme ou dans la Réforme. La nouvelle religiosité a des traits communs avec le scepticisme dans la mesure où elle conçoit le monde extérieur non plus à la manière du moyen-âge comme un ordre harmonieux, mais comme une obscure réalité, et renvoie l'individu à l'intimité de sa conscience. Mais cette intériorité prend un aspect différent selon qu'il s'agit de Montaigne ou des Protestants. Au scepticisme de Montaigne correspond le développement d'une personnalité harmonieuse, riche d'expérience du monde et de la culture. L'homme du protestantisme naissant découvre en soi la conscience morale impérieuse qui le pousse à un travail sans trêve, à l'accomplissement d'un devoir indéfini. Il se révèle que Montaigne est supérieur au Protestantisme grâce à son humanisme compréhensif. Comparée à lui, la religion fanatique apparaît limitée, et cependant, dans sa brutalité, elle contient la distinction de Dieu et du Monde et partant un autre principe que la simple acceptation de ce qui est. Les réformateurs durent concéder aux masses que l'ordre terrestre injuste ne représente pas une règle absolue. Encore que sous un masque, la nouvelle religiosité contient en elle-même un élément qui va au delà des conditions existantes. Dans le libéralisme, la religion s'est réconciliée avec la conscience sociale, et le scepticisme perd son caractère humaniste. Les différences s'estompent. Le type dominant est sceptique dans la mesure où il reconnaît la religion sans la prendre au sérieux ; et religieux dans la mesure où il déploie une activité qui, à vrai dire, n'a pas pour but d'améliorer le monde, mais uniquement d'assurer son bien et celui de sa famille.

Avec l'absolutisme qui se montre particulièrement dans les États totalitaires, le scepticisme devient général. La haute croyance idéaliste qui y est prêchée ne s'empare des hommes que très superficiellement — en vérité ils ne poursuivent que leurs intérêts individuels. Dans la situation de transition, qui n'est pas sans similitude avec le déclin de la liberté dans le monde antique et avec la Renaissance, le temps semble revenu pour un scepticisme plus noble que celui des masses. Mais l'histoire ne consiste pas en simples répétitions. Entre temps, les forces de l'humanité ont grandi, des formes plus élevées d'organisation sociale sont devenues possibles. La fuite dans le moi prend par suite — au rebours de ce qui se passait dans les époques anciennes — un caractère rétrograde, voire nihiliste.

Pas plus que le scepticisme, la religion ne peut revivre dans sa forme originelle. Sous la pression des circonstances, elle tente, il est vrai, de revenir à elle-même. Mais il apparaît que la liberté de conscience ne peut se maintenir si elle ne limite sa prétention au domaine religieux. La religion en tant que mode de vie, séparée du reste de l'activité historique, est devenue impuissante et contradictoire. La conscience qui primitivement était opposée à l'ordre terrestre seulement de manière vague, s'est concrétisée. Elle ne peut exister qu'en se transformant en volonté historique de dépasser réellement l'injustice régnante. La religion isolée n'est plus religieuse.

De même que la bonté et l'humanité, par suite de l'évolution historique, ont disparu du scepticisme, ainsi la conscience et le devoir de la religion isolée. La théorie critique de la société, dans laquelle ces deux éléments sont contenus, représente une forme plus élevée de l'activité philosophique.

Zur Kritik des Hedonismus.

Von
Herbert Marcuse.

Die idealistische Philosophie der bürgerlichen Epoche hatte das Allgemeine, das sich in den isolierten Individuen durchsetzen sollte, unter dem Titel der Vernunft zu begreifen versucht. Das Individuum erscheint als ein gegen die anderen in seinen Trieben, Gedanken und Interessen vereinzeltes Ich. Die Überwindung dieser Vereinzelung, der Aufbau einer gemeinsamen Welt geschieht durch die Reduktion der konkreten Individualität auf das Subjekt des blossen Denkens, das vernünftige Ich. Die Gesetze der Vernunft bringen unter Menschen, deren jeder zunächst nur seinem besonderen Interesse folgt, schliesslich eine Gemeinsamkeit zustande. Einige Formen der Anschauung und des Denkens wenigstens können als allgemeingültig sichergestellt werden, und aus der Vernünftigkeit der Person lassen sich gewisse allgemeine Maximen des Handelns gewinnen. Sofern in ihre Allgemeinheit der einzelne eben nur als vernünftiges Wesen eingehen sollte und nicht mit der empirischen Mannigfaltigkeit seiner Bedürfnisse und Fähigkeiten, enthält solche Idee der Vernunft schon die Opferung des Individuums. Seine volle Entfaltung konnte in das Vernunftreich nicht hineingenommen werden : die Befriedigung seiner Bedürfnisse und Fähigkeiten, sein Glück erschien als ein willkürliches, subjektives Moment, das mit der Allgemeingültigkeit des höchsten Prinzips des menschlichen Handelns nicht in Einklang gebracht werden kann. „Worin nämlich jeder seine Glückseligkeit zu setzen habe, kommt auf jedes sein besonderes Gefühl der Lust und Unlust an, und selbst in einem und demselben Subjekt auf die Verschiedenheit der Bedürfnisse nach den Abänderungen dieses Gefühls, und ein subjektiv notwendiges Gesetz (als Naturgesetz) ist also objektiv ein gar sehr zufälliges praktisches Prinzip, das in verschiedenen Subjekten sehr verschieden sein kann und muss, mithin niemals ein Gesetz abgeben kann..."[1] Auf das Glück kann es nicht ankom-

[1] Kant, Kritik der praktischen Vernunft, I. Teil, I. Buch, 1. Hauptstück, § 3, Anm. II. Werke, hrsg. v. E. Cassirer. Berlin 1912 ff. Bd. V, S. 29.

men, denn das Glück führt nicht über das Individuum in all seiner Zufälligkeit und Unvollkommenheit hinaus. Hegel hat die Geschichte der Menschheit mit diesem unaufhebbaren Unglück belastet gesehen : die Individuen müssen um des Allgemeinen willen preisgegeben werden, denn es besteht keine prästabilierte Harmonie zwischen dem allgemeinen und dem besonderen Interesse, zwischen der Vernunft und dem Glück. Der Fortschritt der Vernunft setzt sich gegen das Glück der Individuen durch : „Glücklich ist derjenige, welcher sein Dasein seinem besonderen Charakter, Wollen und Willkür angemessen hat und so in seinem Dasein sich selbst geniesst. Die Weltgeschichte ist nicht der Boden des Glücks. Die Perioden des Glücks sind leere Blätter in ihr...“[1]) Über die Individuen hinweg geht das Allgemeine seinen Gang, und die begriffene Geschichte erscheint als die ungeheure Schädelstätte des Geistes.

Im Interesse des geschichtlichen Fortschritts hat Hegel den Eudämonismus bekämpft. Nicht das eudämonistische Prinzip als solches sei falsch, „Glückseligkeit und Genuss zum Höchsten zu machen“. Die Niedrigkeit des Eudämonismus sei vielmehr die, dass er die Erfüllung der Sehnsucht, das Glück der Individuen in eine „gemeine Welt und Wirklichkeit verlege“. Mit ihr solle das Individuum — solchem Eudämonismus gemäss — versöhnt werden : zu ihr solle es „Zutrauen fassen und sich ihr ohne Sünde ergeben dürfen.“[2]) Dass das Höchste des menschlichen Daseins durch die schlechte empirische Realität vorgeschrieben und durch sie befleckt werde, darin liegt nach Hegel die Versündigung des Eudämonismus gegen die geschichtliche Vernunft.

Was sich in Hegels Kritik des Eudämonismus anmeldet, ist die Einsicht in die geforderte Objektivität des Glücks. Wenn Glück nicht mehr ist als die unmittelbare Befriedigung des besonderen Interesses, dann enthält der Eudämonismus ein vernunftloses Prinzip, das die Menschen in den jeweils gegebenen Lebensformen festhält. Menschliches Glück sollte etwas anderes sein als die persönliche Zufriedenheit ; es weist seinem eigenen Anspruch nach über die blosse Subjektivität hinaus.

Der antike sowohl wie der bürgerliche Eudämonismus hat das Glück wesentlich als einen solchen subjektiven Zustand aufgefasst ; sofern die Menschen ihn innerhalb des ihnen durch die bestehende Gesellschaftsordnung vorgeschriebenen Status erreichen können und sollen, enthält diese Lehre so ein Moment der Resignation

---

[1]) **Hegel**, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Werke, Originalausgabe. Bd. IX, S. 34.

[2]) **Hegel**, Glauben und Wissen. Werke. a. a. O., Bd. I, S. 8 ff.

und Anerkennung. Der Eudämonismus kommt mit dem Prinzip der kritischen Autonomie der Vernunft in Widerspruch.

Die Entgegenstellung von Glück und Vernunft geht bis auf die antike Philosophie zurück. Die Verweisung des Glücks an den Zufall, an das Nicht-Kontrollierbare und Unbeherrschte, an die vernunftlose Macht von Verhältnissen, die dem Individuum wesentlich äusserlich sind, so dass das Glück zu seinen Absichten und Zielen höchstens „hinzukommt" — diese resignierende Beziehung zum Glück ist in dem griechischen Begriff der Tyche enthalten.[1]) Glück hat man im Bereich der „äusseren Güter" : sie stehen nicht in der Freiheit des Individuums, sondern in der undurchschaubaren Zufälligkeit der gesellschaftlichen Lebensordnung. Die wahre Glückseligkeit, die Erfüllung der höchsten Möglichkeiten des Individuums, kann also nicht in dem bestehen, was man gemeinhin das Glück nennt : sie muss in der Welt der Seele und des Geistes gesucht werden.

Gegen diese Verinnerlichung des Glücks, welche die Anarchie und Unfreiheit der äusseren Daseinsverhältnisse als unvermeidlich hinnimmt, haben die hedonistischen Richtungen der Philosophie protestiert. Wenn sie das Glück in die Lust verlegten, so war dadurch gefordert, dass auch die sinnlichen Möglichkeiten und Bedürfnisse des Menschen ihre Befriedigung finden sollten, dass auch in ihnen der Mensch zum Genuss seines Daseins gelangen sollte — ohne Versündigung gegen sein Wesen, ohne Schuld und Scham. Mit dem Prinzip des Hedonismus ist die Forderung nach der Freiheit des Individuums — in abstrakter und unentwickelter Gestalt — in den Bereich der materiellen Lebensverhältnisse vorgetrieben. Sofern in dem materialistischen Protest des Hedonismus ein sonst verfemtes Stück menschlicher Befreiung aufbewahrt ist, ist er mit dem Interesse der kritischen Theorie verbunden.

Zwei Typen des Hedonismus werden unterschieden : die kyrenaische und die epikureische Richtung. Die Kyrenaiker gehen davon aus, dass bestimmte Triebe und Bedürfnisse des Individuums in ihrer Erfüllung mit dem Gefühl der Lust verknüpft seien. Diese einzelnen Lüste so oft wie möglich zu haben, sei das Glück. „Ziel... sei die einzelne Lust, Glückseligkeit die Summe der einzelnen Lustempfindungen, in der auch die vergangene und zukünftige miteinbegriffen sind. Die einzelne Lust sei um ihrer selbst willen begehrenswert, die Glückseligkeit dagegen nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen der einzelnen Lustempfindungen."[2]) Es mache keinen Unterschied, welcher Art die einzelnen Triebe und

[1]) Aristoteles, Pol. 1323 b 27 ff., Magna Moralia. 1206 b 30 ff., Pol. 1332 a 30.
[2]) Diogenes Laertius, Buch II, 88; übers. v. O. Apelt. Leipzig 1921, Bd. I, S. 101.

Bedürfnisse seien; ihre moralische Bewertung gründe nicht in ihrer „Natur“: sie sei Sache des Herkommens, der gesellschaftlichen Satzung[1]); es komme nur auf den Genuss an; er sei das einzige Glück, das dem Individuum beschieden sei. „Zwischen Lust und Lust, sagen sie, gibt es keinen Unterschied, und es gibt nichts, was lustvoller (als ein anderes Lustvolles) wäre.“[2]) Und nun der materialistische Protest gegen die Verinnerlichung: „Weit besser als die seelischen seien die körperlichen Lüste, und die körperlichen Leiden schlimmer (als die seelischen).“[3]) Sogar die Rebellion gegen die Preisgabe des Individuums an die verselbständigte Allgemeinheit ist überliefert: „Es sei vernünftig, dass sich der wertvolle Mensch nicht um des Vaterlandes willen opfere. Denn man darf die Einsicht nicht wegwerfen um des Vorteils der Dummen willen.“[4])

Dieser Hedonismus differenziert nicht nur nicht zwischen den einzelnen Lüsten, sondern auch nicht zwischen den Individuen, die sie geniessen. So wie sie sind, sollen sie sich befriedigen, und so wie die Welt ist, soll sie zum Gegenstand möglichen Genusses werden. In der Verweisung des Glücks an die unmittelbare Hingabe und den unmittelbaren Genuss folgt der Hedonismus Sachverhalten, die in der Struktur der antagonistischen Gesellschaft selbst liegen und erst von ihrer entwickelten Form aus deutlich werden.

In dieser Form der Gesellschaft kann die Welt, wie sie ist, zum Gegenstand des Genusses nur werden, wenn alles in ihr, Menschen und Dinge, so hingenommen werden, wie sie erscheinen, ohne dass ihr Wesen: ihre Möglichkeiten, wie sie sich auf Grund des erreichten Standes der Produktivkräfte und der Erkenntnis als die höchsten erweisen, dem Geniessenden gegenwärtig werden. Denn da der Lebensprozess nicht durch die wahren Interessen der ihr Dasein in der Auseinandersetzung mit der Natur solidarisch gestaltenden Individuen bestimmt ist, sind diese Möglichkeiten in den entscheidenden gesellschaftlichen Beziehungen nicht verwirklicht: sie können nur als verlorene, verkümmerte und verdrängte bewusst werden. Jedes über die Unmittelbarkeit hinausgehende Verhältnis zu Menschen und Dingen, jedes tiefere Verständnis würde sofort auf deren Wesen stossen: auf das, was sie sein könnten und nicht sind, und dann an der Erscheinung leiden. Sie tritt ins Licht der nicht verwirklichten Möglichkeiten und ist nicht

---

1) Diogenes Laertius, II, 93; a. a. O., I, S. 103.
2) Diogenes Laertius, II, 87; a. a. O., I, S. 100.
3) Diogenes Laertius, II, 90; a. a. O., I, S. 102.
4) Diogenes Laertius, II, 98; a. a. O., I, S. 106.

mehr so sehr ein schöner Augenblick unter anderen, als ein Vergehendes, das unwiederbringlich verloren wird. Fehler und Hässlichkeiten an den Gegenständen des Genusses sind nun mit der allgemeinen Hässlichkeit und dem allgemeinen Unglück belastet, während sie in der Unmittelbarkeit selbst zur Lustquelle werden konnten. Die Zufälligkeit in den Beziehungen zu Menschen und Dingen und die mit ihr gegebenen Hindernisse, Verluste, Verzichte werden zum Ausdruck der Anarchie und Ungerechtigkeit des Ganzen : einer Gesellschaft, in der auch noch die persönlichsten Verhältnisse durch das ökonomische Wertgesetz bestimmt werden.

In ihr sind alle über die unmittelbare Begegnung hinausgehenden Beziehungen der Menschen nicht vom Glück getragen. Schon gar nicht die Beziehungen im Arbeitsprozess, der nicht im Hinblick auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten der Individuen, sondern auf die Kapitalverwertung und Warenproduktion geregelt ist. Die menschlichen Verhältnisse sind Klassenverhältnisse, und ihre typische Form ist der freie Arbeitsvertrag. Von der Sphäre der Produktion aus hat sich dieser Vertragscharakter menschlicher Beziehungen über das ganze gesellschaftliche Leben ausgebreitet : sie funktionieren nur in ihrer verdinglichten Gestalt, als vermittelt durch klassenmässig verteilte sachliche Leistungen der Partner. Würde in ihnen je die Sachlichkeit durchbrochen : nicht nur als jene leutselige Herzlichkeit, welche den gegenseitigen sachlichen Abstand erst recht vor Augen führt, sondern in solidarischer, gegenseitiger Sorge, so wäre ein Zurücktreten der Menschen in ihre normale soziale Funktion und Stellung unmöglich ; das Vertragswerk wäre gebrochen, auf dem diese Gesellschaft beruht.

Der Vertrag umspannt jedoch nicht alle zwischenmenschlichen Verhältnisse. Die Gesellschaft hat eine ganze Dimension von Beziehungen freigegeben, deren Wert gerade in ihrer Nicht-Bestimmtheit durch vertragliche Leistungen und sachliche Dienste bestehen soll : Beziehungen, in denen die Individuen als „Personen“ zueinander stehen und in denen sie ihre Persönlichkeit verwirklichen sollen. Liebe, Freundschaft, Kameradschaft gehören zu solchen personalen Verhältnissen, in welche die abendländische Kultur das höchste irdische Glück der Menschen verwiesen hat. Aber sie können, gerade wenn sie wirklich das sind, was sie sein wollen, das Glück nicht beherbergen. Sollen sie eine wesentliche, dauernde Gemeinschaft zwischen den Individuen garantieren, so müssen sie von dem begreifenden Verstehen des anderen getragen sein : sie müssen die kompromisslose Erkenntnis enthalten. Solcher Erkenntnis zeigt sich der andere nicht bloss in der ungebrochenen Unmittelbarkeit der sinnlichen Erscheinung, die als schöne begehrt und genossen werden kann, im Genügen am Schein, sondern in seinem

Wesen : wie er in Wahrheit ist. So aber enthält sein Bild das Hässliche, Ungerechte, Unbeständige, Verkümmerte und Vergängliche — nicht als subjektive Eigenschaften, die durch verstehendes Bemühen überwunden werden könnten, vielmehr als das Hineinragen gesellschaftlicher Notwendigkeiten in jene personalen Sphären, als Notwendigkeiten, welche schon die Triebe, Bedürfnisse und Interessen der Person in dieser Gesellschaft konstituieren. Eben das Wesen der Person findet Ausdruck in den Verhaltensweisen, auf die der andere (oder die Person selbst) in Enttäuschung, Sorge, Mitleid, Angst, Untreue, Eifersucht und Trauer reagiert. Diese Gefühle haben durch die Kultur die Verklärung zu tragischer Weihe erfahren ; in der Tat durchbrechen sie schon die Verdinglichung. In dem Verhalten, auf das sie antworten, will sich das Individuum freigeben gegen eine Situation, deren gesellschaftlichem Gesetz es bisher gehorcht hat : sei es die Ehe oder der Beruf oder irgendeine andere Verpflichtung, in der es die Moralität akzeptiert hat. Es will zu seiner Leidenschaft stehen. Die Leidenschaft aber ist in einer Ordnung der Unfreiheit zutiefst unordentlich und daher unsittlich ; sie führt ins Unglück, wenn sie nicht auf allgemein erwünschte Ziele abgelenkt wird.

Nicht nur von dieser Seite sind die personalen Verhältnisse mit dem Schmerz und dem Unglück verbunden. Die Entwicklung der Persönlichkeit meint auch die Entwicklung der Erkenntnis : Einsicht in die Zusammenhänge der Wirklichkeit, in der man lebt. So wie sie aussehen, muss jeder Schritt, durch den sich das Individuum von der unmittelbaren Hingabe an die Erscheinung und von der bereitwilligen Aufnahme der ihr Wesen verhüllenden Ideologie entfernt, das gebotene Glück ihm zerstören. Sein der Einsicht wirklich folgendes Handeln führt entweder zum Kampf gegen das Bestehende oder zur Entsagung. Die Erkenntnis verhilft ihm nicht zum Glück, und ohne sie fällt die Person wieder in die verdinglichten Beziehungen zurück. Es ist ein unausweichliches Dilemma. Genuss und Wahrheit, Glück und die wesentlichen Beziehungen der Individuen fallen auseinander.

Indem der konsequente Hedonismus dieses Auseinanderfallen nicht verhüllt hat, hat er eine fortschrittliche Funktion erfüllt. Er hat den Menschen nicht vorgemacht, dass in der anarchischen Gesellschaft das Glück in der entfalteten, auf der Höhe der Kultur stehenden, harmonischen „Persönlichkeit" zu finden sei. Der Hedonismus ist unbrauchbar zur Ideologie, und er lässt sich in keiner Weise zur Rechtfertigung einer Ordnung verwenden, die mit der Unterdrückung der Freiheit und mit der Opferung des Individuums verbunden ist. Dazu muss er erst moralisch verinnerlicht oder utilitaristisch umgedeutet werden. Der Hedonismus verweist

alle Individuen gleichermassen auf das Glück; er hypostasiert keine Allgemeinheit, in der ohne Rücksicht auf die einzelnen das Glück aufgehoben sei. Es ist sinnvoll, von dem Fortgang der allgemeinen Vernunft zu sprechen, die sich bei allem Unglück der Individuen durchsetze, aber das allgemeine Glück getrennt von dem Glück der Individuen ist eine sinnlose Phrase.

Der Hedonismus ist der Gegenpol der Vernunftphilosophie. Beide Richtungen des Denkens haben, in abstrakter Weise, Möglichkeiten der bestehenden Gesellschaft festgehalten, die auf die wirkliche menschliche Gesellschaft hindeuten. Die Vernunftphilosophie die Entwicklung der Produktivkräfte, die freie rationale Gestaltung der Lebensverhältnisse, die Herrschaft über die Natur, die kritische Autonomie der vergesellschafteten Individuen; der Hedonismus die allseitige Entfaltung und Erfüllung der individuellen Bedürfnisse, die Befreiung von einem unmenschlichen Arbeitsprozess, die Freigabe der Welt zum Genuss. Beide Lehren sind in der bisherigen Gesellschaft unvereinbar, ebenso wie die Prinzipien, welche sie vertreten. Die Idee der Vernunft zielt auf eine Allgemeinheit, in der die antagonistischen Interessen der „empirischen" Individuen aufgehoben sind; aber dieser Allgemeinheit bleibt die wirkliche Erfüllung der Individuen, ihr Glück, ein Fremdes, Äusserliches, das zum Opfer gebracht werden muss. Zwischen dem allgemeinen und dem besonderen Interesse, zwischen der Vernunft und dem Glück besteht keine Harmonie; wenn das Individuum eine Übereinstimmung beider Interessen zu finden glaubt, fällt es einer notwendigen heilsamen Täuschung zum Opfer: die Vernunft überlistet die Individuen. Das wahre Interesse (der Allgemeinheit) verdinglicht sich gegenüber den Individuen und wird zu einer sie überwältigenden Macht. — Mit der Idee des Glücks will der Hedonismus die Entfaltung und Befriedigung des Individuums als Ziel innerhalb einer anarchischen und elenden Realität festhalten. Aber der Protest gegen die verdinglichte Allgemeinheit und die sinnlosen Opfer, die ihr dargebracht werden, führt nur tiefer in die Vereinzelung und Gegensätzlichkeit der Individuen hinein, solange die geschichtlichen Kräfte nicht herangereift und begriffen sind, welche die bestehende Gesellschaft in eine wahre Allgemeinheit verwandeln können. Dem Hedonismus bleibt das Glück ein ausschliessend Subjektives; das besondere Interesse des einzelnen wird so, wie es ist, als das wahre Interesse behauptet und gegen jede Allgemeinheit gerechtfertigt. Das ist die Grenze des Hedonismus, seine Gebundenheit an den Individualismus der Konkurrenz. Sein Glücksbegriff kann nur durch die Abstraktion von der Allgemeinheit gewonnen werden. Das abstrakte Glück entspricht der abstrakten Freiheit des monadischen Individuums.

Die konkrete Objektivität des Glücks ist dem Hedonismus ein nicht ausweisbarer Begriff.

Diese unvermeidliche Verstrickung auch des radikalsten Eudämonismus wird in Hegels Kritik mit Recht getroffen : er versöhnt das besondere Glück mit dem allgemeinen Unglück. Nicht darin liegt die Unwahrheit des Hedonismus, dass das Individuum sein Glück in einer Welt der Ungerechtigkeit und des Elends suchen und finden soll. Das hedonistische Prinzip als solches rebelliert vielmehr schon offen genug gegen diese Ordnung, und könnte es je die Massen ergreifen, so würden sie die Unfreiheit kaum ertragen und für jede heroische Domestizierung vollends verdorben sein. Das rechtfertigende Moment im Hedonismus liegt tiefer : in seiner abstrakten Fassung schon der subjektiven Seite des Glücks, in seiner Unfähigkeit, zwischen wahren und falschen Bedürfnissen und Interessen, zwischen wahrem und falschem Genuss unterscheiden zu können. Er nimmt die Bedürfnisse und Interessen der Individuen als etwas schlechthin Gegebenes und an sich Wertvolles hin. In diesen Bedürfnissen und Interessen selbst (und nicht erst in ihrer Befriedigung) steckt schon die Verkümmerung, Verdrängung und Unwahrheit, mit der die Menschen in der Klassengesellschaft aufwachsen. Die Bejahung des einen enthält schon die Bejahung des anderen.

Die Unfähigkeit des Hedonismus, die Kategorie der Wahrheit auf das Glück anwenden zu können, sein tiefer Relativismus ist kein logischer oder erkenntnistheoretischer Fehler eines philosophischen Systems. Er kann nicht innerhalb des Systems korrigiert und auch nicht durch ein umfassenderes und besseres philosophisches System beseitigt werden. Er geht auf die Gestalt der gesellschaftlichen Verhältnisse zurück, mit denen der Hedonismus verbunden ist, und alle Versuche, ihn durch immanente Differenzierung zu vermeiden, führen in neue Widersprüche.

Der zweite Typus des Hedonismus, der epikureische, stellt einen solchen Versuch immanenter Differenzierung dar. Es wird daran festgehalten, dass die Lust das höchste Gut sei, aber es wird eine bestimmte Art von Lust als die „wahre" allen anderen gegenübergestellt. Die unterschiedslose Befriedigung der jeweils gegebenen Bedürfnisse ist oft allzu offensichtlich mit nachfolgender grösserer Unlust verbunden, als dass nicht eine Differenzierung der einzelnen Lüste geboten sein sollte. Es gibt Bedürfnisse und Begierden, deren Befriedigung den Schmerz zur Folge hat, immer nur wieder neue Begierde anstachelt und die Seelenruhe und Gesundheit des Menschen zerstört. Daher „entscheiden wir uns nicht schlechtweg für jede Lust, sondern es gibt Fälle, wo wir auf viele Annehmlichkeiten verzichten, sofern sich weiterhin aus ihnen ein Übermass

von Unannehmlichkeiten ergibt, und andererseits geben wir vielen Schmerzen vor Annehmlichkeiten den Vorzug, wenn uns aus dem längeren Ertragen von Schmerzen um so grössere Lust erwächst."[1]) Die Vernunft, welche voraussehend eine Abschätzung zwischen dem Wert einer augenblicklichen Lust und späterer Unlust ermöglicht, wird zur Richterin über die Lust, ja selbst zur höchsten Lust : „nicht Trinkgelage mit daran sich anschliessenden tollen Umzügen machen das lustvolle Leben aus, auch nicht der Umgang mit schönen Knaben und Weibern, auch nicht der Genuss von Fischen und sonstigen Herrlichkeiten,... sondern eine nüchterne Verständigkeit, die sorgfältig den Gründen für Wählen und Meiden in jedem Falle nachgeht und mit allen Wahnvorstellungen bricht, die den Hauptgrund zur Störung der Seelenruhe abgeben."[2]) Die Vernunft ermächtigt den Menschen zu jenem massvollen Genuss, der das Risiko so sehr herabdrückt und eine dauernd ausgeglichene Gesundheit in Aussicht stellt. — Die differenzierende Bewertung der Lust erfolgt also in Hinblick auf die grösstmögliche Sicherheit und Dauerhaftigkeit der Lust. Schon in dieser Methode kommt die Angst vor der Unsicherheit und Schlechtigkeit der Lebensverhältnisse, die unüberwindliche Beschränktheit des Genusses zum Ausdruck. Es ist ein negativer Hedonismus : sein Prinzip ist eher die zu vermeidende Unlust als die zu erstrebende Lust. Die Wahrheit, an der die Lust gemessen werden soll, ist nur das Ausweichen vor dem Konflikt mit der bestehenden Ordnung : die gesellschaftlich zugelassene, ja erwünschte Gestalt der Lust. Die Seelenruhe des „Weisen" ist das Ziel : eine Idee, in der sowohl der Begriff der Lust wie der Begriff des Weisen um seinen Sinn gebracht ist. Die Lust wird verkümmert, sofern die vorsichtige, abwägende, zurückhaltende Beziehung des Individuums zu Menschen und Dingen deren Herrschaft über es gerade dort nicht freigeben will, wo sie wirklich glückbringend ist : als geniessende Hingabe. Glück begegnet in der antagonistischen Daseinsordnung als etwas, das der Autonomie des Individuums entzogen ist, das durch Vernunft nicht errungen und nicht kontrolliert werden kann ; das Moment des von aussen Kommenden, Zufälligen, Sichdarbietenden gehört hier wesentlich zum Glück. In dieser Äusserlichkeit, in diesem unschuldigen, unbelasteten, übereinstimmenden Zusammentreffen des Individuums mit etwas in der Welt, liegt gerade der Genuss. Nicht was die Vernunft erreicht und nicht was die Seele erlebt, kann in der bisherigen geschichtlichen Situation der Indivi-

---

[1]) Epikur, Brief an Menoikeus ; Diogenes Laertius X, 130 ; a. a. O., Bd. II, S. 246.

[2]) Epikur, a. a. O. ; Diogenes Laertius X, 132 ; a. a. O., Bd. II, S. 247.

duen Glück heissen (es muss in dieser Situation vielmehr vom Unglück gefärbt sein), sondern eben nur die „äusserlich" gewordene Lust : die Sinnlichkeit. In den verdinglichten gesellschaftlichen Beziehungen wird nicht die Vernunft, sondern die Sinnlichkeit „Organ" für das Glück.

Wie der Gegensatz von Vernunft und Sinnlichkeit in der Entwicklung der Philosophie ausgearbeitet worden ist, hat die Sinnlichkeit immer mehr den Charakter eines unteren, niedrigen, menschlichen Vermögens erhalten, eines Bereiches, der noch diesseits von wahr und falsch, richtig und unrichtig liegt, eines Bereiches dumpfer, wahlloser Triebe. Nur in der Erkenntnistheorie ist der Zusammenhang zwischen Sinnlichkeit und Wahrheit erhalten geblieben : hier ist auch das entscheidende Moment der Sinnlichkeit, die offene und sich öffnende Rezeptivität, festgehalten worden (die der angeblichen dumpfen Triebhaftigkeit der Sinnlichkeit widerspricht). Eben kraft dieser Rezeptivität, dieser offenen Hingabe der Sinnlichkeit an die Objekte (Menschen und Dinge) kann die Sinnlichkeit Quelle des Glücks werden, weil in ihr ganz unmittelbar die Isolierung des Individuums aufgehoben ist und die Objekte ihm hier zufallen können, ohne dass ihre wesentliche Vermittlung durch den gesellschaftlichen Lebensprozess und damit ihre unglückliche Seite für den Genuss konstitutiv wird. Im Erkenntnisprozess, in der Vernunft ist es gerade umgekehrt. Hier stösst die Spontaneität des Individuums notwendig mit dem Objekt als einem fremden Gegenstand zusammen ; die Vernunft hat diese Fremdheit zu überwinden, den Gegenstand in seinem Wesen zu begreifen : nicht nur wie er sich gibt und erscheint, sondern wie er geworden ist. Von jeher galt es als die Methode der Vernunft, über den Ursprung und Grund des Seienden Klarheit zu schaffen. Sie enthielt die Verweisung an die Geschichte. Und wenn auch diese nicht als die wirkliche Geschichte, sondern nur transzendental verstanden wurde, so ging doch in die begreifende Erkenntnis, die des Titels der Vernunft würdig ist, genug von der Vergänglichkeit, Unsicherheit, von den Konflikten und Leiden der Realität ein, um die Anwendung des Terminus „Lust" in diesem Bereich falsch erscheinen zu lassen. Wenn Plato und Aristoteles die Vernunft mit der Lust in Verbindung bringen, so meint dies nicht, dass sie als eine oder die beste der einzelnen Lüste im Sinne der Hedonisten aufgestellt würde. Vielmehr ist die Vernunft die höchste menschliche Möglichkeit und muss deshalb auch die höchste menschliche Lust sein. Der Begriff der Lust wird hier im Kampf gegen den Hedonismus aus der Sphäre, in der sie die Hedonisten aufgewiesen hatten, herausgenommen und dieser ganzen Sphäre entgegengehalten.

Anders ist die Situation, wenn, wie bei Epikur, innerhalb des Hedonismus selbst die Vernunft zur Lust gemacht oder die Lust vernünftig gemacht wird. Dann entsteht jenes Ideal des geniessenden Weisen, in dem mit der Lust auch die Vernunft um ihren Sinn gebracht ist. Der Weise wäre dann derjenige, dessen Vernunft (wie seine Lust) nie zu weit, bis ans Ende geht (denn dann würde sie auf die Erkenntnisse stossen, welche den Genuss aufheben). Seine Vernunft wäre im vorhinein so beschränkt, dass sie nur mit dem Berechnen von Risikos beschäftigt ist und mit der Seelentechnik, aus allem das Beste herauszuholen. Solche Vernunft hat sich jedes Anspruchs auf Wahrheit begeben ; sie erscheint nur noch als die subjektive Schlauheit und das besondere Bescheidwissen, das die allgemeine Unvernunft ruhig bestehen lässt, aber auch weniger das ihm Zufallende als sich selbst geniesst.

Der Hedonismus enthält ein richtiges Urteil über die Gesellschaft. Dass die Rezeptivität der Sinnlichkeit und nicht die Spontaneität der Vernunft Quelle des Glücks wird, folgt aus den antagonistischen Arbeitsverhältnissen. Sie sind die wirkliche Gestalt der erreichten Stufe der menschlichen Vernunft, in ihnen wird über die mögliche Freiheit und das mögliche Glück entschieden. Ist diese Gestalt eine solche, dass über die Produktivkräfte im Interesse kleinster gesellschaftlicher Gruppen verfügt wird, der grösste Teil der Menschen von den Produktionsmitteln getrennt ist und die Arbeit nicht nach den Fähigkeiten und Bedürfnissen der Individuen, sondern nach den Anforderungen des Verwertungsprozesses geschieht, so kann in dieser geschichtlichen Form der Vernunft das Glück nicht allgemein sein. Für das Glück bleibt nur noch die Sphäre der Konsumtion übrig. Der radikale Hedonismus ist in der antiken Welt formuliert worden, — er zieht eine moralische Konsequenz der Sklavenwirtschaft. Arbeit und Glück fallen wesentlich auseinander : sie gehören verschiedenen Daseinsweisen an. Die einen sind ihrem Wesen nach Sklaven, die anderen Freie. In der neueren Epoche ist das Prinzip der Arbeit allgemein geworden. Jeder soll arbeiten, und jedem soll nach Mass seiner Arbeit gegeben werden. Aber da die Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit unter der undurchsichtigen Notwendigkeit des kapitalistischen Wertgesetzes vonstatten geht, wird zwischen Produktion und Konsumtion, zwischen Arbeit und Genuss keine vernünftige Beziehung hergestellt. Die Befriedigung erfolgt als eine hinzunehmende Zufälligkeit. Vernunft herrscht nur hinter dem Rücken der Individuen in der trotz der Anarchie sich vollziehenden Reproduktion des Ganzen. Für das Individuum in Verfolg seiner eigenen Interessen könnte Vernunft höchstens als die persönliche Berechnung und Auswahl der vorgegebenen Möglichkeiten

eine Rolle spielen, und auf diese verkümmerte Gestalt ist sie im Ideal des Weisen tatsächlich heruntergebracht. Wenn Vernunft als die innerhalb der geschichtlichen und natürlichen Bedingungen freie, gemeinschaftliche Entscheidung über die menschlichen Daseinsverhältnisse nicht im Produktionsprozess wirksam ist, so kann sie gewiss nicht im Konsumtionsprozess wirksam sein.

Die Beschränkung des Glücks auf die vom Produktionsprozess getrennt erscheinende Sphäre der Konsumtion verfestigt die Partikularität und Subjektivität des Glücks in einer Gesellschaft, in der die vernünftige Einheit von Produktions- und Konsumtionsprozess, von Arbeit und Genuss nicht hergestellt ist. Wenn die idealistische Ethik den Hedonismus eben wegen der wesentlichen Partikularität und Subjektivität seines Prinzips verworfen hat, so steckt dahinter eine berechtigte Kritik : verlangt nicht das Glück, mit dem ihm immanenten Anspruch auf Steigerung und Dauer, dass in ihm die Vereinzelung der Individuen, die Verdinglichung der menschlichen Verhältnisse, die Zufälligkeit der Befriedigung beseitigt ist, dass es auch mit der Wahrheit verträglich wird ? Andererseits ist aber eben die Vereinzelung, Verdinglichung, Zufälligkeit die Dimension des Glücks in der bisherigen Gesellschaft. Der Hedonismus ist also gerade mit seiner Unwahrheit im Recht gewesen, sofern er die Glücksforderung gegenüber jeder Idealisierung des Unglücks festgehalten hat. Die Wahrheit des Hedonismus wäre seine Aufhebung in einem neuen Prinzip der gesellschaftlichen Organisation, nicht in einem anderen philosophischen Prinzip.

Die Philosophie hat sich in sehr verschiedener Weise bemüht, die Objektivität des Glücks zu retten, es unter der Kategorie der Wahrheit und Allgemeinheit zu begreifen. Solche Versuche finden sich im antiken Eudämonismus, in der katholischen Philosophie des Mittelalters, im Humanismus und in der französischen Aufklärung. Wenn die Frage nach der möglichen Objektivität des Glücks nicht bis zur Struktur der gesellschaftlichen Organisation der Menschheit vorgetrieben wird, muss ihre Beantwortung an den gesellschaftlichen Widersprüchen selbst zum Scheitern kommen. Sofern aber in der philosophischen Kritik wenigstens der Hinweis auf das hier vorliegende geschichtliche Problem als eine Aufgabe der geschichtlichen Praxis entscheidend wird, soll die erste und grösste Auseinandersetzung mit dem Hedonismus im folgenden angezeigt werden.

Platos Kritik des Hedonismus (auf zwei verschiedenen Stufen im „Gorgias“ und im „Philebus“) erarbeitet zum ersten Mal den Begriff des wahren und falschen Bedürfnisses bezw. der wahren und falschen Lust, — Wahrheit und Falschheit als Kategorien, die auf jede einzelne Lust anwendbar sein sollen. Ausgangspunkt der

Kritik ist das wesentliche Zusammen-sein von Lust und Unlust : in jeder Lust ist Unlust mitgegeben, da Lust die Aufhebung und Erfüllung eines Mangels (Missens, Entbehrens) ist, der als solcher schmerzhaft empfunden wird. Lust kann also nicht „das Gute" und das Glück sein, weil sie ihr eigenes Gegenteil enthält, — es sei denn, es liesse sich eine „unvermischte", von Unlust wesentlich getrennte Lust auffinden. Im „Philebus" (51 B ff.) bleibt als die unvermischte, wahre Lust schliesslich nur die Lust an „an sich selbst schönen" Linien, Tönen, Farben übrig, also ein von allem schmerzhaften Begehren gelöster, auf unlebendige Gegenstände eingeschränkter Genuss, — ein Genuss, der ganz offenbar zu leer ist, als dass er das Glück sein könnte. Die Bezeichnung der unlebendigen Gegenstände als Objekt der reinen Lust enthält den entscheidenden Hinweis, dass in der gegebenen Gestalt der Daseinsverhältnisse die wahre Lust nicht nur von der Seele (die als Sitz des Begehrens und der Sehnsucht notwendig auch Quelle der Unlust ist), sondern von allen wesentlichen personalen Beziehungen getrennt ist. Die unvermischte Lust ist bei den vom gesellschaftlichen Lebensprozess am weitesten entfernten Dingen. Die Rezeptivität der offenen Hingabe an den Gegenstand des Genusses (die Plato als Voraussetzung der Lust anerkennt) ist nur noch in der vollendeten Äusserlichkeit, in der alle wesentlichen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch zum Schweigen kommen. Es ist der Gegenpol der Verinnerlichung, der Innerlichkeit, an dem so das Glück angesiedelt wird.

Platos frühere Lösung der Frage nach der wahren Lust geht einen andern Weg. Im „Gorgias" führt er unmittelbar auf die Frage nach der gesellschaftlichen Ordnung, innerhalb deren das Individuum sich erfüllen soll. Sie selbst steht als die höchste Norm, an der die einzelnen Lüste zu messen sind, nicht zur Diskussion : sie wird in ihrer vorgegebenen Gestalt akzeptiert. Die schlechten Bedürfnisse und die schlechten Lüste sind diejenigen, welche die rechte Ordnung der Seele zerstören, das Individuum nicht zu seinen wahren Möglichkeiten kommen lassen. Über diese Möglichkeiten und somit über Wahrheit und Falschheit der Bedürfnisse und Lüste entscheidet aber die Gemeinschaft, innerhalb deren die Individuen leben und durch die allein „Himmel und Erde, Götter und Menschen bestehen bleiben" (508 a). Der Begriff der Ordnung der Seele schlägt um in den der Ordnung der Gemeinschaft und der Begriff des individuell „Rechten" in den der Gerechtigkeit (504) : dass den Individuen die rechte Lust zuteil wird, hängt von der gerechten Einrichtung der Polis ab. Die Allgemeinheit des Glücks ist als Problem gestellt. Befriedigt werden dürfen nur die Bedürfnisse, welche das Individuum zum guten Bürger

machen: sie sind die wahren, und die mit ihrer Erfüllung verbundene Lust ist die wahre Lust; die anderen sind nicht zu erfüllen. Aufgabe des Staatsmannes ist es, das allgemeine Interesse zu wahren und die Befriedigung der besonderen Interessen mit ihm in Einklang zu bringen. Wie solche Harmonie möglich ist, die eigentliche gesellschaftliche Frage wird im „Gorgias" nicht weiter vorgetrieben (obwohl die Kritik an den grossen griechischen Staatsmännern die Gesellschaftskritik wenigstens andeutet).

Indem wahre und falsche Lust einander entgegengesetzt werden, wird das Glück dem Kriterium der Wahrheit unterworfen: wenn in der Lust das menschliche Dasein zu seiner höchsten Erfüllung kommen soll, zur Glückseligkeit, dann kann nicht jede Lustempfindung an sich schon das Glück sein. Platos Kritik des Hedonismus geht von der blossen Gegebenheit der Bedürfnisse und der Lust zurück auf die Individuen, die sie „haben". Dass sowohl die Kranken wie die Gesunden, die Guten wie die Schlechten, die Wahnsinnigen wie die Normalen in gleicher Weise (was den Tatbestand der Lust betrifft) Lust empfinden,[1]) das allein macht schon diesen begrifflichen Rückgang notwendig. Nicht das kann das Höchste sein, was bei diesen allen unterschiedslos aufgehoben ist. Es muss eine Wahrheit des Glücks geben, auf Grund deren die Glücklichkeit des Individuums beurteilt werden kann. Die Lust muss der Unterscheidung nach Wahrheit und Falschheit, Recht und Unrecht zugänglich sein, wenn nicht das Glück der Menschen (falls die Lust das Glück ist) untrennbar mit dem Unglück verbunden sein soll. Der Grund solcher Unterscheidung kann aber nicht in der einzelnen Lust(empfindung) als solcher liegen, denn sowohl die Kranken wie die Gesunden, die Schlechten wie die Guten empfinden wirkliche Lust. Ebenso wie jedoch eine Vorstellung falsch sein kann, obwohl das Vorstellen als solches doch wirklich ist, so kann auch eine Lust falsch sein, ohne dass dadurch die Wirklichkeit der Lustempfindung geleugnet würde (Philebus 36). Das ist mehr als eine blosse Analogie; der Lust wird hier in striktem Sinne eine Erkenntnisfunktion zugeschrieben: sie offenbart Seiendes als lustvoll, als Gegenstand des Genusses. Auf Grund ihres „intentionalen" Charakters wird die Lust so der Wahrheitsfrage zugänglich: eine Lust ist unwahr, wenn das von ihr gemeinte Objekt „an sich" gar nicht lustvoll ist (nach den Ausführungen des „Philebus": wenn es nur mit Unlust vermischt begegnen kann). Die Wahrheitsfrage betrifft aber nicht nur das Objekt, sondern auch das Subjekt der Lust. Dies wird ermöglicht durch Platos Inter-

[1]) Gorgias 497/498.

pretation der Lust als nicht bloss der Sinnlichkeit (Aisthesis) allein, sondern der Psyche angehörig (Philebus 33 f.) : zu jeder Lustempfindung sind seelische Kräfte notwendig (Verlangen, Erwartung, Gedächtnis u. a.), so dass in der Lust der ganze Mensch betroffen ist. Auf ihn bezogen, kommt die Wahrheitsfrage dahin, wo sie schon im „Gorgias" gewesen war : dass die „guten" Menschen die wahre, die „schlechten" die falsche Lust haben (Philebus 40 b, c).

Die wesentliche Verbindung von Güte des Menschen und Wahrheit der Lust, in die Platos Auseinandersetzung mit dem Hedonismus mündet, macht aus der Lust ein moralisches Problem. Denn über diese Verbindung entscheidet schliesslich die konkrete Gestalt der „Gemeinschaft" : die Lust steht unter dem Anspruch der Gesellschaft und tritt in den Bereich der Pflicht : Pflicht gegenüber sich selbst und gegenüber anderen. Die Wahrheit des besonderen Interesses und seiner Befriedigung wird durch die Wahrheit des allgemeinen Interesses bestimmt. Die Übereinstimmung beider ist keine unmittelbare : sie wird durch die Unterwerfung des Besonderen unter die Forderungen der Allgemeinheit vermittelt. Innerhalb einer Gesellschaft, die zu ihrer Existenz der Moralität (als eines objektiven, allgemeinen Sittenkodex gegenüber den subjektiven Bedürfnissen und Interessen der Individuen) bedarf, ist eine amoralische Haltung untragbar : sie zerstört die Grundlagen der gemeinschaftlichen Ordnung. Der amoralische Mensch verstösst gegen das Recht einer Allgemeinheit, die, wenn auch in schlechter Form, die Erhaltung des gesellschaftlichen Lebens gewährleistet, ohne dass er sich mit einer besseren, wahren Allgemeinheit verbindet, denn er bleibt in der vorgegebenen, „verdorbenen" Struktur der Triebe und Bedürfnisse. Die Moral ist der Ausdruck des Antagonismus zwischen dem besonderen und dem allgemeinen Interesse. Sie ist der Kodex derjenigen Forderungen, die für die Selbsterhaltung der Allgemeinheit lebensnotwendig sind.[1]) Sofern die besonderen Interessen in der Allgemeinheit nicht wirklich aufgehoben sind, erscheinen solche Forderungen als an das Individuum von aussen herangetragene Gebote. Die Lust, als die unmittelbare Befriedigung des bloss besonderen Interesses, muss, sich selbst überlassen, mit dem Interesse der verselbständigten Allgemeinheit zusammenstossen. Gegenüber dem isolierten Individuum vertritt die Allgemeinheit das geschichtliche Recht. Sie fordert die Verdrängung aller Lust, die das entscheidende gesellschaftliche Tabu verletzt. Sie verbietet die Befriedigung derjenigen Bedürfnisse, welche die Grundlagen der bestehenden Ordnung erschüttern müssen.

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang II (1933), S. 169 ff.

Die Moralisierung der Lust ist durch die Existenz der antagonistischen Gesellschaft geboten. Sie ist die geschichtliche Form, in der diese Gesellschaft die Befriedigung der besonderen Bedürfnisse und Triebe mit dem allgemeinen Interesse vereinigt hat. Über die fortschrittliche Funktion solcher Leistung für die Entfaltung des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses ist an anderer Stelle gehandelt worden.[1]) Der hedonistische Protest des auf sein besonderes Interesse vereinzelten Individuums ist amoralisch. Die amoralische Haltung, das Jenseits von Gut und Böse kann nur fortschrittlicher sein innerhalb einer geschichtlichen Praxis, die über die schon erreichte Gestalt dieses Prozesses wirklich hinausführt und für eine neue, wahre Allgemeinheit gegen die bestehende kämpft. Erst dann vertritt sie mehr als ein bloss besonderes Interesse. Isoliert von dem geschichtlichen Ringen um eine bessere Organisation der Lebensverhältnisse, in dem sich das Individuum in konkrete gesellschaftliche Gruppierungen und Aufgaben hineinzustellen hat und so seine Amoralität aufgibt, kann das amoralische Denken und Tun sich zwar — falls sein Subjekt wirtschaftlich unabhängig genug ist — weitgehend der Moral entziehen. Aber das herrschende gesellschaftliche Gesetz behält sowohl in den Bedürfnissen wie in den Gegenständen ihrer Befriedigung seine Macht über das amoralische Individuum. Unter diesem Gesetz sind sie entstanden, und erst seine Veränderung könnte die Moral überwinden. Eben vor dieser entscheidenden Sphäre macht jedoch die amoralische Rebellion halt. Innerhalb der gegebenen Ordnung will sie sich ihr entziehen. Ihren Widersprüchen nur ausweichend, bleibt sie wirklich jenseits von Gut und Böse : sie entzieht sich auch derjenigen Moral, welche die bestehende Ordnung mit einer vernünftigeren und glücklicheren verbindet.

Der Versuch, die Objektivität des Glücks zu retten, wie er sich in Platos Kritik des Hedonismus zum erstenmal darstellt, vollzieht in zwei Richtungen den Vorstoss zu einer objektiven Fassung des Glücksbegriffs. Die Befriedigung des Individuums, sein bestmögliches Dasein, wird einmal gemessen an dem „Wesen des Menschen" derart, dass die höchsten dem Menschen in seiner geschichtlichen Situation offenstehenden Möglichkeiten den Vorrang der Entfaltung und Befriedigung vor allen anderen haben, in denen der Mensch nicht frei ist, sondern von „Äusserem" abhängig bleibt. Andererseits kann aber das Wesen des Menschen sich nur innerhalb der Gesellschaft entfalten : ihre faktische Organisation entscheidet mit über die Verwirklichung jener Möglichkeiten und daher auch

---

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang V (1936), S. 190 f., 201 f.

über das Glück. In der platonischen und aristotelischen Ethik sind beide Momente : das personale und das gesellschaftliche, noch miteinander vereinigt. — In der Moral der neueren Periode, wie sie seit der Reformation herrschend wurde, ist die Gesellschaft weitgehend von der Verantwortung für die menschlichen Möglichkeiten entlastet : sie sollen ausschliesslich bei dem Individuum selbst, in seiner Autonomie stehen. Die unbedingte Freiheit der Person wird zum Mass des „höchsten Gutes". Wie jedoch diese Freiheit in der realen Welt nur eine abstrakte ist und mit der gesellschaftlichen Unfreiheit und dem Unglück einhergeht, so wird sie auch in der idealistischen Ethik programmatisch vom Glück getrennt, das immer mehr den Charakter der vernunftlosen, körperlichen Befriedigung, des blossen Genusses und daher der Minderwertigkeit annimmt : „Dass .. eines Menschen Existenz an sich einen Wert habe, welcher bloss lebt, um zu geniessen, .. das wird sich die Vernunft nie überreden lassen. Nur durch das, was er tut, ohne Rücksicht auf Genuss, in voller Freiheit und unabhängig von dem, was ihm die Natur auch leidend verschaffen könnte, gibt er seinem Dasein, als der Existenz einer Person einen absoluten Wert, und die Glückseligkeit ist, mit der ganzen Fülle ihrer Annehmlichkeit, bei weitem nicht ein unbedingtes Gut."[1]) Die harte Seite des Disziplinierungsprozesses der modernen Gesellschaft kommt zu Worte : das Glück des Individuums ist bestens ein wertloser Zufall seines Lebens. In der Bestimmung des höchsten Gutes wird das Glück völlig der Tugend untergeordnet : Glückseligkeit darf nur die „moralisch bedingte, aber doch notwendige Folge" der Sittlichkeit sein. Erst die Annahme eines „rein intellektuellen Bestimmungsgrundes" des menschlichen Handelns und eines „intelligibelen Urhebers der Natur" macht einen „notwendigen Zusammenhang" zwischen der Sittlichkeit der Gesinnung und der Glückseligkeit möglich".[2]) Die Harmonie von Tugend und Glück gehört zu den schönen Verhältnissen, zu deren Herbeiführung das Jenseits notwendig ist.

Aber die Unbedingtheit, mit der im deutschen Idealismus an dem Prinzip der Freiheit als der Bedingung des höchsten Gutes festgehalten wird, lässt den inneren Zusammenhang zwischen Glück und Freiheit nun erst recht deutlich hervortreten. Die konkrete Gestalt der menschlichen Freiheit entscheidet über die Gestalt menschlichen Glücks. Schon in der antiken Kritik des Hedonismus kam

---

[1]) Kant, Kritik der Urteilskraft, I. Teil, 1. Abschnitt, I. Buch, § 4. Werke a. a. O., Bd. V, S. 277.

[2]) Kant, Kritik der praktischen Vernunft, I. Teil, 2. Buch, 2. Hauptstück, II. Werke. a. a. O., Bd. V, S. 125 und 129.

die Einsicht in den Zusammenhang von Glück und Freiheit zum Ausdruck. Glück — als die Erfüllung aller Möglichkeiten des Individuums — setzt Freiheit voraus, ja ist zutiefst selbst Freiheit : in ihrer Begriffsbestimmung erscheinen beide schliesslich als dasselbe. Weil in den materiellen Verhältnissen der äusseren Welt Freiheit nicht herrscht, weil Glück und Zufall hier beinahe identisch sind und weil andererseits an der Freiheit des Individuums als einer Bedingung des „höchsten Gutes" festgehalten wird, konnte die Glückseligkeit nicht in der äusseren Welt beheimatet werden. Dieses Motiv ist in der platonischen und aristotelischen Ethik wirksam. Auch in der moralischen Kritik der bürgerlichen Periode ist der Hedonismus vom Freiheitsbegriff her abgelehnt worden. Kant hat das Prinzip der Lust als ein bloss zufälliges, der Autonomie der Person widersprechendes verworfen, und Fichte hat die Lust wesentlich „unfreiwillig" genannt, da sie eine Übereinstimmung der „Aussenwelt" mit den Trieben und Bedürfnissen des Subjekts voraussetze, die herbeizuführen nicht in der Freiheit des Subjekts stünde. Im Glück der Lust ist also das Individuum „sich selbst entfremdet."[1]) Es gilt als ausgemacht, dass die Unfreiheit des Subjekts in seinem Verhältnis zu den „Glücksgütern" der äusseren Welt unaufhebbar ist und dass die freie Person daher notwendig entwürdigt wird, wenn ihre Glückseligkeit in dieses Verhältnis gesetzt ist. Aber während für die antike Kritik das höchste Gut wirklich auch noch das höchste Glück sein sollte, wird die faktische Unfreiheit nun ontologisiert und die Freiheit wie die Glückseligkeit so verinnerlicht, dass dabei das Glück draussen bleibt. Es wird nicht länger versucht, das Glück in die autonome Entfaltung der Person hineinzunehmen ; aus der abstrakten Freiheit, die mit der gesellschaftlichen Unfreiheit einhergeht, wird eine Tugend gemacht.

Die Befriedigung der Triebe und Bedürfnisse kommt in einen üblen Geruch : sie liegt jedenfalls unterhalb der menschlichen Sphäre, mit der sich die Philosophie zu befassen hat. Die moralischen Gebote kann man befolgen, ohne seine Bedürfnisse über das physiologische Mindestmass hinaus befriedigt zu haben — mit welchem Satz allerdings eine entscheidende Leistung der modernen Gesellschaft ihre philosophische Anerkennung erfahren hat. Der zur Verinnerlichung erzogene Mensch wird sich auch durch äusserste Armseligkeit und Ungerechtigkeit nicht so leicht zum Kampf gegen das Bestehende verleiten lassen.

Im moralischen Begriff des höchsten Gutes soll eine Unwahrheit des Hedonismus beseitigt werden : die blosse Subjektivität des

---

[1]) Fichte, System der Sittenlehre, II. Hauptstück, § 11. Werke, hrsg. v. F. Medicus. Leipzig o. J., Bd. II, S. 540.

Glücks. Glück bleibt ein „Element" des höchsten Gutes, aber es steht unter der Allgemeinheit des moralischen Gesetzes. Das Gesetz ist ein solches der Vernunft : Glück wird mit der Erkenntnis verbunden und aus der Dimension des blossen Gefühls herausgenommen. Wirkliches Glück setzt die Erkenntnis der Wahrheit voraus : dass die Menschen wissen, was für sie als die höchste Möglichkeit ihres Daseins erreichbar, was ihr wahres Interesse ist. Die Individuen können sich glücklich fühlen, Glück empfinden und doch nicht glücklich sein, weil sie das wirkliche Glück gar nicht kennen. Wie ist aber über die Wirklichkeit des Glücks zu befinden? Welches ist die Instanz für seine Wahrheit ? In der antiken Kritik des Hedonismus wurde diese Frage zur politischen Frage der rechten Organisation der Polis ; die christliche Ethik des Mittelalters sah sie durch die göttliche Gerechtigkeit erledigt. Die rigoristische Moral der bürgerlichen Periode hat die Freiheit zur Instanz der Wahrheit gemacht, aber als die abstrakte Freiheit des Vernunftwesens, der gegenüber das Glück äusserlich und zufällig blieb. Die moralische Interpretation des Glücks, seine Unterwerfung unter ein allgemeines Gesetz der Vernunft, liess sowohl die wesentliche Isolierung der autonomen Person wie ihre faktische Beschränkung bestehen.

Die kritische Theorie[1]) kommt zur Frage nach der Wahrheit und Allgemeinheit des Glücks bei der Klärung der Begriffe, mit denen sie die vernünftige Gestalt der Gesellschaft zu bestimmen sucht. Enthält doch eine jener Bestimmungen, durch die die Assoziation freier Menschen umschrieben wird, ausdrücklich die Forderung, dass jedes Individuum nach seinen Bedürfnissen am Sozialprodukt Anteil haben solle. Mit der allseitigen Entwicklung der Individuen und der Produktivkräfte kann die Gesellschaft auf ihre Fahnen schreiben : „jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen." Hier taucht die alte hedonistische Definition wieder auf, die das Glück in der allseitigen Befriedigung der Bedürfnisse sieht. Die zu befriedigenden Bedürfnisse der Individuen sollen zum regelnden Prinzip des Arbeitsprozesses werden. Aber die Bedürfnisse der befreiten Menschen und der Genuss in ihrer Befriedigung werden eine andere Gestalt haben als die Bedürfnisse und der Genuss in der Unfreiheit — auch wenn sie physiologisch dieselben sind. In einer gesellschaftlichen Organisation, welche die vereinzelten Individuen in Klassen gegeneinanderstellt und ihre besondere Freiheit dem Mechanismus des unbeherrschten ökonomischen Systems überlässt,

[1]) Wir verstehen unter kritischer Theorie hier die Theorie der Gesellschaft, wie sie in den prinzipiellen Aufsätzen dieser Zeitschrift auf Grund der dialektischen Philosophie und der Kritik der politischen Ökonomie dargestellt wurde.

ist die Unfreiheit schon in den Bedürfnissen und erst recht im Genuss wirksam. So, wie Bedürfnis und Genuss hier sind, erfordern sie nicht einmal die allgemeine Freiheit. Die Entfaltung der Produktivkräfte, die steigende Naturbeherrschung, die Ausdehnung und Verfeinerung der Warenerzeugung, das Geld, die universale Verdinglichung haben mit den neuen Bedürfnissen auch neue Genussmöglichkeiten geschaffen. Aber diesen gegebenen Genussmöglichkeiten stehen Menschen gegenüber, die sowohl objektiv, auf Grund ihres ökonomischen Status, wie subjektiv, auf Grund ihrer Erziehung und Disziplinierung, weitgehend genussunfähig sind. Aus der Diskrepanz zwischen dem, was als Objekt möglichen Genusses da ist, und der Art und Weise, wie diese Objekte verstanden, genommen und gebraucht werden, ergibt sich die Frage nach der Wahrheit der Glücksbeziehung in dieser Gesellschaft : die (den Genuss) intendierenden Akte kommen nicht zur Erfüllung ihrer eigenen Intention ; auch wenn sie sich erfüllen, bleiben sie unwahr.

Genuss ist im Verhalten zu Dingen und Menschen. Die ersten sind (falls sie nicht von Natur oder durch gesellschaftliche Regelung allgemein verfügbar geworden sind) Waren, welche der Kaufkraft entsprechend zugänglich sind. Dem weitaus grössten Teil der Menschheit steht nur der allerbilligste Teil dieser Waren zu. Als Waren werden sie Gegenstand des Genusses, und ihre Herkunft bleibt in ihnen erhalten : auch der Genuss hat noch Klassencharakter. Das Billige ist nicht so gut wie das Teure. Die Beziehungen zwischen den Menschen sind — gerade sofern sie ausserhalb des Arbeitsprozesses liegen — wesentlich Beziehungen zwischen Mitgliedern derselben Klasse. Für die meisten Menschen wird der Partner im Genuss auch der Partner im Elend der gleichen Klasse sein. Ihre Lebensumstände sind ein armseliger Schauplatz für das Glück. Der ständige Druck, unter dem die grossen Massen zur Reproduktion dieser Gesellschaft gehalten werden müssen, hat sich mit der monopolistischen Anhäufung des Reichtums nur verstärkt. Jedes Überhandnehmen des Genusses würde die notwendige Disziplinierung gefährden und die pünktliche und zuverlässige Einordnung in die Masse erschweren, die die Maschine des Ganzen in Gang hält. Zu der ökonomischen Regulierung des Genusses treten die Polizei und die Justiz. Lust will wesentlich ihre eigene Steigerung und Verfeinerung. Die Entfaltung der Persönlichkeit muss nicht nur eine seelische sein. Die Industriegesellschaft hat die gegenständliche Welt in einer Weise differenziert und intensiviert, dass nur eine aufs äusserte differenzierte und intensivierte Sinnlichkeit sie rezipieren kann. In der modernen Technik sind alle Mittel enthalten, um die Beweglichkeit, Schönheit, Geschmeidigkeit der Dinge und Körper herauszuholen, näher zu bringen und verwendbar

zu machen. Zugleich mit den diesen Möglichkeiten entsprechenden Bedürfnissen sind auch die sinnlichen Organe, durch die sie rezipiert werden können, ausgebildet worden. Was der Mensch inmitten der entwickelten Zivilisation wahrnehmen, fühlen und tun kann, korrespondiert dem neu erschlossenen Reichtum der Welt. Aber die Ausnutzung der gesteigerten Fähigkeiten und ihrer Befriedigung steht nur den kaufkräftigsten Gruppen frei. Die Entfaltung der Sinnlichkeit ist nur ein Teil der Entfaltung der Produktivkräfte; die Notwendigkeit ihrer Fesselung gründet in dem antagonistischen gesellschaftlichen System, in dem sich diese Entfaltung vollzog. Es gibt viele Wege, auf denen die beherrschten Schichten zur Ablenkung und Ersatzbefriedigung erzogen werden können; der Sport und eine grosse Zahl zugelassener Volksvergnügungen erfüllen hier ihre geschichtliche Funktion. In den autoritären Staaten hat der sadistische Terror gegen die Feinde des Regimes ungeahnte Möglichkeiten einer organisierten Entladung gefunden. Alltäglich können die Kleinen den Glanz der grossen Welt im Kino miterleben; mit dem Bewusstsein, dass dies alles doch nur im Film geschieht und dass es auch hier Glanz, Bitterkeit und Sorgen, Schuld und Sühne und den Triumph des Guten gibt. Dass die Entwicklung der Sinnlichkeit bei den unteren Schichten der gesellschaftlichen Pyramide nicht über das technisch erforderliche Mass hinausgeht, wird schon durch den Arbeitsprozess garantiert, aus dem die Verkümmerung und Vergröberung der Organe des Arbeiters resultiert. Was dann noch als unmittelbarer Genuss erlaubt ist, wird durch das Strafgesetz umschrieben.

Aber nicht nur bei den Massen kann der Genuss nicht das leisten, was er intendiert: die Erfüllung aller subjektiven und objektiven Möglichkeiten. Wo das Verhältnis der Menschen zueinander als Warenbesitzer das herrschende gesellschaftliche Verhältnis ist und wo der Wert jeder Ware durch die aufgewandte abstrakte Arbeitszeit bestimmt wird, ist der Genuss an sich wertlos. Denn was er ist, ist er in dieser Gesellschaft getrennt von der Arbeit: das Individuum gibt im Genuss keine Arbeitskraft aus und reproduziert keine Arbeitskraft; es verhält sich und gibt sich als eine private Person. Wenn allein die abstrakte Arbeit den Wert schafft, nach dem sich die Gerechtigkeit des Austauschs richtet, darf die Lust kein Wert sein. Wäre sie es, dann würde die gesellschaftliche Gerechtigkeit in Frage gestellt, ja sich als eklatante Ungerechtigkeit enthüllen. Die Legitimierung der Lust als Wert würde in der Tat alles auf den Kopf stellen, was „heutzutage dem Zeitungsleser präsentiert“ wird. „Der Wert einer Sache, das ist doch für jeden modernen Menschen der Wert der Arbeit, welche die Sache hervorbringen musste. Am Werte

klebt also der Schweiss des Arbeiters, der das flammende Schwert kittet, das die Kultur vom Paradiese trennt. Es ist gefährlich, Lust und Unlust mit dem Werte zusammenzudenken ; denn es entsteht dabei die Frage, ob diejenigen mehr Lust oder mehr Unlust haben, welche die Werte produzieren. Und man könnte auf den Gedanken verfallen, dass der Wert im umgekehrten Verhältnisse zur Lust stehen möchte."[1]) Die Gefährlichkeit solchen Zusammendenkens ist schon in den Anfängen der bürgerlichen Gesellschaft erkannt worden : die Wertlosigkeit der blossen Lust wurde dem Bewusstsein der Individuen mit allen Mitteln einerzogen.

Nirgends zeigt sich der Zusammenhang zwischen der Abwertung des Genusses und der gesellschaftlichen Rechtfertigung durch die Arbeit deutlicher als in der Interpretation der Sexuallust. Sie wird — pragmatisch oder moralisch — rationalisiert und tritt als blosses Mittel zu einem ausser ihr liegenden Zweck in den Dienst der reibungslosen Unterordnung des Individuums unter die bestehende Form des Arbeitsprozesses. Als hygienischer Wert soll sie zur körperlichen und seelischen Gesundheit beitragen, welche das normale Funktionieren des Menschen innerhalb der gegebenen Ordnung fördert. Nach Spinoza darf „die Sinnenlust" nur „als Mittel erstrebt" werden, und zwar vor allem als hygienisches Mittel : „Man gebe sich dem Vergnügen nur insoweit hin, als es zur Erhaltung der Gesundheit hinreicht."[2]) Leibniz erklärt, dass die „Wollust der Sinne nach den Regeln der Vernunft wie eine Speise, Arznei oder Stärkung gebraucht werden muss."[3]) Fichte bringt die Sexualität in unmittelbare Verbindung mit der Erneuerung des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses : „Der eigentliche Rang, die Ehre und die Würde des Menschen, und ganz besonders des Mannes in seinem sittlich natürlichen Dasein, besteht ohne Zweifel in dem Vermögen, als uranfänglicher Urheber neue Menschen, neue Gebieter der Natur, aus sich zu erzeugen : über sein irdisches Dasein hinaus und auf alle Ewigkeit der Natur Herren zu setzen... Die absolute Ehrlosigkeit, die Wegwerfung der eigentlich menschlichen und männlichen Ehre würde es darum sein, wenn das zur Ausübung jenes Vorrechts verliehene Vermögen gemacht würde zu einem Mittel sinnlicher Lust. Was über aller Natur ist und bestimmt zur Fortpflanzung der Oberherrschaft über sie, würde ein Zweites, einem ihrer Triebe, dem der Lust, Untergeordnetes..." Diese absolute

---

[1]) Hermann Cohen, Ethik des reinen Willens, 3. Aufl. Berlin 1931, S. 163.

[2]) Spinoza, Abhandlung über die Vervollkommnung des Verstandes, übers. v. J. Stern. Reclam, Leipzig, S. 9 und 12.

[3]) Leibniz, Von der Glückseligkeit. Opera philosophica, hrsg. v. E. Erdmann. Berlin 1840, S. 672.

Ehrlosigkeit ist die „Unkeuschheit — Gebrauch des Zeugungsvermögens zur blossen Lust, ohne Absicht auf den Zweck, und ohne bedachtes Wollen desselben.“[1]) Nur wenn die sexuellen Beziehungen unter dem ausdrücklichen Zweck der Erzeugung neuer Arbeitskräfte für den Prozess der gesellschaftlichen Beherrschung der Natur stehen, ist ihr Genuss menschenwürdig und anerkannt. Die späteren Vertreter der idealistischen Ethik wenden sich von solcher Offenherzigkeit ab. Hermann Cohen hält die blosse Erzeugung von Menschen für einen „animalischen“ Vorgang und fordert die Verklärung der Sexuallust durch einen wahrhaft sittlichen Zweck : erst die in der Treue gründende Liebe hebt den Geschlechtsverkehr in die Sphäre der Sittlichkeit und macht aus der „Geschlechtsliebe“ einen „Grundzug des reinen Willens zur Gestaltung des sittlichen Selbstbewusstseins.“[2]) In der autoritären Phase der bürgerlichen Ordnung tritt die Bindung der Liebe an die Form der Ehe in offenen Widerspruch zu dem Bedarf des Staates nach einer starken militärischen und wirtschaftlichen Reservearmee. Das „Liebeserlebnis“ ist „nicht ohne weiteres an die Ehe gebunden“. Aber die Liebe soll „Voraussetzung und Bedingung dafür sein, dass es zur Ehe und in der Ehe zum Kinde kommen kann.“ Nicht die Kindererzeugung als solche, sondern die Erzeugung tüchtiger und brauchbarer Kinder ist entscheidend ; „Rassenhygiene, Sozialanthropologie und andere medizinisch-anthropologische Disziplinen“ besinnen sich „in sehr verdienstvoller Weise auf wertvolle Gesichtspunkte auch der menschlichen Zeugung“.[3])

Die unverklärte, unrationalisierte Freigabe der sexuellen Beziehungen wäre die stärkste Freigabe des Genusses als solchen und die totale Entwertung der Arbeit um der Arbeit willen. Die Spannung zwischen dem Selbstwert der Arbeit und der Freiheit des Genusses könnte innerhalb eines Menschenwesens nicht ertragen werden : die Trostlosigkeit und Ungerechtigkeit der Arbeitsverhältnisse würden eklatant das Bewusstsein der Individuen durchdringen und ihre friedliche Einordnung in das gesellschaftliche System der bürgerlichen Welt unmöglich machen.

Die Funktion der Arbeit innerhalb dieser Gesellschaft bestimmt ihre Stellung zum Genuss : er darf nicht als solcher einen Sinn haben und unrationalisiert bleiben, vielmehr muss er seinen Wert von andersher empfangen. „Lust... und Unlust sind einer Rechtfertigung, einer Begründung durch den Willen zur Arbeit entzogen ; sie setzen ihm vielmehr den Antrieb zur Arbeit“, die dann ganz

---

[1]) Fichte, Die Staatslehre 1813. Werke, a. a. O., Bd. VI, S. 523 f.
[2]) Hermann Cohen, a. a. O., S. 584.
[3]) Bruno Bauch, Grundzüge der Ethik. Stuttgart 1933, S. 240 f.

unter das Prinzip der Bedürfnisbefriedigung gestellt wäre. „Der Hedonismus ist die Schranke einer Selbstrechtfertigung des Willens zur Arbeit“[1]), er widerspricht dem Grundinteresse der bestehenden Ordnung. Die Verinnerlichung und Beseelung, wodurch der Genuss auf das Niveau der Kultur hinaufgeläutert wurde, die das Ganze reproduzieren hilft und so ihren gesellschaftlichen Wert beweist, steht unter dieser Überzeugung. Bei den unmittelbaren Produzenten wirkt sich die Einschränkung des Genusses unmittelbar, ohne jede moralische Vermittlung, durch den Arbeitstag aus, der für den Genuss nur die knappe „Freizeit“ übrig lässt und ihn in den Dienst der Entspannung und der Neusammlung von Energie, Arbeitskraft stellt. — Die Nutzniesser des Arbeitsprozesses sind von derselben Wertung betroffen. Dass sie im Genuss etwas tun und haben, was eigentlich keinen Wert erzeugt, schafft eine Art sozialen Schuldgefühls, das zu einer Rationalisierung des Genusses führt. Als Repräsentation, Erholung, Schaustellung des Glanzes derer, die an der Spitze stehen und die schwerste Verantwortung zu tragen haben, wird er beinahe als eine Last oder Pflicht erledigt.

Der Aufbau des gesellschaftlichen Schuldgefühls ist eine entscheidende Leistung der Erziehung. Das herrschende Wertgesetz spiegelt sich in der stets aufs neue reproduzierten Überzeugung, dass jeder ganz auf sich selbst gestellt, sein Leben sich im allseitigen Konkurrenzkampf verdienen muss, wenn auch nur, um es sich immer wieder verdienen zu können, und dass jedem gegeben wird nach Massgabe seiner verausgabten Arbeitskraft. Das Glück kann man sich dabei nicht verdienen. Ziel der Arbeit soll nicht das Glück sein und ihr Entgelt nicht der Genuss, sondern Profit oder Arbeitslohn : die Möglichkeit weiterzuarbeiten. Zur Aufrechterhaltung eines solchen Arbeitsprozesses müssen diejenigen Triebe und Bedürfnisse, welche das normale Verhältnis von Arbeit und Genuss (als die Spanne der Nicht-Arbeit) und die es sichernden Institutionen (wie Familie und Ehe) untergraben könnten, abgelenkt oder verdrängt werden. Nicht durchgängig ist diese Ablenkung und Verdrängung mit dem kulturellen Fortschritt verbunden. Manche Triebe und Bedürfnisse werden erst falsch und zerstörend durch die falschen Formen, in die ihre Befriedigung geleitet wird, während die erreichte Stufe der objektiven Entwicklung ihre wahre Befriedigung zuliesse — wahr, weil sie sich in dem erfüllen könnten, was sie ursprünglich intendierten : „unvermischte“ Lust. Es ist die verdrängte Grausamkeit, die zum sadistischen Terror, und die verdrängte Selbstaufgabe, die zur masochistischen Unterwerfung

---

[1]) A. Görland, Ethik als Kritik der Weltgeschichte. Leipzig 1914, S. 119 f.

führt. In ihrer eigentlichen Intention belassen, als Weisen des Sexualtriebs, können sie in der gesteigerten Lust nicht nur des Subjekts, sondern auch des Objekts enden. Sie sind nicht mehr mit der Vernichtung verbunden.[1]) Aber gerade die gesteigerte Differenzierung der Lust ist untragbar in einer Gesellschaft, welche eben der verdrängten Form der Befriedigung solcher Bedürfnisse bedarf. Die gesteigerte Lust wäre unmittelbar gesteigerte Befreiung des Individuums : sie verlangt Freiheit in der Wahl des Objekts, in der Erkenntnis und in der Verwirklichung seiner Möglichkeiten, Freiheit der Zeit und des Ortes. Alle diese Forderungen verstossen gegen das Lebensgesetz der bestehenden Gesellschaft. Wegen der innersten Verbundenheit von Glück und Freiheit ist das Tabu der Lust am schärfsten aufrechterhalten worden ; es hat bis weit in die Reihen der geschichtlichen Opposition gegen die gegebene Ordnung die Fragestellung und die Antworten verwirrt.[2])

Die Bestimmung des Glücks als Zustand der allseitigen Befriedigung der Bedürfnisse des Individuums ist abstrakt und unrichtig, sofern sie Bedürfnisse in ihrer vorhandenen Gestalt als letzte Gegebenheit hinnimmt. Die Bedürfnisse stehen als solche weder jenseits von gut und böse noch von wahr und falsch. Als geschichtliche Sachverhalte sind sie der Frage nach ihrem „Recht" unterworfen : sind sie solcher Art, dass ihre Befriedigung die subjektiven und objektiven Möglichkeiten der Individuen erfüllen kann ? Bei vielen gerade für den herrschenden Zustand der Menschheit charakteristischen Formen von Bedürfnissen müsste diese Frage im Hinblick auf den schon erreichten Stand der gesellschaftlichen Entwicklung verneint werden : er ermöglicht ein wahreres Glück als das, was sich die Menschen heute selbst verschaffen. Die Lust an der Demütigung anderer wie an der Selbstdemütigung unter einem stärkeren Willen, die Lust an den mannigfachsten Surrogaten der Sexualität, am sinnlosen Opfer, an der Heroizität des Krieges ist deshalb eine falsche Lust, weil die in ihr sich erfüllenden Triebe und Bedürfnisse die Menschen unfreier, blinder und armseliger machen, als sie sein müssen. Sie sind Triebe und Bedürfnisse der Individuen, wie sie in der antagonistischen Gesellschaft herausgebildet wurden. Sofern sie nicht mit einer neuen Form der gesellschaftlichen Organisation überhaupt verschwinden sollten, wären Weisen ihrer Befriedigung denkbar, in denen sich wirklich die äussersten Möglichkeiten der Menschen glückhaft entfalten. Diese Befreiung

---

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang V (1936), S. 229 ff.

[2]) Selbst bei den entschiedenen Vertretern einer bürgerlichen Sexualreform tritt das Tabu der Lust in irgendwelchen ethischen oder psychologischen Rationalisierungen versteckt noch auf.

der Möglichkeiten ist Sache der gesellschaftlichen Praxis; bei ihr liegt es, was die Menschen mit ihren ausgebildeten sinnlichen und seelischen Organen und mit dem durch ihre Arbeit geschaffenen Reichtum anfangen können, um das höchste Mass an Glück zu erreichen. So gefasst, kann das Glück überhaupt nicht mehr etwas bloss Subjektives sein: es fällt in den Bereich des gemeinschaftlichen Denkens und Handelns der Menschen.

Wo die entfalteten Produktivkräfte nur in gefesselter Form von der Gesellschaft verwertet werden, sind nicht erst die Befriedigungen, sondern schon die Bedürfnisse verfälscht. Soweit sie über das Existenzminimum hinausliegen, kommen sie nur gemäss ihrer Kaufkraft zu Worte. Die Situation der Klasse, besonders die Situation des Individuums im Arbeitsprozess ist in ihnen lebendig: sie hat die (körperlichen und geistigen) Organe und Fähigkeiten der Menschen und den Horizont ihrer Ansprüche geformt. Weil sie nur in ihrer verkümmerten Gestalt, mit all ihren Verdrängungen, Entsagungen, Anpassungen und Rationalisierungen als Bedürfnisse erscheinen, können sie normalerweise innerhalb des gegebenen gesellschaftlichen Rahmens befriedigt werden; weil sie schon in sich selbst unfrei sind, ist das falsche Glück ihrer Erfüllung in der Unfreiheit möglich.

In der kritischen Theorie hat der Begriff des Glücks mit dem bürgerlichen Konformismus und Relativismus nichts mehr zu tun: er ist ein Teil der allgemeinen, objektiven Wahrheit, die für alle Individuen gilt, sofern ihrer aller Interesse darin aufgehoben ist. Erst gegenüber der geschichtlichen Möglichkeit der allgemeinen Freiheit wird es sinnvoll, auch das faktische, wirklich empfundene Glück in den bisherigen Daseinsverhältnissen als unwahr zu bezeichnen. Es ist das Interesse des Individuums, welches sich in seinen Bedürfnissen ausdrückt, und ihre Befriedigung entspricht diesem Interesse. Dass es überhaupt in der von blinden Gesetzen beherrschten Gesellschaft Glück gibt, ist ein Segen: so kann sich noch das Individuum in ihr geborgen fühlen und vor der letzten Verzweiflung bewahrt sein. Die rigoristische Moral versündigt sich gegen die karge Gestalt, in der die Humanität noch übrig geblieben ist; ihr gegenüber ist jeder Hedonismus im Recht. Erst heute, auf der letzten Stufe der Entwicklung des Bestehenden, wenn die objektiven Kräfte, die zu einer höheren Ordnung der Menschheit drängen, reif geworden sind, und erst im Zusammenhang der mit solcher Veränderung verbundenen geschichtlichen Theorie und Praxis darf mit dem Ganzen des Bestehenden auch das Glück in ihm Gegenstand der Kritik werden. Es zeigt sich, dass die Individuen, welche zur Einordnung in den antagonistischen Arbeitsprozess erzogen worden sind, nicht Richter über ihr Glück sein

können. Sie sind an der Erkenntnis ihres wahren Interesses verhindert. So kann es geschehen, dass sie ihren Zustand als glücklich bezeichnen und sich ohne äusseren Zwang zu dem System bekennen, das sie unterdrückt. Die Ergebnisse moderner Volksabstimmungen beweisen, dass die von der möglichen Wahrheit getrennten Menschen dazu gebracht werden können, gegen sich selbst zu stimmen. Solange die Individuen ihr Interesse nur in dem Fortkommen innerhalb der gegebenen Ordnung sehen, fallen bei autoritären Apparaten solche Abstimmungen leicht. Der Täuschung, in der sich die Regierten befinden, wird durch den Terror bloss nachgeholfen. Die Berufung auf das Interesse ist unwahr.

Angesichts der Möglichkeit einer glücklicheren realen Verfassung der Menschheit ist das Interesse des Individuums keine letzte Gegebenheit mehr : es gibt wahres und falsches Interesse auch im Hinblick auf das Individuum. Sein faktisches, unmittelbares Interesse ist nicht schon sein wahres Interesse. Nicht als ob das wahre Interesse dasjenige wäre, das auf Grund des geringeren Risikos und der grösseren Genusschance die Opferung eines unmittelbaren Interesses verlangte. Solche Berechnung des Glücks hält sich in dem allgemeinen Rahmen des falschen Interesses und kann bestenfalls die Wahl des besseren falschen Glücks erleichtern. Im wahren Interesse des Individuums kann es nicht sein, seine eigene Verkümmerung und die der anderen zu wollen. Nicht einmal im wahren Interesse derjenigen, deren Macht nur auf Kosten solcher Verkümmerung aufrechterhalten werden kann. Auf der erreichten Stufe der Entwicklung kann die Macht nicht mehr die von ihr beherrschte Welt geniessen : in dem Augenblick, wo sie aufhörte zu arbeiten, immer wieder den blutigen und aufreibenden Prozess ihrer blossen Reproduktion zu erneuern, wäre sie verloren. Auch für sie gibt es noch etwas zu gewinnen.

Dass das wahre Interesse des Individuums das Interesse der Freiheit ist, dass wirkliche individuelle Freiheit mit wirklicher allgemeiner Freiheit einhergehen kann, ja erst zusammen mit ihr überhaupt möglich ist, und dass das Glück schliesslich in der Freiheit besteht — dies alles sind keine Aussagen der philosophischen Anthropologie über die Natur des Menschen, sondern Beschreibungen einer geschichtlichen Situation, welche sich die Menschheit in der Auseinandersetzung mit der Natur selbst erkämpft hat. Die Individuen, um deren Glück es in der Ausnutzung dieser Situation geht, sind in der Schule des Kapitalismus zu Menschen geworden : der hohen Intensivierung und Differenzierung ihrer Fähigkeiten und ihrer Welt entspricht die gesellschaftliche Fesselung dieser Entfaltung. Sofern die Unfreiheit schon in den Bedürfnissen steckt und nicht erst in ihrer Befriedigung, sind sie zunächst zu befreien. Das ist

kein Akt der Erziehung, der moralischen Erneuerung des Menschen, sondern ein ökonomischer und politischer Vorgang. Die Verfügung der Allgemeinheit über die Produktionsmittel, die Umstellung des Produktionsprozesses auf die Bedürfnisse der Gesamtheit, die Verkürzung des Arbeitstages, die aktive Teilnahme der Individuen an der Verwaltung des Ganzen gehören zu seinen Inhalten. Mit der Erschliessung aller vorhandenen subjektiven und objektiven Möglichkeiten der Entfaltung werden die Bedürfnisse andere geworden sein : jene, welche in dem gesellschaftlichen Zwang zur Verdrängung, in der Ungerechtigkeit, dem Schmutz und dem Elend gründen, müssten verschwinden. Aber nichts schliesst aus, dass es auch dann noch Kranke, Verrückte und Verbrecher geben könnte. Das Reich der Notwendigkeit bleibt bestehen, die Auseinandersetzung mit der Natur und unter den Menschen selbst geht weiter. So wird auch die Reproduktion des Ganzen weiterhin mit Entbehrungen des einzelnen verbunden sein ; das besondere Interesse wird nicht unmittelbar mit dem wahren Interesse zusammenfallen. Die Differenz von besonderem und wahrem Interesse ist jedoch etwas anderes als die Differenz zwischen dem besonderen Interesse und dem Interesse einer verselbständigten, die Individuen unterdrükkenden Allgemeinheit. In seiner Beziehung zur Allgemeinheit wird sich das Individuum wirklich zur Wahrheit verhalten : in ihren Forderungen und Beschlüssen wird sein Interesse aufbewahrt sein und schliesslich doch seinem Glück zugute kommen. Wenn das wahre Interesse fernerhin durch ein allgemeines Gesetz vertreten werden muss, welches bestimmte Bedürfnisse und Befriedigungen verbietet, so wird hinter solchem Gesetz nicht mehr das partikulare Interesse von Gruppen stehen, die ihre Macht durch die Usurpation der Allgemeinheit gegen diese selbst aufrechterhalten, sondern der vernünftige Entscheid freier Individuen. Die mündig gewordenen Menschen werden sich mit ihren Bedürfnissen selbst auseinanderzusetzen haben. Ihre Verantwortung wird unendlich viel grösser sein, weil sie die falsche Lust der masochistischen Geborgenheit in dem starken Schutz einer heteronomen Macht nicht mehr haben werden. Die innere, wirkliche (nicht erst durch ein Jenseits hergestellte) Verbindung von Pflicht und Glück, an der die idealistische Ethik verzweifelt hatte, ist nur in der Freiheit möglich. So hatte sie Kant intendiert, als er den Pflichtbegriff in der Autonomie der Person begründete. Durch die Beschränkung auf die Freiheit des reinen Willens beschränkt die Autonomie sich selbst zugunsten einer gesellschaftlichen Ordnung, welche sie nur in ihrer abstrakten Gestalt zulassen kann.

Wenn die mündigen Individuen bestimmte Bedürfnisse und eine bestimmte Lust als schlecht verwerfen werden, so geschieht

dies aus der autonomen Erkenntnis ihres wahren Interesses heraus : der Erhaltung der allgemeinen Freiheit. So geschieht es aber im Interesse ihres Glücks selbst, das nur in der allgemeinen Freiheit als die Erfüllung aller entfalteten Möglichkeiten da sein kann. Es war das alte Desiderat des Hedonismus, das Glück mit der Wahrheit zusammenzudenken. Das Problem war unlösbar : solange eine anarchische, unfreie Gesellschaft über die Wahrheit entschied, konnte sie entweder nur in dem besonderen Interesse des vereinzelten Individuums oder in den Notwendigkeiten der verselbständigten Allgemeinheit liegen. Im ersten Fall ging ihre Form verloren (die Allgemeinheit) ; im zweiten ihr Inhalt (die Besonderheit). Die Wahrheit, zu der sich das befreite Individuum im Glück verhält, ist sowohl die allgemeine wie die besondere. Das Subjekt ist in seinem Interesse nicht mehr gegen die anderen vereinzelt, sein Leben kann über den Zufall des Augenblicks hinaus glücklich sein, weil seine Daseinsverhältnisse nicht mehr durch einen Arbeitsprozess bestimmt werden, der Reichtum nur durch Erhaltung des Elends und der Entbehrung schafft, sondern durch die vernünftige Selbstverwaltung des Ganzen, an der das Subjekt aktiv tätig ist. Das Individuum kann sich zu den anderen als zu seinesgleichen und zu der Welt als seiner Welt verhalten : sie wird ihm nicht mehr entfremdet sein. Das gegenseitige Verstehen wird nicht mehr vom Unglück durchherrscht sein, da die Einsicht und die Leidenschaft nicht mehr mit der verdinglichten Gestalt der menschlichen Beziehungen in Konflikt geraten werden.

Das allgemeine Glück setzt die Erkenntnis des wahren Interesses voraus : dass der gesellschaftliche Lebensprozess in einer Weise verwaltet wird, durch die die Freiheit der Individuen mit der Erhaltung des Ganzen auf Grund der gegebenen objektiven geschichtlichen und natürlichen Bedingungen in Einklang gebracht wird. Der Zusammenhang von Glück und Erkenntnis wurde mit der Entwicklung der gesellschaftlichen Antagonismen verdeckt ; die abstrakte Vernunft der isolierten Individuen vermag allerdings nichts über das Glück, das dem Zufall überlassen ist. Aber dieselbe Entwicklung hat auch die Kräfte hervorgetrieben, die jenen Zusammenhang wieder herstellen können. Bei den unmittelbaren Produzenten ist die Vereinzelung schon innerhalb der Unfreiheit weitgehend aufgehoben. Das Individuum hat hier kein Eigentum zu wahren, das nur auf Kosten anderer genossen werden kann ; sein Interesse zwingt es nicht zur Konkurrenz und zu Interessenvereinigungen, die selbst wieder nur in der Konkurrenz gründen, sondern zur kämpfenden Solidarität. Um was sie kämpft, ist zunächst nur das Interesse einer besonderen gesellschaftlichen Gruppe an besseren, menschenwürdigen Lebensbedingungen. Aber

dies besondere Interesse kann nicht verfolgt werden, ohne die Lebensbedingungen des Ganzen besser und menschenwürdig zu machen und die Allgemeinheit zu befreien. In der monopolistischen Phase der bürgerlichen Gesellschaft, wo die Aufbewahrung des allgemeinen Interesses bei den für die Veränderung kämpfenden Gruppen offenbar genug ist, geht die Anstrengung der Nutzniesser des Bestehenden auf die Spaltung jener Solidarität. Verbeamtung, Bürokratisierung, Steigerung der Lohndifferenzen und unmittelbare Korrumpierung der Arbeiter sollen den Gegensatz auch in diesen Schichten verwurzeln. — Deren wahres Interesse verlangt nicht die Änderung von diesem und jenem, sondern die Neugestaltung des Produktionsprozesses. Nicht mehr die allgemeine Vernunft überlistet hier das besondere Interesse hinter dem Rücken der Individuen ; genau umgekehrt ist vielmehr das besondere Interesse die aktive und erkennende Kraft des Prozesses, durch den die Allgemeinheit weitergetrieben wird. Nur an dieser Stelle der Gesellschaft ist „die Wahrheit der besondern Befriedigungen... die allgemeine, die der denkende Wille als Glückseligkeit sich zum Zwecke macht.“[1]) Hegel hat darauf hingewiesen, dass nur durch das besondere Interesse der allgemeine Fortschritt in der Geschichte zustande kommen kann, denn nur das besondere Interesse kann das Individuum zur Leidenschaft des geschichtlichen Kampfes treiben. „Das besondere Interesse der Leidenschaft ist also unzertrennlich von der Betätigung des Allgemeinen ; denn es ist aus dem besondern und bestimmten und aus dessen Negation, dass das Allgemeine resultiert.“[2]) Wenn solche Unzertrennlichkeit nur durch die List der Vernunft Bestand hat, ist das Resultat mit dem Unglück der Individuen verbunden : in der Leidenschaft, mit der sie ihr besonderes Interesse verfolgen, arbeiten sie sich ab und gehen zugrunde. Hegel hat es einen „schauderhaften Trost“ genannt, dass „die geschichtlichen Menschen nicht das gewesen sind, was man glücklich nennt.“[3]) Ist keine höhere Gestalt der geschichtlichen Vernunft als die antagonistische Organisation der Menschheit möglich, dann ist dieser Schauder nicht wegzudenken. Es ist allerdings wahr, dass die Menschen nicht das Glück intendieren, sondern jeweils bestimmte Zwecke, deren Erfüllung dann das Glück mit sich bringt. In den bestimmten Zwecken, welche durch den solidarischen Kampf um eine vernünftige Gesellschaft erstrebt werden, ist das Glück nicht mehr bloss ein begleitender Zufall.

---

[1]) Hegel, Encyclopädie § 478. Werke, a. a. O., Bd. VII, 2, S. 372.
[2]) Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Einleitung. Werke, a. a. O., Bd. IX, S. 40.
[3]) a. a. O., S. 39.

Es liegt in der geforderten neuen Ordnung der Daseinsverhältnisse selbst und hört auf, nur ein subjektiver Gefühlszustand zu sein, wenn schon in den befreiten Bedürfnissen der Subjekte die allgemeine Sorge um die Möglichkeiten der Individuen wirksam ist.

Dass der Kampf um die höhere Allgemeinheit der Zukunft in der Gegenwart zur Sache besonderer Individuen und Gruppen wird, macht nach Hegel die tragische Situation der weltgeschichtlichen Personen aus. Sie greifen gesellschaftliche Verhältnisse an, in denen — wenn auch schlecht — das Leben des Ganzen sich reproduziert; sie kämpfen gegen eine konkrete Gestalt der Vernunft, ohne dass die Praktikabilität der zukünftigen Gestalt, die sie vertreten, schon empirisch bewiesen wäre. Sie sind Frevler an dem, was in Grenzen immerhin bewährt ist. Ihre Rationalität wirkt notwendig in partikularer, irrationaler, sprengender Form, ihre Kritik an Verfall und Anarchie als anarchisch und destruktiv. Die Individuen, die sich der Idee so sehr fügen, dass ihre Existenz von ihr durchdrungen ist, sind unfügsam und eigensinnig. Das gemeine Bewusstsein weiss keinen Unterschied zwischen ihnen und Verbrechern zu machen, und in der Tat sind sie in der gegebenen Ordnung Verbrecher wie Sokrates in Athen.[1] Allgemeinheit und Vernunft sind ihnen zur eigenen Leidenschaft geworden. Der formalistische Konformist, dem ein besonderes Bedürfnis wie das andere gilt, weiss von ihnen als eigensüchtigen Charakteren, die gefährlich sind. Er sieht, wie die Kritik des Scheins der Freiheit in der Gegenwart und die Erkenntnis der zukünftigen Wirklichkeit der Freiheit schon jetzt ihr Glück ausmachen, weil die schroffe Trennung von hier und dort, heute und morgen, das ausschliessende und abstossende Ichgefühl der bürgerlichen Existenz in ihnen überwunden ist — aber er vermag es nicht zu verstehen. Sie gelten ihm, was er sonst immer bekennen möge, als exaltiert, im besten Fall als religiös, denn von Natur, meint der Konformist, haben die Menschen bloss ihren privaten Nutzen im Sinn. Ihre paradoxe Situation geht nur wenigen auf.

Wie die erreichbare Form des Glücks nur in dem besonderen Interesse derjenigen gesellschaftlichen Schichten aufgehoben sein kann, deren Befreiung allein nicht mehr zur Herrschaft besonderer Interessen gegen die Allgemeinheit, sondern zur allgemeinen Befreiung der Menschheit führen kann, so auch die richtige Erkenntnis, deren diese Form bedarf. Solches Interesse erfordert keine die Gestalt der Wahrheit verhüllende Ideologie, um sich als allgemeines zu rechtfertigen. Das Zu-Ende-denken aller rea-

---

[1]) Vgl. Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Werke, a. a. O., Band XIV, S. 101.

lisierbaren Möglichkeiten (welches in der bürgerlichen Periode an der Gefahr einer materiellen Veränderung des Ganzen seine gesellschaftliche Schranke fand) und das Festhalten an dem Ziel ihrer Verwirklichung sind in diesem Interesse selbst enthalten. Mit der richtigen Erkenntnis ginge auch das Glück verloren, und die Notwendigkeit einer unkontrollierten Situation gewönne wieder ihre zufällige Macht über die Menschen. Die Freiheit der Erkenntnis ist ein Teil der wirklichen Freiheit, die nur mit der gemeinsamen Entscheidung und Befolgung des als wahr Erkannten zusammengehen kann. Die wesentliche Rolle der Wahrheit für das Glück der Individuen lässt nun die Bestimmung des Glücks als Lust und Genuss ungenügend erscheinen. Wenn die Erkenntnis der Wahrheit nicht mehr mit der Erkenntnis von Schuld, Elend und Ungerechtigkeit verbunden ist, braucht sie nicht mehr ausserhalb des Glücks zu fallen, welches den unmittelbaren, sinnlichen Beziehungen überlassen blieb. Einer wirklich schuldlosen Erkenntnis können auch die persönlichsten Verhältnisse der Menschen für das Glück offen werden : vielleicht sind sie dann in der Tat jene freie Gemeinschaft im Leben, von der die idealistische Moral die höchste Entfaltung der Individualität erwartet hatte. Die Erkenntnis wird die Lust nicht mehr stören ; vielleicht kann sie sogar selbst zur Lust werden, wie es die antike Idee des Nous als letzte Bestimmung der Erkenntnis zu sehen gewagt hatte. In dem Schreckbild des entfesselten Genussmenschen, der sich nur seinen sinnlichen Bedürfnissen hingeben würde, steckt noch die Trennung der geistigen Produktivkräfte von den materiellen und des Arbeitsprozesses vom Konsumtionsprozess. Die Überwindung dieser Trennung gehört zu den Voraussetzungen der Freiheit : dass die Entfaltung der materiellen Bedürfnisse mit der Entfaltung der seelischen und geistigen Bedürfnisse zusammengehe. Der Betrieb von Technik, Wissenschaft und Kunst verändert sich mit ihrer veränderten Verwertung und ihrem veränderten Inhalt : wenn sie nicht mehr unter dem Zwang eines mit dem Unglück der meisten verbundenen Produktionssystems und den Erfordernissen der Rationalisierung, Verinnerlichung und Sublimierung stehen, kann der Geist nur eine Steigerung des Glücks bedeuten. Der Hedonismus kommt in der kritischen Theorie und Praxis zur Aufhebung ; herrscht die Freiheit auch in den seelischen und geistigen Lebensbereichen : in der Kultur, steht diese nicht mehr unter dem Zwang der Verinnerlichung, dann wird es sinnlos, das Glück auf die sinnliche Lust zu beschränken.

Die Wirklichkeit des Glücks ist die Wirklichkeit der Freiheit, als der Selbstbestimmung der befreiten Menschheit in ihrem gemeinsamen Kampfe mit der Natur. „Die Wahrheit der besondern

Befriedigungen ist die **allgemeine**, die der denkende Wille als Glückseligkeit sich zum Zwecke macht." Aber diese Glückseligkeit ist vorerst „die nur vorgestellte, abstrakte Allgemeinheit des Inhalts, welche nur sein **soll**." Ihre Wahrheit „ist die allgemeine Bestimmtheit des Willens an ihm selbst, d. i. sein Selbstbestimmen selbst, die Freiheit."[1]) Freiheit war für den Idealismus aber auch die „Substanz" und das „einzige Wahrhafte des Geistes, das Wesen und die Wahrheit der Vernunft".[2]) In ihrer vollendeten Gestalt sollen beide, Glückseligkeit und Vernunft, zusammenfallen. Hegel hat nicht geglaubt, dass die Verwirklichung dieser Gestalt als die Herbeiführung einer neuen Form der gesellschaftlichen Organisation der Menschheit zur Aufgabe der geschichtlichen Praxis werden könnte. Unter dem Titel des „Ideals" aber hat er den „Weltzustand" des Glücks, der zugleich ein solcher der Vernunft und der Freiheit ist, dargestellt als die Aufhebung des gerade für den bürgerlichen Weltzustand kennzeichnenden Gegensatzes zwischen den in ihren partikularen Interessen isolierten Individuen und der verselbständigten, unter Opferung der Individuen sich erhaltenden Allgemeinheit : „Im Ideal... soll gerade die besondere Individualität mit dem Substantiellen in trennungslosem Zusammenklange bleiben, und insoweit dem Ideal Freiheit und Selbständigkeit der Subjektivität zukommt, insoweit darf die umgebende Welt der Zustände und Verhältnisse keine für sich bereits, unabhängig vom Subjektiven und Individuellen, wesentliche Objektivität haben. Denn das ideale Individuum soll in sich beschlossen, das Objektive soll noch das Seinige sein, und sich nicht losgelöst von der Individualität der Subjekte für sich bewegen und vollbringen, weil sonst das Subjekt gegen die für sich schon fertige Welt als das bloss Untergeordnete zurücktritt."[3])

Contribution to a Critique of Hedonism.

Idealism has always struggled against the hedonistic trends in philosophy which see the goal of existence in the happiness of the individual and which identify happiness with pleasure. Idealism insists that happiness is a subjective concept which makes man dependent upon chance and accident. Happiness, it holds, does not lead beyond the particular interests of the individual, whereas the progress of mankind, reason in history, demands the subordination of particular interests to the whole.

---

[1]) Hegel, Encyclopädie § 478 und 480. Werke, a. a. O., Bd. VII, 2, S. 372.
[2]) Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Einleitung. Werke, a. a. O., Bd. IX, S. 22.
[3]) Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik, Werke a. a. O., Bd. X, 1, S. 232.

So long as happiness is defined as the state of satisfaction of the isolated individual, it must remain an abstract concept. It expresses the condition that the satisfaction of one individual within an antagonistic society is only possible at the expense of another. The essential relationships between men cannot be permeated with happiness when the life process of society is driven on by work for the sake of profit and mere self-preservation, when the destiny of the individual is shaped by the blind mechanism of the market. Only brief moments of immediate pleasure are possible. To the extent that hedonism holds firmly to the subjective demand for happiness in the face of the demands of a reified world, it expresses a materialist protest. This protest, however, is itself imprisoned within the antagonistic society, in that it is concerned with the satisfaction of the isolated individual.

But the concept of happiness points beyond the isolation of the subject. His personal pleasure and satisfaction is not necessarily happiness, his immediate interest is not necessarily his real interest. The content of happiness is to be approached through a consideration of its truth. The needs and satisfactions of the individual are not given once and for all, but are determined by the social relationships in which they arise. Until now they have borne the stigma of universal injustice and lack of freedom. The disciplining of the masses for the modern labor process has brought with it corporal and spiritual atrophy, suppression, and incapacity for happiness. Real happiness presupposes a transformed organization of society, in which the realization of individual potentialities will no longer be diverted by internalization and no longer made meaningless by competition. In its real form, happiness is identical with freedom. It ceases to be merely a subjective feeling and becomes the real constitution of mankind.

Critique de l'hédonisme.

Les doctrines hédonistes de la philosophie, qui voyaient dans le bonheur le but de l'existence individuelle et qui confondaient le bonheur avec le plaisir, ont toujours été combattues par l'idéalisme. On leur opposait que le bonheur est un principe subjectif, qui soumet les hommes à l'arbitraire et au hasard. Le bonheur ne saurait être l'essentiel, car le bonheur ne mène pas au delà des intérêts particuliers des individus. Le progrès de l'humanité, la raison dans l'histoire exigent la subordination des intérêts particuliers à l'universel. Si longtemps que le bonheur est déterminé comme l'état de satisfaction de l'individu isolé, il reste un concept abstrait. Il dénote un état de fait : dans la société antagoniste, la satisfaction de l'individu n'est possible qu'aux dépens des autres. Le travail en vue du profit et de l'intérêt strictement personnel est constitutif du procès social, la destinée de l'individu dépend des mécanismes aveugles du marché : dans ces conditions toutes les relations entre les hommes ne peuvent être fondées sur le bonheur. Pour celui-ci ne subsistent que le loisir et la jouissance immédiate. Dans la mesure où l'hédonisme maintient la prétention subjective au bonheur, face aux exigences de l'universalité devenue chose, il représente une protestation matérialiste. Mais la protestation reste elle-même liée à la société contradictoire dès lors qu'elle s'arrête à la satisfaction de l'individu isolé. Le concept

de bonheur dépasse l'isolement du sujet. La joie, le consentement de celui-ci n'est pas encore bonheur, son intérêt immédiat n'est pas encore son intérêt authentique. Il est légitime de poser à propos du contenu du bonheur la question de vérité. Besoins et satisfactions des individus ne sont point encore données ultimes, ils sont constitués par les rapports sociaux dans lesquels ils apparaissent. Jusqu'à ce jour dans l'histoire, les besoins portent la marque de la non-liberté et de l'injustice générales. Pour former les masses à la discipline moderne du travail, on les a mutilées physiquement et psychiquement, on les a condamnées à refouler leurs désirs. On les a rendues dans une large mesure incapables de jouissance. Le bonheur réel suppose une forme autre de la société dans laquelle l'accomplissement des possibilités individuelles ne sera plus détourné par l'intériorisation, ni privé de sens par la concurrence. En sa figure véritable, le bonheur est identique à la liberté, il cesse d'être un état affectif purement subjectif et devient la constitution réelle de l'humanité.

Die Theorie der orientalischen Gesellschaft.

Von
K. A. Wittfogel.

A. Das Problem.

Theoretische Beschäftigung mit dem Komplex China und seinem orientalischen Hintergrund bedarf im Jahre 1938 keiner ausführlichen Begründung. Die Welt der geschichtlichen Praxis ist klein geworden. Die Zusammengehörigkeit des östlichen und westlichen Sektors der menschlichen Gesellschaft erweist sich in dem Kriege China-Japan und seinen Rückwirkungen auf die übrigen Zentren historischer Aktivität aufs unmittelbarste. Die wissenschaftliche Analyse Chinas, die vor zehn oder fünfzehn Jahren selbst in Kreisen der Theorie noch als romantisch oder jedenfalls als peripher erscheinen mochte, rückt heute ins Zentrum und wird zum Gebot sachlicher Notwendigkeit.

Adhoc-Analysen erweisen sich dabei rasch als ungenügend, dann nämlich, wenn sie nicht als das Ergebnis gründlicher Vorarbeiten vonstatten gehen. Die kritische Theorie lehrt, dass ein aktuelles historisches Phänomen nur dann verständlich wird, wenn man es in seiner vollen geschichtlichen und räumlichen Tiefe erfasst. Die Bewegungsgesetze der chinesischen Gesellschaft enthüllen sich erst dann wirklich, wenn man sie genetisch entwickelt. Das Nämliche gilt für den Nachbarkomplex Japan, von dem wir wissen müssen, ob er mit China wesensgleich ist oder strukturverschieden, ehe wir die eigentümlichen Formen seiner geschichtlichen Tätigkeit wirklich begreifen können. Problem reiht sich so an Problem. Haben wir es im Falle Chinas mit einem gesellschaftlichen Typus zu tun, der demjenigen der westlichen Länder gleicht, oder nicht ? Falls nicht, welches sind seine spezifizierenden Momente ? Entsprechen der (vielleicht vorhandenen) sozial-ökonomischen Besonderheit auch grundlegende Besonderheiten in der Struktur des Staates, Besonderheiten, die die allgemeine Theorie des Staates aufheben, korrigieren oder von einer neuen Seite her zeigen ? Und weiter noch : Wenn die Analyse sozialgenetisch zu sein hat, wie tief „unten" ist eine solche Analyse anzusetzen ? Die grossen französischen Historiker des frühen 19. Jahrhunderts haben Geschichte als eine Bewegung gesellschaftlich gegliederter Schichten (Klassen)

aufgefasst. Die kritische Theorie, hiermit nicht zufrieden, stellte die Frage nach dem formenden Prinzip aller derartigen gesellschaftlichen Bildungen und Kämpfe. Sie sah dieses Prinzip in der jeweiligen antagonistischen Gestaltung und Bewegung des Reichs der Arbeit, dessen konkrete Formen erkannt werden müssen, will man zu einer konkreten, d.h. wirklich wissenschaftlichen Erfassung des ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Lebensprozesses vordringen.

Von der Vision einer derartigen von der Wurzel ausgehenden Geschichtsanalyse zu ihrer Verwirklichung ist ein weiter Weg. Mannigfaltige Ansätze zeigen zumindest die ausserordentliche Schwierigkeit der Aufgabe, falls sie nicht gar etwas Negativeres beweisen : ihre Unlösbarkeit. Vielleicht hat man, indem man die Produktionsweise einer Epoche als das Ausgangsproblem der Analyse postulierte, sich zu weit vorgewagt ? Vielleicht muss man Geschichte weiterhin im Sinne jener grossen Franzosen vorwiegend als Sozialgeschichte betreiben, als Geschichte der gesellschaftlichen Bewegungen mit einleitenden Bemerkungen über ihren ökonomischen Hintergrund und mit sorgfältiger Simultananalyse der politischen und gesellschaftlichen Erscheinungen, deren Herkunft damit als hinreichend geklärt gelten darf ? Vergleichende Betrachtung der wissenschaftlichen Historiographie der letzten Jahrzehnte zeigt, dass, abgesehen von kruden Formen eines mechanischen Geschichtsökonomismus, die wissenschaftliche Analyse sich mit Vorliebe einer derartigen sozialhistorischen Methode bedient hat.

Die Untersuchung eines vom theoretischen Standpunkt aus „frischen“ Komplexes wie des chinesischen, an den sich eine bedeutende Tradition noch nicht ansetzen konnte, dürfte dazu beitragen, das zu Grunde liegende methodologische Problem zu klären. Falls die Analyse dort von den Produktivkräften und ihrer konkreten historischen Totalität, der Produktionsweise ausgehen kann, und zwar mit Erfolg, dann ist damit für die praktische Gangbarkeit der Methode ein gewichtiger Beweis erbracht worden. Mehr : falls die bis zur Wurzel vordringende Betrachtung der östlichen und der westlichen Sozialentwicklung grundlegende spezifische Bewegungsgesetze des „Ostens“ (was immer dies sei) aufdeckt, so ist damit möglicherweise auch ein neuer Standort für die Methodologie der Untersuchung der „westlichen“ Entwicklung gegeben. Und schliesslich : falls materielle Analyse der östlichen Welt diese auf der uns bekanntesten Geschichtsstufe als einen nicht selbständig fortschreitenden, sondern stationären Sozialkomplex ermittelt, erwachsen aus einer solchen Einsicht wesentliche Schlussfolgerungen für unsere Konzeption der Sozialgeschichte überhaupt. Diese Konzeption hat dann

offenbar nicht nur Entwicklungen einzuschliessen und zu erklären, sondern auch eine historisch ungeheuer bedeutsame Variante : die Stagnation. Die Notwendigkeiten der sich erweiternden geschichtlichen Praxis resultieren also in der Erweiterung des Problemkreises der geschichtlichen Theorie. Die exakte Stellung des Problems enthält hier, wie zumeist, den Zugang zur Lösung im Keime bereits in sich.

B. Versuch einer grundsätzlichen Analyse.

I. Künstliche Bewässerung als spezifizierendes Moment in der agrikolen Produktion.

Die von uns beobachteten gesellschaftlichen Phänomene entwickeln sich auf einer Geschichtsstufe, die unterhalb des Industriekapitalismus und oberhalb der primitiven Agrargesellschaft liegt. Die letztere, in ihren verschiedenen Gestaltungen, bildet den Ausgangspunkt. Doch muss dieser Ausgangspunkt bereits überschritten sein, damit die Realität einer spezifischen Arbeits- und Lebensform entstehen kann.

Der landwirtschaftliche Produktionsprozess setzt auf der sachlichen Seite, mit der die materielle Analyse beginnt, zwei Naturelemente in Bewegung : „Erde“ und Wasser. Unterschiede in der Art und Ergiebigkeit der „Erde“, des Bodens, bestimmen weitgehend die Ergiebigkeit des auf bestimmter gesellschaftlicher Stufe erfolgenden Arbeitsprozesses ; sie führen jedoch nur zu Variationen, nicht zu einer grundsätzlich abweichenden Gestaltung des Arbeitsprozesses. Diese Wirkung geht aus vom zweiten der beiden Hauptfaktoren der natürlichen Arbeitsmittel, vom Wasser. Das Wasser führt dem Boden und den darin wie in einem Gefäss enthaltenen Pflanzen nicht nur diejenige Feuchtigkeit zu, ohne die keine Zufuhr von Nährstoffen an den Pflanzenorganismus und kein Stoffwechsel dieses Organismus stattfinden kann. Es trägt zugleich mit sich aufgelöste organische und vor allem anorganische Substanzen, deren die Pflanze zu ihrer Ernährung bedarf.[1] Die Kategorie des Klimas kommt hier ins Spiel.[2] Neben dem Moment der Temperatur, das auf verschiedenen agrikolen Entwicklungsstufen in verschiedener Weise differenzierend und begrenzend auf den Anbau wirkt, ist das durch die Windbewegung vermittelte Moment des Regens entscheidend. Das Regenwasser mag den vorhandenen Boden benetzen in einer zeitlich und mengenmässig ausrei-

[1] K. A. Wittfogel, Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, Bd. I. Schriften des Instituts für Sozialforschung, Bd. III. Leipzig 1931, S. 235-248.
[2] a. a. O., S. 61 ff.

chenden oder nicht ausreichenden Weise.[1]) Im ersten Falle kann der landwirtschaftliche Arbeitsprozess ohne zusätzliche Bewässerungstätigkeit vor sich gehen, während in den übrigen Fällen Ackerbau entweder völlig unmöglich ist oder doch nur mittels bewusster Zuführung von Wasser durch den gesellschaftlich arbeitenden Menschen erfolgen kann, d.h. mittels künstlicher Bewässerung.

Es ergeben sich demgemäss mehrere Grundmöglichkeiten. Das spezifizierende Moment in allen Fällen ausser dem ersten ist die Existenz oder Abwesenheit von Fluss- oder Grundwasser, d.h. von Regenwasser, das ausserhalb des fraglichen Gebietes „entsteht" und dann in dieses Gebiet eintritt.

TABELLE I

Variationen der Wassersituation			Regen für bestimmten Ackerbautypus		Flüsse, Grundwasser usw.		Tendenz zu
			rechtzeitig	ausreichend	vorhanden ?	Aufgabe	
A	1	a	+	+ +	a +	a 1 Drainage, Schutz a 2 —	Schutzwasserbauten
		b			b —	b —	
	2		+	+		Unerheblich	Regenackerbau. Falls zeitweilig Nomadismus, Übergang zu Regenackerbau naheliegend mit aufgehobener Viehwirtschaft
	3	a	+	+ —	a —		
		b			b +	Übergang zu B 1 a	
B	1	a	+	— (aber genug für Weide)	a +	Zusatzbewässerung*)	Bewässerungsackerbau
		b			b —		Nomadismus
	2	a	—	+	a +	Sicherungsbewässerung*)	Bewässerungsackerbau
		b			b —		Nomadismus
	3	a	—	— (aber genug für Weide)	a — +	Ermöglichungsbewässerung*)	Bewässerungsackerbau
		b			b —		Nomadismus
C		a	—	— — (gar kein Regen)	a +	Ermöglichungsbewässerung	Bewässerungsackerbau
		b			b —	Wüste!	

Das Zeichen + bedeutet: ausreichend oder in erheblichem Masse vorhanden,
» + + » übermässig vorhanden,
» — » in nur geringem, ungenügendem Masse vorhanden,
» — — » gar nicht vorhanden.

*) a. a. O., S. 191 ff.

[1]) a. a. O., S. 190 ff.

Die hier entwickelte Tabelle bietet die spezifizierenden Formen der Wassersituation in einer durch unsere Kategorien neu bestimmten Weise. Der Tatbestand hat in den physikalisch-geographischen und wirtschaftsgeographischen Karten naturgemäss bisher keine exakte Darstellung gefunden, doch lassen sich die agrarökonomischen Kategorien, um deren Analyse wir bemüht sind, anhand guter Klima- und Vegetationskarten ohne Schwierigkeiten in ihrer räumlichen Anordnung erkennen. Zu bedenken bleibt hierbei freilich, dass die von uns behandelten Faktoren lediglich erst die Möglichkeit einer entsprechenden nomadischen oder agrikolen Entwicklung bedeuten, noch nicht ihre Wirklichkeit. Damit ein primitiver aneignender Gesellschaftsorganismus zur Landwirtschaft oder Viehzucht fortschreitet, bedarf es, abgesehen von der Aktivität des Menschen und der zur Verfügung stehenden Arbeitsmittel, bestimmter natürlicher Voraussetzungen, vor allem, bei gesellschaftlich einfachen Verhältnissen, der physischen Existenz reproduzierbarer Pflanzen- und Tierarten. Nichterfülltheit dieser Bedingungen führt entweder, wie im Falle Australiens, zu Stagnation auf aneignender Stufe, oder sie bereitet, wie im Falle Amerika[1]), eine einseitig ackerbauliche, nicht viehwirtschaftliche Entwicklung vor. Der gesellschaftlich tätige Mensch macht wie jede andere auch diese Form seiner Geschichte, doch ist die Wirklichkeit seiner Geschichte auf jeder einmal erreichten Stufe seiner gesellschaftlichen Produktion durch die Gestalt der gegenwärtig aktualisierbaren naturbedingten Produktivkräfte bestimmt.

Unsere Tabelle macht nun eines sofort klar : wie die aneignenden Gesellschaften unter sehr verschiedenen Bedingungen ent- und bestehen, so auch die Pflanzen und Tiere züchtenden reproduktiven. Von Grenzformen abgesehen (dem Wüsten-Fall C b und der „zu verschwenderischen" Variante von A 1 a), zerfällt die Wassersituation in drei Haupttypen : in den Fall A 2 mit seinen Randformen 1 b und 3 a und b (Regenackerbau); in den Fall B 1 a, 2 a, 3 a und C a (Bewässerungsackerbau); und in den Fall B 1 b, 2 b und 3 b (Nomadismus), wobei die beiden letzten Typen bezeichnenderweise aus einer in den meisten Grundzügen gleichartigen Situation herauswachsen, die nur durch ein wesentliches Moment (Vorhandensein oder Fehlen von Fluss- oder Grundwasser) variiert wird. Die Beziehung der theoretischen Kategorien reflektiert angemessen die Beziehungen der realen

[1]) Wittfogel, Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte. In : Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Jahrgang 67 (1932), S. 584 ff. In den Anden fand Lamazucht statt, doch diente das Lama nur der Wollproduktion, nicht dem landwirtschaftlichen Produktionsprozess.

Verhältnisse. Die beiden Produktionsformen finden sich in der Tat regelmässig als zwei Seiten einer verwandten Naturbasis. Entscheidende gesellschaftliche Züge in der Beziehung dieser beiden Produktionsorganismen, des Mechanismus der Ökonomie der Grenzgebiete, der Invasionen, der sogenannten Nomadendynastien, das Phänomen der grossen Mauern, erhalten hier von der Struktur ihrer Produktivkräfte her ihre wissenschaftliche Erklärung. Die grossen Nomadengesellschaften entwickelten sich in Afrika und Asien am Rande bewässerungswirtschaftlicher Agrargesellschaften, denen sie ein von aussen her wirkendes, soziologisch militärisch politisches Unruhemoment zufügten. Andererseits grenzen die Nomadengebiete (B 1 b, 2 b und 3 b) auch an Agrarländer des Typus A 2 und 3 und an primitivere und frühfeudale Agrarorganismen (A 1 ohne Schutzwasserbauten), wie in Zentralafrika. In jedem Falle hat eine wirklich wissenschaftliche Analyse die bereitgestellten Kategorien zur Aufhellung des sozialökonomischen Gesamtmechanismus zu Rate zu ziehen.

Liegt die „B... b"-Variante (Nomadismus) jenseits der Sphäre der agrikolen Produktion, so ist innerhalb dieser die Wassersituation gespalten in die zwei Grundformen : A und B... a + C a, d.h. in Gebiete, in denen der Ackerbau mittels der vom Regen gelieferten „natürlichen" Wassermengen betrieben werden kann, und in jene Gebiete, wo das nicht der Fall ist. Im zweiten Falle vermag unter Umständen Ackerbau in niederen Formen (mehr oder minder A 3 b) zunächst im Hinterlande der noch unzähmbaren Flüsse stattzufinden. Höhere Ergiebigkeit erlangt der Ackerbau jedoch nur dann, wenn seine Träger es erreichen, das Wasserdefizit durch Zuführung zusätzlichen Wassers gutzumachen, d.h. durch *künstliche Bewässerung*. Die damit erreichte neue Agrartechnik mag anfangs ein Akt der Not sein, der agrikole Kümmergebiete überhaupt erst ergiebig macht. Sehr bald aber wird das produktive neue Verfahren verallgemeinert und nun nicht nur zur Schaffung und Sicherung einer einzigen Ernte verwandt, sondern zur Intensivierung dieser Ernte und oft zu ihrer Vervielfältigung. Der gesellschaftlich arbeitende Mensch hat Zugang zu einer neuen „Naturmaschine" gefunden, deren angemessene Handhabung unter Umständen zu einer gartenbauartigen Intensivierung des Ackerbaus führen kann, wie sie die Regenackerbaugebiete, jedenfalls auf grosser Stufenleiter, nicht kennen.

Der Differenzierung in der Naturseite der Produktivkräfte entwächst mit Notwendigkeit, sobald der Mensch sie in seinem Arbeitsprozess konkret zur Geltung bringt, eine entsprechende Differenzierung der *gesellschaftlich* bedingten *Arbeitsmittel*, sowie der tierischen und menschlichen Formen der *Arbeitskraft*.

Je intensiver auf der Seite des Bewässerungsbaus der Arbeitsprozess wird, um so mehr schrumpft die zur Reproduktion der unmittelbaren Produzenten notwendige Bodenfläche zusammen, und um so unrentabler wird die Anwendung von Arbeitstieren. Je extensiver sich auf der anderen Seite der Regenackerbau gestaltet, desto dringender bedarf man wirksamer Arbeitsgeräte, um die Kräfte des Bodens zu mobilisieren, und desto wünschenswerter wird die Anwendung von Arbeitstieren (Ochsen, Pferden), die diese wirksameren Arbeitsgeräte über die weit ausgedehnte Feldflur zu ziehen vermögen. In den Bewässerungsagrarzonen kann der Ackerbau mittels verhältnismässig primitiver Geräte erfolgen — neben einfachem Pflug vorwiegend mittels der Hacke — denen freilich ein ganzes Arsenal oft sehr verfeinerter Bewässerungsvorrichtungen ergänzend zur Seite tritt. In den Regenackerbaugebieten gelangen auf höherer Entwicklungsstufe Pflug und Pflugzugtiere völlig in den Vordergrund, während Bewässerungsvorrichtungen naturgemäss fehlen.

Die Eigenart des Bewässerungsbaus drückt sich jedoch nicht nur in einer besonderen Gestaltung der Arbeitsgeräte i.w.S. aus. Hier, wo der Erfolg und Misserfolg der Produktion in höchstem Masse von der Sorgfalt des arbeitenden Menschen abhängt, erweist sich ein bestimmter Typus von menschlicher Arbeitskraft als dem Wesen nach unangemessen : der Vollsklave ohne Eigentum und Familie. Wir haben diesen Punkt bereits früher in systematischer Analyse behandelt, und weitere Studien auf dem Gebiete der orientalischen Sozialökonomie haben unsere damals gewonnene Auffassung bestätigt.[1]) In der Zone der Bewässerungslandwirtschaften gibt es zwar Haussklaven in Fülle, jedoch spielt im landwirtschaftlichen Produktionsprozess der Sklave eine durchaus periphere Rolle. Soweit er dort überhaupt auftritt, geschieht es, wie im Handwerk, durchweg unter Bedingungen, die seine Sklavenstellung mildern und ihm irgendeinen Anreiz zu qualifi-

---

[1]) Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, S. 394 ff. Die natürlichen Ursachen usw., S. 595 ff. Die seither erschienenen Untersuchungen über die Sozialgeschichte des vorderen Orients und Indiens bringen viel neues Material bei, das an anderer Stelle analysiert werden soll. In der sozialwissenschaftlichen Literatur Chinas hat T'ao Hsi-sheng für die Han-Zeit (206 vor — 220 nach Chr.) landwirtschaftliche Produktion mit Sklaven als wesentliches Moment behauptet. (Geschichte der politischen Ideen in China. Chinesisch. Bd. II. Schanghai 1932, S. 260.) Doch Ch'en Hsiao-chiang hat mit erheblich stärkerer Dokumentierung nachgewiesen, dass die Sklaven dieser Epoche vorwiegend Luxussklaven waren; in der Landwirtschaft spielten sie keine Rolle. (Studien zur Sozialökonomie des West-Han. Chinesisch. Schanghai 1936, S. 223 ff.) Die seither weitergeführte chinesische Diskussion hat das Bild durch Einzelangaben über Sklavenarbeit in verschiedenen Gewerbezweigen (gelegentlich auch in Feld- und Gartenbau) bereichert, ohne jedoch T'ao's Grundthese („Sklavengesellschaft") als richtig zu erweisen.

zierter Tätigkeit bieten. Die verschiedenartige Stellung des Sklaven im späten Rom und im „Orient" findet hier ihre materielle Begründung. Ihre materielle Begründung findet damit zugleich auch die zwieschlächtige Entwicklung Spätroms. Als das Sklavensystem infolge der Unreproduzierbarkeit der Menschenzufuhr aus den Grenzgebieten zerfiel, erfolgte der Rückschlag in die Naturalwirtschaft in Westrom, d.h. in dem um sklavenmässige Agrarproduktion zentrierten Sektor des Reichs. Ostrom, das ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen wurde, erhielt sich jedoch mehr oder minder auf einer höheren Wirtschaftsstufe mit einfacher Warenproduktion, Städten und Handelskapitalismus. Denn die Hauptgebiete des Ostens, Ägypten, Syrien und Kleinasien, standen im wesentlichen auf künstlicher Bewässerung. Die unmittelbaren Produzenten waren in ihrer Masse nicht Sklaven, sondern Bauern der verschiedensten Form. Das nach Eduard Meyers emphatischer Bezeichnung vielleicht „interessanteste und wichtigste Problem der Weltgeschichte"[1]) findet demgemäss mittels einer von der Struktur der Produktivkräfte ausgehenden Analyse seine grundsätzliche Lösung.

II. Grössenordnung des Wasserbaus als zweites spezifizierendes Moment.

Das Vorhandensein oder Fehlen künstlicher Bewässerung verleiht dem System der agrikolen Produktivkräfte eine sehr bestimmende Färbung. Doch das qualitative Moment allein genügt nicht. Die Grössenordnung tritt als entscheidender Faktor in die Strukturgestaltung ein. Das verwandte Wasser kann etwa rein lokalen Ursprungs sein. Dann lässt sich die Wasserbereitstellung individuell oder doch lokal durchführen, und es entsteht keine weitere zusätzliche Produktivkraft. Oder aber das Wasser ist auf grosser Stufenleiter zu zähmen. Flüsse sind einzudeichen, Staureservoire sind zu bauen, Kanäle zu graben. Dann entstehen Grossaufgaben des Wasserbaus, mit denen auf dieser Stufe der Technik Individuen oder lokale Gruppen nicht fertig zu werden vermögen. In diesem Falle muss die Aufgabe der Wasserregelung gesellschaftlich durchgeführt werden, entweder durch einen bereits anderweitig entstandenen Staat oder durch besondere Gruppen, die diese und andere Aufgaben vereinigen und verselbständigen und die so die ökonomische und politische Macht gewinnen, sich als Staat zu konstituieren.

Hinzu tritt ein anderes Moment, dasjenige der Regelung der

---

[1]) E. Meyer, Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums. Jena 1895, S. 63.

Zeit. Überall ist das agrikole Jahr durch den Rhythmus der Jahreszeiten bestimmt, und die Erkenntnis dieses Rhythmus ist überall von Bedeutung. Allein erst wenn Beginn und Ende der Regenzeit, des Steigens und Fallens der Flüsse von lebenswichtigem Belang werden, entsteht das Bedürfnis nach einer exakten Ordnung des Kalenders als ein immanentes Problem des Produktionsprozesses. Überall, wo eine führende Schicht die gesellschaftliche Regelung des Wasserwesens in ihren Händen vereint, finden wir diese Gruppe und den hinter ihr stehenden Staat zugleich auch in direkter oder indirekter Kontrolle der Astronomie. Es bilden sich also zwei neuartige gesellschaftliche Produktivkräfte (denn die Astronomie erhält hier den Charakter einer derartigen Kraft), die beide dem Staat eine Aufgabe zuweisen, die er in den übrigen Agrargesellschaften nicht zu erfüllen hat.[1]) Auf der Grundlage eines extensiven Regenackerbaus sind es lediglich gewisse militärische, juristische und religiöse Funktionen, die sich in der entstehenden Oberschicht verselbständigen. Der dort erwachsende Staat übergreift die Menge der einzelnen Landherren, die schliesslich eine feudal-hierarchische Ordnung gewinnen, nur in loser und föderalistischer Weise. Keine zentrale ökonomische Funktion gibt dem Staat ein dermassen entscheidendes Übergewicht, dass er die widerborstigen Feudalherren zu Boden drücken und sich an ihrer Statt verabsolutieren kann. Selbst wenn zu Beginn der kapitalistischen Entwicklung der absolute Monarch sich oberhalb von Bürgertum und Feudalherren erhebt, beide gegeneinander ausspielend, vermag er es doch nicht, die alten Grundher-

---

[1]) Für das europäische Mittelalter bedarf diese Feststellung keines Belegs. Interessant ist der Parallelfall Japan. Infolge der Kleinheit der Flussgebiete fand Bewässerung nur auf lokaler Stufe statt. (Vgl. Public Works in Japan. Tokyo 1915, S. 4.) Astronomie in mathematisch verfeinerter Form war nicht notwendig und wurde daher, im Gegensatz zu China, Indien, Babylon und Ägypten, nicht entwickelt. Soweit sie vom chinesischen Festland eingeführt wurde, verfiel sie wieder. Die Kalenderbeamten waren den Fehlern ihrer Berechnungen gegenüber „hilflos". Eine Zeit der „Finsternis" herrschte. Sie dauerte bis zum 17. Jahrhundert (Vgl. Ryokichi Otani, Tadakata Ino, The Japanese Land-Surveyor. Tokyo 1932, S. 4 ff.). Erst das 17. und 18. Jahrhundert sah einen erheblichen Aufschwung der Mathematik und der Astronomie. Dieser Aufschwung, der z.T. von der Schicht der „gemeinen Leute" ausging, d.h. von bürgerlichen Elementen (a. a. O., S. 11), hat offenbar wenig zu tun mit der Landwirtschaft, die in alter Weise fortbetrieben wird, dagegen sehr viel mit der Entwicklung von Industrie und Handel. Diese nahmen längst vor der Restauration dermassen kapitalistische Züge an, dass ein moderner Wirtschaftshistoriker sich erheblich an die industrielle Revolution des Westens erinnert fühlt. (Materials on Japanese Social and Economic History : Tokugawa Japan (1), edited by Meil Skene Smith. The Transactions of the Asiatic Society of Japan. Second Series Vol. XIV (1937), S. 11. Siehe auch D. H. Smith and Yoshio Mikami, A History of Japanese Mathematics. Chicago 1914, S. 14 ff. und 60.)

ren gänzlich hinwegzufegen und den Überschuss des bäuerlichen Produkts, der bisher in die Speicher der feudalen Herren floss, in seine Kasse umzuleiten.

Ganz anders in einer Bewässerungsgesellschaft, in der die Wasserregelung gesellschaftlich, d.h. auf dieser Stufe : staatlich erfolgt. Die im Staate zusammengefasste bürokratisch-priesterlich-militärische Oberschicht ist hier entweder von allem Anfang an die einzige Herrin des bäuerlichen Schicksals, mit anderen Worten : der bäuerlichen Produktion und ihrer Ergebnisse; oder aber sie wird es schliesslich, indem sie mit zunehmender Bedeutung ihrer ökonomischen Doppelfunktion (Wasserbau plus Astronomie) eine eventuell vorher im ökonomischen Hinterland der Flüsse bestehende feudale Landherrenschicht niederwirft, enteignet, umschmilzt, ersetzt. Das ökonomische Hinterland ist mit dem geographischen nicht identisch. Ein Gebiet mag lose besiedelt sein. Ackerbau mag stattfinden und sogar brunnenmässige, lokale Bewässerung. Solange keine gesellschaftliche Wasserregelung besteht, muss die Klassenbildung in feudaler Richtung erfolgen, freilich in der Richtung auf einen Feudalismus hin, dem der Bewässerungsackerbau, auch wenn er nur lokal ist, eine spezifische Färbung verleiht. Dies ist offenbar im Norden Chinas zu Beginn der chinesischen Sozialgeschichte der Fall gewesen.[1]) Ob Babylon und Ägypten eine derartige frühfeudale Phase durchlaufen haben, ist eine offene Frage.[2]) Sobald jedenfalls der Durchbruch zur gesell-

---

[1]) Wittfogel, The Foundations and Stages of Chinese Economic History. In: diese Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 40 ff. (Von allerneuesten Arbeiten siehe vor allem Chü T'ung-tsu, Chinas Feudalgesellschaft. Chinesisch. Schanghai 1937.) Bewässerung ist mindestens vom 8. Jahrhundert v. Chr. an bezeugt (vgl. die von T'ao Hsi-sheng zitierte Ode. T'ao Hsi-sheng, Studien zur Sozialgeschichte Chinas. Chinesisch. Peiping o. J., S. 34.) Die Überlieferung vom Grossen Yü, der die Anfänge des Grosswasserbaus symbolisiert, lässt sich ebenfalls bis ins achte Jahrhundert zurückverfolgen. (Vgl. Ku Chieh-kang, Untersuchungen zur Geschichte des Altertums. Bd. I. Chinesisch. Peiping 1926, S. 114.) Wenn im 8. vorchristlichen Jahrhundert bereits ein Heiliger des Wasserbaus existierte, dann muss Chinas Feudalismus, der bestimmt die Chou-Zeit umfasst (d.h. die Zeit vom 11. — 3. Jahrhundert), offenbar früh wasserbauartige Züge gezeigt haben. Es ist daher nicht verwunderlich, dass bereits zur Zeit der „Frühlings- und Herbst-Annalen", d.h. zwischen dem 8. und 5. Jahrhundert, Tendenzen zum Übergang in den bürokratischen Zentralstaat sichtbar werden.

[2]) F. E. Peiser (Skizze der babylonischen Gesellschaft, Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft, 1896, 3., S. 8) nimmt für Babylon feudale Ursprünge an, ohne dies jedoch überzeugend zu dokumentieren. Dass die für später erwähnten „Lehen" tatsächlich nur einen begrenzten, vorübergehenden Charakter haben — „das Lehen klebt am Dienst", und ihre zeitweiligen Nutzniesser sind Soldaten, Fischer, Beamte usw. — dürfte ausser Zweifel sein, wenn auch gelegentliche Verfestigungen vorgekommen sein müssen. (Vgl. J. Kohler und F. E. Peiser, Hammurabi's Gesetz. Bd. I. Leipzig 1904, S. 16, 19 ff., 108. J. Kohler und A. Ungnad, Hammurabi's Gesetz. Bd. III. Leipzig 1909. S. 219 ff. F. Thureau-Dangin,

schaftlichen Wasserregelung erfolgt ist, der nicht geographisch, sondern rein produktionstechnischer Art sein mag[1]), dann beginnt gesellschaftlich und politisch ein intensiver Umwandlungsprozess, in dem, wie ein konzentrierter Riesenbetrieb tausende von Klein- und Mittelbetrieben besiegt, der sich zentralisierende Wasserbaustaat die dezentralisierten Landherren besiegt, transformiert und institutionell überwindet.

Es mag demgemäss ein bewässerungswirtschaftlicher frühfeudaler Komplex sich entweder bei entsprechenden Grössenverhältnissen in eine echte Wasserbaugesellschaft verwandeln, oder aber er mag, falls lediglich Bewässerungskleinformen bestehen, zu einer echten Feudalgesellschaft ausreifen. Das erste ist offenbar in China der Fall gewesen und vielleicht in Mesopotamien, das zweite in Japan. Die klare Linie direkt vorwärts zur Wasserbaugesellschaft dürften in Asien Indien (und Ägypten und Babylon ?) und in Amerika die altperuanische Welt, die in den Inka-Staat mündete, gegangen sein.

Wir fassen das Ergebnis unserer bisherigen Betrachtung in einer Tabelle zusammen, die anzeigt, wie die Verschiedenartigkeit der Struktur der Produktivkräfte zu einer verschiedenen Gestaltung des gesellschaftlich-politischen Typus führt. Dem Typus II (Feudalismus) fügen wir die Variante III an (Gesellschaft der Sklavenwirtschaft), die nur auf einem Gebiet, dem der lokalen Arbeitsorganisation, höhere Züge aufweist als I und II, während sie sonst eine extrem niedrige Entwicklung der sachlichen und persönlichen Produktivkräfte darbietet. Die beiden übrigen Typen sind von

---

La correspondance de Hammurapi avec Samas-Hasir. Revue d'Assyriologie et d'Archéologie orientale, XXI (1924), S. 5 ff., 22 ff., 25 ff. etc.).

Was Ägypten angeht, so ist dezentralisierter Frühfeudalismus hier besonders fraglich. Erman und Ranke nehmen erbeingesessenen Uradel an (A. Erman und H. Ranke, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum. Tübingen 1923, S. 109 ff.), doch bedarf diese Angabe voller Konkretisierung, um in sozialwissenschaftlichem Sinne brauchbar zu sein. In einem Gebiete, das zumal im oberen Teil ganz ohne Regen ist, wird die landwirtschaftliche Produktion „ganz abhängig von Bewässerung". (A. C. Johnson, Roman Egypt to the Reign of Diocletian. Baltimore 1936, S. 7. Siehe auch Erman und Ranke, a. a. O., S. 15 ff.) Die beiden letztgenannten Autoren bemerken : „Und wirklich, wie hoch hinauf wir auch die ägyptische Geschichte verfolgen, immer finden wir eine straffe Regelung der politischen und landwirtschaftlichen Verhältnisse, einen Staat, in dem der einzelne wenig gilt, in dem aber in praktischen Dingen, in öffentlichen Arbeiten und in der Verwaltung, schon früh Grosses geleistet worden ist." (S. 20.) Es liegt die Vermutung nahe, dass die frühen lokalen Grosslandeigentümer von allem Anfang an in ihren Grenzen „orientalische" Wirtschaftsfunktionen haben ausüben müssen.

[1]) Wir machen diesen Gesichtspunkt auch gegen unsere eigene frühere Darstellung geltend, in der die Phasenfolge zu stark topographisch formuliert war, obgleich gewisse Momente zur Konzeption des ökonomischen Hinterlandes bereits vorhanden sind. (Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, S. 41 ff. und 280 ff. und The Foundations and Stages, etc., S. 36.)

universeller Verbreitung; dagegen hat die Sklavenwirtschaftsgesellschaft nur einmal, in der griechisch-römischen Welt, volle Ausprägung gefunden. Sie beruht auf Regenackerbau wie die feudale Agrarordnung, aus deren Keimformen sie vermutlich unter spezifischen historischen Bedingungen hervorwuchs. Eine vielleicht einmalige Situation im Mittelmeer gestattete die Konzentration eines agrarpatrizischen Raubstaates, dem geschwächte orientalische Staatswesen eine reiche Beute lieferten. Mit der Erreichung der verkehrs- und kriegstechnischen Grenze des Reichs zerfiel die Produktionsordnung rasch, die nur mittels dauernden Zuschusses billiger Sklavenarbeit aus den Grenzgebieten reproduziert werden konnte. Die ausserordentliche weltgeschichtliche Bedeutung, die die Kultur dieser Epoche für die Geschichte der Menschheit gewonnen hat, berechtigt uns, den Typ III trotz seiner Einmaligkeit neben die Formen I und II zu setzen, denen er als theoretisch überaus interessante Variante zur Seite tritt.

Tabelle II

					Produktionsweise			
					I	II		III
						a	b	
Produktivkräfte	Ackerbau	Arbeitsmittel		Naturbedingt	+ (Bodenfruchtbarkeit) + (Bewässerungswasser)	+	+ (ausser Regen — kein Wasser)	+ —
				Gesellschaftlich bedingt	— (Bewässerungs- + vorrichtungen)	— +	+ (Geräte und Arbeitstiere)	—
		Arbeitskraft		Qualifikation	+	+	+ —	—
			Organisation	lokal	+ (eventuell zwei- — stufig)	+ —	+ —	+
				territorial	+	—	—	—
	Astronomie				+	— (+)	—	—
Wesentliches gesellschaftliches Verhältnis					Dorfgebundene oder freie Bauern. Absoluter Souverän und Bürokratie (Schreiber, Priester, Verwaltungsbeamte, Offiziere).	Leibeigene. Feudalherren.		Sklaven. Sklavenhalter.
Staatsordnung					Zentralisierter absolutistischer Beamtenstaat.	Dezentralisierter Feudalstaat		Sklavenhalterstaat
Allgemeine Bezeichnung					„Orient".	Feudalismus		Antike
						„orientalischer"	echter	

Eine bestimmte Gesamtheit wesentlicher Produktivkräfte fasst sich zusammen in einer bestimmten Produktionsweise, der ein bestimmtes gesellschaftliches Verhältnis und eine angemessene politische Ordnung entsprechen. Den Typus I bezeichnen wir als orientalische Gesellschaft, nicht etwa, weil er ausschliesslich im Orient vorkäme, was nicht der Fall ist, aber weil er dort in seinen mächtigsten Formen auftritt, und weil das Wort Orient an spezifische Boden- und vor allem Klimaverhältnisse erinnert, die für die Genesis dieser sozialökonomischen Formation in der Tat von entscheidender Bedeutung gewesen sind.

Die Variante II a, der ausser Japan auch die altmexikanische Gesellschaft angehört[1]), darf wegen ihrer bewässerungsmässigen Grundlage als eine orientalisch gefärbte Form der Feudalgesellschaft gelten, ein Tatbestand, der durch die Bezeichnung orientalischer Feudalismus terminologisch zum Ausdruck gebracht werden kann. Der dogmengeschichtlichen Tradition folgend, bezeichnen wir die Produktionsweise des Typus I als asiatische Produktionsweise, das daraus erwachsende Produktionsverhältnis als das der orientalischen Gesellschaft und den dieser Gesellschaft entsprechenden Staat als orientalischen Absolutismus oder — um die Übermächtigkeit und Unerbittlichkeit des Staatstypus zu kennzeichnen — als orientalische Despotie.

Mit dieser Namensetzung haben wir den ersten Teil unserer Analyse abgeschlossen, die die Kernstruktur des von uns betrachteten Sozialorganismus blosslegt. Die Erscheinung weist jedoch eine Anzahl von Zügen auf, die mit dieser Kernstruktur nicht übereinzustimmen scheinen. Der Fortgang der Analyse hat zu erweisen, ob diese scheinbaren Widersprüche lediglich subjektiver Art sind, oder ob sie objektive Widersprüche ausdrücken, die einer wissenschaftlichen Aufklärung zugänglich sind.

III. Das Problem der sozialen und staatlichen Ordnung.

1. Die einfache Form.

Die erste Frage, die der Beantwortung bedarf, ist die nach dem Charakter der herrschenden Klasse. Ökonomisch gesehen ist das diejenige Bevölkerungsschicht, die entweder über die Gesamtheit oder jedenfalls über die entscheidende Masse der wichtigsten Produktionsmittel (Land und Wasser) verfügt. Die Masse des nationalen Mehrprodukts fällt demgemäss in ihre Hand. Gibt

[1]) Vgl. Wittfogel, Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte. S. 387 ff.

es in der orientalischen Gesellschaft eine solche Schicht, und wie sieht sie aus?

Auszugehen ist zur Aufhellung des Grundverhältnisses von der reinen orientalischen Gesellschaft. Ausser frühen Formen der indischen Gesellschaft bietet hierfür der Inka-Staat ein besonders klares Bild.[1]) Die in Sippengemeinschaften (Ayllus) organisierte Bauernschaft reproduziert mittels kollektiv geregelten Ackerbaus ihre eigene Existenz. Das überschüssige Produkt sowie genau geregelte Fronarbeitsleistungen gehen an den Staat, der beides ausser zur Reproduktion der materiellen Staatsmaschinerie zur Erhaltung des Hofes, der Verwaltungsbeamten, Priester und des Militärs, d.h. des Beamtentums in seinen verschiedenen Kategorien verwendet. Die Situation ist hier völlig durchsichtig. Der Souverän und seine Bürokratie verfügen materiell über die Gesamtheit des bebauten Landes, und das mittels dieses Landes erzeugte Überschussprodukt fällt konsequenterweise der als Staat organisierten Oberschicht zu. Ein eigentümlicher Fall des Verhältnisses von Oberklasse und Staatsbürokratie plus Hof liegt vor : sie sind identisch. Die naturale sowie die Arbeitsrente des landgebundenen Bauerntums wird dem grossbesitzenden, staatlichen Landherrn kollektiv unmittelbar entrichtet. Die Rente ist hier gleich der Steuer. Eine primitive Klassenordnung von klassischer Durchsichtigkeit besteht. Durchsichtig ist auch die Ordnung des einzelnen Dorfes. Der Sippenverband ist noch unaufgelöst. Er bebaut das Ackerland in genossenschaftlichen Formen, ähnlich wie die alte indische Dorfgemeinde, die teilweise bis zur Neuzeit fortbestand, kollektive Formen der Bestellung der Dorfflur kannte.

2. Die entfaltete orientalische Gesellschaft.

Sobald man sich einmal mit der spezifischen Eigenart des orientalischen Staates vertraut gemacht hat (Oberschicht gleich Souverän plus Bürokratie), scheint das Problem keine wesentlichen Schwierigkeiten zu bieten. In der Tat sind die Dinge jedoch keineswegs so einfach. In wenigen Gebieten der Sozialwissenschaft ist die theoretische Lage eine so verwirrte wie eben hier. Den Anlass dazu geben gewisse Erscheinungen der orientalischen Welt, die in ihrer im 19. und 20. Jahrhundert sichtbaren Form sowie in den Berichten der orientalistischen Geschichtswissenschaft erheblich

---

[1]) a. a. O., S. 588. Ausser den von uns dort angegebenen Quellen siehe für die rein geographische Seite noch J. Bowman, The Andes of Southern Peru. New York 1916, S. 72, 80, 82, 113 und 119. Für die allgemeine Darstellung ferner W. H. Prescott, Peru. New York o. J. Bd. I. I., S. 66 und 112.

vieldeutiger aussehen als das von uns soeben gezeichnete Bild. Privater Landbesitz hat sich über die Felder geschoben. Die Dorfkommune ist in vielen Fällen zerfallen, und neue soziale Schichten sind aufgetaucht : neben privaten Landbesitzern bürokratischer Herkunft vor allem der kleine und grosse Kaufmann, der als Profitmacher und zum Teil auch als Landbesitzer völlig neue Züge in das anfangs so einfache Bild trägt. Vermag die Theorie diesen Wandel zu erklären, oder wird nicht vielmehr durch ihn die orientalische Gesellschaft selbst aufgelöst und in eine andersartige Sozialformation übergeleitet ?

Ein grosser Teil der herrschenden Verwirrung findet seine theoretische Ursache darin, dass die ursprüngliche Konzeption der orientalischen Gesellschaft zu einer Zeit erfolgte, — vor und kurz nach der Mitte des 19. Jahrhunderts — als weder die Sozialgeschichte Ägyptens und Babylons noch diejenige Indiens und Chinas mit modernen Mitteln bearbeitet worden war. Inzwischen sind in den letzten Jahrzehnten die Dokumente der grossen vorderasiatischen orientalischen Kulturen in grossem Massstab entziffert und zur Aufdeckung der Sozialgeschichte jener Länder verwendet worden. Ganz besonders grosse Fortschritte aber hat neuerdings auch die Erforschung der Sozialgeschichte Chinas gemacht. Chinas jahrtausendealte Historiographie hinterliess der Gegenwart ein einzigartig reiches und zusammenhängendes Geschichtsmaterial, das eben jetzt mit den Methoden kritischer Analyse den Sozialwissenschaftlern Chinas und hoffentlich auch denjenigen der übrigen Welt zugänglich gemacht wird. Bezieht man die Ergebnisse der in den letzten Jahrzehnten erfolgten Forschungstätigkeit in das Bereich der theoretischen Betrachtung ein, dann erweist sich, dass durch die neuen Tatsachen die Konzeption der orientalischen Gesellschaft keineswegs geschwächt oder aufgehoben, sondern dass sie dadurch im Gegenteil vertieft, ausgebaut und wirklicher gemacht wird.

Die Auflösung der einfachen orientalischen Gesellschaft kann von zwei Seiten her erfolgen, doch geht das zweifache Phänomen im Grunde auf eine einheitliche Ursache zurück. Die Produktivkräfte wachsen. Agrikole Metallgeräte (vor allem eiserne Ackergeräte), ferner der Ausbau der Bewässerungstechnik, sowie ein gewisses Mass der Anwendung von Pflugtieren gestalten den Ertrag der Feldbestellung sehr viel ergiebiger und lassen damit zugleich die Einzelbestellung vorteilhafter werden als die alten Formen gemeinschaftlichen Anbaus. Handwerk und sogar gewisse Industriezweige wachsen zugleich mit der mehr industrielle Produkte benötigenden Landwirtschaft (und Staatswirtschaft). Der „freie" individuelle Bauer entsteht, der auf dem Markt kauft und verkauft,

wobei letzen Endes alles einschliesslich seines individuellen Bodenbesitzes zur Ware werden kann.

Auf der anderen Seite entsteht in mehr oder minder beträchtlichem Umfange als Agent der wachsenden Zirkulation der Kaufmann. Handels- und etwas Industrie- und sogar Geldleihkapital wachsen heran, in geringem Masse offenbar in Ägypten, in hohem Grade in Mesopotamien und sehr erheblich in Indien und besonders in China. Sie ziehen einen Teil der Rente in Form von Profit an sich. Die Privatisierung des Bodens trägt in sich eine weitere Konsequenz : wenn der Bauer frei ist, sein Land zu verkaufen, dann sind andere frei, es zu erwerben. Privater Grosslandbesitz bildet sich, unter Umständen in den Händen des neuen Handelskapitals, häufig in den Händen von Angehörigen der alten Oberschicht, die ausser durch Kauf auch durch Geschenke des Herrschers oder durch einbehaltenes Dienstland zu ihrer Landbesitzerstellung gelangen können. Die sozialökonomische Ordnung hat sich erheblich verflüssigt und modifiziert. Sind aber damit ihre Grundlagen aufgehoben worden ?

Das Handelskapital ist mit sehr verschiedenen Formen der Produktion verträglich. In seiner Wirkung ist es intensivierend und auflösend, doch vermag es von sich aus neue Formen der Produktion nicht zu schaffen. Dies ist am klarsten in Ägypten, wo der Einfluss des Handelskapitals besonders gering geblieben zu sein scheint.[1]) Auch in Babylon sind offenbar Handel und Geldleihe zum grossen Teil in den Händen der herrschenden Klasse geblieben, nämlich in denen des Priestertums, der „Tempel". Viel krasser erscheint das Phänomen einer landbesitzenden Kaufmannschaft in China. In allen Fällen jedoch bleibt die Masse der freien Bauern als „öffentlicher Sektor" faktisch dem Staate und seiner Bürokratie steuerzahlend und fronend dienstbar. Die ökonomische Schlüsselstellung bleibt damit in den Händen der amtierenden Bürokratie, die über den grössten Teil des Mehrprodukts und der Mehrarbeit des Bauerntums verfügt. Welches immer die neuen Rechtsformen sein mögen, — es gibt ihrer viele — ökonomisch bleibt der Staat der bei weitem grösste oberste Grundherr, der die bei weitem grösste Menge von Überschussprodukten und von Fronarbeit in seinen Händen vereinigt. Die Abzüge an das Handels- und Wucherkapital — das übrigens sehr verschiedene Formen annehmen kann[2]) — und an die privaten Grosslandherren, die ihm, je mächtiger sie werden, desto weniger Steuern zahlen, schwächen die Zentralgewalt, machen die Tätigkeit der

[1]) Erman und Ranke, Ägpyten, S. 111 und 587.
[2]) Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, S. 729 ff.

orientalischen Despotie komplizierter und widerspruchsvoller, heben aber ihren spezifischen Charakter nicht auf.

Am Ende der Entwicklung finden wir daher aufgelöste und noch nicht aufgelöste Dorfgemeinden, z. T. in einem Sozialkomplex vereinigt wie in Indien. Wir finden die Verfügungsgewalt über die bäuerliche Arbeits- und Produkten- (und z. T. Geld-) Rente ausser in den Händen der staatlichen Bürokratie — dies bleibt der Kern — auch in den Händen von privaten Beamten und Offizieren, von Priestern (Tempeln), sowie unter bestimmten Umständen auch von grossen Kaufleuten. Die einfache orientalische Gesellschaft hat sich infolge der Entwicklung der grundlegenden Kräfte der Produktion in die entfaltete orientalische Gesellschaft transformiert.

3. Militärische und zivile Funktionen der herrschenden Bürokratie.

Bisher haben wir die Oberschicht der einfachen und der entfalteten orientalischen Gesellschaft als militärisch und zivil zugleich beschrieben. Diese Angabe ist nicht falsch, sie bedarf jedoch näherer Bestimmung. Wir sehen vor uns Gesellschaften wie diejenige Babylons und Chinas, wo offenbar Verwaltungsbeamte und Priester oder Beamte mit priesterlichen Funktionen an der Spitze der sozialen Pyramide stehen, während in Indien das Priestertum die Macht mit der Kriegerkaste zu teilen hatte. In Assyrien gar tritt das militärische Element ausgesprochen in den Vordergrund.[1]) Zeigt nicht dieser Formenwandel im Typus der herr-

---

[1]) Die gesellschaftliche Struktur Assyriens ist viel weniger klar, als sie es nach so langen und intensiven Studien der Assyriologie sein sollte. Bewässerung im Kern des Gebiets wird zugegeben, auch von Gelehrten, die auf die Grenzen der Bewässerbarkeit des assyrischen Territoriums hinweisen. (Vgl. Reallexikon der Assyriologie, Artikel Ackerbau und Ackerwirtschaft. Bd. I. Berlin 1932, S. 20 ff., sowie Artikel Bewässerung, Bewässerungsmaschinen. Bd. II. Berlin 1933, S. 23. Ferner Sidney Smith, Early History of Syria to 1000 B. C. London 1928, S. 1 ff. Von älteren grundlegenden Arbeiten siehe in diesem Zusammenhang nur Felix Jones, Topography of Niniveh. In : Journal of the Royal Asiatic Society, 15 (1854), S. 310 ff. G. Maspero, The Struggle of the Nations, Egypt, Syria and Assyria. New York 1897, S. 598. C. H. W. Johns, Assyrian Deeds and Documents, 3 Bde. Cambridge 1901. Vgl. vor allem Bd. II., S. 97 ff.). Doch hat das Bewässerungsgebiet offenbar enge Grenzen gehabt, und dazwischen sowie vor allem ringsum lag ein auf Regenackerbau und Weidewirtschaft angewiesenes Gebiet. Dass Assyrien „irgendwie" von Babylon tief verschieden ist, wird von aufmerksamen Beobachtern immer wieder festgestellt. Den gesellschaftlichen Sinn dieses „Irgendwie" tiefer zu ergründen, wird Aufgabe einer mit neuen Methoden arbeitenden kritischen Sozialwissenschaft sein. Johns behauptet feudale Züge (II, S. 63 und 98), Peiser betont neben der Rolle des Priestertums diejenige des Militärs (Skizze der babylonischen Gesellschaft, S. 18). Es ist möglich, dass lediglich die internationale Lage zu einer Prominenz der kriegerischen Gruppe geführt hat, doch bleibt die Vermutung offen, dass die „orientalische" Ökonomie mit Elementen von Regenackerbau und Nomadismus in einer solchen Weise durchsetzt gewesen ist, dass sich entsprechende Unterschiede in der Sozialstruktur des Landes herausbilden mussten.

schenden Klasse zugleich eine Verschiedenheit in der sozialökonomischen Substanz an ?

Die von uns hervorgehobene Differenz ist in der Tat bedeutsam, doch auf eine andere Weise, als der erste Augenschein vermuten lassen mag. Zunächst : ein Offizier befindet sich mit dem Priester oder Verwaltungsbeamten ökonomisch auf der gleichen Ebene. Beide gesellschaftliche Kategorien empfangen ein grundsätzlich gleichartiges Einkommen : beide beziehen Gehalt, das der Staat in Form der Steuer, wesentlich der Grundsteuer, von den Bauern erhebt und das er auf dem Wege über die Staatskasse an seine Bürokratie austeilt. Der Offizier steht daher trotz seiner beruflichen Verwandtschaft mit dem feudalen Ritter diesem ökonomisch fern, dem Zivilbeamten dagegen nahe. Die Beziehung zur Masse der bäuerlichen Bevölkerung ist im orientalischen Fall eine indirekte, unpersönlich fliessende, staatlich vermittelte, während sie im Falle des Ritters einen direkten, persönlichen, konkreten und dauernden Charakter trägt.

Der Unterschied zwischen den beiden Beamtengruppen liegt demgemäss nicht in ihrer ökonomischen Position, sondern in der jeweiligen Bedeutung ihrer Funktion. Diese ist weitgehend durch die internationale Situation bedingt, in der ein gegebener orientalischer Komplex lebt. Ist der in Frage stehende Komplex von einer Gruppe anderer Staaten eingeschlossen, mit denen er aus Gründen einer diffusen Anordnung der entscheidenden Produktivkräfte nicht oder nur gelegentlich zu einer Einheit zusammenwachsen kann, dann bleiben neben den innerpolitischen repressiven und ökonomischen Aufgaben (Polizei, Justiz, öffentliche Arbeiten) die aussenpolitischen militärischen Funktionen von höchstem Gewicht. Die zivile Bürokratie verschwindet nicht. Das ist unmöglich, denn sie bildet einen integrierenden Bestandteil des Sozialorganismus. Aber sie wird in ihrer Aktivität unter Umständen nicht nur ergänzt, sondern sogar überschattet durch die Tätigkeit der militärischen Bürokratie, falls diese nämlich Schutzaufgaben von grosser Bedeutung und Zeitdauer zu erfüllen hat. In Assyrien war das offenbar fast ständig der Fall, während zugleich die eigentlich „orientalischen" Züge (Wasserbau, Verwaltung usw.) verhältnismässig begrenzt waren. In Indien bildeten sich mehrere grosse Wasserbaukomplexe um mehrere abgetrennte Flusssysteme herum, so dass antagonistische politische Verhältnisse und damit entsprechende militärische Aufgaben grossen Stils sich immer aufs neue erzeugten. Ein völliger Sieg des militärisch profanen Elements, das in Buddhas antibrahmanischer Lehre eine mächtige Waffe fand, erwies sich zwar als unmöglich. Selbst im Reiche Açokas vermochte der Buddhismus, der damals die Höhe seiner

Macht erreichte, trotzdem die Ideen der brahmanischen Priesterkaste nicht wirklich zu verdrängen. Schliesslich erlag der Buddhismus in Indien ganz, und eine interessante Gleichgewichtslage zwischen Priestertum und Kriegertum, Brahmanen und Kschatriyas, kam zustande, eine soziale Gleichgewichtslage, die das funktionelle Gleichgewicht zwischen den beiden Hauptgruppen der indischen orientalischen Oberschicht deutlich zum Ausdruck bringt.

Chinas gesellschaftliche Struktur gliedert sich dem von uns angedeuteten Prinzip zwanglos ein. Im geographischen und ökonomischen Hinterland des Gelben Flusses erwuchs die alte feudale Gesellschaft, der vermutlich lokale Brunnenbewässerung und Anfänge einer Flusseindeichung die ersten orientalischen Züge verliehen. Eine Variante der Situation A 1 a 1 (zuviel Sommerwasser in den sich periodisch erhöhenden Lössströmen, Regen nicht völlig zur rechten Zeit) erzwang zunehmende Lokalbewässerung, vor allem aber Wasserabwehrbauten grossen Stils. Zur Zeit des Konfuzius (um 500 v. Chr.) trägt die Regelung der Wassergräben bereits den Charakter einer längst vollbrachten, legendär verklärten heroischen Leistung. In den darauf folgenden Jahrhunderten der kämpfenden Reiche reflektieren Wasserbauten grossen Stils und, sie sozial-ökonomisch ergänzend, die Errichtung von Mauern riesiger Dimension die orientalische Zentralisation der grossen Einzelstaaten, deren innere Struktur bereits schrittweise von der dezentralisierten feudalen zur zentralistisch administrativen Organisation übergeht.

Die erste Epoche eines vereinheitlichten orientalischen Absolutismus (221 v. bis 220 n. Chr.) lässt viele militärische Aufgaben offen, etabliert jedoch das zivile Element und seine spezifische Ideologie, den Konfuzianismus, in massiver und programmatischer Weise. Allein noch waren Mittel- und Südchina faktisch nicht assimiliert. Der Vorstoss in die Südgebiete sprengte die vorübergehend vereinheitlichte Staatsordnung, und in der „Periode der Zerrissenheit" (221-589) drückt eine Fülle selbständiger Staatswesen einen Übergangszustand aus, in dem die Gebiete des Gelben Flusses und des Yangtsekiang sich die Wage hielten. Der Rückschlag ins Militärische begleitete den Rückgang der hohen zivilen Bürokratie, die zwar nicht verschwand (China war bereits endgültig „orientalisch" geworden), die jedoch neben und über sich ein aktives Kriegertum mit hohem sozialem Prestige dulden musste. Von den Heldentaten dieser kriegerischen Epoche haben Theater und Volkserzählung in China fortgelebt, auch nachdem das Phänomen selbst längst zerfallen war. Die T'ang-Zeit (618-906) beklagte den Verfall der ritterlichen Sitten. Was war geschehen?

Nach dem Bau des grossen Kanals unter der Sui-Dynastie (599-618), der, ein künstlicher Nil, Chinas zwei grosse Stromgebiete zu einer ökonomisch-politischen Einheit zusammenfasste, nach der anschliessenden Etablierung des zivilen Prüfungssystems, nach der Reorganisation aller wichtigen Zweige des politischen Lebens, zog die zivile Schicht endgültig die Führung über das nunmehr vereinheitlichte Reich an sich. Das literarisch gebildete Beamtentum (und der Konfuzianismus) schoben die kriegerische Oberschicht (und den Buddhismus) in den Hintergrund. Erobererstämme wie die Mongolen und die Mandschus mochten vorübergehend nochmals das Prius der militärischen Tugenden proklamieren. Umsonst. Die Welt „innerhalb der vier Meere", Gesamtchina, war zu einer freilich losen, aber dynamischen Einheit zusammengewachsen. Selbst im Schatten der Eroberervölker gewann direkt und indirekt der chinesische Repräsentant des orientalischen Bürokratismus, der konfuzianische Beamte, im Laufe der Zeit seine gesellschaftliche Führung stets wieder zurück.

4. Agrar- und Staatskrisen in der orientalischen Gesellschaft.

Der Formenwandel der orientalischen Oberschicht erfolgt, wie wir sahen, nach Prinzipien, die für die politische Geschichte der orientalischen Länder von grosser Bedeutung sind. Strukturerschütterungen des ökonomischen Fundaments drückt er jedoch nicht aus. Diese gehen aus einem anderen, tieferliegenden Typus von Ursachen hervor.

Eine Agrargesellschaft kann, abgesehen von militärischen Erschütterungen, die übrigens auch ihren innerpolitischen Hintergrund haben, nur von ihrem agrikolen Fundament her ins Schwanken gebracht werden. In der einfachen orientalischen Gesellschaft geschieht das auf eine durchaus naturwüchsige Weise. Zuviel oder zu wenig Wasser mag das Bewässerungssystem ausdörren oder sprengen. Flut- und Dürrekatastrophen grossen Stils gefährden die physische Existenz grosser Bevölkerungsteile, treiben die Opfer der Fluten und des Hungers zu Massenflucht und zu Aufständen. Die Krise trägt hier einen noch unmittelbar natürlichen Charakter. Auf dieser Stufe spielt der subjektive Faktor einer guten oder schlechten Regierung — Ausbau oder Verkommenlassen der Wasserbauten — für die Ökonomie des Landes eine besonders grosse Rolle.

Sehr viel verwickelter wird der Krisenmechanismus, wenn die orientalische Gesellschaft mit ihren Produktivkräften auch ihre Eigentumswidersprüche entfaltet. Es kann dies im wesentlichen auf eine zweifache Weise geschehen, entsprechend den beiden

Grundformen, in denen die entfaltete orientalische Gesellschaft auftritt. Innerhalb des zu einer ökonomisch-politischen Lebenseinheit zusammengefassten Sozialkomplexes mag die agrikole Produktion sich eng und konzentriert um das lebenspendende Bewässerungssystem zusammenschliessen; oder aber dieses System mag einen lockeren, uneinheitlichen, zerfliessenden Charakter tragen. Der zweite Typus ist am klarsten repräsentiert durch China, das in diesem Sinne als das Muster einer spezifischen Variante der orientalischen Gesellschaft (als ihre B-Form) gelten darf. Innere Krisen kommen in beiden Fällen vor, doch nehmen sie im Falle „B“ besonders heftige und prägnante Formen an.

Die Entfaltung der Produktivkräfte gestattet allgemein Ausdehnung des Grundkomplexes auf ein grösseres Gebiet, das anfangs verwaltungstechnisch gar nicht oder doch nur vorübergehend zusammengehalten werden konnte. Mit Ausdehnung des beherrschten Wirtschaftsbereichs wächst die herrschende Bürokratie quantitativ und funktionell. Falls das Kerngebiet ökonomisch-administrativ sein Übergewicht eindeutig behauptet, vermag es das Mächtigwerden einer rivalisierenden sozialen Aussenseitergruppe erfolgreich zu verhindern. In Babylon haben die Tempel die Funktion des Handels- und Geldleihkapitals selbst ausgeübt und damit die Ausbildung einer unabhängigen, konkurrierenden bürgerlichen Klasse im Keim gehemmt. In Ägypten hat es die Kaufmannschaft noch weniger zu selbständiger politischer Bedeutung gebracht. Indiens Handel gedieh stärker als der ägyptische, aber auch hier verhinderte die überlegene Zentralgewalt (politisch überlegen, weil ökonomisch auf mächtiger Kernposition stehend) jede gefahrerregende Entwicklung der handels- und wucherkapitalistischen Schichten. Die Schwächung erfolgte demgemäss nicht von aussen her, sondern aus den inneren Widersprüchen der herrschenden Bürokratie selbst.

Der Ursprung inneren Widerspruchs kann zweifacher Art sein. Die Staatsmaschine mag die feste Inbesitznahme des bäuerlichen Landes durch zentrifugale Elemente der Bürokratie mehr oder minder durchgreifend verhindern; infolge der unvollkommenen Entwicklung der Produktivkräfte des Transportwesens vermag sie jedoch bei der grossen territorialen Ausdehnung der entfalteten orientalischen Staaten eine relative Selbständigkeit ihrer territorialen Organe, der Satrapen, Gouverneure, Steuerkontrolleure, Kreisbeamten nicht zu verhüten. Bei sich akkumulierender Appropriation der lokal aufgebrachten Grundsteuer durch die lokale Bürokratie akkumuliert sich zugleich die Macht des lokalen Beamtentums, was — circulus vitiosus — wiederum steigernd auf die Intensität der lokalen Aneignung zurückwirkt. Die Folge ist

entweder sinkendes Einkommen der Zentralgewalt oder bei Gleichbleiben dieses Einkommens gesteigerte Bedrückung der bäuerlichen Massen, aus denen die zusätzlichen lokalen Appropriationsbeträge durch zusätzlichen lokalen Druck herausgeholt werden müssen. Im ersten Falle wird die Finanzierbarkeit der öffentlichen Arbeiten materiell geschädigt[1]), und zwar je länger, desto mehr. Im zweiten wird durch übermässige Inanspruchnahme des Bauerntums seitens der „grinding bureaucracy"[2]) — übermässig vom Standpunkte des traditionellen Durchschnitts aus — die personelle Grundlage der öffentlichen Arbeiten vital getroffen.[3]) In beiden Fällen sinkt mit der Einschränkung der öffentlichen Arbeiten die Produktivität der Landwirtschaft und damit die Grundlage der politischen Macht des in Frage stehenden Staatskörpers selbst. Die Neigung zu „Unordnung" und zu Aufständen wächst. Falls jetzt die benachbarten Nomadengesellschaften in ihrem eigenen Entwicklungszyklus einen Punkt relativer Konzentration und hoher Angriffskraft erreicht haben[4]), dann ist die Überrennung des dekadenten Bewässerungsstaats durch Nomadeneroberer und die Etablierung einer neuen Nomadendynastie das zwangsläufige Ergebnis. Fehlt der äussere Anlass, dann erfolgt der Zusammenbruch, sobald die Zersetzung weit genug fortgeschritten ist, rein von innen heraus. So oder so jedoch ist es ein innerer Krisenmechanismus, der das orientalische Sozialgebäude auflockert und es für den Bürgerkrieg im Inneren oder für die äussere Niederlage vorbereitet.

Eine Variante des soeben geschilderten Falles ist die Verfestigung von Landbesitz in den Händen einzelner Elemente der herrschenden Bürokratie, die nach Lage der empirischen Umstände wegen ihrer militärischen oder priesterlichen oder administrativen

---

[1]) „Die Steuern steigen und werden unregelmässig eingezogen ..., die Beamten werden schamloser in ihren Erpressungen und in ihrer Willkür, und die öffentlichen Bauten, die Kanäle und Dämme geraten in Verfall." (Erman und Ranke, a. a. O., S. 56.)

[2]) L. D. Barnett, Antiquities of India. London 1913, S. 104.

[3]) D. Pant, The Commercial Policy of the Moguls. Bombay 1930, S. 225 ff.

[4]) Zum Problem der Nomadengesellschaften sind neuerdings eine Anzahl bemerkenswerter Beiträge erschienen, die kritisch untersucht werden von O. Lattimore in The Geographical Factor in Mongol History. In: Geographical Journal, XCI, 1, 1938. Siehe auch Lattimore, Origins of the Great Wall of China. In: Geographical Review, XXVII, 3, 1937; ferner Lattimores Besprechung von F. Grenard, Gengis-Khan. In: Pacific Affairs, X, 4, 1937. Die Beziehung zwischen den beiden Zyklen, zu deren Erklärung Lattimore wichtige Momente beiträgt, sind von grösstem Interesse für die Erklärung entscheidender Bewegungsgesetze in der Sozialgeschichte Asiens (und Afrikas). Dass die innere Zersetzung der orientalischen Agrargesellschaften, d.h. dass die Entwicklung ihrer Widersprüche anregend und zusammenschliessend auf den nomadischen Grenzkomplex wirkt, scheint uns zweifellos. In diesem Sinne wäre der nomadische Zyklus abgeleitet aus dem „orientalischen", so wie die Entwicklung eines Bazillus sich aus der zunehmenden Schwächung des Bazillenträgers ableitet. Inwiefern es sich hierbei um eine wesentliche oder gar um die Hauptbeziehung handelt, muss fernere empirische — und theoretische — Forschung ermitteln.

Machtstellung eine entsprechende Aneignungsfähigkeit gewinnen. Die Tempel mögen viel Land an sich ziehen und wenige oder keine Steuern abführen. Hohe Lokalbeamte mögen als Sondergabe oder als reguläres Gehalt Land zugewiesen bekommen, und die als vorübergehend gedachte Zuweisung mag sich infolge ökonomisch-politischer Verhältnisse zu einem dauernden Besitztum entwickeln. Politisch entstehen hier feudalismus-ähnliche Formen. Ökonomisch schwächt sich mit den Einnahmen der Zentralgewalt wiederum deren Fähigkeit, ihrer spezifisch orientalischen Aufgabe im landwirtschaftlichen Produktionsprozess nachzukommen. In Ägypten scheint am Ende des Alten Reichs, vor dem Einbrechen der Hyksos, vor der Machtübernahme durch die Amonspriesterschaft und vor dem Kommen Alexanders die Zentralgewalt jedesmal in dieser Weise geschwächt gewesen zu sein.[1])

Alle diese Fälle weisen stärkste Modifikationen auf, doch gehören sie sämtlich dem gleichen Grundtypus an. Jedesmal entwickelt die Krise sich aus den Widersprüchen eines orientalischen Bürokratismus heraus, der anderweitige ökonomische Elemente entweder gar nicht oder nur peripher neben sich duldet. Der „B"-Typus China hat infolge der wesentlich loseren Form der grundlegenden Bewässerungsbasis[2]) für die Ausbildung nicht nur zentrifugaler Elemente in der herrschenden Bürokratie, sondern auch für das Wachstum einflussreicher nichtbürokratischer Elemente einen überaus günstigen Boden abgegeben. Eine höhere Mobilisierung des Landbesitzes war technisch möglich, galt vom Standpunkt der steuererhebenden Bürokratie als ökonomisch erwünscht und wurde deshalb gesetzlich bejaht. Die Funktion der unentbehrlichen Handelsbourgeoisie konnte nur teilweise und unvollkommen von der staatlichen Bürokratie selbst ausgeübt werden. Der Zyklus musste daher hier eine besonders komplizierte Form annehmen.

Der „öffentliche Sektor" (von freien Bauern gebildet) ist zu Beginn einer neuen Epoche im Verhältnis zum „privaten Sektor" (Grossgrundbesitzer und Pächter) gross, denn der Zusammenbruch des alten Regimes hat zahllose Bauern und viele Landherren vernichtet und weite Strecken von Ackerboden brachgelegt. Eine Bauernpolitik, die Land, Samen und Geräte ausgibt und die Steuern niedrig hält, bringt die landlosen Elemente in die Dörfer zurück. Das Bauerntum wächst. Die Ernte wächst. Die Steu-

---

[1]) Vgl. Erman-Ranke, a. a. O., S. 42 ff. Maspero, a. a. O., S. 50 ff. und 561, sowie M. Rostovtzeff, A Large Estate in Egypt in the Third Century B. C. University of Wisconsin Studies Nr. 6, 1922, S. 208 ff.

[2]) Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, S. 270 ff.

ermasse wächst. Es wächst die Kraft des Staates, der seine anfänglichen Bemühungen um Kanalbauten und Deichanlagen noch steigert. Jedoch der Aufschwung trägt seinen Untergangskeim in sich. Mit zunehmendem Wohlstand der Dörfer und des Staats wächst der Profit der Kaufleute und das Einkommen der Beamtenschaft. Der akkumulierte mobile Reichtum drängt danach, sich in seine immobile Form zu verwandeln, in Land. Der private Sektor dehnt sich aus und damit derjenige Teil des Bauerntums, der im Schatten privater Landherren dem unmittelbaren Steuerdruck entzogen wird. Von den Landherren aber zahlen Steuern nur die schwachen und kleinen. Die aktiven oder zurückgezogen lebenden landbesitzenden Beamten und die mächtigen Kaufmanns-Landherren zahlen wenig oder keine Steuern. Mit zunehmendem Umfang des privaten Sektors nehmen daher die öffentlichen Einnahmen ab. Ab nimmt die Fähigkeit des Staates, seinen ökonomischen Funktionen zu obliegen. Er gibt den Bauern weniger, aber er nimmt ihnen mehr. Die Steuer steigt und damit — circulus vitiosus — die Neigung der freien Bauern, vom öffentlichen in den privaten Sektor zu flüchten, d.h. ihr Land an einen privaten Landbesitzer (eventuell auch an ein Kloster) zu übertragen und so der Willkür der Steuereinnehmer zu entrinnen. Gleichzeitig steigt mit zunehmendem Verfall der gesellschaftlich bedingten Produktivkräfte, des Wasserbaues, der Druck auch im privaten Sektor. Die anfangs lokalen Bauernunruhen nehmen immer grössere Dimensionen an. Das innerlich geschwächte Regime, dessen zentrifugale Elemente einen destruktiven Interessenblock mit den Kaufleute-Landbesitzern und eventuellen reinen Landbesitzern bilden, wird immer unsicherer in seiner Haltung, immer zynischer in seiner Moral, immer grausamer in seiner Steuerpraxis. Ein Aufstand, geführt von unkompromittierten Elementen der alten Oberklasse, oder ein Nomadeneinbruch oder eine Kombination von beiden, vollenden nur, was der fehlerhafte ökonomische Kreis gründlich vorbereitet hatte : den Sturz der Dynastie, auf deren Trümmern der Führer der siegreichen Bewegung mit einem Reformprogramm sich als absoluter Chef einer verjüngten, freilich grundsätzlich unangetasteten orientalischen Despotie neu etabliert.

Im Falle Chinas mag man die Erscheinungen des privaten Sektors als semi-feudale, oder besser als pseudo-feudale bezeichnen. Besser als pseudo-feudale, denn wenn, wie bei der Pacht, grundsätzlich das Moment der dauernden persönlichen Abhängigkeit fehlt, kann man nicht von wirklich feudalen Beziehungen sprechen, die in ihrem gesellschaftlichen Kern durch persönliche Herrschaftsverhältnisse, durch das Prinzip der Hörigkeit charakterisiert

sind. Diese Erscheinungen, die in Ägypten und Mesopotamien jedenfalls zeitweilig eine Parallele fanden, würden, auch wenn sie vollfeudaler Art wären, die Gesellschaft selbst noch nicht zu einer feudalen machen. Denn sie stellen ja gerade ein Element dar, das die Sozialordnung nicht trägt, sondern erschüttert, ein Element der Störung, das im Moment der offenen Krise seinen Höhepunkt erreicht und das mit der Lösung der Krise entweder ganz beseitigt wird (wie in Ägypten) oder das doch (wie in China) wesentlich reduziert werden kann. Verschiedene Gesellschaftsordnungen haben einander überlagernde Züge, in denen sie übereinstimmen ; so die feudale und die moderne kapitalistische Welt, so Feudalismus und Sklaverei und so gewiss auch die orientalische und die feudale Gesellschaft. Allein derartige Beziehungen und Überschneidungen heben die grundsätzliche Wesensverschiedenheit nicht auf, rücken diese nur in ein spezifisches Licht. Kritisch vergleichende Sozialanalyse, und nur sie, ermittelt, welches die *tragenden* Momente eines gegebenen Sozialorganismus sind und welches die untergeordneten. Jene geben diesen ihre Stellung und Form sowie ihre spezifische geschichtliche Färbung. Indem die wissenschaftliche Betrachtung der Krise den circulus vitiosus in seinen Grundformen blosslegt, enthüllt sie zugleich tiefer das Verhältnis der dominierenden Momente, ein Verhältnis, das eben im Prozess der Entwicklung der Krise eindeutig zutage tritt.

5. Warum keine selbständige Entwicklung zum industriellen Kapitalismus?

Die Aufdeckung eines Krisenmechanismus, der in Form eines circulus vitiosus verläuft, impliziert ein anderes Prinzip, das nur eine besondere Seite des gleichen Prozesses darstellt : die agrarischen und politischen Krisen bewegten sich in einem schlechten Kreis statt in einer wie weit immer geschwungenen Spirale. Das sozialökonomische System reproduziert sich, anstatt sich zu entwickeln. Warum ?

Eduard Meyer empfand die Frage nach dem Grunde der zwiefachen Entwicklung der spätrömischen Welt als eines der interessantesten Probleme der Geschichte. Für die Geschichte des Abendlandes hatte er vielleicht nicht völlig unrecht. Für die Geschichte der Menschheit in ihrer Gesamtheit erheben sich weitere, umfassendere Fragen. Unter diesen ist die Frage nach dem Wesen der Stagnation des Orients und der industriellen Entwicklung des Westens eine der zentralsten.

Die Versuche einer wissenschaftlichen Antwort sind bisher zahlenmässig gering gewesen, vor allem in der westlichen Literatur.

Dieser Umstand ist im wesentlichen auf zwei Ursachen zurückzuführen : erstens auf eine westliche und östliche provinzielle Beengtheit des Blicks (und damit Unkenntnis der grundlegenden Tatsachen) ; zweitens auf ungenügende theoretische Vorbereitung zur Lösung des Problems. Beide Momente bedingen und verstärken einander wechselseitig.

Von den vorsozialwissenschaftlichen Erklärungsversuchen ist derjenige Spenglers sehr bekannt geworden. Sein Versuch, die Fragen der Gesellschaft mit den Mitteln der Biologie zu beantworten, seine Theorie vom „Altwerden“ historischer Komplexe, finden sich ganz ähnlich auch in der östlichen, z.B. in der chinesischen Literatur.[1]) Wir erwähnen diese Gruppe von „Theorien“ nur, weil sie beweist, dass ein Teil der an der Frage selbst Interessierten aus gesellschaftlich leicht bestimmbaren Gründen noch nicht einmal zur Erkenntnis von dem spezifisch menschlichen Charakter der Probleme der menschlichen Gesellschaft fortgeschritten ist. An anderer Stelle sollen die Lösungsversuche der Sozialwissenschaft im eigentlichen Sinne dargestellt und analysiert werden. Sofern sie das Phänomen der ökonomischen Stagnation wissenschaftlich zu erklären suchen, betonen sie, abgesehen von den Theoretikern der orientalischen Gesellschaft, entweder das geographische Moment (im verkehrstechnischen Sinne : Mangel an Verkehr und an Märkten)[2]), oder das naturwissenschaftlich-technische Moment (Fehlen oder geringe Entwicklung der Naturwissenschaften, Nichtentdeckung der Dampfmaschine)[3]) oder Momente des Konsums und Marktes insgesamt : „Verschiedenheit des Konsumbedarfs im Okzident gegenüber allen anderen Ländern der Erde“[4]), usw.

Alle diese Erklärungsversuche gehen von Phänomenen der Zirkulation oder des Transportes aus, auch Ch'en Hsiao-chiangs interessanter Versuch, der im Grunde nur die verkehrsgeographischen Schwierigkeiten durch Anpassung subjektiv erstarren lässt.[5]) Ch'ens Versuch sowie alle verwandten Theorien beweisen, dass eine Analyse von den entscheidenden Produktivkräften, d.h. von den wirklichen Wurzeln der Ökonomie her, auch auf diesem Gebiete fast noch unversucht geblieben ist. Tatsächlich aber kann, unserer Überzeugung nach, die wissenschaftliche Beantwor-

---

[1]) Siehe die Zusammenstellung dieser Gruppe von Auffassungen bei Ch'en Hsiao-chiang in seinen Studien zur Sozialökonomie der West-Han, S. 457 ff.

[2]) Ch'en Hsiao-chiang, a. a. O., S. 461 ff.

[3]) Kuo Mo-ju, Studien zur altchinesischen Gesellschaft. Chinesisch. 5. Aufl. Schanghai 1931, S. 21.

[4]) Max Weber, Wirtschaftsgeschichte. Tübingen 1923, S. 123 ff.

[5]) Ch'en, a. a. O., S. 467 ff.

tung der Frage nur von dieser Seite aus erfolgreich in die Wege geleitet werden. Die Kernstruktur der Produktivkräfte, die jeweils in einer spezifischen Produktionsweise kristallisiert sind, ist zu ermitteln. In unserer zu Anfang gegebenen Tabelle haben wir zu zeigen versucht, inwiefern die feudale Agrarproduktion auf einem grundsätzlich anderen Typus von Produktivkräften ruht als die asiatische Produktionsweise.

Der Orient hat es zur Anwendung eines spezifischen Typus natur- und kulturbedingter Produktivkräfte gebracht (Bewässerungswasser, Bewässerungsvorrichtungen, intensive Handarbeit), die der extensivere Westen nicht oder doch nur sporadisch erreichte. So ist in der orientalischen Zone — nicht überall, aber tendenziell — eine höhere Produktivität der agrikolen Arbeit erreicht als im Westen. Die Erzielung dieses Ergebnisses ist, wo es auf grosser Stufenleiter erfolgt, basiert auf öffentlichen Arbeiten grossen Stils. Die dadurch geschaffene neue gesellschaftliche Produktivkraft wirkt sozial und politisch spezifizierend. Während im Bereich der westlichen feudalen Agrarverhältnisse höhere technische, administrative und intellektuelle Zentren (Astronomie) infolge des dezentralisierten, atomhaften Charakters der dortigen Arbeitsweise nicht nötig sind, werden sie im Orient conditio sine qua non für die einfache Reproduktion des agrikolen Lebens überhaupt. Das politische Zentrum wird also im Orient einerseits ökonomisch ungleich wichtiger, andererseits zugleich auch ungleich mächtiger, da es, im Gegensatz zur feudalen Welt, so oder so an die Masse der Bauern (jedenfalls : an deren Mehrzahl) herankommt und ihre Arbeit für sich nutzbar machen kann. Die orientalische Zentralgewalt lebt also von einem Grundrenteneinkommen sehr viel höheren Stils als etwa der westliche (und der japanische) Absolutismus, der den feudalen Herren auch nach ihrer politischen Entmachtung noch grosse Teile der Grundrente zum Fortbezug überlassen muss. Der Luxus und die enorme Macht des orientalischen Absolutismus im Vergleich zum westlichen finden hier ihre Begründung.

Im Westen erfolgte der Übergang zu industriell investierenden Formen des Handelskapitals und zur kapitalistischen Stufe der industriellen Produktion in Städten, die sich durch eine Kette aggressiver Bewegungen mehr oder minder politisch selbständig zu machen wussten. Bürgerliche Rechtssicherheit entstand. Der Überschuss handwerklicher und kommerzieller Tätigkeit blieb in den Händen der bürgerlichen Schichten, unter deren Kontrolle er erwuchs. Akkumulation von Kapital war daher sowohl ökonomisch wie politisch möglich ; der Überschuss wurde nicht weggesteuert, geraubt oder als Pseudoanleihe appropriiert. Die industriellen Produktivkräfte konnten ausserdem entwickelt

werden, ohne dass das agrikole Hinterland, in dessen städtischen Poren die neue Entwicklung vor sich ging, davon negativ betroffen wurde, und die absolutistische Zentralgewalt musste sich um so eifriger zum Anwalt des industriellen Fortschritts machen, als hier, im Gegensatz zum feudal präokkupierten Land, auf lange Sicht grosse neue Einnahme- und Machtquellen für den Hof und seine Verwaltung in Aussicht standen.

Ganz anders im „Orient". Die städtischen Zentren waren hier zugleich Zentren der Verwaltung und der ökonomischen Reproduktion entweder entscheidender Teile oder der Gesamtheit des agrikolen Lebens. Wer zum Zwecke der Gewinnung bürgerlicher Freiheiten die Zentralgewalt aus den Städten vertrieb, traf die Nervenzentren der Produktion des agrikolen Hinterlandes. In diesem Produktionstypus bildet die Stadt das organisierende Zentrum gerade derjenigen Elemente der dörflichen Produktion, die das Wesen des Produktionstypus selbst ausmachen. Die Stellung der orientalischen Verwaltungsstadt ist aber nicht nur im unmittelbar produktionstechnischen Sinne eine verschiedene. Sie ist es auch in Bezug auf die Verteilung des materiellen Mehrprodukts. Im sozialökonomischen Zentrum sitzend und die Existenz feudaler Rentenbezieher ganz vernichtend oder entscheidend begrenzend, gewinnt der orientalische Absolutismus mit der Macht über entscheidende Teile des bäuerlichen Produkts auch eine ungleich grössere Macht über das städtische. Der Dienerhandwerker des Orients und der Herrenhandwerker des Westens[1]) sind das Ergebnis einer verschiedenen Entwicklung, in deren Verlauf die eine Seite durch Steuern usw. dauernd auf ihrem Existenzminimum gehalten wird, während die andere sich gegen ein solches Geschick politisch und militärisch ausgezeichnet zu schützen lernt.

Die Akkumulation von Kaufmannskapital hat der Orient überall erschwert, freilich, da die Funktion dieses Kapitals nötig war, nirgends ganz verhindert. Infolge der andersartigen Grundbewegung des agrikolen und industriellen Produktionsprozesses war die Neigung der Kaufleute, industriekapitalistisch zu produzieren, von allem Anfang an eine geringe. Da die entfaltete orientalische Gesellschaft mit der Freimachung des Bauern und der Mobilisierung des Bodens oft (nicht überall) eine andersartige Anlagesphäre für die aufgeschatzten Kaufmannsprofite eröffnete — den Landkauf —, so wurde auch von der kommerziellen Seite her die Anpassung an einen Wirtschaftstypus nahegelegt, den die Handwerker und Kaufleute aus den angegebenen Gründen ohnehin weder fähig noch geneigt waren zu sprengen.

---

[1]) Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, S. 572 ff.

Die Entwicklung des westlichen Industriekapitalismus erfolgt also, weil dort eine niedrigere, vor allem aber lockerere, dezentralisiertere Struktur der agrikolen Produktivkräfte die Anfänge der Kapitalakkumulation ökonomisch, soziologisch und politisch möglich und zugleich für die entscheidenden Gruppen erwünscht erscheinen liess, während die zentralisiertere Struktur der ergiebigeren orientalischen Agrarordnung in der entgegengesetzten Richtung wirken musste, nämlich auf die Reproduktion der bestehenden Ordnung hin, auf ihre Stagnation.

Die Erschütterungen der orientalischen Gesellschaft, deren ökonomischen Hintergrund wir aufzeigten, führen nicht über diese Gesellschaft hinaus, weil die um die „Public Works" herum zentrierte Staatsordnung Städter und Bauern nicht zum Vorstoss in eine neue Sozialordnung befähigt. Die anfangs vorwiegend und später immer noch teilweise naturalwirtschaftliche Form der dörflichen Produktion, enge Verbindung von kleiner Landwirtschaft und Hausindustrie steigert einerseits die relative Abgeschlossenheit des Dorfes von der Stadt und gibt andererseits dem System als Ganzem eine massive ökonomische Rückendeckung. Trotz aller zyklischen Zusammenbrüche konnten die asiatischen Gesellschaften, sofern sie nicht von aussen her physisch erdrückt wurden, sich demgemäss nach den ungeheuerlichsten Verwüstungen im Prinzip wieder herstellen.[1] Der klassische Typus einer nicht fortschreitenden sondern sich reproduzierenden, einer stationären Gesellschaft ist geschaffen.

C. Das Bild der Menschheit.

An diesem Punkte muss die Analyse vorläufig haltmachen, nicht etwa weil alle Fragen beantwortet wären — viele Fragen sind noch offen, und das mit Notwendigkeit — sondern weil der Kreis der Hauptprobleme einstweilig umschritten ist. Ehe wir zu neuer konkreter Untersuchung weitergehen, ist es geboten, den Blick kurz zurückzuwenden.

In ihrer ursprünglichen Gestalt hat die Theorie der orientalischen Gesellschaft viele Missverständnisse erfahren. Solange zwischen einfacher und entfalteter orientalischer Gesellschaft nicht getrennt wurde, schien die Konzeption selbst unanwendbar. Bestrebt, einen Ersatz für sie zu finden, hat man sich bemüht, die Sozialorganismen des Ostens entweder als handelskapitalistische oder als

---

[1]) Karl Marx, Die Britische Herrschaft in Indien. In : The New York Daily Tribune, 25. Juni 1853. Siehe auch den Brief von Marx an Engels vom 14. Juni 1853, in dem er die Frage nach der Existenz von privatem Grossgrundbesitz im Orient als eine grosse Streitfrage bezeichnet und offenlässt.

feudale oder halbfeudale zu erklären. Was die einfachste Sache von der Welt hätte sein können, wurde so zur verwickeltsten. Man zerstörte nicht nur die Auffassung der orientalischen Gesellschaft selber, sondern man verliess zugleich auch die wissenschaftliche Auffassung von den gesellschaftlichen Grundverhältnissen des Feudalismus. Indem man nämlich alle möglichen nichtleibeigenen Verhältnisse mit dem Begriff „feudal" belegte, nahm man jenen nichtleibeigenen Verhältnissen ihren spezifischen Sinn und diesem Begriff seine sachliche Bedeutung. Man zerstörte darüber hinaus wesentliche Elemente der sozialökonomischen Geschichtsmethode als solcher. Indem man sich methodologisch von der Analyse der materiellen Fundamente abkehrte, die man, es sich leicht machend, mechanisch-geographisch nannte, zerbrach man das wissenschaftliche Werkzeug selbst, mit dem eine wirksame Sozialanalyse durchgeführt werden kann.

Der andere Weg führt zur Entwirrung der Widersprüche der ursprünglichen Form der Theorie. Er vermag dazu zu führen, weil eine von den Wurzeln, d.h. von den Produktivkräften aufsteigende Analyse die wesentlichen und die unwesentlichen Züge in einer derartigen Theorie ohne Mühe erkennt. Auf der Suche nach den anfangs unbekannten sozialgeschichtlichen Tatsachen findet man, dass das scheinbare Nebeneinander zweier Formen, nämlich der Dorfgemeinde ohne privaten Landbesitz und grossen Landbesitzes mit Pachtbauern, lediglich zwei Stufen der Entwicklung des gleichen Grundprinzips darstellen. Durch diese Feststellung wird die Konzeption des Grundprinzips nicht nur nicht zerstört, sondern in ihrer vollen Tiefe und Fruchtbarkeit bestätigt.

Denn die Theorie der orientalischen Gesellschaft erweist sich, voll durchanalysiert, als äusserst ergiebig. Sie zeigt den Schlüssel zur Lösung einer Anzahl entscheidender entwicklungsgeschichtlicher Fragen, die lange unbeantwortbar schienen. Mit der Entwicklung wird zugleich die Stagnation als ein notwendiges Element der geschichtlichen Gesamtbewegung wissenschaftlich fixierbar. Die Ursachen und Formen der Stagnation werden sichtbar, und wenn auch eine erste Analyse wie die unsere sich in keiner Weise vermisst, auf alle Fragen bereits die endgültige Antwort geben zu können, so glauben wir freilich, dass mittels einer derartigen Arbeitsmethode der Weg zur Lösung zentraler sozialgeschichtlicher Probleme offengelegt ist.

Stagnation und Entwicklung in der aneignenden Gesellschaft sollten sich erklären lassen. Wir glauben : sie lassen sich erklären.[1])

---

[1]) Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte, S. 488. Ausser den dort

Das zwieschlächtige Ende der Antike lässt sich bestimmen. Bestimmen lässt sich das Prinzip der Entwicklung, der Typen und der Stagnation der orientalischen Welt, sowie der spezifische, keineswegs „normale“, „selbstverständliche“ Aufstieg des Westens zur modernen industriellen Ordnung. Auch die Differenzierung der grossen modernen Industriegesellschaften ist mittels der von uns angedeuteten Prinzipien durchführbar.[1]) Und selbst die Struktur der nächsthöheren Stufe in der Entwicklung der Gesellschaft lässt sich so (und wir glauben : nur so) in klarer Form wissenschaftlich differenzieren.

Das Bild der Menschheit in der Gesamtheit ihrer Bewegungen, ihrer Sackgassen und Fortschritte wächst unter dem Aspekt des vernachlässigten grossen östlichen Sektors aufs neue zu einer Einheit zusammen. Unser vorläufiges Ziel ist grundsätzlicher und konkreter Ausbau der Sozialanalyse des Orients. Wenn wir jedoch demgemäss für eine Vertiefung der wissenschaftlichen Bemühungen um die Sozialökonomie des Orients plädieren, plädieren wir im Grunde für eine vertiefte Auffassung des Bildes der Menschheit selbst.

The Theory of Oriental Society.

The article starts with a clarification of the economic importance of certain material elements which underlie the agricultural labor process — land and water. Artificial irrigation has the significance of a primary determining factor, for, by requiring relatively intense forms of labor, it excludes slave labor as an essential element. The true „oriental“ form of production first arises when waterworks must be undertaken on a larger scale (for purposes of protection and irrigation). On a lower level of technical development, the state then acquires a specific economic function : public works and astronomy. A differentiated form of society comes into being ; at its base are the peasants, either bound to the village or — later — free ; the upper ranks comprise the autocratic sovereign and an administrative, religious, and military bureaucracy. The pure oriental type in its simple form is exemplified by the old Inca society before its destruction. The higher form (with the development of inner contradictions) was attained by India, Babylonia, Assyria, Egypt, China, among others. The concentrated irrigational type, e.g. Babylonia, displays a different form of crisis from the less compact „B“ type of China. In the latter, the agricultural crisis is conditioned by extensive mobilization of arable land

---

angegebenen Momenten führen zum gleichen Ergebnis offenbar eine zu spärliche und zu üppige Verbreitung von Flora und Fauna in Gebieten, die von den Zentren höherer ökonomischer und politischer Entwicklung her schwer oder gar nicht zugänglich sind (Grenzländer Nord- und Südamerikas, tropische Urwälder Südamerikas, Zentralafrikas und Nord- und Südasiens.)

[1]) a. a. O., S. 715 ff.

and by the cooperation of commercial capitalists with the centrifugal upper strata of society. Feudal or pseudo-feudal traits may be operative in creating a crisis, as in Egypt or China, but they are not the basis of the society, which is different from feudalism in its system of production, social organization, and state. Japan is feudal, or more correctly, „Asiatic"-feudal. At most, the true oriental societies pass through an early feudal stage before developing into their own specific form based on large scale water works.

The analysis of the organization of the productive forces makes it possible to explain the stagnation of the oriental agricultural society from the particular, centralized structure of the system of production based on irrigation. This is in contrast to the decentralized non-irrigational agriculture of feudal society, which did not hinder the development of towns and of an industrial capitalism fostered by late feudal absolutism.

The theory of oriental society constitutes an attempt to describe both the western and eastern worlds as sectors of one human society, which develops and stagnates as movements of the same total historical process.

Esquisse d'une théorie de la Société orientale.

L'article commence par éclaircir le rôle des deux éléments qui constituent le processus de travail agricole : la terre et l'eau. L'irrigation artificielle, premier facteur spécifique, exclut le travail des esclaves comme forme prédominante, du fait qu'il implique un mode de travail relativement intense. Cependant le type de production authentiquement „oriental" apparaît seulement lorsque sont entreprises des constructions de grande envergure aux fins de protection ou d'irrigation. L'état assume alors une fonction économique propre : travaux publics et astronomie. C'est l'origine d'une société hiérarchisée qui va des paysans — liés d'abord au village, libres par la suite — au souverain autocrate, en passant par la bureaucratie administrative, sacerdotale et guerrière. La vieille société péruvienne des Incas représentait le type oriental pur dans sa forme simple. Les Indes, Babylone, l'Assyrie, l'Égypte, la Chine — entre autres — atteignirent une forme plus élevée avec développement des contradictions internes. Le type à technique hydraulique concentrée, exemple Babylone, manifeste des crises d'un autre caractère que le type à technique plus dispersée comme la Chine. Dans ce dernier pays, la crise était déterminée par une large mobilisation des terres cultivables et par l'action des capitalistes commerçants, jointe à celle du groupe supérieur centrifuge. Des caractères féodaux, ou pseudo-féodaux, peuvent bien contribuer — comme en Égypte et en Chine — à déterminer des crises, mais ne deviennent pas le fondement de la société qui, par la production, l'ordre social et l'État, diffère essentiellement de la féodalité. (Le Japon est féodal : c'est une féodalité „asiatique" ; les sociétés authentiquement orientales traversent tout au plus une étape „pré-féodale" avant de développer leur forme spécifique liée à la technique hydraulique.)

L'analyse sociologique permet d'expliquer la stagnation de la société agraire orientale à partir de la structure spécifique centralisée du système

de production inséparable de la technique hydraulique. En revanche, l'agriculture sans technique hydraulique de la société féodale n'oppose pas d'obstacles au développement des villes bourgeoises et d'un capitalisme industriel, favorisé, au terme de l'époque féodale, par l'absolutisme.

La théorie de la Société orientale essaie d'esquisser un tableau où le monde occidental et le monde oriental sont comme des secteurs d'une société humaine. L'évolution de cette société aussi bien que sa stagnation représentent des mouvements partiels du même devenir historique total.

Bericht über eine grössere Untersuchung der sozialökonomischen Struktur Chinas.*)

Von
K. A. Wittfogel.

Die Forschungen, die ich während der letzten Jahre an Ort und Stelle in China durchzuführen Gelegenheit hatte, bedeuten die Fortsetzung von wissenschaftlichen Studien, die bis ins Jahr 1919 zurückgehen. Seit meinem ersten Versuch, die Grundprobleme der chinesischen Wirtschaftsgeschichte methodologisch zu umreissen[1]), habe ich eine Reihe von Einzelauffassungen modifiziert und entwickelt, allein der Grundgedanke und das Hauptproblem sind die nämlichen geblieben. Was ist das Wesen dieser chinesischen Gesellschaft, die seit einigen Menschenaltern den Weg der Auflösung beschritten hat ? Handelt es sich hier um eine Gesellschaft, deren Struktur derjenigen Europas und Amerikas gleichgeartet ist ? Wenn das aber nicht der Fall ist, welches sind die differenzierenden Momente ? Unsere in China durchgeführten Untersuchungen standen unter dem Patronat des Instituts für Sozialforschung, das die tatkräftige Unterstützung des Institute of Pacific Relations (New York) fand. In demjenigen Teil meiner Arbeit, der dem Charakter der chinesischen Familie galt, erfreute ich mich der produktiven Mitarbeit von Frau Olga Wittfogel, die geschichtlich und sozialwissenschaftlich gleich gut für diese Aufgabe vorbereitet war.

Mehr als irgendwo sonst hat die gesellschaftliche Analyse sich in China Rechenschaft zu geben über Gestalt und Funktion der dort bestehenden Familie. Die Einsicht in den Zusammenhang zwischen Familienautorität und Sozialstruktur, wie sie in den Forschungen des Instituts für Sozialforschung angestrebt ist[2]), fand ihre Bestätigung in China, das mit Recht als ein Land mit ganz besonders ausgeprägtem Familismus bezeichnet worden ist.

Das Studium der modernen chinesischen Literatur über die Sozialökonomie der chinesischen Familie erwies sich als eine unschätzbare Hilfe. Nur durch Lektüre der chinesischen Literatur selber, die zum grössten Teil

---

*) Die Grundgedanken dieses Berichtes wurden zuerst vorgetragen anlässlich eines Lunchs, den das Institut für Sozialforschung für Mitglieder der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Columbia Universität New York am 30. November 1937 veranstaltete.

[1]) K. A. Wittfogel, Probleme der chinesischen Wirtschaftsgeschichte. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 57. 1926.

[2]) Vgl. ausser den fortlaufend in der Zeitschrift für Sozialforschung veröffentlichten Beiträgen besonders die erste grosse Gesamtveröffentlichung des Instituts zu dieser Frage, „Studien über Autorität und Familie“, Paris 1936.

nicht übersetzt ist, vermochten wir festzustellen, was für Material bisher in dieser Frage an Ort und Stelle zutage gefördert wurde und welche Methoden dabei zur Anwendung gelangt sind. Freilich ergibt ein derartiges Studium nicht nur, dass im chinesischen historischen Schrifttum ungeheure unerschlossene Quellen für sozialwissenschaftliche Information verborgen liegen, es zeigt sich zugleich, dass die moderne Gesellschaftsforschung in China soeben erst beginnt, sich dieser Schätze bewusst zu werden. Auch die konkreten monographischen und statistischen Beschreibungen der gegenwärtigen Verhältnisse, so instruktiv sie im einzelnen sind, können keinesfalls als abgeschlossen gelten.

Den ersten Schritt zur Gewinnung neuen Materials für den uns beschäftigenden Fragenkomplex bildete die systematische Erschliessung einer umfassenden Tatsachensammlung, die bisher wissenschaftlich nicht ausgenutzt worden war. Das Peiping Union Medical College (P. U. M. C.), eine mit amerikanischen Mitteln erbaute moderne Institution, unterhält seit einer Reihe von Jahren ein grosses und leistungsfähiges Social Service Department. Dieses Department, geleitet von Miss Ida Pruitt, sammelt systematisch die „Fälle" der nicht privat behandelten Patienten des Krankenhauses. Die Patienten kommen nach Peiping aus allen Teilen Chinas, besonders aus den sechs oder sieben nördlichen Provinzen des Landes, und verteilen sich auf alle Schichten der Bevölkerung in Stadt und Land, mit Ausnahme der obersten. Ihr Schicksal spiegelt daher in hohem Grade die Lage der breiten Massen Nordchinas in ihrer Gesamtheit wider.

Die Zulassung zur wissenschaftlichen Benutzung dieser Fälle ermöglichte es uns, mit Hilfe mehrerer gut vorgebildeter chinesischer Assistenten, deren Arbeit Frau Wittfogel leitete, etwa 7000 Fälle systematisch durchzugehen, die sich auf einen Zeitraum von zwei Jahren verteilten. Das so gewonnene Material erschliesst viele konkrete Züge des Familienlebens : die Eigenart der Beziehungen zwischen Mann und Frau, die Stellung von Konkubinen und Sklavenmädchen, die Lage der Schwiegertochter, das Altersverhältnis von Bräutigam und Braut zur Zeit der Eheschliessung. Das Material gestattet Einblicke in die ökonomische Struktur der untersuchten Familien, in ihre häuslichen und gesellschaftlichen Konflikte, in die Zusammensetzung der Familie. Neues Licht fällt auf die Frage nach denjenigen Schichten der Gesellschaft, die nicht zur Familienbildung gelangen. Das Phänomen der Autorität tritt in einer sehr direkten und dramatischen Form auf : wer entscheidet darüber, ob ein junger Mann oder seine Frau operiert werden sollen oder nicht ?

Das Ergebnis dieser unserer ersten Studie bewies eines von allem Anfang an : offenbar ist die chinesische Familie kein Monolith. Will man zu wissenschaftlich brauchbaren Ergebnissen gelangen, so muss man begreifen, dass jene allgemeine chinesische Familie, von der die traditionelle Literatur berichtet, tatsächlich in eine ganze Reihe von Familientypen zerfällt, deren jeder durch seinen sozialökonomischen Hintergrund bestimmt ist.

In dieser Hinsicht erwies sich das Studium der Fälle des Peipinger P. U. M. C. als sehr aufschlussreich. Allein die für die Zwecke des Krankenhauses gesammelte Information war naturgemäss nach anderen Gesichtspunkten als den unsrigen erfolgt. Wenn wir eine Antwort auf unsere

spezifischen Fragen finden wollten, dann hatten wir eigene empirische Untersuchungen anzustellen. Das erwies sich erfreulicherweise als möglich, und zwar wiederum im Zusammenhang mit Miss Pruitts bereits erwähnter Abteilung. Mehrere der geschultesten Sozialarbeiter unternahmen systematisch Interviews unter Zugrundelegung eines von uns ausgearbeiteten Plans. In diesem Plan stand die Frage nach dem materiellen Charakter der Familienautorität im Mittelpunkt : Wer entscheidet über die geschäftlichen Angelegenheiten der Familie, über das Borgen von Geld, Landpacht, Kauf und Verkauf von Eigentum ? Wer entscheidet über die persönlichen Probleme, nämlich Heirat und Erziehung ? Die kleine Familie oder die Grossfamilie oder der Clan ? Weiter, welche Person innerhalb dieser kleinen oder grossen Familienorganisation trifft die wirkliche Entscheidung? Man spricht viel über den religiösen Hintergrund des chinesischen Familiensystems, der angeblich alle Mitglieder und Zweige der Familie als eine innere Einheit repräsentiert. Vielleicht drücken derartige religiöse Formen, falls sie überhaupt allgemein sind (was wir in Frage stellten), nur unvollkommen oder gar nicht den realen inneren Zusammenhang des chinesischen Familienlebens aus. Wie steht es in Wirklichkeit mit dem oft behaupteten Kollektivismus der chinesischen Familie ? Wenn an irgendeiner Stelle Geldverleih und Landpacht zwischen Angehörigen derselben Grossfamilie geschäftsmässige Formen annehmen, wo liegt die Schwelle dieser Geschäftsbeziehungen ? Ferner, auf welche Weise werden solche geschäftlichen Beziehungen des Clans durchgeführt, unter landesüblichen Bedingungen oder vielleicht in einer abgemilderten Form, die durch Familienrücksichten bestimmt ist ?

Das von uns gewonnene Antwortmaterial ist bisher noch nicht systematisch durchanalysiert worden. Doch macht die erste Sichtung eines sofort klar : gewisse romantische Vorstellungen, die über die chinesische Familie verbreitet werden, sind unhaltbar. Die gesellschaftlichen Funktionen, die die chinesische Familie erfüllt, sind wesentlich verschieden von denjenigen, die die Legende ihr zuschreibt. Dasselbe System einer auf künstlicher Bewässerung beruhenden, gartenbauartigen, intensiven Landwirtschaft, das sehr früh die Kleinfamilie als die grundlegende Produktionseinheit des chinesischen Dorfes erzeugt hat, hat zugleich eine spezifische Vormachtstellung des alten erfahrenen Leiters der Feldbestellung hervorgerufen, eine Vormachtstellung, die mit staatlichen Mitteln in ein einzigartiges Instrument der privaten und politischen Autorität umgewandelt worden ist.[1]) Die Beziehungen zwischen den einzelnen Kleinfamilieneinheiten sind infolge der ökonomischen Differenzierung der Gesellschaft keineswegs kollekti-

---

[1]) Vgl. K. A. Wittfogel, Wirtschaftsgeschichtliche Grundlagen der Entwicklung der Familienautorität, in : Studien über Autorität und Familie, a. a. O., S. 505-510. Vgl. ferner Wittfogel, The Foundation and Stages of Chinese Economic History, in : diese Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 43 ff. Die Auflösung der Grossfamilie beginnt schon vor Konfuzius, dessen grundlegende Fünf Beziehungen ausser zwei nichtfamilienmässigen Verhältnissen (Herrscher und Untertan, Freund und Freund) nur Familienbeziehungen von kleinfamilienmässigem Charakter enthalten (Vater und Sohn, Mann und Frau, älterer und jüngerer Bruder). In seinen Fünf Beziehungen kennt Konfuzius keinen Grossvater.

vistisch. Dagegen wird der Familienmechanismus äusserst wirksam als ein Schutzverband gegenüber der Nichtfamilienwelt (einschliesslich der Regierung, wenn man nicht dazu gehört). Die Typen und Abstufungen dieses Systems des gegenseitigen Schutzes sind in den Veröffentlichungen näher zu beschreiben, die am Ende der Verarbeitung des von uns gesammelten Materials stehen sollen.

Unser zweiter Schritt hatte uns bereits zu einer Anzahl von Antworten geführt, die über das in der bisherigen Literatur vorhandene Material hinausgehen. Allein dieser Schritt war immer noch beschränkt auf einen bestimmten Ausschnitt aus dem Komplex China, nämlich auf jene älteren Formen des chinesischen Lebens, wie sie mit Ausnahme einiger Küstenstädte die Gesellschaft der nord-chinesischen Provinzen charakterisieren! Innerhalb dieses Rahmens erfassten wir freilich die verschiedensten Schichten : Landarbeiter und Lohnarbeiter „alten Stils", Rikscha-Kulis, Laden-Angestellte und Lehrlinge ; arme, mittlere und Grossbauern, Handwerker, Händler, Geschäftsführer und Lehrer. Sogar Information über eine Anzahl grösserer Landbesitzer, Beamter, Kaufleute, Fabrikbesitzer und Bankiers findet sich in unserem Material. Dagegen fehlte es aus den angegebenen Gründen an Daten über die Lage der modernen Industriearbeiter, deren Familienverhältnisse im Zusammenhang mit ihrer allgemeinen gesellschaftlichen Lage vermutlich spezifizierende Züge zeigen würden.

Ein dritter Schritt unserer Arbeit eröffnete uns Zugang zur gesellschaftlichen und familienmässigen Lage der modernen chinesischen Industriebevölkerung. Mit Hilfe einer Reihe öffentlicher und privater Institutionen war es uns möglich, männliche und weibliche Industriearbeiter sowie industrielle Angestellte in verschiedenen Industriezentren Chinas zu studieren, nämlich in Tientsin, in Shanghai und in Wusih. Die Verhältnisse in den drei genannten Städten ergaben ein Bild abgestufter Entwicklung. Mit dem Wechsel der gesellschaftlichen Verhältnisse verband sich in handgreiflicher Weise ein fortschreitender Wechsel in der inneren Struktur und speziell in der Autoritätslage der industriellen Familien. Ausgedehnte Reisen durch Nord-, Mittel- und Südchina machten vollständig klar, was Lektüre und Forschungsarbeit bereits angezeigt hatten : die Scheidelinie zwischen dem alten und dem neuen China lässt sich nicht mechanisch mit geographisch-topographischen Mitteln ziehen. Diese Linie ist eine gesellschaftliche. Geographische Umstände sind bei ihrer Schaffung nur auf eine vermittelte Weise wirksam.

Die Industrie-Interviews hatten uns bis zur Grenze von Chinas jüngster Entwicklung geführt. Sie hatten ergänzt zu werden durch Einbeziehung der ältesten Form von Gesellschaft und Familie, die China besitzt, d. h. des Clans. Der Süden hat am längsten und klarsten Formen von Clan-Leben aufbewahrt. Mit Unterstützung durch das Soziologische Department der Universität Yenching (Peiping) gelang es uns, wissenschaftlichen Kontakt mit zwei der repräsentativen Clan-Provinzen des Südens zu gewinnen, mit Fukien und Kuangtung. Herr Huang Ti, ein Assistent des genannten Departments, interviewte für uns 40 Familien seines eigenen (mütterlichen) Clan-Dorfes bei Fuchow. Ausserdem unternahm er eine Spezialstudie von zwei Clans jenes Gebiets in ihrer Gesamtheit. In der Provinz Kuang-

tung fanden wir die verständnisvolle Hilfe des Soziologischen Departments der Staatlichen Sun Yen Sen-Universität. Unter Leitung eines Assistenten dieses Departments wurde durch eine Anzahl von Studenten eine empirische Clanstudie unternommen, deren Durchführung der Ausbruch des Krieges unterbrach. Immerhin war es uns möglich, Übersichten über die sozialökonomische Struktur von dreiundzwanzig Clans aus der Umgebung von Kanton zu erlangen, ein Material, das gewiss in keiner Weise dieses schwierige Phänomen erschöpft, das jedoch, abgesehen von Ch'en Han-sengs Schrift über Landlord and Peasant in China (New York 1936), für die westliche Sozialwissenschaft einen Vorstoss in ein wissenschaftlich bisher unerschlossenes Gebiet darstellt.

Das so gewonnene Bild war in vielen Beziehungen neu, reich und mannigfaltig. Es bedurfte jedoch noch der Ergänzung in Bezug auf die soziale Situation der Familien der Oberschichten, an die unsere Ausgangsstudien aus einleuchtenden Gründen nur gelegentlich heranzukommen vermochten. Der Umweg über die Jugend dieser Schichten versprach und brachte Erfolg. Frau Wittfogel entwarf einen Fragebogen, den wir mit einer Reihe chinesischer Sozialwissenschaftler durcharbeiteten und praktisch erprobten. Der Fragebogen, dem die Erfahrungen des Instituts für Sozialforschung in einer Reihe von Punkten zugute kamen, ging an eine grosse Anzahl von Universitäten, höheren Schulen, und Y. M. C. A.-Klassen in Nord-, Mittel- und Südchina. Von Chinas 41 Universitäten ereichten wir 16 ; unter den Colleges, deren Professoren und Studenten unser Unternehmen unterstützten, befanden sich ebenfalls eine Reihe führender Anstalten.

Ausgegeben wurden 5000 Fragebogen, zurück erhielten wir 1725, d. h. einen verhältnismässig hohen Prozentsatz. Noch höher muss jedoch der Erfolg der Umfrage bewertet werden, wenn man ihn von seiner qualitativen Seite her betrachtet. In der verhältnismässigen Ausführlichkeit und offenbaren Korrektheit der Mehrzahl der Antworten spiegelt sich nicht nur das grosse Verständnis, das die Dozentenschaft unserem Versuch entgegenbrachte, sondern darüber hinaus auch das leidenschaftliche Interesse der studentischen Jugend an einer Untersuchung, die Chinas Gesellschaft in ihrem konkreten Leben und in der Dynamik ihres Wandels zu erfassen bemüht ist. China durchlebt einen schmerzlichen Prozess des Übergangs. Man beginnt, wo dieser Prozess wirksam wird, moderne individualistische Lebensformen zu entdecken. Die aufgelockerte Jugend drängt sich danach, ihre allgemeinen und persönlichen Probleme sachgemäss zu untersuchen und zu erörtern. Die befragten Studenten zögerten vielleicht, uns genaue Auskunft über die finanzielle Situation der Familie zu geben, eine Schwierigkeit, die dem Sozialwissenschaftler des Westens nicht unbekannt ist. Sie beschrieben vielleicht, wie es die Tradition verlangt, die Stellung zum Vater als die von grossem Respekt usw. Allein sie waren durchaus bereit, in der Antwort auf indirekte Fragen konkrete Züge des häuslichen Budgets anzugeben, und wenn es zur Diskussion konkreter Familiensituationen und -konflikte kam, dann gaben viele von ihnen Auskünfte, deren Wirklichkeitswert als verhältnismässig hoch einzuschätzen ist.

Wir erhielten auf diese Weise neuartige Information über die Lage der Gross- und Kleinfamilie in den Oberschichten der Gesellschaft, über Rolle

und Art des Konkubinats, über die inneren psychologischen Formen von Vertrauen und Autorität (echte und mechanische), sowie über eine Fülle psychologischer Einzelheiten, die eine rein inventarisierende Forschung bisher übersah. Wie in den europäischen Studien des Instituts ergibt auch hier die Frage nach den als „gross" angesehenen Persönlichkeiten, nach Lieblingsbüchern, -filmen und -zeitschriften ungemein aufschlussreiche Korrelationen. Was die Lektüre der vorhandenen chinesischen Familienstudien und was die erste Durchsicht unserer Ausgangsuntersuchungen zeigt, das wird durch die Ergebnisse der Studentenumfrage bestätigt : auch in diesem klassischen Lande des Familismus ist es nicht die Familie, die die Gesellschaft schafft; umgekehrt : welches auch die von der Familie ausgehenden Rückwirkungen sein mögen, auch hier ist es die Gesellschaft, die die Familie schafft.

Von der Familie war auf den allgemeinen gesellschaftlichen Hintergrund zurückzugehen, dem sie entwächst. Auf welche Art vermögen wir seinen Charakter zu ermitteln ? Im Falle Chinas erhebt sich die Übergangsfrage nach dem Ob und Wie der sozialen Gliederung als solcher. Vielleicht haben wir es hier mit einer nicht klassenmässig gespaltenen Gesellschaft zu tun gehabt ? Gab nicht das berühmte Prüfungssystem jedem Bauernsohn die Möglichkeit, zur höchsten Stellung in der Beamtenschaft zu gelangen und so zum Niveau der formell oberen Schicht emporzusteigen ? War nun diese obere Mandarinenschicht wirklich nur „formell" oben ? Zur Klärung der realen Situation in Chinas bisheriger sozialer Ordnung musste eine wissenschaftlich zuverlässige Antwort auf diese Frage von hoher Bedeutung sein.

Qualitative Antworten seitens älterer und moderner Schriftsteller liegen vor. Doch ist es wichtig, diese Angaben zahlenmässig-quantitativ zu erhärten oder zu widerlegen. Es existieren grosse Sammlungen von Biographien der bekanntesten chinesischen Beamten von Dynastie zu Dynastie. Falls man diese Sammlungen auf die gesellschaftliche Stellung der Väter und Grossväter der dort beschriebenen Beamten hin durchprüfen könnte, und zwar natürlich vor allem für die T'ang-Zeit (618-906 n. Chr.), d. h. für die Zeit der Einführung des ausgereiften Examenssystems und für die darauf folgende Epoche, dann ergäbe sich vermutlich ein Schritt vorwärts zu einer statistischen Klärung des gesellschaftlichen Bildes.

Dies war der Leitgedanke, dem ich nachging. Unter Leitung meines Freundes und zeitweiligen Mitarbeiters Wang Yü-ch'üan organisierten wir eine Gruppe junger Historiker und liessen diese zunächst — zum Vergleich — zwei vor-T'ang-Dynastien (Han, 206 v.- 220 n. Chr. und Chin, 265-420), sowie dann die Dynastien T'ang, Sung (960-1279), Yüan (1280-1368), Ming (1368-1644) und Ch'ing (1644-1911) an Hand je einer Standardsammlung von Beamtenbiographien auf das Problem der sozialen Herkunft der Beamten hin durcharbeiten.[1])

In diesem Falle wie in dem der Familienuntersuchung ist es zu früh, um abschliessend zu sprechen. Allein die erste vorläufige Durchsicht des

[1]) Für die letzte Dynastie, Ch'ing (die Mandschu-Dynastie), benutzten wir den Ch'ing Shih Wai Chuan. Für alle übrigen Dynastien wurden die gesammelten Biographien der Dynastischen Geschichtswerke zugrunde gelegt.

Materials bestätigt durchaus, was auf qualitative Art einige kühne chinesische Gelehrte bereits behauptet haben. Von tatsächlicher Demokratie im Sinne eines allgemeinen Auf- und Abstieges ist, soweit wir urteilen können, keine Rede gewesen. Gewiss wurde etwas frisches Blut von den unteren Schichten her aufgesogen, erstaunlich wenig Bauernblut übrigens. Jedoch die bei weitem grösste Menge des Beamtentums blieb im Rahmen ihrer Schicht. Das Mandarinat reproduzierte sich also im grossen und ganzen selbst. Das chinesische Prüfungssystem hat, wie das Familiensystem Chinas, seine sehr definitive Funktion. Leider jedoch ist diese Funktion wesentlich anders beschaffen, als die volkstümliche Legende uns glauben machen könnte.

Der Erfolg des Versuchs, Tatsachen zum Verständnis der chinesischen Sozialgeschichte in grossem Umfang beizubringen, ermutigte mich zu einem Unternehmen von ungleich grösserem Ausmass. Das Ausgangsphänomen war eine Gesellschaft, die seit Jahrhunderten (Jahrtausenden ?) von einer gelehrten Bürokratie beherrscht wurde. Was war diese Bürokratie ? Glich sie der Bürokratie der absolutistischen Staaten Europas oder dem Beamtentum des frühen Sozialismus ? Oder entsprach sie den Priestern, „Kriegern“ und Schreibern Ägyptens, Babylons und Indiens ? Drückte diese Schicht die Interessen einer anderen, noch über ihr stehenden herrschenden Klasse aus, oder stellte sie selbst die oberste herrschende Schicht dar ? Viele Jahre hatte mich diese Frage beschäftigt, allein das Material, wie sorgfältig es auch gesammelt sein mochte, war allzu mager und ungleichmässig, als dass die Ergebnisse wissenschaftlich hätten befriedigen können. Was nötig war, war, ausser einer theoretisch zureichenden Methode, mehr Material, viel mehr repräsentatives Material. Chinas Sozialwissenschaftler waren nach einer heftigen Diskussion über den Charakter der chinesischen Gesellschaft[1]) zu der gleichen Überzeugung gekommen. Man bedurfte stärkeren, konkreteren Materials, um die strittigen Probleme in einer über die allgemeinsten Prinzipien hinausgehenden Weise fruchtbar zu untersuchen.

China besitzt eine riesige Sammlung historischer Standardwerke : die Dynastischen Geschichtswerke, die sogenannten „Vierundzwanzig Geschichtswerke“, die, wenn man die neue Yüan-Geschichte hinzufügt, fünfundzwanzig Abteilungen zählen oder sogar sechsundzwanzig, wenn man das „Manuskript“ der nach dem gleichen Muster gearbeiteten Geschichte der letzten, der Ch'ing-Dynastie, hinzurechnet. Diese Geschichtswerke bilden die Grundlage der chinesischen Historiographie. Sie bestehen aus Material, das während der Herrschaft der verschiedenen Dynastien gesammelt und das nach ihrem Ende verarbeitet und herausgegeben ist. Die Chinesen, das geschichtlichste aller Völker, betrachten diese Schriften als die Standardgeschichtswerke für die Zeit seit der Einigung des Reichs (3. Jahrhundert v. Chr.), als Werke, die für die früheren Perioden dieser Riesenepoche fast alles noch erhaltene Material erster Hand enthalten, während sie für

---

[1]) Die Diskussion folgte bezeichnenderweise der grossen Revolution von 1926/7. Bezüglich ihres Inhalts siehe den Bericht von Ch'en Hsiao-chiang, Allgemeine Ergebnisse und offene Fragen der Untersuchungen zur chinesischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Chinesisch. Kanton 1937.

die spätere Zeit immer noch das grundlegende geschichtliche Bild zeichnen. Falls es gelänge, das in diesem Gebirge von Geschichtsüberlieferungen begrabene sozial-ökonomische Material zugänglich zu machen, dann würde das für die an Chinas wirklicher Geschichte interessierten Gelehrten des Westens eine völlig neue Situation schaffen.

Dies war der Tatbestand und dies die Aufgabe. Ihre Lösung konnte mit Aussicht auf Erfolg vermutlich nur an einem einzigen Orte in der Welt unternommen werden, im alten Peiping. Denn nur hier war es — vor dem Kriege — möglich, erfahrene ältere chinesische Gelehrte zu finden, die Rat und Beistand leisten konnten ; nur hier waren in ausreichender Zahl jüngere Gelehrte verfügbar, die befähigt und bereit waren, an einer solchen Arbeit teilzunehmen.[1])

Angemessene Mittel, bereitgestellt durch das Institute of Pacific Relations und durch das Institut für Sozialforschung, ermöglichten es, eine Arbeitsgruppe junger Historiker und Sozialwissenschaftler zu organisieren (Höchstzahl siebzehn Personen), in deren Reihe sich eine Anzahl der führenden Spezialisten ihres Fachs befanden.[2]) Diese Gruppe, die zunächst fortlaufend von mir methodologisch instruiert wurde, las alle Sektionen der Dynastischen Geschichtswerke, die sozial-ökonomisch ergiebig sein mochten, nämlich die Kaiserlichen Annalen, alle wichtigen speziellen Abschnitte und die bereits oben erwähnten Sammlungen von Biographien, die jedem Geschichtswerk angefügt sind. Die Mitarbeiter klassifizierten das Material, datierten es — soweit möglich — und übersetzten den grössten Teil davon ins Englische. Nachprüfung und Gegenprüfung korrigierte und verstärkte die ursprünglichen Übersetzungen, wo das wünschenswert erschien. Der Ausbruch des Krieges hinderte und störte einen Teil der Arbeit, ohne diese jedoch ernstlich zu gefährden. Der Plan wurde im Frühling 1936 entworfen und vom Sommer des Jahres an ausgeführt. Heute, d. h. im Februar 1938, ist der überwiegende Teil des Werks bewältigt.

---

[1]) Von grösstem Wert war das stets gleichbleibende Interesse, das Chinas führender Wirtschafts- und Sozialhistoriker Professor T'ao Hsi-sheng (von der Reichsuniversität in Peiping) an meinem Projekt nahm. Professor T'ao gab nicht nur seinen Rat, wann immer das nötig war ; er stellte uns ausserdem seine eigenen ausgezeichnet vorgebildeten Assistenten zur Mitarbeit zur Verfügung. (Siehe Professor T'aos eigene Darstellung über seine Beziehung zu meiner Materialsammlung in seiner in chinesischer Sprache veröffentlichten Halbmonatsschrift für Chinas Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Shih Huo, Jahrgang V (1937), Nr. 3, S. 105 und 155.) Ein anderer führender Gelehrter Chinas, dem ich viel verdanke, ist der durch seine grosse Geschichte Chinas berühmt gewordene Historiker Professor Teng Chih-ch'eng von der Yenching Universität bei Peiping. Professor Teng hat uns immer wieder schwierige Textstellen aufgehellt, wenn wir dessen bedurften. Die von ihm empfohlenen jungen Historiker seiner Schule erwiesen sich als ausserordentlich zuverlässige Mitarbeiter, die schwierige alte Texte mit grosser Einsicht zu handhaben wussten.

Ausser den soeben genannten beiden Gelehrten gab es eine ganze Reihe weiterer bedeutender Historiker, Soziologen, Philosophen usw., die beratend und helfend am Fortgang der Arbeit teilnahmen, die sie als ein Werk von allgemeinem wissenschaftlichem Interesse ansahen. Einer von ihnen bemerkte charakteristischerweise, die Zugänglichmachung der Dynastischen Geschichten sei der Traum seiner Jugend gewesen.

[2]) Über Namen und Qualifikation der einzelnen Mitarbeiter siehe K. A. Wittfogel, A Large-Scale Investigation of China's Socio-Economic Structure. Pacific Affairs. March 1938, S. 90.

Unsere Sammlung chinesischer Textstellen umfasst mehr als 50.000 Stükke. Das kleinste davon enthält nur einige chinesische Schriftzeichen, das längste zählt 59 Seiten (Karten). Der Umfang des übersetzten Materials variiert von einem und zwei Sätzen bis zu 211 maschinengeschriebenen Seiten für ein einziges Jahr. Es gibt einige kurze Perioden, wo das vorher übersetzte Material reicher ist als das unsere. Doch für den bei weitem grössten Teil der chinesischen Wirtschafts- und Sozialentwicklung sind bisher der nicht-chinesischen Welt die konkreten Tatsachen so gut wie unbekannt gewesen.

Um eine Vorstellung davon zu geben, was vorher vorhanden war und was unsere Sammlung neu hinzufügt, mögen einige Ziffern herangezogen werden. Abgesehen von E. T. C. Werners „Chinesischer Soziologie", die wegen ihres heterogenen Charakters zu Vergleichszwecken ungeeignet ist, ist die grösste Sammlung von analogem Quellenmaterial in Mabel Pinghua Lee's „Economic History of China" (Columbia University, New York 1921) enthalten. Trotz grosser methodologischer Schwächen, die ich anderenorts kritisiert habe, halte ich Miss Lees Werk für einen Pionierversuch von nicht geringem Verdienst. Die Hauptgruppen der beiden Sammlungen verhalten sich quantitativ ungefähr[1]) folgendermassen :

Periode	Zahl der Stücke	
	Lee	Wittfogel
Ch'in und Han (246 v.- 220 n. Chr.)	122	5.000
Zeit der Zerrissenheit (221-589)	177	4.000
Sui (589-618)	10	600
T'ang (618-906)	167	3.000
Sung (960-1279)	244	6.000
Yüan (1280-1368)	113	6.500
Ming (1368-1644)	200	5.000
Ch'ing (1644-1911)	110	6.000

Der Unterschied ist nicht nur ein zahlenmässiger. Ausser Material zur Agrarentwicklung Chinas, das wir in grossem Umfange besitzen und das den grössten Teil von Miss Lees Gesamtmaterial ausmacht, enthält unsere Sammlung noch laufende Angaben über die wichtigsten allgemeinen politischen und institutionellen Veränderungen sowie Daten über folgende Fragen :

Staatsfinanzen (Steuern, Ausgaben, Budgets) ;

---

[1]) Zum Zwecke eines fairen Vergleichs haben wir Miss Lees grössere Materialstücke, wo immer die Teile von verschiedenen Textstellen zu stammen schienen, entsprechend in kleinere Stücke zerlegt. Hierbei mögen einige kleinere Irrtümer unterlaufen sein, doch färben diese wie das allgemein verwendete Verfahren das Bild gewiss nicht zu Ungunsten Miss Lees. Die Zahlen für die übersetzten Stellen unserer eigenen Sammlung entstammen den vorläufigen Schätzungen der Mitarbeiter im Jahre 1937. Die endgültige Zählung wird zweifellos gewisse Abweichungen zeigen, doch dürfen die durch unsere Ziffern angedeuteten Proportionen als mehr oder minder korrekt gelten.

Öffentliche Frondienste und Militärlasten;
Öffentliche Bauten (Kanäle, Strassen, Stadtmauern, Paläste usw.)
Tätigkeit der Landbesitzer und Geldleiher;
Hungersnöte (Gebiete und Ursachen);
Haltung und Bewegungen der Bevölkerung;
Tätigkeit der Regierung;
Handwerk und Industrie;
Verkehr;
Handel;
Währung und Bankwesen;
Ökonomie der Grenzgebiete (Tribute, Austausch usw.)
„Geschenke" (im Landesinnern) usw. usw.

Der dokumentarische Teil von Miss Lees Werk umfasst etwa 300 Seiten. Falls unser Material gedruckt wäre, würde es etwa 4.500 bis 5.000 Druckseiten umfassen.

Die Verwertung des von uns gewonnenen Forschungsmaterials ist wie folgt geplant. Das Familienmaterial soll in einzelnen Monographien sowie in einer grösseren systematischen Analyse über Gesellschaft und Familie in China verarbeitet werden.[1]) Die Ergebnisse der statistischen Studie über die soziale Herkunft der chinesischen Bürokratie mögen vielleicht in einer Spezialstudie niedergelegt werden. Sicher werden sie zusammen mit dem Gesamtmaterial der Geschichtsquellensammlung in die Substanz der von mir — anstelle des zweiten Bandes von „Wirtschaft und Gesellschaft Chinas" — geplanten umfassenderen Wirtschafts- und Sozialgeschichte Chinas eingehen.[2]) Eine solche Geschichte hat in den Mittelpunkt zu stellen Chinas „orientalische" Epoche. Ein vorbereitender Teil würde die feudale Frühgeschichte Chinas zu behandeln haben, deren spezifisch „orientalische" Züge klargemacht werden müssen, wenn man den Übergang zu Chinas orientalischer Gesellschaft wirklich begreifen will. Die wissenschaftliche Klärung der sozialgeschichtlichen Funktion des Konfuzius, die u. a. Max Weber versuchte, ohne sie jedoch aus methodologisch gearteten Gründen befriedigend durchführen zu können, ist hier am Platz.

Die Analyse der Bewegungsgesetze der Auflösung der orientalischen Gesellschaft, d. h. die Sozialgeschichte der letzten hundert Jahre, bildet den organischen Abschluss einer umfassenden geschichtlichen Darstellung, die übrigens nicht vollständig wäre, würde sie nicht in vergleichender Analyse jeweils die spezifischen Varianten der übrigen orientalischen Gesellschaften sowie die strukturverschiedenen Entwicklungsformen des Westens (und Japans) mit heranziehen.[3])

---

[1]) Diese Monographien werden u. a. behandeln Gesellschaft und Familie der chinesischen Studenten, der modernen Industriearbeiterinnen, der Bauern, der Soldaten.

[2]) In sie eingehen, nicht sie ausmachen. Ausserdem zu berücksichtigen ist selbstverständlich sowohl die grosse chinesische Literatur über Chinas wirtschaftliche und soziale Entwicklung wie, wo immer dies existiert, Quellenmaterial anderer Art, das neben den Standardgeschichtswerken einhergeht.

[3]) Über die Probleme, die mit einer eventuellen Herausgabe des Quellenmaterials als solchen verbunden sind, siehe Pacific Affairs, a. a. O., S. 94.

Le Saint-Simonisme de Sainte-Beuve.

Par
Maxime Leroy.

C'est dans un admirable article consacré au cours de Jouffroy sur „la destinée de l'homme et de l'humanité"[1]), que Sainte-Beuve a pris pour la première fois une position nettement, officiellement saint-simonienne. Cette étude est une critique de l'éclectisme, faite d'un point de vue saint-simonien, tout entière inspirée de la façon la plus visible par l'exposé de La doctrine saint-simonienne, par l'ensemble de ce cours célèbre qui se poursuivit, avec un assez vif succès, de 1828 à 1830.[2]) Ce que Jouffroy n'admet pas, ne comprend pas, Sainte-Beuve nous le fait sentir : c'est l'inquiétude de l'avenir social. Le Cousinien, lui, il ne pense qu'à l'avenir métaphysique de l'individu, ignorant tout de cette humanité qui „existe et vit par elle-même en présence de la nature", „manifestation incessamment perfectible de Dieu." Jouffroy n'a pas regardé autour de lui, il se regarde, il regarde en lui. L'homme, objecte Sainte-Beuve, qui, lui, a très fortement le sentiment de la nature extérieure, est „une molécule vivante, incessamment excitée et modifiée par l'organisme social dont elle fait partie intégrante." Et de conclure : „arrêter la molécule, la monade au point où on la trouve, la détacher du tout, la soumettre au microscope ou au creuset expérimental, la retourner, la décomposer, la dissoudre et conclure de là à la nature et à la destinée du tout, c'est... supprimer le mode d'influence que l'individu reçoit du tout."

Plein de l'optimisme rationnel du XVIIIe siècle, sans en avoir bien conscience d'ailleurs, Jouffroy croyait à l'avenir définitif de la raison, au règne prochain d'une philosophie clairvoyante, calmante, affirmant que l'âge des religions est passé ; révolu le temps des révélations. Du christianisme, il avait dit qu'il sera, Sainte-Beuve le souligne, „la dernière des religions".

---

[1]) On trouvera l'essentiel de ce cours dans les Mélanges philosophiques.

[2]) La doctrine saint-simonienne a paru le 4 novembre 1830 ; le premier article de Sainte-Beuve sur Jouffroy est du 13 décembre suivant. Nous citerons d'après La doctrine saint-simonienne, édition Bouglé-Halévy. Paris 1924, modèle de l'édition critique (pour la 1re année, 1829).

Sainte-Beuve, quant à lui, se refuse à croire que „la raison saisit la vérité dans toute sa nudité naturelle et que c'est la philosophie qui vient enseigner à la société ses destinées", les philosophes étant incapables de se comprendre les uns les autres, de créer une harmonie intellectuelle. La philosophie a-t-elle jamais suscité une foi, une croyance ? Or, c'est d'une foi que nous avons besoin, affirme le jeune Saint-simonien. Pourquoi la philosophie prendrait-elle aujourd'hui, tout à coup, une attitude qu'elle n'a jamais prise ? Et, en homme pour qui l'histoire compte, Sainte-Beuve demande sur quel exemple se fonde cette prétention imprévue de la philosophie : où sont les sociétés que la philosophie aurait groupées autour d'un système commun ? Y eut-il jamais une société aristotélique, platonicienne, cartésienne ?[1])

Réduire l'homme réel à la raison, c'est commettre une erreur d'analyse : l'homme est activité sociale, sentiments, raison ; la raison est unie non seulement au sentiment, mais encore à la vie des organes. Psychologie et physiologie se confondent. Quel est donc cet homme anémique, insensible, qu'a conçu Jouffroy, froid et inhumain comme la statue de Condillac, — le mince Condillac, dira Sainte-Beuve plus tard ?

D'une alliance de l'inspiration avec la raison naîtra une nouvelle religion, une religion toute moderne, cette foi que ne pourra jamais instituer la philosophie à elle seule ; religion qui aura sa physionomie bien à elle, vraiment originale, dont les formes et la substance seront autres que celles des anciennes religions. La sèche raison, telle que Jouffroy la conçoit, est critique, elle ne saurait donc être religieuse, partant sociable, capable, en utilisant nos forces profondes, de réaliser un bienfaisant ordre social, dans l'intérêt de „l'homme tout entier". Sainte-Beuve pense à l'homme réel (un mot qu'il aime), à cet homme qu'il a conçu, non sans puissance, qui, „franchissant le pont-levis, dès le matin, s'égarerait dans ses pâturages et ses terres, pour les amender, visiterait ses mines et ses canaux, dessécherait ses marais, transplanterait ses troupeaux lointains pour s'enrichir de leurs toisons, croiserait des races, apprivoiserait une végétation agreste, assainirait un climat fangeux, et qui ne rentrerait au logis qu'à la nuit close."

On ne pouvait parler langage plus dissemblable : Jouffroy, métaphysicien dont le moi est tremblant et fragile, ignorant tout

---

[1]) C'est une opinion qui chez lui résistera au temps. On lit, dans son article de 1847 sur Cousin : „Il y a même des moments où j'ai tant de respect pour la philosophie que je crois qu'elle n'existe véritablement que chez celui qui la trouve, et qu'elle ne saurait se transmettre, ni s'enseigner." *Portraits littéraires*, t. III (1846), p. 470 ; cf. dans ce sens A. Cresson, *La pensée philosophique française*, Paris 1927, t. II, p. 205.

de la chair et de la société, candide dira un jour George Sand, promet à l'homo cusinis un bonheur replié et voilé; Saint-Simon, encyclopédiste fougueux dont la vigoureuse imagination sociale promet à l'homo faber, l'empire du monde. L'un exalte la méditation, l'autre le travail ; l'un songe au moi délicat qu'anime une pensée solitaire ; l'autre à la matière grossière, bruyante, mise en œuvre par le travailleur ; l'un demande à la réflexion intérieure de découvrir le secret des sociétés, l'autre demande ce secret à la société elle-même, à la classe industrielle, qu'il appelle „la classe fondamentale".[1]) Enfin, l'un est un métaphysicien, l'autre un observateur et un théoricien social, l'homme de l'économie politique ; l'un se défie de la matière et la chasse loin de lui, l'autre l'appelle à lui et la pare d'un beau langage, lui donnant accès dans la catégorie des hautes spéculations intellectuelles. Au fond, on l'a senti, ce que Sainte-Beuve reproche à Jouffroy, c'est de ne pas avoir compris ce problème de la matière, le problème du travail, le problème humain de la production, toutes ces difficultés manufacturières, qui, bientôt, mettront aux prises ouvriers et industriels, après une vaine tentative, celle même des Saint-simoniens, pour les réunir religieusement, au nom d'un intérêt commun.

Sainte-Beuve fait entrer, a contribué à faire entrer par cet article, par tous ses articles ultérieurs, dans le fond commun de la pensée philosophique et politique, un élément nouveau ; et il convient de le décrire avec son aide. Retenus dans leur expression la plus proche de nous, ces thèmes sur la matière et sur l'homme, qui vont accentuer les caractères naturalistes de la pensée du XIXe siècle, la rendre de plus en plus positive, remontent aux Idéologues, surtout à Cabanis, dont l'influence sur Sainte-Beuve est évidente, ainsi que sur Saint-Simon lui-même. Mais, pour les bien comprendre, c'est-à-dire mesurer leur portée dans l'histoire des idées sociales du XIXe siècle, il faut remonter plus haut.

C'est, en gros, à partir de Descartes, qui, le premier, promet aux hommes l'empire de la terre, que la matière, tout ce monde des organes et des fonctions que Sainte-Beuve vient d'interpréter et d'embellir, est mieux regardée et mieux maniée; que le philosophe, devenu plus visuel et plus manuel, plus préoccupé du concret, s'applique à concevoir un non-moi indépendant des spéculations métaphysiques. On se demande, de nos jours, si en s'astreignant à rédiger une métaphysique, Descartes obéissait à des exigences spirituelles de son temps ; au XVIIIe siècle, une telle question répondrait encore moins à un besoin spirituel qu'au début du XVIIe siècle.

---

[1]) Saint-Simon, Œuvres choisies, éd. Lemonnier, t. III, p. 127, 128 (Catéchisme des Industriels).

Philosophie et science, longtemps confondues en un seul concept, se séparent alors, dans ce temps où les sciences naturelles font de si décisifs progrès et, grâce à Buffon, atteignent à la noblesse littéraire ; où Rousseau et Bernardin de Saint-Pierre intègrent la nature dans le concept du beau, font du paysage le cadre de la sensibilité nouvelle.

La main, comme l'œil, devient en quelque sorte une catégorie de l'intelligence. Lancelin, dans son Introduction à l'analyse des Sciences (3e partie, 1803) parle de la main comme d'un des principaux instruments de la perfectibilité.[1])

Concraire : c'est Destutt de Tracy qui invente ce mot : il nous fait comprendre son esprit et les tendances de l'époque. On fuit l'abstrait, on veut le fuir, veux-je dire. L'idéologie, qui signifie étymologiquement perception visuelle, est mise par lui dans la catégorie de la zoologie. Maine de Biran, qui ne sent son moi qu'au contact d'une résistance, qui a voulu être le Lavoisier de la psychologie, a écrit curieusement, que „Condillac forma le projet... d'anatomiser pour ainsi dire, les différentes espèces de sensation.“ Anatomiser, le mot est à retenir, venant de cet ancêtre d'Amiel.[2])

Il n'est pas jusqu'à la critique des sensualistes par cet idéaliste Maine de Biran, „ce commencement de grand homme“, a écrit Sainte-Beuve[3]), qui ne montre les progrès de l'idée de matière dans les esprits les plus spiritualistes : à ses yeux, les sensualistes étaient victimes de leurs sensations visuelles ; à force de regarder, ils avaient fini par oublier leur sens intime, et par croire à la réalité de la sensation comme à un fait extérieur à eux-mêmes. Où Biran relève une erreur évitable, il convient, pour l'histoire des idées, de souligner l'effet du progrès que les savants avaient réalisé dans la connaissance physique de la matière ; la matière s'impose à eux avec une évidence que des yeux et des mains de plus en plus exercés ne font que rendre de plus en plus extérieure, vraie, si l'on peut dire. Ne voyons pas dans le sensualisme une conception arbitraire, comme le pensait Biran, ne critiquons plus un oubli de soi qu'il convenait de corriger par un retour sur soi : aux yeux de l'historien, le sensualisme, qui n'est pas plus scientifique que le biranisme, est le témoignage que la matière méconnue n'avait pu continuer à rester étrangère à l'esprit comme une catégorie inférieure et d'une autre essence ; elle s'est peu à peu intégrée, en quelque sorte, à la concep-

---

[1]) A. Keim, Helvetius, p. 650.

[2]) Cf. F. Picavet, Les Idéologues. — Maine de Biran, Essai sur les fondements de la psychologie et sur les rapports avec l'étude de la nature (1812). Éd. P. Tisserand, t. VIII, p. 213.

[3]) Causeries du lundi t. XIII p. 310.

tion que l'esprit avait de lui-même traditionnellement et, finalement, chez les purs matérialistes, la matière qui n'était qu'un point de départ ou un point d'appui par sa résistance, va finir par supprimer l'esprit en tant que catégorie supérieure et le faire passer au rang d'une simple secrétion du cerveau, le mot est de Cabanis. La matière, ou la nature son synonyme littéraire, a fini par avoir une existence propre, alors qu'elle n'était qu'une abstraction. On peut discuter le sensualisme comme une nouvelle métaphysique, mais ce qui ne saurait être douteux, c'est que, quelle que soit sa valeur scientifique ou philosophique, ce sensualisme correspond à un moment où la vision s'étant perfectionnée, la matière s'est imposée, est devenue une masse précieuse, une véritable richesse, qui, de plus en plus, apporte à l'homme des secrets de puissance et de bonheur. D'ailleurs, Biran lui-même n'échappe pas à cette influence du savoir scientifique et du savoir-faire technique de son temps, car ce sens intime, qui fait le fond de sa philosophie, il ne l'a ramené qu'apparemment à une évidence interne, immatérielle, insaisissable, immédiate : ce sens intime a besoin d'une résistance tout à la fois intérieure et extérieure pour se sentir, pour se formuler. A la vérité, en dégageant la démonstration de Biran de ses distinctions et postulats sans preuves, son sens intime, affirmé primitif, apparaît comme le résultat d'une contraction musculaire ; et ainsi la matière, chassée par Biran, fils du Cogito cartésien, est ramenée dans la psychologie par Biran, idéologue, élève de Cabanis, de Tracy, de Bichat, bien loin de rester indépendante, vide d'image extérieure, sorte de lumière arbitrairement coupée de l'extérieur, en vertu de cette péremptoire affirmation : „La vue intérieure porte elle-même son flambeau et s'éclaire elle-même de la lumière qu'elle communique“.[1])

La sensation est primitive chez Condillac, elle est un effet chez Biran ; mais, enfin, elle est liée indissolublement chez lui au moi, par le fait d'une connexion immédiate, et ainsi triomphe Condillac, un Condillac remanié, mais enfin un Condillac. L'union du corps et de l'âme, dont Descartes renvoyait l'explication à Dieu, n'est plus mystérieure pour Biran, qui, au moins dans ce propos, brise l'antithèse corps-âme, et écrit singulièrement : „Le je n'est pas la substance abstraite qui a pour attribut la pensée, mais l'individu complet dont le corps est une partie essentielle constituante.“ Un individu complet „n'est-ce pas une telle formule qui retentit

---

[1]) Essai sur les fondements de la psychologie, éd. P. Tisserand, Paris 1932, t. VIII, p. 18.

comme un écho de Cabanis dans la critique toute physiologique adressée à Jouffroy par Sainte-Beuve ?"[1])

Cette évolution, Sainte-Beuve l'a décrite et analysée. „Au XVIIe siècle, la plus grande élévation religieuse dans la vérité consistait à croire la matière inférieure, mauvaise, pleine de ces vices originels qui, selon l'énergique expression de Saint-Cyran, la souille et la diffame devant Dieu."[2]) Lui-même, ce moine morose, était entré à La Trappe, Sainte-Beuve l'a noté après Chateaubriand, avec „la haine passionnée de la vie."[3])

Dans toutes les études et les doctrines du XIXe siècle, on sent l'effort pour pousser sur le plan de la foi, de la science et de la pratique, une autre conception, une conception nouvelle de l'homme celle qui était née au siècle précédent chez Helvétius, chez d'Holbach, chez les Idéologues. L'homme prétend à une valeur en soi, en dehors de sa qualité de fidèle et de sujet. La créature faite pour le roi, faite pour Dieu, s'oppose au roi et à Dieu, et même se rebelle contre eux, s'affirme contre eux, se dit, en des langages diversement respectueux, son Dieu et son roi. C'est une opposition dont le début est sans doute luthérien et calviniste, mais qui commence, pratiquement, pour la France, au regard des doctrines que nous examinons, à Descartes : ce que la conception moderne de la matière lui doit, le lui doit aussi la conception moderne de l'homme : arrachant l'homme à ces antiques disciplines, c'est lui qui a donné aux hommes modernes comme idéal, la domination de la matière et la recherche du bonheur, qu'il a l'un et l'autre relevés philosophiquement. „On a dit de Descartes, qu'il avait créé l'homme", a écrit Saint-Lambert, dans son Essai sur Helvétius, ajoutant : „on peut dire d'Helvétius qu'il l'a connu."

Descartes, nous dit Sainte-Beuve, „réduit sa pensée à elle seule et il veut tenir d'elle, et rien que d'elle, tout ce qu'elle peut lui donner."[4]) Le moi sceptique, enjoué, de Montaigne, se replie chez son élève ; ce moi de Montaigne, se promenant sur les choses avec une douce impertinence, devient grave jusque dans l'ironie, qui ne manque pas dans l'œuvre de Descartes, notamment dans cette conversation avec Burman, où il se moque agréablement de saint Thomas d'Aquin.[5]) Le moi de Descartes est soi avec violence ; il est contentieux et même révolutionnaire. Pascal a bien vu,

---

[1]) Rapports de la science naturelle avec la psychologie, éd. Bertrand, Nouvelles œuvres inédites de Maine de Biran, p. 79.

[2]) Port-Royal, t. I, p. 408-9.

[3]) Portraits contemporains, t. 1, p. 70.

[4]) Port-Royal, t. III, p. 421-3.

[5]) René Descartes, Entretien avec Burman, éd. Charles Adam. Paris 1937.

avec son regard inquiet, tout ce qu'il y avait de négation métaphysique latente dans la théorie de son grand rival.[1])

S'appuyant sur un savoir et une liberté, qui sont des forces neuves, l'orgueil devient désormais honorable vertu du chercheur, du travailleur, du citoyen, de l'homme tout court. Tout allant par gradations, semble-t-il, est-ce que par ses Maximes, La Rochefoucauld, si cher au cœur de Sainte-Beuve, ne nous ferait pas comprendre que, dès cette époque, dès ce XVIIe siècle pourtant si chrétien, sous le règne de Bossuet, l'homme commence vraiment, par delà ces prémices cartésiennes, à se comprendre, dans sa vie quotidienne, moins en Dieu ou en le roi, que dans sa nature propre, ramenée à son fond irrémédiablement turbulent, à sa place terrestre, à sa vérité tout humaine ? Est-ce que n'est pas percée à jour, enfin, cette nature dé-divinisée dont Condillac, au scandale des apologistes catholiques, cherchera bientôt le germe et l'explication dans les sens, là, en somme, où naît le péché ?

Peut-être comprendra-t-on mieux ce mouvement, que les saint-simoniens, plus que tous les autres, accéléreront, en lisant, par-dessus l'épaule de Sainte-Beuve[2]), les quelques mots par lesquels son confrère Sylvestre de Sacy a rejeté La Rochefoucauld ; il ne l'aime pas parce qu'il ne répond pas à son „besoin de consolation, de secours divin" ; et, de fait, l'observation est de Sainte-Beuve, La Rochefoucauld „croit peu aux vertus, et beaucoup au tempérament"[3]). Nulle métaphysique en tout ceci, rien que l'homme réel avec ses sens et son amour-propre irrésistible.

Sainte-Beuve n'a pas négligé l'étude de ce développement de l'idée de l'homme dont les éléments les plus importants ont été recueillis par lui surtout dans des études sur La Rochefoucauld et Pascal, sur Buffon. Il n'y a, écrit-il, que lorsqu'on entre par le cœur dans l'ordre chrétien, dans l'ordre de la charité de Jésus-Christ, qu'on sort du La Rochefoucauld ; il n'y a que le christianisme qui renverse l'homme..."[4]) Et, de fait, dans la mesure où il abaisse l'homme par ses cruelles observations, le frondeur repenti reste chrétien ; mais dès que l'on considère celles-ci dans leur point de départ, qui est une déception d'ambitieux, et dans leurs conséquences, il ne l'est plus, puisque, Sainte-Beuve l'a encore remarqué, s'il décrit le mal, il laisse de côté le remède. Pascal

---

[1]) „Je ne puis pardonner à Descartes ; il aurait bien voulu, dans toute sa philosophie, se pouvoir passer de Dieu, mais il n'a pu s'empêcher de lui faire donner une chiquenaude, pour mettre le monde en mouvement ; après cela, il n'a plus que faire de Dieu." Pensées, petite éd. Brunschvicg, p. 360.

[2]) Causeries du lundi, t. XIV, p. 89.

[3]) Chateaubriand, Mémoires, t. II, p. 344.

[4]) Notes et pensées, Causeries du lundi, t. XI.

abaisse l'homme pour le ramener à Dieu, rien de tel chez La Rochefoucauld.

C'est d'un œil humain que La Rochefoucauld nous regarde; et c'est parce qu'il a réduit l'âme humaine à un fait ne relevant plus que d'une description curieuse, indifférente, que l'homme s'est insensiblement acheminé vers la voie où, bientôt, ces reflets divins simplement omis par La Rochefoucauld, vont faire l'objet d'une étude toute scientifique. La route est ouverte à La Mettrie, à Buffon, à Condillac, à Cabanis, à Tracy; l'omission du divin devient négation et même haine du divin. La Rochefoucauld, expliqué en dehors de la littérature, rejeté dans le courant des choses et des intérêts, apparaît ainsi comme un très direct ancêtre des Idéologues, de tous ces anatomistes de l'âme, tous si préoccupés de trouver le germe primitif dans un contingent sans majesté et dont la philosophie empiriste a joué le rôle décisif que l'on sait dans la formation intellectuelle des Saint-simoniens, de Sainte-Beuve, des gens du XIXe siècle, Taine clôturant par son livre sur L'intelligence, la liste de la postérité des Maximes, celle des disciples directs de ces Idéologues naturalistes.

C'est le développement du savoir, Sainte-Beuve s'en est expliqué plus tard, qui rend compte de cette attitude de l'esprit devant la matière, devant le problème de la destinée humaine. „Il est bien vrai, en effet, que le jour où, soit machinalement, soit à la réflexion, l'aspect du monde n'offrirait plus tant de mystère (et spécialement, dirons-nous à notre tour, l'aspect du moi) n'inspirerait plus aucun effroi; où ce que Pascal appelle la perversité humaine ne semblerait plus que l'état naturel et nécessaire d'un fond mobile et sensible; où, par un renouvellement graduel et par un élargissement de l'idée de moralité, l'activité des passions et leur satisfaction, dans de certaines limites sembleraient assez légitimes; le jour où le cœur humain se flatterait d'avoir comblé son abîme; où cette terre d'exil, déjà riante et commode, le serait devenue au point de laisser oublier toute patrie d'au-delà et de paraître définitive; ce jour-là l'argumentation de Pascal aura fléchi..."[1]) c'est-à-dire, on l'entend, plus d'anathème à la matière, d'abaissement de l'homme, plus de croyance en la nécessité et en la grandeur d'un exil préparant les récompenses célestes : les conditions du succès de Saint-Simon sont prêtes.

La connaissance de la nature, la douceur de la civilisation du XVIIIe siècle, Sainte-Beuve nous oblige à voir que ces faits ont amené peu à peu ceux qui pensent à nier la chute de l'homme et à

---

[1]) Port-Royal, t. III, p. 400.

trouver dans l'examen de cet exil par lequel Pascal prétendait le condamner, des raisons propres à fournir une justification morale à la recherche d'un bonheur terrestre qui faisait horreur au génie sombre du „Prométhée chrétien". C'est l'ouverture de l'ère de l'Encyclopédie[1]), dont la préface, par la plume de d'Alembert, met Descartes au-dessus de Leibniz et de Bacon, ce qui ajoute un anneau à ce déroulement de doctrines philosophiques, scientifiques et politiques, au bout duquel on trouve les noms d'Henri de Saint-Simon et d'Auguste Comte, qui se déclaraient les successeurs et les compléteurs du discoureur.

Je ne sais à quelle date, en tout cas avant 1747, Vauvenargues a écrit que „l'homme est maintenant en disgrâce chez tous ceux qui pensent" ; ajoutant aussitôt que „peut-être est-il sur le point de se relever et de se faire restituer toutes ses vertus et bien au delà". Sainte-Beuve, qui cite ce propos, fait observer que Jean-Jacques s'est chargé de cet au-delà avec un tel bonheur qu'on a pu croire que le panégyriste avait épuisé la matière ; „mais non, on ne s'arrête pas en si beau chemin ; la veine orgueilleuse court et s'enfle encore. L'homme est tellement réhabilité de nos jours, qu'on n'oserait lui dire tout haut, ni presque écrire ce qui passait pour des vérités au XVIIe siècle". Si, en conversant, Benjamin Constant tourne en dérision quelques-uns de ses contemporains, il loue la nature humaine dans ses articles et ses propos publics. „On proclame à la tribune le beau et le grand dont on fait des gaîtés dans l'embrasure d'une croisée ou des sacrifices d'un trait de plume autour d'un tapis vert."[2])

Comment comprendre la réhabilitation de la matière par les Saint-Simoniens et la prétention de Sainte-Beuve d'avoir fait de la critique en naturaliste, en anatomiste, sans avoir pris connaissance de ce développement doctrinal et scientifique ?

S'exaltant à mesure qu'il est devenu plus complètement possesseur de la terre, l'homme moderne songe à son bonheur et à sa santé, à son corps, selon le rêve cartésien : l'homme entend se gouverner lui-même. Impatient de toute hiérarchie qui n'aurait pas sa source en lui-même — je pense, donc je suis mon maître — il a créé une doctrine d'infaillibilité pour se donner au moins l'illusion qu'en opinant il décidait : Rousseau, au sein de la démocratie, lui a prouvé que l'opinion générale ne peut errer ; Marx, au sein du prolétariat, a dit aux ouvriers qu'ils étaient les rédempteurs nécessaires et souverains qu'attendait le destin, qu'il appelait le moment historique.

---

[1]) Port-Royal, t. III, p. 403-10.
[2]) Étude sur La Rochefoucauld. Portraits de femmes.

Chaque individu, pour reprendre un mot célèbre de Napoléon, sent en lui l'infini; l'orgueil le remplit; tout lui paraît possible, digne de lui. En 1833, regardant „la foule humaine qui, partout, sur tous les points, s'avance à son but dans un tumulte puissant", Sainte-Beuve loue „l'individu", chaque individu qui, sent en lui „l'orgueil de se sentir en faire partie, d'en être; d'être un membre même obscur, inconnu, même lassé ou brisé..."[1])

C'est Napoléon (et nous restons en plein Saint-Simonisme en l'invoquant, on va le voir), qui donne à cette double exaltation de l'homme et de la matière aux yeux de Sainte-Beuve lui-même, une figure colossale, avec une intensité inégalée : Napoléon se présente comme un envoyé de Dieu, lui-même Dieu, auquel tous ses contemporains veulent arracher une parcelle de majesté pour s'en couronner eux-mêmes; jamais la notion d'individu n'aura atteint telle grandeur. Chacun lui a fait dire :

— „Je suis maître de moi comme de l'univers".

On ne se rend pas compte aujourd'hui, à la distance que représentent cent ans dans la topographie historique, du prestige napoléonien; et je crains que l'on ne saute trop facilement des philosophes du XVIIIe siècle, de Ballanche et de Maistre, aux novateurs du début du XIXe siècle, sans faire halte parmi les événements napoléoniens.

Chateaubriand, Hugo rêvent pour eux-mêmes pareille gloire individuelle, et se battent en rivaux, en égaux, avec l'ombre de l'empereur pour gagner une place napoléonienne dans la postérité. En 1808, Saint-Simon, qui saluait en Napoléon „le génie le plus transcendant qui ait jamais paru", prétendait faire avancer la science d'un „pas napoléonien".[2]) Dans le Producteur, les Saint-Simoniens appellent Napoléon „l'homme le plus positif de notre siècle".[3]) C'est à un Saint-Simonien, Laurent de l'Ardèche, que l'on doit l'histoire la plus populaire de l'empereur. Sainte-Beuve, complimentant son ami Hugo, lui écrit que son Hernani est peut-être son Iéna, peut-être même son Austerlitz.[4]) Un texte saint-simonien[5]) confère le titre de „nouveau Napoléon" à Enfantin, qui ose dire à ses disciples „Vous êtes des Hommes-Dieu", au moment des Trois Glorieuses.[6])

---

[1]) Premiers lundis, t. II, p. 155.

[2]) Œuvres choisies, éd. Charles Lemonnier, t. 1, p. 244 et 61. (Introduction aux travaux scientifiques du XIXe siècle.)

[3]) T. IV, p. 517.

[4]) M. Allem, Sainte-Beuve et Volupté, p. 53; Séché, Sainte-Beuve et Madame Victor Hugo, p. 93 et 94.

[5]) Charléty, Histoire du Saint-Simonisme, p. 139. (C'est à ce beau livre que je renvoie le lecteur curieux d'une plus complète explication.)

[6]) D'Allemagne, op. cit., p. 111.

En 1832, le saint-simonien Henri Fournel écrivait[1]) que Louis-Philippe préparait la venue d'un empereur pacifique et, comme on dira bientôt, d'un empereur des travailleurs. Le saint-simonien Henri Heine, écrivant en 1832, appellera d'une façon singulièrement suggestive, Napoléon un „Empereur saint-simonien".[2]) La gloire et l'exemple de l'Empereur sont mêlés à tout ce qui se fait, à toute pensée, approximativement, dans l'ordre chronologique, jusqu'au jour où Taine, sous le règne du neveu, ravalera le fabuleux capitaine, qui éblouit les yeux de Balzac et de Stendhal, de Hugo et de Chateaubriand, au rang d'un condottiere de la Renaissance.

Le Saint-Simonisme apparaît comme une transposition du régime napoléonien sur un mode pacifique : ce n'est pas seulement le césarisme militaire qui reparaît en lui par ses formules autoritaires, le césarisme glorieux, visible, étendards déployés, mais aussi l'énorme césarisme industriel de l'Empereur, toute cette partie manufacturière à laquelle restent attachés les noms de Berthollet, de Richard-Lenoir, de Ternaux. On a fait remarquer, notamment E. Despois, que c'est par ses côtés saint-simoniens que Sainte-Beuve a adhéré au coup d'État de Louis-Napoléon ; l'observation est à souligner pour maintenir les faits dans leur nuance exacte.[3]) Les essais de mobilisation industrielle tentés par Napoléon, pendant le blocus Continental, ne pouvaient pas ne pas s'imposer à la brillante imagination des Saint-Simoniens. Quel triomphe de la matière ! Et quel triomphe aussi de l'homme !

Parvenus au point extrême de leur conception, les Saint-Simoniens dégagent la matière de Satan, la divinisent, l'exaltent ; le dieu de la nouvelle religion sera le peuple, celui qui travaille, rend utile la matière. „L'homme-Dieu des chrétiens, écrivait Enfantin, dans l'Organisateur (1er août 1830), est devenu en Saint-Simon l'homme-dieu, moyen de libération sociale, voie du bonheur individuel, l'annonciateur du régime industriel... la matière mieux connue, mieux travaillée, mieux dirigée." C'est ainsi, lit-on dans l'exposition de la doctrine, que l'élément matériel exprimé à la fois par la poésie, par la science, par l'industrie, s'est élevé, s'est organisé en dehors de l'Église et de la loi, jusqu'au moment où, arrivé à un certain degré de puissance, il est devenu la négation du dogme chrétien qu'il avait repoussé et le point d'appui contre toutes les attaques dirigées contre ce dogme.[4])

---

[1]) Religion saint-simonienne. Politique industrielle et système de la Méditerranée.

[2]) H. Heine, Sämtliche Werke, Hoffmann et Campe, Hamburg, 1876 (Französische Zustände), 1, p. 155.

[3]) Revue bleue, 19 juin 1875.

[4]) Doctrine, 2e partie, p. 404.

Le Dieu nouveau qui naît alors, c'est celui qui touche, qui manipule la matière en laquelle il se confond mystiquement ; et la poésie se joint à la religion : Maxime du Camp dédiera, en 1845, des Chants de la matière au Saint-Simonien Charles Lambert.[1])

Ce mélange de matérialisme et de religion n'est d'ailleurs pas nouveau. Dans son célèbre mémoire sur les „Causes premières", connu sous le nom de Lettre à Fauriel[2]), ce Cabanis anticlérical, ce Cabanis agnostique, dont Mignet trouvait la philosophie trop physiologique[3]), a exposé dans les termes les moins rationalistes qu'il soit, à mon sens, du moins, une sorte de panthéisme où le Dieu qu'il y définit nous est montré répondant aux besoins des hommes de remonter aux causes des faits, à la „cause dont l'humanité suppose toujours qu'ils dépendent."[4]) Enthousiaste, mystique à sa façon, mais enfin mystique, Cabanis entend nous faire révérer „le principe de l'intelligence répandue partout" ; et il a décrit largement une matière qui, tout en se dédivinisant sous sa plume, „tend sans cesse à s'organiser en êtres sensibles."

Comme tant de philosophes de son temps, comme Saint-Simon en particulier, Cabanis critique les religions établies, estimant qu'elles ont fait plus de mal que de bien ; mais s'ensuit-il qu'il convienne de les proscrire toutes ? Il répond qu'elles témoignent de l'existence d'une nécessité et qu'une beauté rayonnante enveloppe leur principe : „rien n'est plus sublime que l'idée de mettre la nature humaine en rapport constant avec l'Intelligence suprême, rien n'est plus imposant que de faire concourir l'homme à l'ordre général, de placer son bonheur dans l'accord de ses actions et de ses penchants avec les pensées éternelles de l'univers..." On ne peut détruire, sans doute ne détruira-t-on jamais l'idée religieuse, qui correspond à notre façon même de penser ; on doit donc travailler à l'épurer dans son principe et dans sa pratique, à la transformer en une sorte d'art social", en la faisant concourir à l'ordre de l'univers." Après avoir lu ces pages, très sommairement rapportées, parlons avec Sainte-Beuve, à tout le moins d'une „espérance à demi religieuse" chez Cabanis.[5]) Voici un autre passage emprunté à un discours sur l'éducation publique, de ce même Cabanis, courageux et profond penseur, si injustement oublié aujourd'hui ; c'est le même son : „Jusqu'ici... (les) institutions portent l'empreinte de la froide raison, de la justice, de la vérité, mais

---

[1]) Se trouvent dans Chants modernes, Paris. Nouvelle édition, Paris 1860.
[2]) Écrit en 1806, publié en 1824.
[3]) Notices historiques, t. II (1852), p. 242.
[4]) Cabanis, Choix de textes, avec une introduction par G. Poyer, Paris s. d., p. 72.
[5]) Causeries du lundi, t. III, p. 117.

il manque peut-être encore ce qui saisit l'homme par tous les sens, ce qui le passionne, ce qui l'entraîne... ; ce n'est pas assez de lui montrer la vérité : le point capital est de le passionner pour elle ; c'est peu de le servir dans les objets de nécessité première, si l'on ne s'empare de son imagination". Il s'agit donc moins de le convaincre que de l'émouvoir.[1])

Ainsi, Cabanis voyait dans la religion, telle qu'il la concevait, épurée, simplifiée, une sorte de lien entre le passé et l'avenir : et à cette religion il donnait mission d'inspirer la passion d'accomplir des actions utiles aux individus, à la patrie, au genre humain.

Voilà les propos, espérances, prophéties, démonstrations, qui répondent à l'inquiétude, à la forme d'inquiétude que les Saint-Simoniens vont s'efforcer de satisfaire. Déjà Olinde Rodrigues, dans le Producteur, a défini la religion dans le sens de ces affirmations, „une science d'application qui sert d'intermédiaire entre les savants et le peuple"[2]), tandis que Enfantin, plus tard, dans sa Science de l'homme, exagérant le souhait de Cabanis, le transforma en une sorte de loi sociale : „toute réorganisation du système scientifique entraînera organisation et amélioration du système religieux."

On pourrait recueillir d'analogues pensées dans d'autres philosophes, même dans d'Holbach, que Sainte-Beuve n'aimait guère, dans Helvétius qu'il aimait davantage, mais à vrai dire, ce sentimentalisme religieux était encore bien laïque ; il n'arrivera au cœur de ceux qui devaient devenir saint-simonien qu'en prenant une teinte plus mystique, plus religieuse. Sainte-Beuve pense que c'est la lecture des Prolégomènes, de Ballanche, qui, vers 1828, „contribua fortement à inspirer le souffle religieux à l'École, encore matérialiste alors, de Saint-Simon. Témoin de l'effet produit par cette lecture sur quelques-uns des plus vigoureux esprits de l'École, je puis affirmer combien cela fut direct et prompt. L'influence du reste n'alla pas au delà de cette espèce d'insufflation religieuse. Historiquement, l'École saint-simonienne partit toujours de ce que M. Ballanche appelle l'erreur du XVIIIe siècle."[3])

Avec le mouvement romantique, soulevé, renouvelé par le mouvement démocratique, après 1830, la conception de ce qui était considéré, vénéré comme noble, fléchit, s'affaisse, et disparaît finalement, terme momentané de cette évolution. Puisqu'il s'agit de dominer la matière, les Saint-Simoniens repoussent, avilissent

---

[1]) G. Poyer, Cabanis, p. 207 et ss.

[2]) Le Producteur, t. III, p. 290 ; cf. Doctrine saint-simonienne, éd. Bouglé et Halévy, p. 444, note.

[3]) Portraits contemporains, t. I, p. 241 ; t. II, p. 26, 35, 184, 504.

l'oisiveté, mais dans cette voie, il y a autre chose qu'une apologie du travail, qu'une douce égalisation des individus, qu'une espèce de démocratisation de l'inspiration, qu'un adoucissement entre les doctrines politiques jusqu'alors violemment contrastées : si la matière s'élève jusqu'à la religion et la poésie ; si les personnages des drames sont pris avec une égale sympathie dans le commun : banquiers, marchands, employés ; si le drame confond gens, genres et castes, comme dans un immense bal masqué, vu à travers l'imagination cruelle de Gavarni qu'aimait Sainte-Beuve, il y a aussi un abaissement au point de vue moral dans le choix des personnages ; et ce sont les ressorts matériels qui sont placés sur le devant de la scène, par exemple l'argent. En exaltant la matière, il n'a pas été possible d'empêcher cette dégradation morale, mise à la mode et même rendue respectable. Si le romancier ennoblit à sa façon les travailleurs, il revêt d'un analogue prestige d'art les filles publiques, les galériens, les escrocs. Balzac, Eugène Sue, Paul de Kock magnifient et confondent la misère, le travail, le vice et le lucre, qui gagnent, grâce à leur talent, leur savoir, leur génie, on ne sait quelle étrange grandeur épique. L'égout aura son hymne, dans un roman où sont si curieusement amalgamés, sous le vocable de „misérables", la pègre, le travail et l'audace révolutionnaire, par les soins du plus illustre des romantiques. Et donnant en quelque sorte un caractère juridique à ces imaginations littéraires, qui ont leur côté interlope, la royauté citoyenne nommera le bandit Vidoc, chef de la police parisienne.

„Le mauvais ton" en poésie entre dans la société en même temps que „le mauvais ton" en politique ; prenons les mots tels que l'esprit de parti nous les a fournis à l'époque, dans les alentours de Joseph Delorme : la poésie des humbles, lit-on dans le *Globe*, fut accueillie comme une œuvre de „mauvais ton". En juin 1832, Sainte-Beuve lui-même note „que les genres se confondent et se heurtent horriblement ; le mauvais goût déborde, l'ignoble nous repousse et envahit la scène de toutes parts."[1])

Il faudrait distinguer dans ces péripéties et ces imaginations diverses, ce qui répondait à une noblesse morale nouvelle, à un progrès dans la connaissance de la nature, à un développement de la production, à une infirmité de l'esprit ; mais, s'il convient au moraliste et au politique d'établir des distinctions nécessaires entre tous ces faits, par respect pour l'esprit humain en mouvement, l'historien doit les accueillir froidement, tels qu'ils se présentent, avec leur singulière connexion, si injurieux soient-ils à ses croyances ou à ses espérances.

---

[1]) Portraits littéraires, t. II, p. 88.

Der Saint-Simonismus Sainte-Beuves.

Der Aufsatz, der einen Ausschnitt aus einer grösseren Arbeit darstellt, behandelt die Auffassung des Menschen und seiner gesellschaftlichen Stellung in der Saint-Simonistischen Tradition, besonders in den Schriften von Sainte-Beuve. Der Verfasser beginnt mit dem Begriff des Menschen bei Descartes und verfolgt die Geschichte dieses Begriffs bei den Enzyklopädisten, Ideologen und Saint-Simonisten. Charakteristisch für diese Entwicklungslinie ist die zunehmende Diesseitigkeit, Wissenschaftlichkeit und Konkretheit in der Ausarbeitung der Lehre vom Menschen.

Gerade aus der materialistischen Seite des Saint-Simonismus kommen die Anstösse für seinen neuen Glauben an den Menschen, die diese Doktrin zu einem radikalen Erben der humanistischen Tradition machen. Der Verfasser weist darauf hin, dass der Radikalismus des Humanismus mit dem wissenschaftlichen und technischen Fortschritt in engster Verbindung steht. Die Saint-Simonistische Religion erscheint als eine Konsequenz der Entfaltung der Produktivkräfte und der Beherrschung der Welt. Das Interesse des Saint-Simonismus am Menschen ist im wesentlichen ein Interesse an der konkreten Gestaltung der Gesellschaft.

The Saint-Simonism of Sainte-Beuve.

The subject of this article, which forms part of a larger work, is the concept of man revealed in the writings of Sainte-Beuve. The author goes back to Descartes and follows the history of the concept — a process characterized by an ever growing sense of this-worldliness, by an ever stronger scientific spirit, and by the rehabilitation of matter — through the Encyclopedists, the Ideologues, and the Saint-Simonians, who appear to Sainte-Beuve as the heirs of the humanist tradition.

It is then shown how the passionate search for a new faith actually derives from the materialist side of Saint-Simonism. The author emphasizes the fact that the changes brought about in the world by science and technology altered the very way of setting a problem. This has particular application to the Saint-Simonian doctrine. Indeed, the new religion which that doctrine held to be so necessary is a result of its positive attitude to the material world. The interest of Saint-Simonism in the world is an interest in society — as nowhere else in the tradition examined in this article.

Bemerkungen zur Rundfunkmusik.

Von
Ernst Křenek.

Das Radio verwendet in allen Teilen der Welt, unbeschadet sämtlicher politischen, organisatorischen und übrigen Unterschiede, den weitaus überwiegenden Teil der ihm zur Verfügung stehenden Zeit auf die Aussendung von Musik. Dabei spielt nun — das hat zur Charakteristik der musikalischen Haltung des Rundfunks insgesamt voranzustehen — die ernstlich neue Musik nur eine ganz geringe Rolle. An dieser Feststellung ändert die Tatsache nichts, dass es ihr immer noch mehr Raum gibt als die meisten anderen, nämlich die vom Konsumenten unmittelbar abhängigen Institutionen ; ja dass es vielfach geradezu als Asyl dieser Musik betrachtet werden muss ; es lässt sich daraus nur ersehen, in welch erschrekkendem Mass jene anderen Institutionen gegenüber der aktuellen Produktion versagen. Dieser Sachverhalt, aus hundertfachen Erfahrungen bekannt, lässt sich durch jede stichprobenweise Erhebung an Hand der Sendeprogramme nachweisen. Wir haben eine solche Stichprobe vorgenommen und die Programme von 67 Sendestationen aus 11 Ländern von fast demselben Wochentag im Sommer 1937 verglichen. In den Programmen präponderieren quantitativ : Operettenmusik, Filmschlager, Militärmusik, Tanzmusik, sogenannte Volkslieder und -tänze, Opernarien und zahlreiche nicht genauer spezifierte Sendungen von Schallplatten unter Titeln wie „populäre Musik", „berühmte Sänger", „Grossvater erinnert sich", „Saxophonsoli", „Musica brillante", „populäres Allerlei" und dergleichen. „Seriöse" Komponisten, deren Namen häufiger vorkommen, sind etwa Bach, Beethoven, Bizet, Brahms, Chopin, Dvorak, Grieg, Massenet, Mozart, Pizetti, Puccini, Ravel, Rimsky-Korsakoff, Rossini, Saint-Saëns, Schumann, Tschaikowsky. Von lebenden Autoren werden genannt : Albeniz, Casella, de Falla, Honegger, Mascagni, Rachmaninoff, Richard Strauss ; wie man sieht, nicht nur recht wenige, sondern auch vorwiegend solche, die zum Entstehen jener radikalen, „neuen" Musik höchst wenig oder nichts beigetragen haben. Einen wichtigen Zug der Programmgestaltung — das sei gleich hier vorweggenommen — offenbart die Vorliebe für Sammelsendungen, in welchen unter irgendeiner Devise

mehr oder minder heterogene Musikstücke zusammengefasst werden. Eine solche an die Montage erinnernde Technik könnte pädagogisch sehr wirksam sein, wenn sie versteckte Zusammenhänge und Querverbindungen aufdecken würde. Die Art und Weise, in der sie hier gehandhabt wird, dient allerdings im Gegenteil dazu, das gesendete Geistesgut zu zerstückeln, um den Hörer der Anstrengung, die das Verfolgen bestehender Zusammenhänge erfordert, zu entheben. Die Buntheit, die anbei erzeugt wird, ist nicht die, welche entsteht, wenn viele Farben in einem Brennpunkt konzentriert werden; sie ergibt sich vielmehr durch das zerstreute Herumschweifen des Blicks über eine ungeordnete Vielheit. In dieselbe Rubrik gehören die vielfach sehr beliebten Sendungen von „Querschnitten" und „Hörfolgen", worunter man irgendwie abbrevierte, oft potpourrihafte Auszüge aus grösseren Werken oder lose um ein gemeinsames Thema gruppierte Mischsendungen von musikalischen und literarischen Fragmenten versteht. Auch hier handelt es sich vor allem darum, den Hörer nicht durch langes Verweilen bei einem Gegenstand zu ermüden, sondern durch raschen Wechsel immer wieder neu anzuregen, zu zerstreuen. Man kann daraus ersehen — und welchen Stichtag immer man zur Analyse der Musikprogramme wählen würde, man bekäme stets das gleiche Bild —, dass der musikalische Teil der Radiosendungen nicht nach einem aus der Beschaffenheit des musikalischen Kosmos sich ergebenden Gesichtspunkt organisiert, sondern auf die Zerstreuung und Unterhaltung des Hörers gerichtet ist. Das hat seinen Grund nicht allein darin, dass das Radio ein auf Gewinn berechnetes Unternehmen ist, welches seinen Abnehmern das bieten muss, wonach sie am meisten verlangen. Anders als der Film, der zur Investierung und Amortisation ungeheurer Kapitalien gezwungen ist, könnten die Rundfunkinstitute auch mit bescheidenen Mitteln gut auskommen. Die Tatsache allein, dass in Europa wenigstens die meisten Radiosender sehr viel mehr Hörer zu erfassen streben als ihnen Beiträge bezahlen können, indem sie ihren Wirkungsbereich bis weit über die Landesgrenzen zu erstrecken suchen, belehrt darüber, dass noch andere Momente im Spiel sein müssen.

Es ist gewiss kein Zufall, dass der erste Versuch einer Radioübertragung im heutigen Sinn bei einer politischen Gelegenheit unternommen wurde.[1]) Am 2. November 1920 vermittelte ein Ingenieur

---

[1]) Diese wie alle übrigen auf Organisation etc. des Rundfunks bezüglichen Daten verdanke ich der ausgezeichneten Arbeit von Arno Huth, La Radiodiffusion, puissance mondiale. Paris 1937, S. 511. Dieses kompendiöse, mit reicher Bibliographie und instruktiven Illustrationen versehene Werk gibt einen erschöpfenden Überblick über Stand und Umfang des Radiowesens der ganzen Welt. Mit seinen oft etwas optimistischen Werturteilen muss man nicht immer übereinstimmen. — Einen knap-

in Pittsburgh denen, die es hören konnten, die Resultate der amerikanischen Präsidentenwahl. Die zweite grosse Radioübertragung war eine Reportage von einem Boxmatch in Amerika, Juli 1921. Der Ursprung der Rundfunktätigkeit liegt also in der Befriedigung des Bedürfnisses nach rascher Information, und zwar soll diese womöglich gleichzeitig mit dem Ereignis selbst von einem Augenzeugen erteilt werden. Sehr bald wurde erkannt, dass diese Information ebenso der Meinungsbildung beim Hörer dient wie bis dahin die langsamere Information durch die Presse, und die Mächte, die die Meinungsbildung zu beeinflussen wünschen, eigneten sich in kürzester Zeit den neuen Mechanismus an.

Ist die Meinungsbildung aber der eingestandene oder uneingestandene Zweck des Unternehmers, so verliert die Kunst, die durch den Mechanismus verbreitet wird, alsbald den Charakter von Autonomie und wird zu einem der Mittel, die jenem Zweck dienen sollen. Man sendet keineswegs soviel Musik — es liegt in der Natur der Sache, dass von allen Künsten die Musik jene ist, die sich am besten akustisch verbreiten lässt —, um den Hörern die Kenntnis dieser Kunst um ihrer selbst willen zu vermitteln, sondern um die Hörer anzulocken, damit sie um so bereitwilliger die zur Meinungsbildung nötigen Informationen entgegennehmen. Es liegt auf der Hand, dass zu solchem Zweck nicht jede Musik tauglich ist und dass sie darum auch nicht nach immanenten künstlerischen Gesichtspunkten ausgewählt werden kann. Man kann nur solche Musik brauchen, die dem Bedürfnis des Hörers nach Unterhaltung entgegenkommt. Abgesehen davon, dass diese Musik die angenehmsten Sensationen hervorruft, lenkt sie ihn von jenen Wahrheiten ab, die der von den Verwaltern der Ätherwellen gewünschten Meinungsbildung entgegenwirken könnten, denn eben dadurch, dass sie keine solchen Wahrheiten vermittelt, wirkt sie angenehm. Sie muss so beschaffen sein, dass sie nicht aufhorchen, sondern weghören macht. Sie muss sich als akustisches Ornament den übrigen zur täuschenden Verschönerung dieses Lebens aufgebotenen Ornamenten einfügen und darf nicht etwa durch ihre Substanz das System dieser Ornamente sprengen.

Musik, welche diese Bedingungen erfüllt, kann ihrer Funktion nach Unterhaltungsmusik genannt werden. Ihrem Charakter nach ist sie durch die Kategorie des Banalen gekennzeichnet. Die Geschichte der tonalen Musik im engeren Sinn, also der abendlän-

---

peren, aber gleichfalls sehr belehrenden Überblick über das Radiowesen der Erde, mit besonderer Berücksichtigung der pädagogisch orientierten Sendungen gibt die Broschüre „Broadcasting abroad" (104 S.), hrsg. als No. 7 der „Information Series" vom National Advisory Council on Radio in Education, New York 1934.

dischen Musik seit ungefähr 1600, ist bestimmt durch einen stetig und immer rascher fortschreitenden Banalisierungsprozess, und das, was wir als musikalischen Fortschritt bezeichnen, ist im Grunde das auf der Flucht vor der Flut des Banalen immer wieder entdeckte und später an die nachrückende Flut wieder preisgegebene Neuland. Die materiale Quintessenz — nicht den Geist natürlich — der einst so radikalen und exquisiten „Tristan"-Harmonik kann man heute in jedem besseren Jazzarrangement vorfinden. Es ist eine hier nicht zu erörternde Frage, inwieweit die neue Musik, also im engeren Sinn die von Arnold Schönberg, die sogenannte Atonalität, dem Banalisierungsprozess dauerhaft entrückt ist. Wäre sie es, so wäre sans phrase tatsächlich ein Wendepunkt in der neueren Musikgeschichte erreicht, indem der bis jetzt für ihren Verlauf bestimmenden Bewegung ein Ziel gesetzt wäre. Bisher hat an dieser Musik die als Banalisierung zu bezeichnende Abnützung jedenfalls noch nicht eingesetzt, denn Ursache wie gleichzeitig auch Resultat dieser Abnützung ist die quantitative Verbreitung, die eben diese neue Musik noch nicht gefunden hat. Es lässt sich nun sagen, dass einerseits a priori banale Musik besondere Verbreitung findet (die Eigenschaften des Banalen sind nämlich auch immanent musikalisch nachweisbar), andererseits aber wird Musik, die eine entsprechende Verbreitung findet, banal — jedenfalls hinsichtlich ihres Materials, der Tonsprache, deren sie sich bedient. Eine Symphonie Beethovens wird vielleicht durch noch so übertriebenen Gebrauch nicht als einmaliges Werk, als einzelne Erscheinungsform eines bestimmten tonsprachlichen Bereiches banalisiert, wohl aber wird durch sie hindurch der Boden, auf dem sie gewachsen ist, ausgelaugt, wird unfruchtbar gemacht, der tonsprachliche Bereich, dem sie zugehört, als Bergwerk für weitere Funde erschöpft.

Der Rundfunk hat diesen Prozess durch die ungeheure Quantität seiner Ausbreitung erheblich beschleunigt und ausgedehnt. Das Gebiet der Unterhaltungsmusik wurde durch das Radio ausserordentlich erweitert, indem fast alles, was es aussendet, eben durch die Tatsache dieser Sendung zur Unterhaltungsmusik wird. Die Zuleitung von Musik an alle erreichbaren Stellen verdünnt diese in derselben Weise, wie eine sich ausbreitende Flüssigkeit in immer dünneren Schichten strömt. Das Ohr, an das die Musik schlägt, fühlt einen deutlichen Unterschied, ob es die künstlerische Wahrnehmung mit einigen hundert anderen oder wahrscheinlich mit vielen Millionen teilt. Erst wenn es durch eine besondere Ankündigung stutzig gemacht wird, sucht es mit Misstrauen nach den Schwierigkeiten der Darbietung. Ohne eine solche Ankündigung aber kann man heute im Radio schon Musik von Debussy etwa,

die bis vor weniger Zeit als mindestens anspruchsvoll und seriös galt, mit allem anderen über die weghörende Menge hinrieseln lassen, ohne dass ein Aufhorchen erfolgt. Es müssen nur genügend der Banalisierung verfallene Elemente in der Musik enthalten sein, und das sind nun einmal in der heutigen Situation die Elemente der sogenannten tonalen Musik. Das Radio beschleunigt die Banalisierung und damit die Unbrauchbarmachung der tonalen Tonsprache für die Zwecke der Musik und verrichtet dadurch gewiss ein fortschrittliches Werk. Insofern kann es heute und hier ironisch bejaht werden, dass das Radio die neue Musik nicht in gleicher Weise verbreitet.

Heute erfolgt eine planlose Inflation, eine unabsehbare Untermusiksetzung der ganzen Menschheit. Die so verbreitete Musik wird von den Hörern unmittelbar als das apperzipiert, als was man sie ihnen zugedacht hatte : als akustisches Kunstgewerbe zur Verzierung des Alltags. In öffentlichen Lokalen wie in Privatwohnungen plätschert unausgesetzt der Musikstrom, meist so abgedämpft, dass die Verrichtungen der Hörer durch ihn nicht gestört werden. Für viele Menschen ist die Beschäftigung des Gehörorgans mit dem organisierten Musikgeräusch schon eine Art von Laster geworden wie für andere das Rauchen ; sie drehen, wenn die Maschine vorübergehend etwas anderes als die gewohnten Klänge liefert, sogleich so lange an dem Knopf, bis wieder das ersehnte Geklingel da ist. Wir werden noch später sehen, welche Folgen dieser Abusus für die Funktion der Musik in der Gesellschaft haben muss. Andererseits muss bemerkt werden, dass die Musik, ursprünglich gewiss das Lockmittel, mit welchem die Hörer an den Lautsprecher gebracht werden, mit der Zeit wieder manche andere Gestalt annehmen musste, um attraktiv zu bleiben. Der ursprüngliche Beruf des Rundfunks : Informationen zu vermitteln, schlägt auch in der musikalischen Sparte des Programms wieder durch. Während man sich anfangs auf musikalische Darbietungen aus dem Rahmen der Sendestation selbst beschränkte, griff man später, als die technischen Hilfsmittel dazu entsprechend vervollkommnet worden waren, immer regelmässiger zur Übertragung musikalischer Produktionen, die ausserhalb des Sendehauses erfolgten. Werden normale Konzerte aus Sälen übertragen, so ist oft der Gesichtspunkt massgebend, dadurch dem Konzertunternehmen einen finanziellen Zuschuss zu erwirken. Eine besondere und wesentliche Rolle spielen jedoch auf diesem Gebiet die Übertragungen besonderer Ereignisse, etwa der Salzburger oder Bayreuther Festspiele und ähnlicher Veranstaltungen. Hier ist nicht mehr bloss der Gedanke vorherrschend, dass die Rundfunkhörer auf diese Art eine besonders gute Aufführung geboten bekommen, sondern der Reportagecharakter

des Ganzen macht den eigentlichen und besonderen Reiz des Unternehmens aus. Man hört nicht bloss das Musikwerk, sondern auch die erregenden Geräusche des sich füllenden Saales, das Stimmen der Instrumente, die Beifallskundgebungen, die das Erscheinen und den Abgang der Künstler begleiten, kurz die ganze akustische Kulisse, die die unmittelbar räumliche Teilnahme des Hörers an dem sensationellen Ereignis so weit wie möglich ersetzen soll. Wenn die Television einmal den gleichen Stand wie die Rundfunktechnik erreicht haben wird, werden diese Elemente gewiss noch stärker hervortreten. Auch hier sind merkwürdige Züge zu notieren : so unerträglich öde etwa die Wiedergabe eines irgendwann stattgehabten Symphoniekonzertes durch den Tonfilm wirken würde — man erinnert sich noch gewisser Versuche dieser Art aus der ersten Zeit des Klangfilms —, so interessant und attraktiv scheint die Vorstellung, ein jetzt soeben stattfindendes Konzert im Radio mitanzuhören, ja mit Hilfe der Fernseh-Apparatur vielleicht gar mitanzusehen. Wichtig ist hier zunächst die Feststellung, dass das Kunstwerk, um sich im Radioprogramm zu behaupten, vielfach den Charakter der Information annehmen muss. Der innere Grund ist wiederum die Schwächung seiner eigentlichen Substanz, wie sie durch die ungeheure Verbreitung herbeigeführt wird, da diese dem Kunstwerk eben jenen Charakter des Ornamentalen, des Kunstgewerblichen aufzwingt, welcher eines Zuschusses von Aktualität bedarf, um die Aufmerksamkeit der durch den fortwährenden Gebrauch zerstreuten und abgestumpften Hörer auf sich zu ziehen. Informationscharakter haben auch die meisten nicht musikalischen Teile des Radioprogramms. Gesprochene Zeitung, Wetterberichte, Markt- und Börsennachrichten, sonstige allgemein interessierende Mitteilungen sollen das Radio zu einem nützlichen Artikel des normalen Haushaltes machen. Schon gibt es eine Menge rührender, für das Lesebuch reifer Anekdoten, wie das Radio in allerlei Bedrängnissen des Alltags geholfen hat, wie es verlorene Kinder zum Vorschein brachte, wie es einen Kunden, der beim Apotheker irrtümlich Gift statt Medizin bekommen hatte, noch rechtzeitig warnte, wie es einem Opernhaus, als ein wichtiger Tenor abgesagt hatte, im letzten Augenblick einen Ersatzmann verschaffte und vieles andere mehr. Die Vertrauensstellung, die der Rundfunk durch solche Dienste in Familie und Gesellschaft erwirbt, kommt natürlich der Autorität zugute, mit welcher er das verbreitet, wozu er eigentlich da ist. Er macht sich wichtig, indem er die Vorstellung erzeugt, es könnte jeden Augenblick etwas kommen, was den Hörer persönlich angeht, und deshalb soll man ihm unausgesetzt zuhören. Zu dieser Art von Leistungen gehören auch die religiösen und gottesdienstlichen Sendungen, die fast alle

offiziellen Stationen verbreiten, manche davon paritätisch verschiedenen Konfessionen zur Verfügung stehend. Nur wenige, von Religionsgemeinschaften selbst betriebene Sender oder die Station der Citta del Vaticano veranstalten solche Emissionen um ihrer selbst willen, um ihren Ideen Geltung zu verschaffen; die meisten tun es wohl vor allem darum, um sich bei ihren Hörern auch auf diesem Gebiete anzubiedern. Ein Zwischending zwischen Unterhaltung und Information ist das „wandernde Mikrophon", wie es immer mehr angewendet wird, um besonderes Glockengeläute, zu bestimmten Stunden an gewissen Orten schlagende Nachtigallen, röhrende Hirsche, Lärm von Maschinen aus gewissen Werkstätten, Strassengeräusche und ähnliches mehr zu belauschen; eine merkwürdige Unternehmung, um die Phantasie des Hörers durch eine im Grunde phantasielose Umständlichkeit anzuregen, denn es wäre zweifellos möglich, alle diese interessanten akustischen Phänomene im Senderaum künstlich zu erzeugen, dem Mikrophon das Wandern zu ersparen und auf diese Weise sogar Naturgetreueres zu leisten, als die durchs Mikrophon gefilterte Natur. Dass solche Darbietungen schon einen stark propagandistischen Anstrich haben können, liegt auf der Hand. Dieser tritt noch stärker hervor bei ausgesprochen pädagogischen Sendungen, wie sie vor allem in Ländern mit autoritären Regierungsformen nachdrücklich gepflegt werden. Hier tritt der Charakter des Rundfunks als eines hervorragenden Instrumentes der Meinungsbildung klar zutage. Unter pädagogischen Sendungen im weitesten Sinn wäre hier alles zu verstehen, was vom Schulfunk, der zu bestimmten Stunden den Schulunterricht mit anders nicht erreichbarem Material versieht, bis zur direkten politischen Exhortation reicht. Die Möglichkeit, das Radio zu solchen Zwecken zu verwenden und so eine bis dahin ungeahnte Form der Massenbeeinflussung zu jeder Stunde zu gewinnen, hat vor allem in Europa dazu geführt, dass der Staat die Sendestationen unter seine Kontrolle genommen hat. Die rechtliche Basis dazu bot die Tatsache, dass die Verbreitung von Mitteilungen auf funkentelegraphischem Wege unter das Postregal fällt. Darum wird in den meisten Ländern der technische Teil der Apparatur von der Postverwaltung beigestellt; die juristische Anordnung ist meist so, dass autonome Gesellschaften bestehen, in welchen die Regierungen die Majorität der Anteile besitzen. Die Programmbildung liegt in den Händen mehr oder weniger selbständiger Komitees, in welchen die Regierung entsprechend vertreten ist. Private Sendestationen sind in Europa sehr selten. Es gibt deren mehrere nur in Frankreich, doch haben sie ausschliesslich lokale Bedeutung. Eine Ausnahme bildet das Rundfunkwesen in Holland, wo es fünf private, nach verschiedenen Weltanschauun-

gen orientierte Sendegesellschaften gibt, die die vorhandenen Sendestationen, darunter zum Teil auch die vom Staat erbauten, abwechselnd benutzen. Hier wie sonst in demokratisch regierten Ländern beschränkt sich die Aufsicht des Staates darauf, dass nichts gegen die Sicherheit des Staates, die öffentliche Ordnung und die guten Sitten vorgebracht werde. Daher müssen in allen Ländern ohne Ausnahme z. B. Vorträge im Wortlaut des Textes vorgelegt werden, und die tatsächlich gesprochene Rede wird auf ihre Übereinstimmung mit der genehmigten Fassung hin während der Sendung abgehört. In politischer Hinsicht sind die Sender dieser Länder insofern neutral, als sie über Politik überhaupt schweigen oder ihre Mikrophone möglichst paritätisch verschiedenen Parteien zur Verfügung stellen. Dass in autoritativ regierten Ländern eine politisch vollkommen einseitige, dafür quantitativ um so ausgiebigere Benützung des Rundfunks in dieser Richtung stattfindet, ist selbstverständlich.

In allen europäischen Ländern, wieder mit Ausnahme von Holland, wo die entsprechenden Hörergruppen (Katholiken, Protestanten, Sozialisten, etc.) ihre Sendestation durch freiwillige Beiträge erhalten, bilden die Haupteinnahmen der Sendegesellschaften die vom Staat festgesetzten Taxen, denen die Benützung von Empfangsgeräten unterliegt (das gilt z. B. auch für die Sowjet-Union). Diese Einnahmen sind so erheblich, dass sie selbst nach Absetzung der oft grossen Anteile, die von ihnen zugunsten der Postanstalten und für andere staatliche Zwecke abgezweigt werden, den Sendegesellschaften ein relativ grosszügiges Schöpfen aus dem Vollen gestatten. Zeugnis davon geben die schon vielfach bestehenden und sonst fast überall im Bau befindlichen Prachtbauten für Verwaltungs- und Studioräume sowie die sich stets vervollkommnenden, sehr anspruchsvollen technischen Anlagen. Ein kleinerer und jedenfalls nicht wesentlicher Teil der Einnahmen resultiert aus der Vermietung der Apparatur für Reklamezwecke an private Interessenten. Diese Art von Publizität ist jedoch nur in wenigen europäischen Ländern üblich und auch da sehr limitiert (nur die kleinen Privatsender in Frankreich leben ausschliesslich von solchen Einnahmen); im allgemeinen ist die bezahlte Publizität eher verpönt. In Europa hat das Radio, da es fast überall eine halbstaatliche Institution ist, in seinem ideologischen Aufbau den Charakter eines „service public" und hält die Auffassung aufrecht, möglichst unparteiisch dem allgemeinen Interesse zu dienen.

Einen vollkommen entgegengesetzten Typus stellt das Radio in Amerika, besonders in den Vereinigten Staaten, dar. Hier ist die Publizität, also der Verkauf von Sendezeit zu kommerziellen Zwecken, die einzige finanzielle Basis der Sendeunternehmungen.

Anders als in Europa und entsprechend den sonstigen Traditionen des Landes, in welchem die öffentliche Hand sich lange von allgemeinen Diensten fern gehalten hat, liess die Regierung dem Radiowesen öknomisch freien Lauf, was zur Errichtung von über tausend privaten Sendestationen und zu einem gewaltigen Chaos führte. Der notwendig gewordene Eingriff der Regierung beschränkt sich aber auch jetzt darauf, die Verteilung der Wellenlängen zu ordnen und die Gewährung von Lizenzen zum Betrieb von Sendestationen von gewissen technischen, finanziellen und kulturellen Garantien abhängig zu machen. Die wichtigen nordamerikanischen Sender sind nach und nach in die Hände dreier Mammutgesellschaften übergegangen; daneben gibt es aber auch heute noch eine Menge kleinerer Stationen, die von Industrieunternehmungen, Zeitungen, Universitäten, Kirchen etc. betrieben werden. Die grossen Radiogesellschaften verkaufen etwa ein Drittel ihrer Zeit (und das sehr teuer — im Jahr 1936 hat die Publizität allein über 117 Millionen Dollar eingebracht!); in der übrigen Zeit verbreiten sie Inhalte, die bestimmt sind, ihnen möglichst grosse Hörermengen zuzuführen, wodurch sie sich den Interessenten als wirkungsvolle Reklameapparate empfehlen. Die Reklame selbst besteht natürlich nicht in einer plumpen Anpreisung von Waren, sondern vor allem darin, dass die Firma, die die Stunde gemietet hat, ein möglichst glanzvolles und kostbares, meist musikalisches Programm erstellt; über sie selbst und ihre Erzeugnisse wird nicht selten nur am Anfang und am Ende gesprochen. Dass bei diesen musikalischen Darbietungen überhaupt nur wohlbekannte Musik, von ebenso bekannten und beliebten Interpreten dargestellt, zur Aufführung kommt, ist selbstverständlich. Für politische Propaganda wird Sendezeit nur während der Präsidentschaftswahlkampagne verkauft, sonst werden die Stationen der Regierung und den politischen Parteien kostenlos zur Verfügung gestellt, wovon reichlich Gebrauch gemacht wird. Eine offizielle Zensur besteht nicht, doch haben die Radiounternehmungen, ähnlich wie die amerikanischen Filmunternehmungen, einen internen Zensurdienst freiwillig eingerichtet, welcher darüber zu wachen hat, dass nichts geäussert werde, was die bei den Hörermassen mit Recht vermutete Mentalität verletzen könnte — eine aus kommerziellen Nützlichkeitsgründen getroffene Massregel, die vermutlich die gleichen Folgen hat, als ob sie vom Staat getroffen wäre. Die Sendestationen im übrigen Amerika sind organisatorisch ähnlich aufgebaut, mit gewissen Abweichungen in der Quantität und Beschaffenheit des Reklamefunks. Die Art der Abhängigkeit des Radiowesens von seinen Geld- und Auftraggebern zeigt eine grosse Ähnlichkeit mit den bei der Tagespresse bestehenden Verhältnissen. Auch diese ist in den

sogenannten liberalen Ländern in erster Linie finanziell abhängig vom Inseratengeschäft und muss sich in ihrem redaktionellen Teil mehr oder weniger eingestandenermassen den Interessen der Annoncenkäufer konformieren. Auch hier dient der „freie", unbezahlte Inhalt des Blattes mit all seinen Informationen und schöngeistigen Ornamenten vor allem dazu, möglichst viele Leser anzuziehen, um die Zeitung den Inserenten als weithin verbreitetes Reklamemittel interessant zu machen. Dass die Informationen so beschaffen sein müssen, dass sie den Interessen der Annoncenkundschaft nicht entgegenwirken, versteht sich von selbst und impliziert automatisch auch schon eine bestimmte ideologische Haltung oder wenigstens die Abwesenheit einer solchen. In den Diktaturländern ist dieser Typus der Presse vielfach ersetzt durch eine politisch einseitig dirigierte Journalistik, bei welcher der redaktionelle Apparat wieder dem Zweck dient, den Lesern die ihnen nahegelegte Meinungsbildung schmackhaft zu machen. So wie in der Presse ergibt sich auch beim Radio, dass die „freien", also aus eigenem Ermessen gebotenen Leistungen sich von den reglementierten kaum unterscheiden, unbeschadet der scheinbar grundlegenden Unterschiede der Abhängigkeitsverhältnisse. Man würde sich sehr täuschen in der Annahme, dass die Darbietungen des amerikanischen und des europäischen oder die des italienischen und des französischen Radios diametral entgegengesetzten Inhaltes wären. Die Ideologien, um derentwillen hier und dort ein prächtiger Unterhaltungs- und Zerstreuungsapparat aufgeboten wird, mögen einander noch so sehr widersprechen, die Mittel, mit denen der Hörer an sein Empfangsgerät gelockt wird, sind wesentlich die gleichen.

Hier drängt sich die Frage auf, durch welche Sendungen der Rundfunk auf seine Hörer die intensivere und dauerhaftere Wirkung ausübt : durch die, welche unmittelbar der Meinungsbildung dienen oder durch jene anderen, welche ihm die grossen Massen von Hörern zuführen und sichern sollen. Es ist durchaus nicht nötig, einen künstlerischen Standpunkt im engeren Sinne einzunehmen, um zur Auffassung zu gelangen, dass es die zweite Art der Sendungen ist, welche nachhaltiger wirkt. Nicht nur füllt sie quantitativ den weitaus grössten Teil der Sendezeit aus, sie ist auch ihrer Natur nach viel eher befähigt zu wirken. Die mehr oder weniger direkt propagandistischen Sendungen sind zu leicht als solche zu erkennen, um nicht den Widerstand des einigermassen kritischen Hörers hervorzurufen oder auch den unkritischen zu jener bescheidenen Betätigung von Souveränität zu ermuntern, die darin besteht, dass man den gefürchtetsten Diktator und den prominentesten Redner durch einfaches Ausschalten des Lautsprechers mitten im Wort zum Schweigen bringen kann. Die viel stärkere,

weil konkret nicht fassbare Wirkung geht von jenem Musikstrom aus, den die Hörerschaft zu ihrer Zerstreuung und Unterhaltung unaufhaltsam über sich ergehen lässt. Er kommt nicht nur einer Mentalität entgegen, die in den Hörern vorhanden ist oder vielleicht in solchem Ausmass auch nur vermutet wird, sondern er erzeugt und verstärkt diese Mentalität ebensosehr.

Wichtiger noch als Stoffwahl und Organisation ist unter dem gesellschaftlichen Aspekt die scheinbar „technische" Frage : in welcher Weise die Apparatur des Rundfunks als solche auf das Kunstwerk, das ihr anvertraut wird, einwirkt, ganz abgesehen davon, welche Art von Kunst es ist ; ob jene, die heute im wesentlichen gesendet wird, oder eine andere, von der man wünschen mag, sie sollte mehr gesendet werden. Dass dem Apparat eine eigene Gesetzlichkeit anhaftet, hat man schon frühzeitig bemerkt, und auf diese Beobachtung gehen jene besonders in Deutschland seinerzeit unternommenen Versuche zurück, eine sogenannte „funkeigene" Musik zu kreieren. Diese Versuche basierten vorwiegend auf akustischen Untersuchungen, die sich mit den Veränderungen beschäftigten, denen die durch einen Lautsprecher gehörte Musik gegenüber ihrer Wahrnehmung durch das unbewaffnete Ohr unterliegt. Da diese Veränderungen zunächst als störend, bei dem ehemaligen Stand der technischen Anlagen aber als unvermeidlich angesehen wurden, suchte man, eine Musik zu finden, die solche Veränderungen von vornherein einkalkuliert, d. h. sich nur solcher musikalischen Mittel bedient, die jenen klanglichen Veränderungen wenig oder gar nicht unterworfen sind. Man empfahl die vorzugsweise Verwendung bestimmter Musikinstrumente und die Vermeidung anderer und riet zu gewissen Arten des musikalischen Satzes und schliesslich auch zu bestimmten inhaltlichen und formalen Kriterien, die dem gegebenen Aufbau der Sendeprogramme entgegenkommen sollten. Die Resultate dieser Versuche waren indessen keineswegs befriedigend ; die nach solchen Richtlinien erzeugte Musik vermochte sich in keiner Weise gegenüber der nicht funkeigenen durchzusetzen, und das nicht etwa deshalb, weil sie künstlerisch stets minderwertig gewesen wäre, sondern weil die Hörer offenbar den Nachteil jener akustischen Veränderungen ohne Schwierigkeit in Kauf nahmen — wozu freilich zu bemerken ist, dass diese Veränderungen mit der Verbesserung der Sende- und Aufnahmeapparaturen an Bedeutung viel verloren haben. Der Fehler, der dem Verlangen nach „funkeigener" Musik zugrunde liegt, ist ein doppelter. Wenn man den Standpunkt einnimmt, dass die als absolut unterstellte Integrität des Kunstwerks gegen den sie antastenden Apparat geschützt werden muss, so gibt es nur den Ausweg, den Apparat nicht zu benutzen ; das Vorhaben,

eine Kunst zu schaffen, die von vornherein auf alles verzichtet, was der Apparatur zum Opfer fallen könnte, ist ein konformistischer Umweg, der schliesslich zum selben Resultat führt, nämlich zu einer Verengung und Verarmung jener Vorstellung von Kunst, die geschützt werden sollte. Der andere Fehler liegt darin, dass man meint, einen neuen Apparat benutzen und dabei das, was man als seine Fehler empfindet, vermeiden zu können. Es macht gerade das Wesen jener Fatalität aus, mit welcher die technischen Erfindungen in der gegenwärtigen Situation über die Menschheit hereinbrechen, dass ihre Vor- und Nachteile, oder was man als solche empfinden mag, unlöslich miteinander verknüpft und unabwendbar sind.

Das Radio ist in seiner Beziehung zum Kunstwerk als Reproduktionsmittel zweiter Ordnung zu klassifizieren. Die erste Reproduktion des in seiner einmaligen Niederschrift produzierten Werkes ist die Aufführung durch einen oder mehrere Interpreten auf Grund jener Niederschrift. Das Radio bewirkt nunmehr, dass eine solche erste Reproduktion an Orten gehört werden kann, an denen sie infolge der räumlichen Entfernung ohne technisches Hilfsmittel nicht vernehmbar ist. Zum Unterschied vom Film, bei dem die Aufführung das letzte Glied in einer Reihe von das Kunstwerk schaffenden Vorgängen ist, bedeutet die Aufführung für das Radio die Voraussetzung seiner Wirkung, die im gleichen Augenblick, in dem die Aufführung stattfindet, erzeugt und konsumiert wird. Das Kennzeichen der Wirksamkeit des Rundfunks ist die praktisch unbegrenzte Ubiquität, die er der Aufführung für den Augenblick ihres Stattfindens verleiht, zum Unterschied von der Grammophonplatte, die der Aufführung des Kunstwerks eine praktisch unbegrenzte zeitliche Existenz sichert. Indem die Reproduktion der Aufführung im Radio mit Hilfe technischer Anlagen vor sich geht, fällt sie unter den Begriff der mechanischen Reproduktion, wie ihn Walter Benjamin aufgestellt hat.[1]) Auch hier findet zunächst eine weitere Profanierung der letzten kultischen Elemente des Kunstwerks statt, da es nicht mehr bloss in den technisch reproduzierten Kopien seiner einmaligen Niederschrift zu Aufführungen an beliebig vielen Orten bereitgestellt, sondern die Aufführung selbst im Augenblick ihres Stattfindens an beliebig vielen Orten hörbar gemacht wird. Trotzdem die Vervollkommnung der Übertragungs- und Empfangstechnik auf die Erhaltung dessen, was Benjamin die „Aura" genannt hat, gerichtet ist, wird diese doch von der Radioübertragung weitgehend angegriffen : jenes unmittel-

---

[1]) Walter Benjamin, L'œuvre d'art à l'époque de sa reproduction mécanisée. In : diese Zeitschrift, Jahrgang V (1936), S. 40 ff.

bare Angesprochen-Werden, das durch die Vereinigung von Spieler und Hörer im gleichen Raum entsteht und bis zur Erfindung des Radios an der Wirkung des Kunstwerkes entscheidend beteiligt war, geht durch die Zwischenschaltung der elektrischen Wellen grösstenteils verloren. Selbst bei den vollkommensten Apparaturen findet eine gewisse Verstumpfung und Verdumpfung des lebendigen Klanges statt, wie sie bei jeder elektrischen Wiedergabe von Musik zu beobachten ist. Dazu kommt die willkürliche Regulierbarkeit der Dynamik; jedem Hörer ist es freigestellt, die Klangstärke eines Riesenorchesters auf ein Minimum zu reduzieren, ja, er ist praktisch dazu sogar gezwungen, da er das Spiel des Orchesters meist in Räumen abhört, die nicht einmal einem Bruchteil der tatsächlichen Klangfülle gewachsen sind. Er vernimmt die Musik daher immer in einer Art von verschärftem, gleichzeitig aber neutralisiertem Miniaturformat. Beides, sowohl die Verkleinerung der dynamischen Masse als auch die klangliche Neutralisierung, ist gar nicht hoch genug einzuschätzen in bezug auf die Wirkung des Kunstwerkes. Zwar wird es dem Hörer räumlich zugetragen; er braucht den gewohnten Raum seines Aufenthalts nicht zu verlassen, um es zu vernehmen; gleichzeitig wird es ihm aber durch die genannten Momente ferner gerückt. Er erlebt es in einer entpersonalisierten, objektivierten Gestalt. Nähe und Ferne des Gebildes treten in der Rundfunksendung bloss zusammen, um sich unversöhnlich zu entzweien.

Diese Art der Darbietung ist wohl geeignet, eine neue, bisher schwer zu übende Art der Konzentration auf das Kunstwerk zu erzeugen, erfordert aber auch gleichzeitig eine solche in gesteigertem Mass, soll die Wirkung in einer dem Gegenstand adäquaten Weise eintreten. Für den Hörer, der Wunsch und Befähigung hat, zum Musikwerk in eine sachgerechte Beziehung zu treten, vermag das Radio zu einem besonders schätzenswerten Mittel der Entgegennahme von Musik zu werden. Ihm wird der Konzertsaal keineswegs als der zur Erzeugung der nötigen Konzentration förderlichste Ort erscheinen. Er war solange tauglich zur kollektiven Entgegennahme von Musik, als diese eine in welchem Sinne immer „gesellschaftsbildende", bestätigende Kunst darstellte. Ihre neueren Formen wenigstens sind das nicht — und rückwirkend treten seither auch in der alten Musik Werte zutage, die weniger in einer allgemeinen Bewegung von Erhebung, Erbauung, Unterhaltung oder ähnlichem sich umsetzen. Diese Werte werden viel eher bei einer gesammelten, gedanklich vorbereiteten und orientierten Haltung apperzipiert, und diesem Prozess ist das Hören von Musik in der Abgeschlossenheit des Zimmers sehr förderlich, weil dabei alle individuellen Mittel der Konzentration, wie Mitlesen

der Partitur, Rauchen, Trinken, Umhergehen, etc. nach Belieben angewendet werden können. Es ist klar, dass diese Funktion des Radios heute nur noch in wenigen Ausnahmefällen in Erscheinung tritt und bei der Aufstellung der Gesichtspunkte, nach welchen Sendungen veranstaltet werden, nur eine verschwindende Rolle spielt. Gewiss liegt aber auf diesem Gebiet der eigentliche, zukunftweisende Wert der Institution.

Der äusserlichen Kommodität und inneren Konzentration des Hörers steht gegenüber die analoge Haltung des Ausführenden. Er ist nicht genötigt, so wie im Konzertsaal, in bestimmter Aufmachung die Wirkung seines Vortrages durch das Exterieur seiner Persönlichkeit zu unterstützen, sondern er kann sich in der ihm bequemen Attitude ganz auf das darzustellende Werk konzentrieren. Der Virtuosentyp einer früheren Generation fühlt sich durch die Abwesenheit der Saal-Atmosphäre häufig gehemmt, wenn er im Senderaum auftritt; ein neuerer, rein auf das Werk hin orientierter Interpretentyp begrüsst die Abgeschlossenheit des Rundfunkateliers ebenso wie der ihm kongeniale Hörer die Ungestörtheit seines Zimmers. Vielleicht noch reiner als beim Film tritt hier der von Benjamin hervorgehobene Charakter der Darstellung als eines vor Fachleuten abzulegenden Tests hervor; während dort immer noch die ganze Person mit ihrem vollen physischen Einsatz herangezogen wird, findet hier eine vollständige Abstraktion von dieser auf eine bestimmte und begrenzte Funktion statt.

Auf ähnliche Weise zustande gekommen, ist auch die Schallplatte dazu bestimmt, ähnliche Funktionen auszuüben: ihre Benutzung hat indessen einen noch privateren Charakter als die des Radios. Sehr treffend hat Curt Sachs den Unterschied von Radio und Grammophon verglichen mit dem von Eisenbahn und Automobil: hier liegt Fahrtrichtung, Zeit von Abfahrt und Aufenthalt im Belieben des Reisenden, dort muss er sich nach einem gegebenen Fahrplan richten. Dafür ist die Benutzung eines Grammophons, will man ein annähernd so umfangreiches Repertoire zur Verfügung haben wie das vom Rundfunk gebotene, ebensoviel teurer, als wenn man sich statt der Eisenbahn eines Automobils bedienen will. Wie man weiss, verwendet das Radio vielfach Schallplatten für seine Sendungen; bei zahlreichen Stationen übersteigt sogar der Umfang der Plattensendungen die Darbietungen der „lebendigen" Musik in erheblichem Masse. Dabei sind meist ökonomische Gesichtspunkte massgebend, da die Benutzung von Grammophonaufnahmen bedeutend billiger ist als die Beschäftigung von Musikern. Indessen hat man auch versucht, die Verwendung von Schallplatten im Radio von einer grundsätzlichen Seite her zu betrachten; insbesondere der frühere Leiter des Berliner Rund-

funks, Hans Flesch, hat die Theorie vertreten, dass Musik im Radio prinzipiell nur von Grammophonplatten gesendet werden solle. Tatsächlich ist das akustische Resultat einer Übertragung von lebendiger Musik kaum wahrnehmbar verschieden von einer Schallplattensendung. Die Abtragung der personalen Schichten der Aufführung wird kaum verschärft, wenn das Radio durch Übertragung einer Schallplatte zu einem Reproduktionsmittel dritten Grades wird, indem hier die Festhaltung der irgendwann stattgefundenen ersten Reproduktion des Musikwerkes, nämlich der Aufführung durch lebendige Interpreten, den zweiten, schon mechanisierten Grad der Reproduktion darstellt.[1]) Der Vorteil des Verfahrens hingegen besteht, wenn man guten Willens ist und die nötigen Mittel aufwendet, darin, dass man von einer ganzen Reihe versuchsweise aufgenommener Aufführungen die bestgelungene auswählen und für künftige Rundfunkwiedergaben aufbewahren kann. Das Prinzip hat sich als solches nicht durchgesetzt, doch pflegen heute die grösseren Radiosender von allen wichtigen Aufführungen Schallplatten für interne Archivzwecke aufzunehmen. Die weitere Entpersonalisierung der Aufführung, die darin liegt, dass dem Hörer gar nicht mehr vorgetäuscht wird, er nehme an einem gleichzeitig stattfindenden musikalischen Vorgang teil, wäre ohne weiteres in Kauf zu nehmen; jener eigenartige Eindruck von fremd gewordenem An-sich-Sein, von gleichsam kritischem Eigenleben des Musikalischen, den man schon heute zuweilen hat, wenn man etwa eine von schwatzenden Menschen besetzte Bierhalle von einem aus unsichtbarer Quelle hervorströmenden Quartett Beethovens erfüllt findet, würde so eine besondere Bejahung und Unterbauung gewinnen. Durch die Ubiquität, die das Radio der Musik verschafft, trägt es ausserordentlich zur Evidentmachung der Widerspruchsfülle dieser Welt bei. Ob mit diesen Widersprüchen etwas geschehen soll und was, braucht hier nicht erörtert zu werden.

Über die tatsächliche Einwirkung der seit den letzten zwölf bis fünfzehn Jahren etwa in grossem Massstab vor sich gehenden Rundfunktätigkeit auf die Beschaffenheit der Hörermassen lässt sich wenig sagen, und es ist dem unseres Wissens noch kaum systematisch und zu theoretischem Zweck nachgeforscht worden. Enquê-

---

[1]) Die Wiedergabe des Musikwerkes von der Schallplatte oder einem ähnlichen Schallträger könnte zu einer Reproduktion ersten Grades werden, sobald die technischen Voraussetzungen es dem Komponisten erlauben, sein Werk ohne Benützung von Notenpapier direkt in die Platte zu gravieren oder, was technisch vermutlich einfacher wäre, auf einen Klangfilmstreifen aufzuzeichnen. In diesem Fall wäre Schrift- und Klangbild des Werkes identisch, sein „Original", heute im Manuskript der Partitur repräsentiert, würde mit dem Reproduktionsmittel zusammenfallen und der ganze Komplex der „Interpretation" des Musikwerkes würde vollkommen verschwinden.

ten, die unter den Hörern von den Sendestationen selbst veranstaltet werden,[1]) sind wohl aufschlussreich aber doch nur von relativer Bedeutung, weil sie die Äusserungen der Hörer nur zum Thema des Rundfunks selbst registrieren und weil diese zu bewusst erfolgen, um ein Bild von der unmerklichen, subkutanen Influenz des Radios zu geben. Zu diesem Gebiet gehören auch die zahllosen Briefe, die aus dem Kreis der Hörer an die Sendestationen zu gelangen pflegen. Sie stammen zumeist von Neurotikern, Querulanten und mediokren Köpfen. Nichtsdestoweniger beeinflusst diese einseitig von sehr untergeordneten Gesichtspunkten beherrschte Korrespondenz als Massstab des angestrebten geringsten Widerstandes die Sendeleistungen und bestärkt sie in ihrem meist vorsichtig lavierenden und progressiven Entscheidungen abgeneigten Kurs. Andererseits liegt die in solchen Kundgebungen sich manifestierende scheinhafte Aktivierung des Hörers ganz in der Linie der allgemeinen Radiopolitik: Dienst am Kunden als offen zur Schau getragene Parole, kompensiert durch die unmerkliche Einflussnahme auf seine Meinungsbildung. Dieser scheinhaften Aktivierung der Hörer dienen auch manche andere Veranstaltungen mehr scherzhafter Natur, wie Wunschkonzerte, Aussetzung von Preisen auf das Zu-Ende-dichten unvollendeter Kriminalsketchs und ähnliches mehr. Welche tiefgehenden Veränderungen in der Massenpsychologie durch die unaufhörliche Infiltration ungeahnt grosser Menschenmengen mit dem vom Rundfunk verbreiteten Stoff in diesen letzten Jahren tatsächlich vorgegangen sind, lässt sich zunächst mehr an Hand dieses Stoffes selbst erahnen und erschliessen als auf Grund konkreter Analysen feststellen.

Das Radio ist eine Weltmacht, da es wie kaum ein anderes Verbreitungsmittel menschlicher Äusserungen über alle politischen und geographischen Grenzen hin seine Sendungen zu verbreiten vermag. Zwar ist die Reichweite auch der stärksten Sender und die Aufnahmefähigkeit der besten Empfangsgeräte praktisch begrenzt, aber innerhalb dieser Beschränkungen bleibt bekanntlich Raum genug zu Versuchen, Radiopropaganda über den Bereich des eigenen Landes hinaus zu machen. Der Kampf um die verfügbaren Wellenlängen wird auf internationalen Konferenzen friedlich ausgetragen, und verschiedene internationale Organisationen dienen der fortlaufenden Verständigung der Radiostationen untereinander.[2]) Diese Verständigung fällt weniger schwer als man

---

[1]) Arno Huth gibt a. a. O., S. 462 ff., die sehr interessanten Resultate einer solchen von der österreichischen Radio-Verkehrs-A. G. (Ravag) im Jahre 1931 veranstalteten Rundfrage in extenso wieder.

[2]) Über diese Bestrebungen orientiert Heft 4 der von der Union Internationale de Radiodiffusion in Genf herausgegebenen Halbjahrschrift „Radiodiffusion" (Juli 1937).

meinen mag, da die Radiostationen sich im wesentlichen ohnedies über alles einig sind. Man nimmt es nicht allzu schwer, dass manche Staaten ihren Bürgern das Abhören von Sendungen bestimmter fremder Länder wenigstens formell verbieten, wobei der Sinn solcher Massregeln eher fragwürdig ist, da die Propaganda ohnedies fast nur von a priori Überzeugten geglaubt wird. Der auf künstlerischem Gebiet sehr schwunghaft betriebene internationale Austausch von Sendungen täuscht eine Übereinstimmung der kulturellen Gesichtspunkte durchaus nicht etwa nur vor, sondern diese ist im grossen und ganzen tatsächlich vorhanden, indem den progressiven Kräften in der Kunst zumeist ausgewichen wird. Die wenigen rühmlichen Ausnahmen sind oben gekennzeichnet worden, und die in solcher Weise orientierte Aktivität mancher Radiosender ist nicht hoch genug einzuschätzen, wenn sie auch an dem Gesamtbild des heutigen Rundfunkwesens wenig zu ändern vermag. Dieses bietet den Anblick einer gewaltigen und erstaunlich perfektionierten Maschine, die mit voller Tourenzahl läuft und dabei ein Minimum von Leistung hervorbringt, indem sie nur die Quantität dessen vermehrt, was ohne sie schon vorhanden war, anstatt eine neue Qualität zu setzen, wozu sie ihrer Beschaffenheit nach befähigt wäre. Ihre derzeitige Ausbeutung zu ausschliesslich kommerziellen oder vorwiegend politischen Zwecken erlaubt jedoch kein würdigeres Funktionieren.

Remarks on the Radio.

The essay takes as its starting point the specific social experiences of the composer with the radio, in other words, the relationship of the radio to contemporary music in particular, and to the broader problem of musical reproduction. This leads to questions which extend beyond the immediate orbit of the composer.

The content of musical broadcasts is examined first. The production of serious and advanced modern music plays but a minor role. The content of the programs stems largely from the reservoir of „cultural goods", and in a deteriorated form at that. On the one hand, banal works are pushed to the fore in consideration of the pre-formed taste of the public, and on the other hand, great music undergoes a process of banalization on the radio. — The thesis of the article is that the declining musical forms take on an „informatory" character in order to make the listener more susceptible to propagandistic information. Such music distracts him and has a general tendency to „entertain". Radio business aims to have music received as a mere background, not as a central figure. Music on the radio is nothing more than an „applied acoustical articraft for the embellishment of everyday life", a veil.

The types of radio organization are examined next. In Europe, the state-controlled public utility type predominates, whereas in America

the radio, like the press, is largely dependent on the interests of the advertisers. In the authoritarian states, economic interests are both concealed and conveyed through the totalitarian propaganda.

Finally the author poses the problem of the way in which the radio affects the work of art and its social manifestation. The progressive moment is emphasized, for the new mode of presentation fosters an appropriate, anti-illusory attitude on the part of the listener which is conducive to knowledge. It is an attitude which is also necessary for the interpreter on the radio. The unillusory self-presentation of the work of art is construed as the positive aim of radio transmission. The progressive trends are seriously restricted, however, by the contemporary function of the radio. Today, under favorable circumstances, it can help „reveal the mass of contradictions in the existing world."

Remarques à propos de la Radio.

L'article part des expériences sociales spécifiques que la radio livre au compositeur : d'abord la relation de la radio à la musique actuelle, plus généralement aux problèmes de la reproduction musicale. L'étude arrive à des conclusions qui débordent le cadre de l'expérience immédiate du compositeur.

On examine en premier lieu le programme musical de la radio. La production contemporaine n'y figure que dans une très faible mesure. Le programme est alimenté surtout par le réservoir des „biens traditionnels de la culture", à vrai dire défigurés. D'un côté, par égard pour le goût du public, les productions banales s'imposent ; quant aux œuvres de la grande musique de l'autre côté, elles n'échappent pas, à la radio, à une sorte de banalisation. L'auteur soutient que la musique en décadence prend de plus en plus un caractère d'information, c'est-à-dire : elle veut rendre l'auditeur plus ouvert aux informations de propagande. Elle le distrait et tend à la récréation. L'exploitation bureaucratique de la radio vise à faire de la musique non plus une figure, mais un arrière-plan. La musique à la radio n'est plus qu'une „activité artisanale pour enjoliver la vie quotidienne" et un décor dont la fonction est de dissimuler.

Par la suite, on passe en revue les différents types de l'organisation de la radio. En Europe, c'est „l'entreprise mixte", contrôlée par l'État, qui domine. En Amérique, la radio — comparable alors à la presse — dépend de celui qui passe les commandes de publicité. Dans les États totalitaires, la propagande est à la fois camouflage et intermédiaire des intérêts économiques.

Enfin, K. pose la question de savoir de quelle façon la technique de la radio influe sur l'œuvre d'art et sur sa condition sociale. Le facteur de progression est souligné : le nouveau mode de représentation exige de la part de l'auditeur une attitude objective, curieuse, critique, hostile au rêve. En même temps, cette attitude doit être celle de l'interprète lui-même. Présenter l'œuvre d'art dépouillée, libre de tout faux semblant — voilà le but positif de l'émission radiophonique. Les tendances progressives, cependant, sont malheureusement inhibées par la fonction actuelle de la radio. Aujourd'hui, celle-ci peut, tout au plus, contribuer à rendre „évidentes les multiples contradictions de notre monde".

Neue sowjetrussische Literatur zur Sozialforschung.

Von

Rudolf Schlesinger.

I. Ein Sammelwerk über Weltwirtschaftskrisen.[1])

Der erste Band des — unter redaktioneller Gesamtleitung von E. Varga — vom Institut für Weltwirtschaft und Weltpolitik der Akademie der Wissenschaften der Sowjetunion in Angriff genommenen Sammelwerks über die Weltwirtschaftskrisen gibt mehr, als sein Titel „Vergleichszahlen für die führenden kapitalistischen Länder"[2]) verspricht : schon dieser Einleitungsband gibt eine wesentlich deskriptiv gehaltene, aber in dieser — statistischen — Vollständigkeit einzigartige Übersicht der Krisengeschichte. Im folgenden sollen kurz die u.E. bemerkenswertesten Momente dieser Arbeit hervorgehoben werden.

Vargas umfassender Einleitungsartikel „Die Weltwirtschaftskrisen" will, soweit dies zum Verständnis des Zahlenmaterials erforderlich ist, eine theoretische Einleitung geben. Gegenstand der Untersuchung sind die Überproduktionskrisen, wie sie — im Gegensatz zu Massenelend infolge Gütermangels — in der kapitalistischen Warenproduktion auftreten.[3]) Als Weltwirtschaftskrisen werden sie insofern bezeichnet, als sie gleichzeitig (oder besser gesagt in einem bestimmten zeitlichen Zusammenhang, dessen Reihenfolge V. an dieser Stelle — S. 4 — beleuchtet) die entscheidenden kapitalistischen Länder erfassen, weshalb die konkreten Krisenanalysen des Buches (nicht das bis 1800 zurückgreifende statistische Material) auch erst mit dem Jahre 1848 einsetzen. Dabei werden im Gegensatz zu verbreiteten Anschauungen der traditionellen Ökonomie, die den Ursprung

---

[1]) Die Weltwirtschaftskrisen 1848-1935. Hrsg. v. Institut für Weltwirtschaft und Weltpolitik der Akademie der Wissenschaften der Sowjet-Union. I. Bd. Ogis. Moskau 1937 (russisch, Vorwort und Tabellenlegenden auch englisch).

[2]) Der 2. Band soll die Industriekrisen unter besonderer Berücksichtigung des Reproduktionsprozesses des Grundkapitals, der 3. Band die Geld- und Kreditkrisen unter besonderer Berücksichtigung der von 1929 ff., der 4. Band die Geschichte und Theorie der Agrarkrisen behandeln.

[3]) Gegen die Versuche zur Anwendung des Krisenbegriffs, insbesondere auch auf die antike Sklavenwirtschaft bemerkt V. in einer Fussnote mit Recht, dass die Warenwirtschaft damals überhaupt nur Überschüsse einzelner weniger Waren erfasste, dass Absatzstörungen für einzelne dieser Waren „zufällige", nicht aus dem Wesen der Produktionsweise notwendig erwachsende Ursachen hatten und dass die Folgen solcher Störungen nicht die eigentlichen Produzenten, die Sklaven und leibeigenen Bauern betrafen (abgesehen von den wenig zahlreichen freien Lohnarbeitern der auf Sklavenarbeit aufgebauten Betriebe und von den etwaigen Rückwirkungen der Konkurrenz der Manufakturbetriebe auf die Handwerkermeister).

der Krisen in der Zirkulationssphäre suchen, die Erscheinungen in der Produktionssphäre Zentralobjekt der Analyse.

Grundursache der Krisen ist für V. — mit Marx — „der Widerspruch zwischen dem gesellschaftlichen Charakter der Produktion und den kapitalistischen Formen der Aneignung“ (S. 5). Die Krisen seien momentane gewaltsame Austragungen dieses Widerspruches — aber nicht im Sinne einer mechanisch-periodischen Wiederholung, sondern so, dass jede Krise eine neue Entwicklungsstufe auf dem Weg des Kapitalismus zum Untergang bedeute : nicht nur, indem sie die Zentralisation des Kapitals fördere und damit eine neue, noch schärfere Krise vorbereite, sondern auch sozial, indem sie die Zahl der an der Erhaltung des kapitalistischen Systems interessierten Gruppen vermindere und den Gegensatz zwischen Proletariat und Bourgeoisie verschärfe (S. 6).

In der Kritik der traditionellen Theorien gliedert V. die Genesis der Krisen gewissermassen in drei Schichten — so dass eben das isolierte Betonen einzelner Glieder dieser Kette falsche Krisentheorien ergibt : Voraussetzung der Krisen ist die Anarchie der Warenproduktion, Grundursache der Krisen ist der Widerspruch zwischen der gesellschaftlichen Produktion und der kapitalistischen Aneignung, Ursache des zyklischen Zutagetretens dieses Widerspruches ist der Prozess der realen (also von der Akkumulation des Geldkapitals wohl zu unterscheidenden) Akkumulation des Kapitals, „die bis zu einem gewissen Punkte zur Erweiterung des kapitalistischen Marktes führt, dann aber zur unmittelbaren Krisenursache wird“ (S. 7). Denn alle Produktionsmittel dienen „in letzter Linie zur Produktion von Konsumtionsmitteln, die verstärkte Konsumtionsmittelproduktion aber muss auf die — eben durch die Akkumulation selbst verminderten — Konsumtionskräfte der Gesellschaft stossen.“ So ist also die Kapitalakkumulation „identisch mit versteckter Überproduktion“ und „die Disproportionalität im Kapitalismus nicht zufällig, sondern unvermeidliche Notwendigkeit“ (S. 8). Von diesem Standpunkt aus ergibt sich leicht die Kritik insbesondere der sozialdemokratischen Krisentheorien. V. folgert, dass (S. 9) „mit der Entwicklung des Kapitalismus die Krisen sich nicht mildern können, sondern immer allgemeiner, tiefer und häufiger werden“ : allgemeiner mit der Verbreitung der kapitalistischen Produktionsweise, tiefer (wie durch Vergleich des Rückschlags der einzelnen Konjunkturelemente in den amerikanischen Krisen gezeigt werden soll [S. 10]), weil mit fortschreitender Akkumulation das Verhältnis der Konsumtions- zur Produktionskraft der Gesellschaft immer ungünstiger wird, häufiger, weil „aus eben diesen Gründen die Periode immer kürzer wird, in der die Kapitalisten die Waren untereinander absetzen können. Oder mit anderen Worten : die Perioden werden immer kürzer, im Verlauf derer die Erweiterung des fixen Kapitals sich vollziehen kann, ohne an die Grenzen der Konsumtionskraft der Gesellschaft zu stossen...“ (S. 9).

Bei der allgemeinen Charakteristik der Krisen in den verschiedenen Perioden des modernen Kapitalismus geht V. von vornherein von den Ungleichmässigkeiten der kapitalistischen Entwicklung zwischen den einzelnen Ländern wie in den einzelnen Industriezweigen aus. Bemerkenswert scheint uns an der Charakteristik der Krisen der ersten Hälfte des 19. Jahr-

hunderts vor allem V.s Analyse der Funktion der Eisenbahnbauten, einerseits als gewaltiger Kapitalanlagesphären, die den Absatzmarkt der Waren erweitern, ohne selbst das Warenangebot zu vergrössern und die so den Spielraum bis zum Ausbruch der Widersprüche der Kapitalakkumulation (und also die Dauer des Konjunkturzyklus) erweiterten, und andererseits als besonderer Betätigungsfelder der spekulativen „Gründer"-tätigkeit. An den Krisen des dritten Viertels des 19. Jahrhunderts bemerkt V. besonders den Zusammenhang mit den zahlreichen Kriegen dieser Periode, vor allem aber mit der Entwicklung des Freihandels und der Erweiterung des kapitalistischen Produktionsgebiets. Entscheidend für die Entwicklung des kapitalistischen Marktes in dieser Periode, wo mit Ausnahme Englands noch überall die Landwirtschaft überwog, erscheint (wobei V. das Westeuropa dieser Zeit zum Russland des ausgehenden 19. Jahrhunderts in Analogie setzt und Lenins Formulierungen aus der „Entwicklung des Kapitalismus in Russland" anwendet) die Zersetzung der bäuerlichen Naturalwirtschaft durch Eindringen der kapitalistischen Produktionsweise. Die dadurch bedingte Erweiterung des inneren Marktes konnte die Krisen mildern, im einen oder anderen Lande sogar die Auswirkungen einer Weltwirtschaftskrise auf den äusseren Markt teilweise kompensieren. Um so schwerer musste sich unter diesen Umständen die Agrarkrise Ende des 19. Jahrhunderts auf den Konjunkturverlauf auswirken, und aus ihr[1]) erklärt V., indem er den Vertretern der „langen Zyklen" gleichzeitig die Existenz der Weltwirtschaftskrisen von 1873, 1882 und 1890 entgegenhält, die chronische Depression von 1873-1895.[2])

V. erklärt die Agrarkrisen analog den Industriekrisen aus „dem Widerspruch zwischen dem gesellschaftlichen Charakter der Produktion und den kapitalistischen Formen der Aneignung und dem mit ihnen verbundenen Elend und verminderter Kaufkraft der Massen." (S. 16) Die Unterschiede, die einen Ablauf der „Agrarkrisen" entsprechend dem industriellen Zyklus ausschliessen, beruhen auf der besonderen Rückständigkeit der Landwirtschaft, dem relativ geringen Umfang des (fixen) Grundkapitals und der hemmenden Wirkung der Grundrente auf die Entwicklung der Produktivkräfte. Die ausserordentliche Dauer der Agrarkrisen ist eine Folge der wegen der zahlreichen fixierten Kostenteile und der Bindung der bäuer-

---

[1]) Eine Argumentation, der man entgegenhalten kann, dass doch eben die Agrarkrise die Zersetzung der bäuerlichen Naturalwirtschaft fördern musste : den inneren Markt verengte sie insofern, als die von der Agrarkrise betroffene Getreidewirtschaft schon vorher Marktwirtschaft war und sich dann womöglich gar in naturalwirtschaftlicher Richtung zurückbildete, nicht aber, indem Bauern proletarisiert wurden.

[2]) In der Erläuterung dieser Periode weist V. auf den Widerspruch zwischen der steigenden Produktion und dem „schlechten Geschäftsgang" dieser Jahre hin und auf die fallende Preisbewegung als Erklärung des „Widerspruches". V. hat hier u.E. nur in einem besonders krassen Falle ein wesentliches Element jeder Krise beleuchtet, wenn er (S. 19/20) von der Entwertung der Elemente des konstanten Kapitals während des Produktionszyklus spricht. Die Ursachen der chronischen Austragung dieses Widerspruchs sind identisch mit den allgemeinen Ursachen der Depressionsperiode 1873-95, die u.E. mit der Agrarkrise nicht erschöpft sind, sondern auf ein allgemeines Aufhören der Expansionsmöglichkeiten des vorimperialistischen Kapitalismus hinausliefen.

lichen Produzenten an ihre Betriebe verringerten Möglichkeiten einer Produktionseinschränkung. Die Agrarkrise des ausgehenden 19. Jahrhunderts wird auch bei V. konkret aus der Revolutionierung der Verkehrsmittel und der dadurch bedingten Erweiterung der landwirtschaftlichen Konkurrenz erklärt, wobei er übrigens bemerkt, dass hier keine Weltagrarkrise, sondern nur eine Krise der Getreideproduktion in Europa und den amerikanischen Oststaaten vorlag, die auf Basis der aufsteigenden Entwicklung des Kapitalismus durch Übergang zur hochintensiven Viehwirtschaft und Industriepflanzenkultur, Senkung der Grundrente, Ausschaltung konkurrenzunfähiger Betriebe, Einführung von Schutzzöllen (das letzte Moment spielte, zumindest für Westeuropa, u.E. denn doch eine wesentlich grössere Rolle als die anderen) überwunden wurde.[1]) Einen starken Einfluss der Industriekrisen auf die Lage der Landwirtschaft hält V. bei ihrer kurzen Dauer im 19. Jahrhundert für ausgeschlossen.[2]) Die Krisen beider Sphären vertieften einander, gingen aber doch jede nach ihren inneren Gesetzen ihren eigenen Gang (S. 20). Sehr beschränkt erscheint V. weiterhin auch die Wirkung des Kapitalexports (wegen dessen geringer Bedeutung im Vergleich zum nationalen Konsumtionsfonds) auf den Krisenzyklus. Damit würde auch eine Erklärung jenes äusseren Scheines einer „Milderung der Krisen durch die Monopole" gewonnen sein, der in der imperialistischen Vorkriegsepoche die bekannten — von V. nicht mit genügender Argumentation bekämpften — Illusionen hervorrief. Bemerkenswert scheint uns der Hinweis (S. 24) auf gewisse, schon in dieser Periode auftretende Kennzeichen der späteren Zerfallsperiode, insbesondere die Tendenz zur Verkürzung der Zyklen. (Aus den Tabellen des 2. Teiles dieses Abschnittes ergibt sich, dass insbesondere in USA die Krise von 1907 auch der Stärke des Rückschlags nach einen Übergang zu den Nachkriegskrisen bildete.)

„Der Weltkrieg entfesselte die allgemeine Krise des Kapitalismus, war aber nicht ihre Voraussetzung : ihre Voraussetzungen waren schon in der Natur des monopolistischen Kapitalismus gegeben. Ursachen der allgemeinen Krise waren die gleichen inneren Widersprüche des Kapitalismus, die in den sich periodisch wiederholenden Überproduktionskrisen zu

---

[1]) Der Anwendung der V. schen Anschauung auf die Agrarkrise der 80er und 90er Jahre lässt sich entgegenhalten, dass damals die entscheidende Entwicklung der Produktivkräfte ja gar nicht in der Landwirtschaft selbst, sondern im — gewiss keinen rückständigen Zweig der kapitalistischen Produktion darstellenden — Transportwesen erfolgte, und dass selbst bei der landwirtschaftlichen Inangriffnahme dadurch neu „erschlossener" Böden die Grundrente und grossenteils auch rückständige Traditionen als Hemmungsfaktoren nur eine geringe Rolle spielen konnten.

[2]) Dagegen ist zu sagen, dass die chronische Depression von 1873-1895 (wenn man sie nicht, was auch V. kaum tun wird, zur Gänze auf die Agrarkrise zurückführen will) mit einen Faktor für deren Ausbildung und Dauer bilden musste, was mit der „Überwindung" der einen wie der anderen durch die erste Entwicklung des Monopolkapitalismus gut zusammenpasst. V.s Gesamtauffassung der Agrarkrisen aber müsste sich leicht verifizieren lassen durch Nachweis dem Industriezyklus entsprechender Schwankungen innerhalb der (doch durch Akkumulation von Industrie-, nämlich Transportkapital verursachten) Agrarkrise des ausgehenden 19. Jahrhunderts, also eines Zusammenhangs zwar nicht von der Absatz-, wohl aber von der Produktionsseite her.

Tage traten und die den revolutionären Zusammenbruch des Kapitalismus unvermeidlich machen... Dabei ist zu unterstreichen, dass der Zerfall der Welt in zwei Teile und der daraus entspringende Kampf zweier Systeme[1]) — des Sozialismus und des Kapitalismus — das Auftreten eines grundsätzlich neuen Widerspruchs von welthistorischem Rang bedeuten. Demgegenüber stellen die für die Epoche der allgemeinen Krise des Kapitalismus charakteristischen neuen Erscheinungen innerhalb der kapitalistischen Welt nur den verschärften Ausdruck der schon in der vorangehenden Periode bestehenden inneren Widersprüche des kapitalistischen Systems dar." (S. 24)

Die allgemeine Krise des Kapitalismus wird also definiert als eine quantitative Steigerung der schon früher vorhandenen Widersprüche, die durch ihre politischen Konsequenzen qualitativ Neues, auch in der ökonomischen Sphäre, hervorruft: „Der Widerspruch zwischen dem unbegrenzten Drang des Kapitals nach Ausdehnung der Produktion und der begrenzten Konsumtionskraft der Gesellschaft, der in den früheren Stadien der kapitalistischen Entwicklung klarer als sonst in den periodischen Überproduktionskrisen in Erscheinung trat, hat nun die Tendenz zur chronischen Verschärfung. Die Aufnahmefähigkeit des kapitalistischen Marktes bleibt chronisch hinter den Absatzbedürfnissen zurück; infolge des Absatzmangels ist der Kapitalismus in der Regel nicht imstande, die verfügbaren Produktionsmittel voll auszunützen. Dieser ständige Überschuss an Produktionskapazität erstreckt sich auch auf die Landwirtschaft in Gestalt einer chronischen Agrarkrise und nimmt in der Umlaufssphäre infolge der beschränkten Möglichkeiten produktiver Anwendung des in Geldform akkumulierten Kapitals die Form eines chronischen Überschusses an Leihkapital an.

Diese ständige Unterbelastung eines beträchtlichen Teils des Produktionsapparates, d.h. dieser chronische Überschuss an fixem Kapital, muss unvermeidlich zur Vertiefung der Krisen, zur Verschleppung der Depressionsphasen führen, indem die Erneuerung und Erweiterung des fixen Kapitals, die materielle Basis der Belebung und der Hochkonjunktur, durch die Unterbelastung des Produktionsapparates erschwert ist.

Daraus folgt natürlich nicht, dass die Erneuerung des fixen Kapitals unmöglich ist. Das Entwicklungstempo der Produktion wird in der Periode der allgemeinen Krise durch die Tiefe der Krisen und die Dauer der Depression zweifellos verzögert. Doch dies bedeutet durchaus nicht eine ‚Stagnation' in der Entwicklung der Produktivkräfte... Trotz und gerade wegen des Überschusses an fixem Kapital werden zwecks Senkung der Produktionskosten neue, mit den allermodernsten automatischen Mechanismen versehene Fabriken gebaut. Es gibt keine Stagnation in

---

[1]) V. betont in einer Fussnote, dass sich aus der Ungleichmässigkeit der kapitalistischen Entwicklung die Unmöglichkeit eines gleichzeitigen Zusammenbruchs des Weltkapitalismus ergibt, und verweist darauf, dass selbst eine mehrere Jahrzehnte dauernde Übergangsperiode im Vergleich zu historischen Analogien (Entstehung des Feudalismus und des Kapitalismus) kurz wäre.

der Entwicklung der Produktivkräfte, sondern eine wachsende Fesselung der sich entwickelnden Produktivkräfte.

... Die Kehrseite des Überschusses an Kapital ist der chronische Überschuss an Arbeitskraft. Die für den Kapitalismus im allgemeinen charakteristische industrielle Reservearmee verwandelt sich in eine chronische Armee von Arbeitslosen, die auch in der Prosperitätsphase keine Beschäftigung findet. Diese ständige Arbeitslosigkeit drückt auf den Arbeitsmarkt und erleichtert der Bourgeoisie die Intensivierung der Arbeit und die rücksichtsloseste Ausbeutung der Arbeiter, was die Entwicklung dieser Armee überschüssiger Arbeitskraft um so mehr beschleunigt. So entsteht in den fortgeschrittensten kapitalistischen Ländern die Tendenz zur absoluten Verminderung der in der Produktionssphäre unmittelbar neue Werte schaffenden Arbeiter, während die Zahl der in der Zirkulationssphäre, im Konsum und zu persönlichen Diensten beschäftigten Arbeiter relativ wächst ... So gelangt der Kapitalismus ... in jenen Zustand, den Marx Überfluss an Kapital bei Überfluss an Bevölkerung, genannt hat ..." (S. 27/28).

In zahlreichen Tabellen und Diagrammen zeigt V., dass die Krise von 1929 in der Geschichte des Kapitalismus die weitaus tiefste war, dass (im Gegensatz zu den Krisen in der aufsteigenden Phase der kapitalistischen Entwicklung) der Rückschlag der Produktion tief unter den Höchstpunkt des vorangehenden, ja einer ganzen Reihe vorangehender Zyklen (in England und Deutschland bis 1896/7) ging, dass sie weitaus am längsten von allen Krisen dauerte.[1] Als besondere Ursachen dieser ausserordentlichen Tiefe und Langwierigkeit der Krise werden einerseits die Wirkung der Monopole, andererseits die Verflechtung der Industriekrise mit der Agrarkrise der Nachkriegszeit, der ersten wirklichen Weltagrarkrise (S. 42)[2] angeführt. Als Wirkung der Agrarkrise hebt V. eine Degradierung der Landwirtschaft in doppelter Richtung hervor (S. 44): Extensivierung und technischer Rückschritt in der kapitalistischen Landwirtschaft, Reproduktion auf verringerter Stufenleiter und teilweise naturalwirtschaftliche Rückbildung in der Bauernwirtschaft. Besonders stark erscheint diese Entwicklung — wie statistisch illustriert wird — in den Kolonien. Eine Überwindung der Agrarkrise, wie sie Ende des 19. Jahrhunderts durch Rationalisierung der Landwirtschaft und Erweiterung ihres Absatzmarktes möglich war, erscheint V. in der allgemeinen Krise des Kapitalismus,

---

[1]) Dies wird im 2. Teil des ersten Abschnittes durch 94 Tabellen bewiesen.

[2]) Ihren Ursprung sieht V. in der durch den Krieg angeregten und dann mit den verengerten Märkten der Nachkriegsperiode kollidierenden Überproduktion der Überseeländer — also einem „ausserökonomischen" Anstoss, so dass nicht die Entstehung, sondern nur das Andauern der Krise über die Austragung dieser Kollision hinaus zur Bekräftigung seiner ökonomischen Agrarkrisentheorie herangezogen werden könnte. V. selbst aber bemerkt S. 42, dass die Agrarkrise sich in den Jahren der „zeitweisen Stabilisierung" milderte und erst im Gefolge der Krise von 1929 wieder verschärfte. Spricht dies — im Zusammenhang mit der neuen „Milderung" von 1936 — nicht deutlich gegen den besonderen „Agrarkrisen" komplex und für seine Zerlegung in agrarische Teilerscheinungen der allgemeinen und der zyklischen Krisen des Kapitalismus ?

deren integrierenden Bestandteil die Agrarkrise bildet, unmöglich : vorübergehende Milderungen der letzteren (wie 1936 infolge einer Reihe von Missernten) müssen, sobald auch nur die geringste neue Kapitalanlage in der Landwirtschaft rentabel scheint, binnen ein bis zwei Jahren zu neuer Überproduktion führen. Es ist klar, dass eine solche Perspektive sich aus V.s Gesamtauffassung der Agrarkrisen als selbständiger, in langen Fristen wirkender Phänomene (nicht blosser Teilerscheinungen des industriellen Konjunkturzyklus) mit zwingender Notwendigkeit ergibt — wobei freilich diese Auffassung selbst in letzter Konsequenz dazu führt, jenes Phänomen seiner selbständigen Existenz zu berauben und zu einer blossen Teilerscheinung der mit der allgemeinen Krise verbundenen chronischen Unterkonsumtion zu machen,[1]) die in allen ihren Formen auf alle im Rahmen der allgemeinen Krise noch auftretenden zyklischen Krisen verschärfend wirken muss.

Bei der Betrachtung der Kredit- und Geldkrise hebt V. hervor, dass der, gemessen an allen anderen Krisen, enorme Sturz der Aktienkurse — in USA 87.4 %, also reichlich das Doppelte des sonst stets beobachteten Prozentsatzes von gut 40 % — eine Folge der vorangehenden ausserordentlichen Hochtreibung der Kurse durch die Spekulation war, was wiederum eine Folge des chronischen Überschusses an Leihkapital und der besonders für die kleinen Kapitalien fast unüberwindbaren Schwierigkeiten produktiver Anlage sei (S. 48). „Trotz der Tiefe der Industriekrise und des kolossalen Börsenkrachs kam es nicht zur Panik auf dem Geldmarkt oder zum zugespitzten Mangel an Zahlungsmitteln ; in den ersten Krisenjahren wurden im allgemeinen Massenabhebungen von Einlagen aus den Banken und Sparkassen nicht beobachtet. Die offiziellen Zinssätze der zentralen Banken waren zur Krisenzeit relativ niedrig, doch konnten Kredite zu diesen Sätzen nur eine beschränkte Zahl der grössten Kapitalisten, die ihre Kreditfähigkeit behauptet hatten, erhalten. Der chronische Überschuss an Leihkapital, das rasche Freiwerden von Zirkulationsmitteln infolge des Preisfalls und der Einschrumpfung des Warenumsatzes hinderten das Einsetzen einer neuen ‚Geldpanik', wie sie sich bei früheren Krisen entwickelt hatte." (S. 50)

Die im Monopolkapitalismus mit einer gewissen Zahl von Grossunternehmungen verbundenen Grossbanken suchten deren Bankrott mit Einsatz aller Mittel hintanzuhalten — mit dem Ergebnis, dass die offene Kreditkrise (gemessen an anderen Krisen) zwar verspätet, aber um so heftiger einsetzte. Mit der Kreditkrise war verbunden die Valutaentwertung als Mittel der Schuldenabwälzung, in deren allgemeiner (offener oder versteckter, wie in Deutschland) Anwendung V. mit Recht „ein qualitativ neues Moment in der Krise von 1929" erblickt (S. 50) — ein Moment, dessen theoretische Erfassung ihm u.E. bei entsprechender Würdigung der Kapitalvernichtungsfunktion der Krisen überhaupt besser gelungen wäre. Eine damit

---

[1]) Was dann bleibt, sind Wellenbewegungen innerhalb dieser chronischen Erscheinung, für die sich ja auch bei V.s Auffassung ein — allerdings sehr kurzer — Zyklus (der mit dem industriellen aber dann doch eng verbunden wäre) aufzeigen lassen muss, allerdings von der Produktionsseite her.

eng verbundene, gleichfalls in der Krise von 1929 ff. erstmalig auftretende Erscheinung ist die fast allgemeine Einstellung der internationalen Zahlungen. Bemerkenswert ist V.s (von ihm mit keinen theoretischen Konsequenzen verbundene) Feststellung (S. 50), dass in den Ländern, wo die Währungsentwertung früher durchgeführt wurde (England, Japan), die Kreditkrise minder scharf war als dort, wo, wie in Deutschland und USA, die Goldparität lange aufrechterhalten wurde.

Eine schwache Seite von V.s Darstellung ist u.E. seine Behandlung der Krisen„überwindung". Neue Momente gegenüber den in früheren Krisen wirkenden findet er hier nicht. Als Konzession an die Unterkonsumtionstheorie erscheint es uns, wenn er die Verschlechterung der Lage der Arbeiterklasse — schliesslich doch ein Hauptmoment der von ihm hervorgehobenen „Krisenüberwindung durch die inneren Kräfte des Kapitalismus" — wesentlich „als Faktor der Verschleppung der Krise" (S. 52) behandelt, während für die Depression die analoge Feststellung (S. 54) richtig ist.

„Der neue Charakter der Depression besteht in einer Deformation des industriellen Zyklus unter dem Einfluss der allgemeinen Krise des Kapitalismus." (S. 56) In einzelnen Ländern wurde die Überwindung der Krise und der Depression „durch zwei spezifische Faktoren, die kolossalen Rüstungen und die Valutaentwertung, zeitweise erleichtert." V. lehnt jedoch die Theorien der „Kriegsinflationskonjunktur" ab, die die Wirksamkeit der inneren Kräfte des Kapitalismus unterschätzen. Die Währungsentwertung erhöhte, insbesondere solange, bis sie allgemein wurde, die Konkurrenzfähigkeit der Länder, die damit begannen.[1]) Was die Rüstungen betrifft, so betont V., dass sie, wenn sie aus Steuern finanziert wurden, nur die Struktur des Marktes verändern, aber nicht seinen Gesamtumfang erweitern.

„Wenn Rüstungen durch Anleihen finanziert werden, so erweitert das den Absatzmarkt, doch auch dies nur bis zu einem bestimmten Punkt — nämlich solange, als die Finanzierung der Rüstungen durch brachliegendes Kapital erfolgt. Wenn die unausgenützten, freien Kapitalien schon verbraucht sind, so erfolgt die weitere Aufrüstung (in dem Masse, wie sie durch Steuern oder Inflation bezahlt wird) durch Aufzehrung von Kapital, das für die ‚normale' Produktion benötigt wird : die marktausweitende Wirkung der Rüstungen hört nicht nur auf, sondern schlägt in ihr Gegenteil um. Konkret gesprochen : in den Ländern mit der grössten Masse unbeschäftigten Kapitals, wie England und USA, war die Aufrüstung einer der den Beginn der Belebung fördernden Faktoren, in Ländern aber mit

---

[1]) Wer in der Kapitalzerstörung (neben der Steigerung des Ausbeutungsgrades der Arbeit) das wesentliche Mittel kapitalistischer Krisen„überwindung" erblickt, wird auch die Inflationen nur für eine (dank ihrer Schärfe und ihrer sozialen Auswirkungen gewiss qualitativ neue) Form dieser Erscheinungen ansehen und schon von diesem Standpunkt aus jeden Versuch zur Betrachtung der Inflationswirkungen als „ausserökonomischen Eingriff" zurückweisen. Selbst von den Rüstungen kann dergleichen nur behauptet werden, insofern sie das dem jeweiligen allgemeinen Stand der imperialistischen Konkurrenz „angemessene" Mass überschreiten.

Kapitalmangel, wie Deutschland, Italien und Japan, spielte die Aufrüstung nur in der Depressionsphase eine derartige Rolle.“ (S. 56)

Charakteristisch für den neuen Zyklus ist seine ausserordentliche Ungleichmässigkeit, die so weit geht, dass (Ende 1936) eine ganze Reihe von Ländern kaum erst in die Depression eingetreten sind, während anderwärts (in Japan, England, den skandinavischen Ländern) die Konjunktur schon ihrem Höhepunkt zueilt. In diesen Ländern erwartet V., „wenn der Beginn des Weltkrieges sich noch ein bis zwei Jahre verzögert“, den Beginn der neuen zyklischen Krise für 1937/8, so dass die neue zyklische Krisenwelle in vielen Ländern sich mit nicht überwundenen Resten der Krise von 1929 ff. kombinieren wird. Diesen Perspektiven der kapitalistischen Welt hält V., gestützt auf eine Reihe von Tabellen und Diagrammen, das Bild der krisenlosen Wirtschaft der Sowjetunion gegenüber, die ihren Anteil an der Weltproduktion ständig — nicht nur, wie gelegentlich geäussert wird, in den Krisenjahren der kapitalistischen Länder — erhöhen konnte.

Auf das schon erwähnte, 94 Übersichten umfassende Tabellenwerk, in dem die Krise von 1929 nach Tiefe, Dauer und Stärke des Rückschlags mit früheren Krisen verglichen wird, folgt der (360 Seiten umfassende) Hauptabschnitt des Werks : die Darstellung des Verlaufs sämtlicher Weltwirtschaftskrisen seit 1857 in den kapitalistischen Hauptländern (England, USA, Frankreich, Deutschland und seit Ende des 19. Jahrhunderts Japan)[1]) in Form tabellarischer Übersichten der Wirtschaftsdaten jedes Landes während jedes einzelnen Zyklus und kurzer Beschreibung der Hauptmomente dieser Entwicklung. Diese Darstellungen geben zusammengenommen tatsächlich eine knappe, zyklenmässig angeordnete Wirtschaftsgeschichte dieser Länder, und zwar nicht nur in Bezug auf die Entwicklung der „reinen Wirtschaftstatsachen“, sondern auch auf ihren Zusammenhang und ihre Wechselwirkungen einerseits mit der Produktionstechnik, andererseits mit dem „politischen Überbau“ (der Innenpolitik wie der internationalen Position der einzelnen Länder). Auf diese Weise wird das Moment der Ungleichmässigkeit der kapitalistischen Entwicklung in die Darstellung eingeführt, und es ergibt sich einerseits eine Erklärung der unregelmässigen Reihenfolge des Einsatzes der einzelnen Krisen in den verschiedenen Ländern, andererseits die Möglichkeit einer Verfolgung des Zyklus gerade in den Perioden, wo dies scheinbar auf die grössten Schwierigkeiten stösst : nämlich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts und der Periode zwischen Beginn des Weltkrieges und 1929. Wir müssen auf eine zusammenhängende Inhaltsangabe dieses Abschnittes verzichten und uns darauf beschränken, besonders interessante Details zu erwähnen, vor allem solche, die zur Überprüfung von V.s Darstellung der Krisentheorie dienen können.

An der Krise von 1857 ist die Tatsache bemerkenswert, dass sie von

---

[1]) V. selbst bemerkt einleitend, dass die der Übersichtlichkeit halber notwendige Beschränkung auf Jahreszahlen die Details und konkreten Formen der Konjunkturentwicklung verwischt (weshalb er im Anfang auch die Monatsdaten nachliefert). Wir möchten hinzufügen, dass auch die Beschränkung auf die Hauptländer zur Verwischung wichtiger Details beiträgt : so der (in Österreich ausgebrochenen) Kreditkrise von 1873 und neuerdings des Kreugerkrachs in Schweden.

Amerika, dem damaligen Hauptanlageplatz des englischen Kapitals, ihren Ausgang nahm, die Hauptverwüstungen aber offenbar in Frankreich anrichtete, wo nach V.s Darstellung bereits alle Elemente einer „bodenständigen" Krise ausgewachsen waren und die Überkapitalisierung den Höhepunkt erreicht hatte. Am Zyklus von 1866 erwähnen wir die Darstellung der vorangehenden und zu typischen Illusionen in der Richtung einer blossen Disproportionserklärung der Krisen (und demgemäss möglicher Krisenvermeidung) Anlass gebenden „Baumwollkrise" von 1862 ff. Die ausserordentlich rasche, mit starker Spekulationsentwicklung verbundene Kapitalakkumulation in Deutschland und Amerika produziert schon nach 7 Jahren die neue Krise, die in Frankreich schwächer zum Ausdruck kommt, wenn auch, wie V. nachweist (S. 184), die verbreitete Leugnung der französischen Krise unrichtig ist. Für England werden (S. 163) als Momente der Krisenverschleppung um 5 Jahre und der weiteren Zyklusdeformation die besonders scharfe Agrarkrise und die besonders starke Überproduktion angeführt, speziell in Deutschland und USA, welche Länder in diesen Jahren das englische Industriemonopol zu durchbrechen begannen — eine Erklärung, die u.E. allerdings gerade die Verschleppung der 1873 „fälligen" Krise angesichts der von V. selbst reichlich angeführten Tatsachen über den vorangehenden sprunghaften Aufschwung auch in England selbst nicht aufzuklären vermag. Schwach ist auch die Erklärung für die geringe Ausbildung der Krise von 1882 in Deutschland (S. 199) ; die Wirkungen der Agrarkrise scheinen uns nur zu erklären, dass, wie V. bemerkt, tatsächlich in den mit der Agrarproduktion verbundenen Industriezweigen die Krise gut ausgebildet war, aber wie können wir angesichts der starken Kapitalakkumulation dieser Jahre die schwache Krisenausbildung in den anderen Industriezweigen erklären ? Für Frankreich werden die unmittelbaren Ausgangspunkte der in diesem Lande besonders stark entwickelten Krise in staatsfinanziellen, also ausserhalb des ökonomischen „Automatismus" stehenden Massnahmen aufgezeigt, aber wie verhielten sich diese zum Zyklus ? Die Analyse der „Krise von 1890" ist nicht überzeugend : aus V.s eigener Darstellung geht hervor, dass das für die Krisenausbildung klassische Kapitalexportland Frankreich, das klassische Überproduktionsland USA waren. Diese Krise ist einer der Punkte, wo man eine international zusammenfassende (und gerade im Rahmen der internationalen Zusammenhänge die Ungleichmässigkeiten der Entwicklung herausarbeitende) Darstellung der länderweise auseinandergehaltenen vorziehen möchte. Nicht sehr stark ist auch die Darstellung der Krise von 1900 (und zwar noch obendrein besonders bei Deutschland, wo doch für diese Krise in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik ausserordentlich reiches Material vorliegt) — immerhin kommt mit genügender Klarheit V.s These heraus, dass gerade die aufsteigenden Imperialismen (im Gegensatz zum englischen) auch die ausgebildetsten Krisen, doch minder lange Depressionen hatten. Bei dem hier erstmalig auftretenden japanischen Imperialismus wird (S. 269) die Rolle betont, welche die militärische Intervention von den ersten Schritten des japanischen Kapitalismus an in seiner Entwicklung spielte.

1907 finden wir schon bemerkenswerte Züge der Nachkriegskrisen, und

zwar gerade in den am raschesten vorwärtsschreitenden Ländern : nicht nur (worauf V. im Einleitungsteil das Hauptgewicht legte) die rein quantitative Stärke des Rückschlags in USA scheint uns in diesem Zusammenhang lehrreich, sondern auch die Deformation der Kreditkrise dort und insbesondere auch in Deutschland[1]) durch das Eingreifen des Finanzkapitals (S. 287 und 297), das so seine Positionen verstärken konnte. Der Abschnitt „zwischen der Krise von 1907 und dem Weltkrieg" zeigt, dass bei dessen Ausbruch fast in allen behandelten Ländern (und zwar in jedem selbständig, auf „bodenständige" Weise) die Voraussetzungen der neuen Krise ausgebildet waren — mit Ausnahme Japans, das seine besonderen kolonialen Ventile hatte. Der rasche Ausbruch der Krise von 1920 erscheint so teilweise als Nachholung einer längst angesammelten und durch den Krieg nur noch deformierten Spannung, wobei in V.s Tatsachendarstellungen die spezifische Deformation dieser Entladung in Deutschland und Frankreich[2]) zu kurz kommt. Gut herausgearbeitet ist die überall, von England bis Japan, ungeheuer verstärkte Verflechtung des Zyklus mit wirtschaftlichen Massenkämpfen, die — neben der ausserordentlichen Tiefe des Rückschlags — ein Charakteristikum des neuen Krisentypus bildet.

Eine nach dem, was er theoretisch über die Rolle der Aufrüstungen gesagt hat, besonders auffällige Rolle billigt V. (S. 401) bei der Besprechung der deutschen Krisenüberwindung den staatlichen (Rüstungs-) Massnahmen zu, wobei er weiterhin allerdings auch die Kehrseite der Entwicklung herausarbeitet.

„Das Produkt der Arbeit jener (neueingestellten) 3-4 Millionen Arbeiter, die ohne jede Erhöhung des Lohnfonds ausgebeutet werden, bildet — gemeinsam mit den beträchtlichen Ersparnissen an der Arbeitslosenunterstützung und den sozialpolitischen Ausgaben überhaupt — die Quelle, aus der die gewaltigen Rüstungsmassnahmen bestritten werden. Doch das Wachstum der Industrieproduktion in der Phase der Depression besonderer Art stiess rasch auf ein Hindernis in Gestalt des Rohstoffmangels. Die künstliche Erweiterung des Innenmarktes... führte zur Verminderung des Interesses am Exporte ihrer Waren, da sie zu höheren Preisen im Inland abgesetzt werden konnten, und ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt sank rasch, während zugleich der Absatz deutscher Waren auf dem Weltmarkt auf immer grössere Hindernisse von Seiten der Einfuhrländer stiess... Das Streben zur Verminderung der Rohstoffeinfuhr fand organisierten Ausdruck in dem bekannten ‚Vierjahresplan'. Diese Umstände und die schwere Last der Rüstungen führten dazu, dass 1935 /6 bei weiterem Wachstum der Industrieproduktion als ganzer die Produktion von Konsumtions-

---

[1]) Wo man daraus die Konsequenz gezogen hat, die Existenz einer damaligen Kreditkrise zu leugnen, was V. an Hand der Tatsachen leicht widerlegt.

[2]) Wo V. selbst (S. 365 /6) sehr deutlich den Fortschritt der Industrialisierung und die Einführung moderner Produktionsmethoden durch Krieg und Wiederaufbau beleuchtet — Tatsachen, aus denen sich doch auch gemäss seiner krisen-theoretischen Konzeption ein besonders starker Ausbruch 1920 ff. oder wenigstens 1929 ff. hätte ergeben müssen. Was hier zu untersuchen ist, ist offenbar die Wirkung der gründlichen und doch nicht — wie in Deutschland — katastrophenförmigen Vernichtung fiktiven Kapitals durch die Frankenabwertung.

mitteln sank. Die ganze deutsche Ökonomik trägt den Charakter der Kriegswirtschaft : der Verbrauch (ziviler und militärischer zuammengenommen) übersteigt die Produktion, daher Lebensmittelmangel, staatliche Verteilung von Rohstoffen und Lebensmitteln, staatliche Festpreise und andererseits Schleichhandel wie im Kriege. Die Kriegsvorbereitung ist zum entscheidenden Faktor der Entwicklung des ökonomischen Zyklus geworden." (S. 408)

Für Japan hebt V.(S. 419) den kriegsinflationistischen Charakter des Produktionsaufschwunges und den gleichzeitigen Rückgang der Massenkaufkraft hervor. „Der Inflationsexport bedeutet fortschreitende Verarmung des Landes, da die Waren im Auslande unter ihren Werten abgestossen werden. Zweifellos entbehrt die gegenwärtige Hochkonjunktur in Japan der gesunden Basis. Sie wird nur durch ununterbrochen fortgesetzte Inflation aufrechterhalten und muss nach gewisser Zeit zu einer ausserordentlich scharfen Explosion, zu einer neuen Wirtschaftskrise führen, wenn nicht vorher der Krieg entfesselt wird."

Auf einen grossen Anhang von (länderweise gruppierten) Anmerkungen und Quellenangaben folgt dann der ausschliesslich aus Tabellenmaterial bestehende, über 300seitige III. Hauptteil. Er enthält die statistischen Hauptdaten, zum Unterschiede von den Tabellen des II. Teils nicht zyklenweise, sondern länderweise in fortlaufender Reihe gruppiert, und zwar nicht erst seit 1848, sondern, soweit dies möglich, seit 1800, ferner für die Jahre der Periode 1850-1935 summarische Zahlen für die Entwicklung der Weltwirtschaft. Weiter werden zur Konkretisierung des Verlaufs der letzten Krise ihre Tiefe und Dauer nach Produktionszweigen verglichen, 1929/35 sämtliche Tabellen mit den Monatszahlen reproduziert, endlich zur Ermöglichung gründlicheren Studiums der früheren Krisen sämtliche der Redaktion zugängliche nach Monaten gegliederten Wirtschaftsdaten gebracht (bei England bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückgreifend). Es folgt eine chronologische Tabellenübersicht der wichtigsten wirtschaftlichen und politischen Ereignisse von 1848-1913 und als Abschluss eine ausserordentlich umfangreiche Bibliographie der Krisenliteratur.

II. Eine Kampfschrift gegen die nationalsozialistische Ideologie.[1]

Das vom philosophischen Institut der Sowjetakademie der Wissenschaften herausgegebene Sammelbuch stellt den Versuch einer zusammenfassenden Kritik[2]) der nationalsozialistischen Ideologie vom marxistischen Stand-

---

[1]) Gegen faschistisches Dunkelmännertum und Demagogie. Sammelbuch unter Redaktion von Dworkin, Deborin, Kammari, Mittin und Saweljewa. Sozegis. Moskau 1936 (russ.).

[2]) Die Redaktion selbst stellt im Vorwort das Fehlen von Beiträgen über die faschistische Staatstheorie und Geschichtsphilosophie fest — wir vermissen auch die ökonomischen Theorien des Faschismus.

punkt aus dar. Die Wahl des Gegenstandes der Kritik leidet an dem Fehler, dass trotz des ausgesprochenen Willens, den Faschismus als Nationalsozialismus konkret zu erfassen und zu kritisieren, in der konkreten Ausführung vielfach solche deutsche Autoren zum Gegenstand der Kritik gemacht werden, die zwar Faschisten sind oder mindestens zum Faschismus tendieren, dem spezifischen Nationalsozialismus aber als Aussenseiter oder gar als Vertreter konkurrierender Ideologien gegenüberstehen (Spann, Sombart, Spengler, zum Faschismus neigende katholische Politiker und Theologen) — von der ausserordentlich häufigen Zitierung nationalsozialistischer Ideologen dritten und vierten Ranges nicht zu reden.

Dworkins Artikel behandelt „die Widersprüche der faschistischen Diktatur in Deutschland", allerdings in wesentlicher Beschränkung auf den ökonomischen Unterbau. „Die Aufgabe, die von der deutschen Bourgeoisie der nationalsozialistischen Partei gestellt worden war, bestand darin, die kleinbürgerlichen Massen unter neuen Losungen, die — das kapitalistische Wesen dieser Partei verhüllend — dem Herzen des Kleinbürgers zusprachen, im Schlepptau des Finanzkapitals zu erhalten." (S. 7) Der deutsche Faschismus kam inmitten der Disproportionalitäten und Widersprüche, mit denen der deutsche Kapitalismus beim Übergange von der Krise zur Depression zu kämpfen hatte — im Gegensatz zum italienischen Faschismus, der sich in einer Zeit der vorübergehenden Festigung des Kapitalismus und des Aufschwungs einzelner Industriezweige stärken konnte. Der Nationalsozialismus musste die ihm gestellten Aufgaben auf dem Gebiete der inneren Unterdrückung wie der Kriegsvorbereitung im Eiltempo „lösen" und damit alle Widersprüche verschärfen.

„Die ganze Politik des deutschen Faschismus führte a) zur Stärkung der Positionen des Monopolkapitals, b) zur Überexploitation der Arbeiterklasse und aller Werktätigen, c) zur Kriegsvorbereitung." (S. 13)

Die Autarkie sei eine reaktionäre Utopie, die Zerstörung des deutschen Kredits durch den faktischen Staatsbankrott im Jahre 1933/34 habe zu einer derartigen Bedrohung des Aussenhandels geführt, dass Schacht und Hitler sich 1935 selbst in öffentlichen Erklärungen gegen die früher propagierte „Autarkie" wenden mussten, deren Bankrott in der Lebensmittelkrisis und im Rückgang der Anbauflächen trotz allem Druck in Erscheinung trat. Die der Bauernschaft im Gefolge der „Autarkie"politik versprochene Erhöhung der Preise landwirtschaftlicher Produkte endigte nun in Konflikten des Faschismus mit der Bauernschaft; selbst der Grossbauer sei dort, wo seine Interessen mit denen der Bankiers in Kollision gerieten, durch die Erbhofgesetzgebung zugunsten der letzteren benachteiligt (S. 20). Der Faschismus „verschärfte die Gegensätze zwischen Stadt und Land, zwischen der ausbeuterischen Oberschicht des Dorfes und dem Monopolkapital, zwischen den werktätigen Massen des Dorfes und der grossbäuerlich-gutsherrlichen Oberschicht." (S. 22)

Die Arbeiter seien jedes Einflusses auf die Arbeitsbedingungen beraubt worden (ein Vorgang, auf dessen konkrete Formen D., im Gegensatz zur Behandlung der Agrarprobleme, nicht eingeht). So ändere sich der Charakter der Demagogie — an die Stelle der früheren masslosen Versprechungen, deren Einhaltung nicht möglich sei, treten nun ideologische Verklärun-

gen des Charakters der vollzogenen Massnahmen als „sozialistisch", als „Überwindung des Klassenkampfes", Verwirklichung der „nationalen Solidarität", der Rassenreinheit usw. (S. 23). Auf den Unwillen der Massen reagiere der Nationalsozialismus 1935 mit offenem Auftreten „gegen alle Lohn- und Preiserhöhungen". Es ergebe sich die Notwendigkeit einer neuen Verstärkung des Drucks auf die Arbeiterklasse, wobei die verschiedenen Strömungen zwischen offenem Angriff (auf dem Rationalisierungswege) oder Verhüllung des Reallohnabbaus durch Inflation schwankten. Das politische Aufplatzen der Gegensätze innerhalb des Bürgertums könne durch die aussenpolitischen Erfolge zeitweise gehemmt werden : doch reproduziere sich trotz allem die Rebellion der kleinbürgerlichen Massen und ein gewisser Gegensatz der alten Bürokratie gegen die Massenpartei und die mit ihr verbundene neue Bürokratie. Erwähnt, aber nicht analysiert, wird auch der Konflikt mit der katholischen Kirche.

Wie schon der Titel erwarten lässt, ist Deborins Artikel über die faschistische Ideologie der Kern des Buches. Nach Feststellung der politischen Aufgabenstellung des Faschismus in einer Zeit, wo auch die kleinbürgerlichen Massen dem Kapitalismus nicht mehr vertrauen und der Sozialismus eine gewaltige Kraft geworden sei, sucht D., „die spezifischen Formen und den besonderen Charakter der faschistischen Ideologie" zu erklären, welche „die Sympathien der Massen für den Sozialismus und ihren Hass gegen den Kapitalismus mittels einer antikapitalistischen Phraseologie zur Rettung und Festigung des Kapitalismus auszunützen sucht" (S. 51). Die Umdeutung des Sozialismus erfolgt, wie an Hand der faschistischen Literatur gezeigt wird, in der Weise, dass der „Sozialismus" nicht als konkretes soziales System, sondern als blosse „gerechte Selbstbehauptung des Volkes" und als Verherrlichung der Arbeit in jeder Form, der Tätigkeit des Kapitalisten wie des Arbeiters dargestellt wird (S. 55). Der Imperialismus und die preussische Armee erscheinen so als „sozialistisch" (S. 58). Original faschistisch ist die Begründung der besonderen „Rechte" des deutschen Imperialismus mit dem Charakter der Deutschen als rassischer „Übermenschen", wobei D. von Anfang der Untersuchung (S. 60-63) an herausarbeitet, dass durchaus nicht das deutsche Volk als solches, sondern nur seine herrschenden Schichten zur nordischen „Herrenrasse" gezählt werden und die Rassentheorie also doppelten Zielen dient und entsprechend variiert wird :

„Die Rassenideologie soll als Waffe zur ‚geistigen' Mobilisierung breiter Massen für militaristische, imperialistische Ziele dienen, dieselbe Theorie dient aber auch zur Begründung und Rechtfertigung der Herrschaft der Grossbourgeoisie, der Kapitalaristokratie als angeblicher Herrschaft ‚der besten Köpfe'. Im ersten Falle sind die Faschisten genötigt, von der (natürlich deutschen) Rasse als ganzer als der angeblich höchsten, der Herrenrasse unter den Völkern zu sprechen, im zweiten Falle erweist sich als Herrenrasse eine Aristokratie der Rasse, die aristokratische Minderheit." (S. 62) In diesem Sinne verkündet Hitler für Wirtschaft und Staat die radikale Ausrottung des „Massenprinzips" und stellt ihm das „Prinzip der aristokratischen Persönlichkeit" gegenüber, — Wirtschaft und Staat sollen aufgebaut werden nach dem Muster der preussischen Armee (S. 62) —

mit dem Führer, der im Grunde der Staat ist, von dem alle bürgerlichen und politischen Rechte ausgehen (und dessen Anerkennung sie voraussetzen), als der Spitze.

Der Staat ist für die nationalsozialistische Ideologie nicht Selbstzweck, sondern Instrument zur Erhaltung des Volkes oder besser gesagt seines Rassenkernes (S. 73). Freiheit ist, wofür Weippert zitiert wird,[1]) nicht „Ungebundenheit" und „Willkür", wie angeblich der Marxismus behaupte, sondern Selbstbeschränkung auf die dem Rassencharakter des einzelnen entsprechende Stellung, und demgemäss unterscheidet Hitler Staatsangehörige mit verschiedenen Rechten und Pflichten oder auch ganz ohne Rechte (S. 79). Es folgt dann eine lange (S. 76-80), interessante, aber leider (weil ausschliesslich auf Scheler, Sombart und Spann nebst ihren Schülern gegründete) gerade an den spezifischen Eigenschaften des Nationalsozialismus vorbeigehende Darlegung des Begriffs des „Standes" — wobei dann das entscheidende Problem, warum selbst diese Ideologie mit der Praxis des deutschen Faschismus in Widerspruch geraten, „der ständische Aufbau vertagt" werden musste, nicht deutlich wird. Andererseits wird, was nur die Kehrseite derselben Sache ist, doch an der spezifisch nationalsozialistischen Ideologie vorbeigegangen, wenn mit Zitaten aus irgendwelchen Spann-Schülern der Staat mit dem herrschenden „Stand" identifiziert wird (S. 80) : einen solchen „Stand" gibt es für den Nationalsozialismus überhaupt nicht :

Der Staat ist für den Nationalsozialismus eine Hierarchie, deren oberste Spitze, der „Führer", allein selbständige Hoheitsgewalt ausübt, während alle anderen „Hoheitsträger" und „Führer" untergeordneter Art als seine Werkzeuge, als wesentlich gehorchend erscheinen und, insofern sie gehorchen, zur „Volksgemeinschaft" gehören. Der Unterschied zwischen „Staatsbürgern" und blossen „Staatsangehörigen" (Juden und sonstigen „Untermenschen") besteht bloss darin, dass die letzteren nur gehorchende (bzw. dem Staatszwang unterworfene) Objekte einer Maschine sind, innerhalb deren der Staats„bürger" an höherer oder niederer Stelle als Transmissionsorgan des „Führerwillens" zu fungieren das „Recht" hat. Diese gleichmässige Zugehörigkeit aller Staats„bürger" zum Staate, die, im Vergleich mit den von D. irrigerweise seiner Analyse zugrundegelegten Spannschen und dergleichen Ideologien, einen „demokratischen" Zug darstellt, ist nur eine Form der allgemeinen Rechtsunsicherheit, die auch keinerlei „ständische" Rechte als garantiert, für die Staatsentscheidungen bindend anerkennen kann und eben deshalb den Staat als blosse Pflichtgemeinschaft definiert.

Damit hänge es zusammen, dass das Bürgertum, wenn es sich zum Faschismus bekennt, das Prinzip der Volkssouveränität, dem es in seiner Jugendzeit gehuldigt hat, aufgibt und von rationalistischen zu irrationalistischen Positionen übergeht (S. 80). Allzu vereinfacht will es uns schei-

---

[1]) Ein typischer Fall für das Ausserachtlassen besonders bemerkenswerter Züge des deutschen Faschismus durch Zitierung irgendwelcher nicht verantwortlicher Schriftsteller : Spezifikum der nationalsozialistischen Ideologie ist doch gerade der absolute (auch an keinerlei „Ordnung des Ranges" gebundene) „Führerbefehl".

nen, wenn D. hier das Prinzip der „göttlichen Offenbarung" als wesentliche Begründung der faschistischen „Staatsautorität " betrachtet — eine These, die sich ernsthaft nur in Bezug auf den österreichischen Faschismus und die äusserste, faschistisch eingestellte Rechte des deutschen Katholizismus vertreten lässt. Die, gewiss nach Art eines bestimmten theologischen Denkens verabsolutierte, „letzte Quelle aller Autorität", die irrationale „Rechtfertigung" der faschistischen Politik ist ganz anderer Art. Ja, es scheint uns sogar für die „klassische" Ausbildung der faschistischen Denkweise geradezu charakteristisch, dass sie selbst jene Elemente rationalen Denkens, die sich in den theologischen Systemen des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit finden, nicht verarbeiten kann.

D.s Untersuchung verfolgt dann (S. 85 ff.) an Hand Nietzsches und Sorels die Genesis der faschistischen „mythologischen" Betrachtungsweise.

„Mythus ist, nach Sorel, eine völlig irrationale Idee, die logisch, auf Grund rationaler Argumente, nicht bewiesen werden kann. Dem Wesen der Sache nach ist sie Gegenstand des Glaubens. Der Mythus kann und soll nicht Ausdruck irgendeiner objektiven Wahrheit sein : wichtig ist nicht die Wahrheit des Mythus, sondern die aus ihm geborenen Handlungen. Seine Rolle und Bedeutung sind bestimmt durch die Kraft seiner Massenwirksamkeit — er soll zum Instrument der Massenbeherrschung dienen. Der Mythus enthält nichts Rationelles, er ist Gegenstand des Erlebens, des Gefühls, ein gewisses Symbol, das notwendig ist, um die Massen zur Aktion und zur Aktivität aufzurütteln." (S. 86)

Die Wurzeln der faschistischen Ideologie sieht D. (S. 92) in der Angst der zum Untergang verurteilten Bourgeoisie vor der Idee der Entwicklung, vor der Anerkennung irgendwelcher objektiver Gesetzmässigkeiten in der Natur und besonders in der Gesellschaft. Die Ideologie des Faschismus sei (S. 95) antiwissenschaftlich, von einem zynischen Pragmatismus durchdrungen, „der der Bourgeoisie die Möglichkeit gibt, ihre lügnerischen Losungen und ihre Politik nach den Tagesbedürfnissen zu ändern. Die untergehende Klasse braucht Irrationalismus und Mystizismus zum Betrug der Massen — aber auch zum Selbstbetrug, zur Erhaltung ihrer Hoffnungen auf eine nicht vorhandene Zukunft." So erhält die Philosophie — wie bei Klages — die Aufgabe, die angebliche Unmöglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis zu beweisen (S. 96) — das „Weltgeheimnis" darf nicht enthüllt werden. Diese Ideologie beschäftigt sich gern mit den Problemen des Untergangs, um den irrationalen Charakter allen Lebens aufzuzeigen.

„Der faschistische ‚Aktualismus' und ‚Heraklitismus' sind Ausdruck einer tief pessimistischen Weltbetrachtung zum Unterschied von der optimistischen Weltbetrachtung des Proletariats als aufsteigender Klasse. Die heutige bürgerliche Philosophie und insbesondere ihre faschistische Spielart sind gezwungen, in Natur und Geschichte dem Kausalitätsprinzip zu entsagen und an seine Stelle die Idee des Schicksals, des Verhängnisses, dem angeblich alles Seiende unterworfen sei, zu setzen. Die Idee des Schicksals ist ihrem Wesen nach irrational und wiederum ein Mittel zur Verhüllung der realen Beziehungen, insbesondere in der menschlichen Gesellschaft, zur Aufhebung des ‚rationalistischen' Charakters kausaler Erklärung des Geschehens." (S. 98) Rosenberg selbst hält es seit Speng-

ler für „erwiesen", dass „Kausalität und Schicksal zwei verschiedene Ideen sind" ; der Unterschied bestehe darin, dass für Sp. das Schicksal den Charakter eines unabwendbaren Fatums annimmt, während R. den wahrhaft „faustischen" Charakter der deutschen Seele in dem „ich will" erblickt (S. 98/99), eine Gegenüberstellung, die nichts anderes ausdrücke, als die Tatsache, dass erst im Faschismus der „Aktualismus" zu Ende gedacht, das Weltbild jedes Restes von Objektivismus beraubt sei.

Nach Besprechung der faschistischen Hervorhebung des „qualitativen" (im Gegensatz zum quantitativen) Moments und der Funktion der „Ganzheiten" — bei welch letzteren D. wieder allzusehr der Versuchung zur Benützung Spannscher Quellen erliegt — zeigt D. endlich, wieder zu Rosenberg zurückkehrend, den „rassengebundenen" Charakter jeder Erkenntnis als spezifischen Ausdruck der „Rassenseele" — was nichts anderes bedeutet als Leugnung jeder „abstrakten", d.h. objektiven Erkenntnis (S. 105). Der faschistische Irrationalismus, die Verhüllung der wirklichen gesellschaftlichen Zusammenhänge zwischen den Klassen durch Annahme mystischer „Ganzheiten" mit einem geheimnisvollen Eigenleben, diese ganze Ideologie sei „ein eigenartiges System von Verboten, Tabus" (S. 103), Verboten, den wirklichen Zusammenhängen des gesellschaftlichen Lebens auf den Grund zu gehen.

L. Keiths Artikel über „die aussenpolitische Konzeption des deutschen Faschismus" ist im wesentlichen einfache Reproduktion der nationalsozialistischen Gedankengänge, mit einer starken Gleichgültigkeit gegenüber ihrer historischen Entwicklung in praktisch-aussenpolitischen Fragen, wie z.B. in der Anwendung von Rosenberg-Zitaten aus dem Jahre 1927 zur Charakteristik der deutschen Polenpolitik. An einer Stelle (S. 118) wird ein Ansatz zu gründlicher Analyse gemacht, indem K. die neuen Grundlagen der Aussenpolitik des faschistischen zum Unterschied vom Vorkriegsdeutschland anführt und dabei die im Verhältnis zum Junkertum gestiegene und dieses sich eingliedernde Macht des „Finanzkapitals" hervorhebt. Leider wird dieser Ansatz nicht weiter verfolgt, es unterbleibt eine Untersuchung der objektiv treibenden Kräfte im deutschen Imperialismus und ihrer Gegensätze, und damit geht auch der Schlüssel zum Verständnis der Widersprüche der Polenpolitik usw. verloren.

Nicht befriedigend erscheint uns auch die besondere Behandlung der nationalsozialistischen Rassentheorie in der Arbeit S. Wolfsohns. Die grundsätzliche Behandlung der Frage ist analog der in der besprochenen Arbeit Deborins kombiniert mit dem an sich natürlich bemerkenswerten, aber in der einseitigen Herausarbeitung W.s die Besonderheiten der nationalsozialistischen Ideologie verwischenden Hinweis, dass eine derartige „biologische Begründung" der Herrschaftsansprüche durchaus nicht der deutschen „Rechtfertigung" eigen sei und einen allgemeinen Zug der reaktionären Strömungen in der modernen Biologie bilde. Es fehlt (ausser einer Besprechung der soziologischen Genesis der deutschen Rassenideologie, wobei dann die „Judenfrage" doch nicht so unter den Tisch fallen dürfte, wie es bei W. geschieht) die konkrete Widerlegung der Rassendemagogie durch Konfrontierung mit den wissenschaftlich festgestellten Tatsachen. Abgesehen von einem — gemessen an dem ungeheuren und gerade dem

Sowjetautor naheliegenden Tatsachenreichtum — recht mageren Hinweis auf die Widerlegung der „rassenkundlichen" Deutung von Verbrechertum usw. wie auch der Lehre von der „Minderwertigkeit" bestimmter Völker, finden wir hier nur eine kurze Polemik gegen die „polygenetische" Theorie der Entstehung des Menschen als „wissenschaftliche Basis" der Rassenlehre und Anführung von Arbeiten einzelner Sowjetbiologen (z.B. des Leningrader Gehirnforschungsinstituts) zur Kritik der Lehre von fixen „Rassenmerkmalen" z.B. in der Struktur der Grosshirnrinde. W. versucht eine marxistische Definition des Rassenmoments, dessen einfache Negation er zurückweist : „Die Rasse ist Erscheinung des Naturfaktors. Doch indem der Mensch auf die äussere Natur wirkt, verändert er auch seine eigene Natur. Die ständige Veränderung der Produktionsmittel verändert auch den vergesellschafteten Menschen. Neue gesellschaftliche Beziehungen schaffen auch neue Eigenschaften des Menschen ... An die Stelle der passiven und biologischen Anpassung an die Natur, die wir bei allen Tieren finden, tritt beim Menschen eine aktive, technologische Anpassung. Der qualitative Unterschied der menschlichen Rasse von der Tierwelt besteht darin, dass die Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Natur und demgemäss die Entwicklung seiner eigenen Natur, der Rassenunterschiede, seitdem der Mensch den Zustand der Tierheit verlassen hat, unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen vor sich geht. Der soziale Faktor spielt eine entscheidende Rolle bei der Änderung der physischen Merkmale des Menschen, also auch bei der Änderung der Rasseneigentümlichkeiten" (S. 174 /5).

M. Kammaris Beitrag „Brutalität und Dunkelmännertum unter der Maske des Heroismus" kritisiert zunächst — in Anlehnung an Hegel und Engels — den Missbrauch der germanischen Vergangenheit zur Idealisierung moderner Unterdrückung, den Mythus der „Religion des Blutes" [1]), der die unbrauchbar gewordenen alten Mythen ersetzen soll, die Lehre von den besonders heroischen Eigenschaften der Germanen und die faschistische Theorie von der „Persönlichkeit". Deren Klassencharakter wird u.a. an Hand des nationalsozialistischen „Führerlexikons" statistisch untersucht.

K. bespricht dann an Hand von Kroner, Spengler und Spann (wieder eine für den Nationalsozialismus nicht eben typische Auswahl von Autoren !) das Problem des Widerspruchs zwischen dem Bestreben nach Ausnützung der Massen einerseits und der die Rolle der Massen negierenden theoretischen Konzeption des Faschismus andererseits. Aber zum Unterschied von manchen seiner Mitautoren versteht er, warum Spenglers Cäsarismus nicht Staatstheorie des Faschismus werden konnte, und sucht die Lösung des Widerspruchs in dem Dualismus der auf strengstem Gehorsam aufgebauten Massenpartei mit dem eigentlich über ihr stehenden, aus den herrschenden Schichten rekrutierten „Führerorden" (S. 203).

---

[1]) K. bezeugt leider — wie so ziemlich alle Autoren des Bandes — eine gewisse Lücke im Verständnis dessen, was heute in Deutschland ideologisch vorgeht, indem er diesen Mythus als „Hilfe für die Religion und die offizielle Kirche" bezeichnet.

Den folgenden Beitrag „Über die Faschisierung der Geschichte der Philosophie in Deutschland“ (von G. Bammel) halten wir für wesentlich verfehlt. Neben einer starken Neigung zu Allgemeinheiten und zur Ersetzung der konkreten Argumentation durch Zitate finden wir hier vor allem — trotz der programmatischen Erklärung des Autors (S. 222), dass die Besonderheiten der faschistischen Ideologie im Gegensatz zum Idealismus des jungen, revolutionären Bürgertums herausgearbeitet werden müssten — eine Verwischung dieser Besonderheiten und eine Reduktion des ganzen Themas auf den — wie der Autor selbst feststellt — das Wesen der Sache nicht voll erfassenden Gegensatz Materialismus-Idealismus. Als das wesentliche Verdienst der griechischen Philosophie erscheint so das Herausarbeiten der revolutionären Bedeutung des Materialismus (S. 224); Plato erscheint geradezu als geistiger Ahne des Nationalsozialismus[1]), und ebenso ergeht es (wieder unter Zitierung irgendwie faschistisch eingestellter, aber nicht nationalsozialistischer Autoren) auch Thomas von Aquino! Erst bei Nicolaus Cusanus gelingt es B., die fortschrittlichen Tendenzen (unter denen er — im Widerspruch zu seinen Vorbemerkungen — grundsätzlich nur materialistische versteht) festzustellen (S. 232). Es folgt eine Aufzeigung der historischen Bedeutung der klassischen deutschen Philosophie (im Gegensatz zum Idealismus der bürgerlichen Niedergangsperiode) und sodann eine (aber durchaus kritiklose, was z.B. bei Leibniz scharf in Erscheinung tritt) Darstellung der Aufnahme aller irrationalistischen und Bekämpfung aller rationalistischen Traditionen durch die nationalsozialistischen „Historiker“ der Philosophie. Im Augenblick aber, wo B. die konkreten Entstellungen der klassischen deutschen Philosophie durch die Nationalsozialisten darstellen will, zeigt es sich, dass er sich (wozu natürlich die wahllose Verwendung aller möglichen nichttypischen Quellen noch beiträgt) tatsächlich nicht mit der konkreten nationalsozialistischen Ideologie, sondern mit der Gesamtheit der reaktionären Strömungen in der heutigen deutschen Philosophie beschäftigt. Dabei bleibt ihm dann natürlich nichts anderes übrig, als konfrontierend festzustellen, dass sich „die Nationalsozialisten“ über die Art, wie jeder einzelne Klassiker der deutschen Philosophie „gleichzuschalten“ ist, total entgegengesetzte und völlig ungeordnete Vorstellungen machen.

B. M. Bernardiners Artikel „Der Nietzscheanismus und die Ideologie des Faschismus“ geht davon aus, dass der Faschismus als Vertreter einer schmalen Finanzoligarchie gezwungen sei, als Vertreter „allgemeiner“, „nationaler“ Interessen aufzutreten, und dass er zu diesem Zwecke die Ideologen des niedergehenden Bürgertums für sich ausnützen und in Nietzsche als einem der offenherzigsten aller dieser Ideologen seinen natürlichen Wortführer finden will. Den sozialen Standort Nietzsches selbst (und eben damit auch seinen besonderen Nutzen für den Faschismus) sucht B. (S. 266) aus der spezifischen Entwicklung des deutschen Kapita-

---

[1]) Dabei ist gerade die von B. (S. 229 ff). zentral behandelte platonische Auffassung der Mathematik zwar typisch idealistisch, aber auch rationalistisch — also gerade für den Nationalsozialismus innerlich unverwendbar. Doch das kommt davon, wenn man irgendwelche gerade erreichbaren „Quellen“ zitiert!

lismus zu verstehen, wo die Gutsherrschaft nicht völlig durch kapitalistische Wirtschaftsformen vernichtet wurde, sondern sich allmählich der neuen Ordnung anpasste, wobei die Gutsherren ihre Stellung im gesellschaftlichen und politischen Leben des Landes behaupteten. „Nietzsches Philosophie war ein Produkt der deutschen Verhältnisse, wo das reaktionäre Junkertum eng mit der Grossbourgeoisie zusammenwuchs."

Der letzte Beitrag des Buches „Der Faschismus und die deutsche Literaturtheorie" von G. Lukacs leidet an der allgemeinen Schwäche, dass er sich mehr auf die zum Faschismus führende Entwicklung als auf die typischen faschistischen Theorien selbst konzentriert. Der erste Teil ist eine sehr eingehende Darstellung des Abgehens der deutschen Literaturpraxis und -theorie vom Realismus, beginnend mit Gerhart Hauptmanns Werken nach den „Webern", mit Arno Holz, dann den „Buddenbrooks", Wedekind, Worringer. „Es versteht sich von selbst, dass der geschilderte Umschwung nicht nur von bewussten Verteidigern des Kapitalismus vollzogen wurde. Einige Theoretiker und Schriftsteller glauben, die Gegenwart zu kritisieren. Doch da diese Leute sich nicht über den bürgerlichen Horizont der Epoche des Imperialismus zu erheben vermögen, gelangen sie in ideologischer Hinsicht unvermeidlich zur Rechtfertigung, zur Beschönigung des Kapitalismus. In ihrem Protest gegen den Zerfall der künstlerischen Kultur in der bürgerlichen Gesellschaft sind alle negativen Züge dieses Verfalls enthalten : Mystizismus, Agnostizismus usw. — und es bleibt auch die Ablehnung jeglicher Art von künstlerischer Reproduktion der Wirklichkeit, ja, diese Ablehnung wird mitunter bis zum Extrem getrieben." (S. 300)

Insbesondere wendet sich L.s Kritik gegen den Expressionismus und Neoklassizismus :

„Bei aller Verschiedenheit der Methoden nähern sich die beiden Richtungen auf dem Boden einer romantischen ‚Kritik' der Gegenwart. Beide wollen sich als Kämpfer aufspielen gegen den Kapitalismus, der das alltägliche Leben ‚mechanisiert', als Kämpfer gegen die Decadence, die der Kapitalismus auf allen Gebieten erzeugt. Methode wie Inhalt dieser ‚Kritik' sind typische Erscheinungsformen der Ideologie des Imperialismus, und als solche erscheinen sie in philosophischer Hinsicht als Produkt des Einflusses der reaktionärsten Tendenzen der Philosophie und in erster Linie Nietzsches ... Sie (die antirealistischen Strömungen, Expressionismus usw.) kritisieren Erscheinungen des Verfalls der Bourgeoisie, doch diese Kritik trägt sozusagen parasitären Charakter. Sie kritisieren die bourgeoise Decadence, bleiben aber auf imperialistischen (bei Nietzsche trägt dies auch demagogischen Charakter) oder kleinbürgerlichen Positionen... Diese Kritik der Decadence enthält eine bewusste oder unbewusste Apologie des Imperialismus." (S. 302)

Bei allem Werte einzelner Formulierungen L.s — wie seiner treffenden Bemerkung über die „parasitäre Kritik" — scheint uns doch die Gesamtkonzeption unrichtig und soziologisch im Grunde auf nichts anderes hinauszukommen als auf die Behauptung, dass die Schwankungen des gegen den kapitalistischen Druck rebellierenden Kleinbürgertums notwendig zum Faschismus führen. Es ist natürlich nicht schwierig, bei Hauptmann

Mystizismus, oder auch bei Paul Ernst Verachtung der Massen nachzuweisen, — aber welchen Sinn hat es noch im Rahmen einer Kritik des Faschismus, der schliesslich etwas anderes ist als Unklarheit von kleinbürgerlichen Intellektuellen, unter Hinweis auf die verschärfte „antibürgerliche Phraseologie" der Expressionisten zu sagen : „Der Expressionismus unterscheidet sich von den bisher betrachteten Strömungen dadurch, dass er als oppositionelle Bewegung erscheint. Seine Ideologie enthält Elemente des Anarchismus und der Ideologie der deutschen ‚Unabhängigen' (Sozialdemokraten) in sich ... Die Expressionisten suchten sich für Revolutionäre auszugeben, doch diese Bemühungen waren vergeblich. Auch die Expressionisten machen sich die sozialen Grundlagen der kapitalistischen Gesellschaft nicht klar, und der Bourgeois erscheint für sie nicht als Produkt der sozialen Entwicklung, nicht als Klasse, sondern als ‚ewiger Typ'." (S. 305) Für die Nachkriegszeit schildert L. dann eingehend die Schwankungen der literarischen Vertreter der deklassierten kleinbürgerlichen Intelligenz zwischen Bourgeoisie und Proletariat, die Ausnützung der „literarischen Rebellen" durch den Faschismus. Über Hans Johsts „radikalen Mystizismus" geht der Weg bis zu Jüngers „Aktivismus" mit seiner „Planlandschaft" und seinem Kampf gegen den „bürgerlichen Roman". Freilich erscheint so — da L. eben die aus den verschiedensten Lagern mit den verschiedensten Methoden zusammengeholten Instrumente, nicht aber die wirklichen Träger der faschistischen Ideologie analysiert hat — die ganze Literaturpraxis und -theorie des Nationalsozialismus als ein wüster Eklektizismus, aus dem sich schon kaum mehr ein vorherrschender Zug herausschälen lässt.

Den Mangel, dass er sich doch wesentlich mit den literarischen Mitläufern des Faschismus beschäftigt, scheint L. selbst empfunden zu haben und konzentriert sich im zweiten (viel kürzeren) Teil der Arbeit auf Rosenberg, sein „rassisches Schönheitsideal", seinen „ästhetischen Willen" und all die anderen Mythen. Die ästhetische Theorie Rosenbergs erscheint ebenfalls als Eklektizismus, als „pseudorealistische Maskierung des reaktionären Idealismus", sein „Kampf" gegen die „bourgeoise Decadence" als Muster der faschistischen „antikapitalistischen" Demagogie (S. 325). L. selbst stellt fest, dass Rosenberg durchaus nicht nur gegen den Naturalismus, sondern — allerdings viel weniger scharf — gegen den Expressionismus auftritt, was er selbst (S. 328) mit den kleinbürgerlich-rebellischen Stimmungen, die der Expressionismus innerhalb der NSDAP (als Ideologie der „zweiten Revolution") verkörpere, zu erklären sucht. Der Widerspruch der Kunsttheorien innerhalb des Nationalsozialismus wie innerhalb des Rosenbergschen Eklektizismus erscheint so als „Ausdruck der Verschiedenartigkeit der Massenbasis des Faschismus", und dies ist im Grunde L. s Schlussergebnis.

III. Die vorläufigen Ergebnisse der historischen Diskussion.

Das im September 1937 veröffentlichte Gutachten des Preisrichterkollegiums für die Herausgabe eines Lehrbuchs der Geschichte der Völker und das kurz darauf erschienene, vom Rat der Volksbeauftragten autori-

sierte Lehrbuch von Prof. Schestakow bilden einen gewissen Abschluss der Auseinandersetzungen, die seit mehr als drei Jahren über die Fragen der Geschichtsauffassung und -darstellung geführt wurden. Diese Auseinandersetzungen knüpften an ein ganz bestimmtes praktisches Bedürfnis an : nämlich das nach einem anerkannten und autoritativen Leitfaden des Geschichtsunterrichts in den Schulen, wobei es sich nicht um diese oder jene Mängel eines vorhandenen Lehrbuchs handelte, sondern um die Frage des Geschichtsunterrichts und seiner Methode überhaupt. Aber naturgemäss erschöpft sich die politische Bedeutung der Diskussion — aus der heraus erst ihre Formen verständlich werden — nicht mit dieser gewiss wichtigen Frage des Schulunterrichts : die politische Gesamtentwicklung der Sowjetunion in den letzten Jahren, der Eintritt neuer und teilweise bisher abseitsstehender Schichten ins politische Leben erforderte eine bestimmte Klärung des Verhältnisses zur historischen Tradition, zum geschichtlichen Erbe und eine Überwindung gewisser Engheiten, die man als Vulgärmarxismus bezeichnet und die, wie die weitere Darstellung zeigen wird, auch im geistigen Leben der Sowjetunion ihre Rolle spielten.

Unter dem 16. Mai 1934 wurde ein Regierungsbeschluss „über die Mängel des historischen Unterrichts an den Volks- und Mittelschulen" veröffentlicht, der im Grunde schon die Hauptlinie der ganzen Auseinandersetzung angab : er konstatiert (die wesentlich pädagogischen Fragen lassen wir beiseite), dass im Geschichtsunterricht allgemein statt einer lebendigen Darstellung des Geschichtsverlaufs „abstrakte Definitionen sozialökonomischer Formationen" und von der Realität „losgelöste soziologische Schemata" gegeben würden. Der Appell an die Historiker zur Ausarbeitung neuer Lehrbücher hatte nur die Wirkung, dass in den nun vorgelegten Entwürfen — besonders in dem unter Leitung Wanags verfassten Entwurf eines Mittelschul-Lehrbuchs der Geschichte der Völker der Sowjetunion — die Mängel der an den Sowjethochschulen praktisch alleinherrschenden (wenn man von den bürgerlichen Spezialisten absieht) Schule des verstorbenen Akademikers Pokrowsky besonders plastisch in Erscheinung traten. Die Kritik dieser Entwürfe durch die Parteiführung, die vom 8. und 9. August desselben Jahres datiert ist, stellte ganz offen die Überwindung der Gesamteinstellung dieser Schule zur Aufgabe.

Zunächst wollte man diese Ziele auf dem Wege der Selbstkritik und öffentlichen Diskussion der bekanntesten Historiker erreichen. Diese Methode aber half nichts, die „verbesserten" Lehrbuchentwürfe reproduzierten vielmehr alle kritisierten Grundeinstellungen, und die „Schule" erwies sich offenkundig nicht bereit, auf Grund der gegebenen Anregung ihre Anschauungen einer Revision zu unterziehen. So entschloss man sich, die Autorität der Staats- und Parteiführung öffentlich in die Wagschale zu werfen, und veröffentlichte unter dem 26. Januar 1936 in deren Namen die Bemerkungen von Stalin, Kirow und Shdanow. Unter dem Vorsitz des letzteren — also eines der Parteisekretäre — wurde ein aus Historikern und Politikern zusammengesetztes Preisrichterkollegium für ein neues Lehrbuch eingesetzt — dasselbe, dessen Beschluss über das Volksschullehrbuch nun veröffentlicht wurde. Es folgte eine mehrmonatige Auseinandersetzung in der Partei- und Fachpresse, wobei die Frage der historischen Theo-

rien Pokrowskys jetzt erst eine systematische Darstellung erfuhr, an die wir uns weiter unten halten werden. Bei dem Gang, den die Dinge genommen hatten, fand der Standpunkt der „Schule" keine Vertreter, und so scheint es uns richtiger, ihre ursprüngliche Position nicht nach dieser oder jener Inkonsequenz dieses oder jenes Diskussionsteilnehmers bei der Vertretung des offiziellen Standpunktes,[1]) sondern nach den Hauptwerken Pokrowskys selbst darzustellen. Diese Diskussion brach nach einigen Monaten in der Öffentlichkeit ab, einige Historiker (und Gruppen von solchen) gingen an die Ausarbeitung von Lehrbuchentwürfen, und das jetzt veröffentlichte Gutachten des Preisrichterkollegiums zieht eben aus diesen Entwürfen kritisch die Bilanz — während als positives Ergebnis das vom Kollegium als relativ bestes anerkannte und dann offenkundig im Einvernehmen mit der Parteiführung umgearbeitete Lehrbuch der Gruppe Schestakows zu betrachten ist.

Diese kurze Darstellung des Diskussionsverlaufs wird als Grundlage genügen, wenn wir uns nun dem Inhalt der Auseinandersetzungen zuwenden. Zunächst dem negativen. Was hat man an den Lehrbuchentwürfen oder, breiter gesprochen, an der Pokrowsky-Schule kritisiert ?

Die Thesen Stalin-Kirow-Shdanows zum Lehrbuchentwurf der Geschichte der Völker der Sowjetunion, die, wie wir wissen, ganz kurz nach dem Regierungsbeschluss vom Mai 1934 entstanden sind, konkretisieren — was wir hier zunächst festhalten wollen — die Kritik an den „abstrakten Definitionen sozial-ökonomischer Sachverhalte" in einer Weise, aus der klar hervorgeht, dass diese Kritik sich gegen die Abstraktheit und eben deshalb Unrichtigkeit der von der Pokrowsky-Schule angewandten Definitionen richtet : dem Lehrbuchentwurf der Wanag-Gruppe wird vorgeworfen, dass er die feudale und vorfeudale (d.h. vor Einführung der Leibeigenschaft liegende) Periode[2]) in einen Topf werfe, ebenso das absolu-

---

[1]) Eben deshalb ziehen wir es vor, möglichst autoritative Darlegungen des offiziellen Standpunktes (sie wurden auch vom Unterrichtskommissariat in einer besonderen Sammelbroschüre „Zu den Methoden des historischen Unterrichts der Mittelschule" aus der politischen Tagespresse und Zeitschriftenliteratur zusammengestellt) zu zitieren — um so mehr, als bei den konkreten Verhältnissen der Sowjetunion anonyme Leitartikel der führenden Parteiorgane auch in Hinsicht auf ihr theoretisches Niveau unter Umständen bemerkenswerter sind als lange Spezialuntersuchungen irgendeines Spezialisten in den Fachzeitschriften.

Die überwältigende Masse der von den Sowjetautoren der Diskussion zugrundegelegten Pokrowsky-Zitate stammt aus der nach seinem Tode von seinen Schülern herausgegebenen zweibändigen Sammlung seiner methodologischen Arbeiten („Istoritschoskaja nauka i borba klassow" — „Geschichtswissenschaft und Klassenkampf"), die wir mit „INBK" abkürzen wollen. Wir haben daneben den „Kurzen Abriss der Russischen Geschichte" mit herangezogen, weil davon eine deutsche und auch andere fremdsprachliche Ausgaben existieren, die wir nach der 1924/25 im „Zentralverlag der Völker der USSR" erschienenen Ausgabe kurz als „Abriss" (für den die Periode bis 1896 umfassenden, 1924 erschienenen Teil) und als „Russ. Gesch." für den 1925 erschienenen dritten Teil zitieren. P(okrowsky) kürzen wir stets ab.

[2]) Klassisch für die Vermischung ist P. selbst, der („Abriss", S. 30) den typischen Feudalismus audrücklich als nichtgebundene Bauernschaft darstellt, die Einführung der Leibeigenschaft selbst aber (S. 39 ff.) als Element der Zersetzung (!) des Feudalismus (zugunsten eines „handelskapitalistischen" Systems) betrachtet.

tistische und das feudale Staatssystem (als Russland „in eine Summe selbständiger Halbstaaten zersplittert" war). Kritisiert wird ferner die undifferenzierte, unmarxistische Anwendung von Begriffen wie „Reaktion und Konterrevolution ‚im allgemeinen'", das Vermischen der bürgerlichen mit der bürgerlich-demokratischen Revolution, die Vernachlässigung der politischen Krise des gesamteuropäischen Kapitalismus vor dem Weltkrieg und des schon damals vorhandenen Verfalls der bürgerlichen Demokratie, „wodurch die befreiende und erneuernde Rolle der Sowjets unmotiviert bleibt", endlich die Vernachlässigung der Widerspiegelung der Klassenkämpfe im innerparteilichen Kampf, insbesondere mit dem Trotzkismus. In derselben Linie liegen die — weniger scharf kritisch gehaltenen — Bemerkungen zum Konspekt eines Lehrbuchs der neueren Geschichte, als deren wichtigste Momente die Forderung nach klarer Gegenüberstellung der bürgerlichen französischen und der sozialistischen Oktoberrevolution sowie der Vorschlag einer Periodizierung der modernen Geschichte hervorzuheben sind.[1])

An diese Bemerkungen knüpfte nun in der Diskussion die konkrete Kritik der P. schen Auffassungen an. Allgemein wurde (vgl. den parteioffiziellen Artikel im „Bolschewik", Jahrgang 1936, Heft 3 und Drosdows grossen Artikel im „Istorik-Marxist" 1936/1) P.s positive Rolle im Kampfe mit der bürgerlichen Geschichtsauffassung anerkannt. Die „Prawda" vom 21. 1. 36 schrieb : „M.N. Pokrowsky entwickelte sich im Kampf mit dem Subjektivismus der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Historiker, die in den Zaren und ihren Handlungen die wichtigste bewegende Kraft der Geschichte sahen. Diesen Anschauungen stellte er die Entwicklung der ökonomischen Beziehungen als Grundfaktor der Geschichte gegenüber. Aber indem er den dialektischen Materialismus in Ökonomismus oder, genauer gesagt, in ökonomischen Automatismus verwandelte, konnte er nur ein Schema der sozialen Formationen schaffen, aber keine lebendige Geschichte des Klassenkampfes mit der gewaltigen Rolle des Staates als Hebel des Kampfes. Dabei war sein Schema simplifiziert, sah nicht die Übergänge und Verschiebungen im Rahmen einer Formation. Man vergleiche nur die in Lenins Werken gegebene äusserst elastische dialektische Charakteristik der Entwicklung des Zarismus als einer Adelsmonarchie, die Schritt für Schritt vom Kapitalismus zersetzt wurde und der Bourgeoisie Konzessionen machte, aber doch als Adelsmonarchie zugrunde ging, mit dem toten Schema Pokrowskys, der im Zarismus eine Waffe des Handelskapitals sah, um zu verstehen, wie fremd dem Leninismus Pokrowskys Schema ist."

P. selbst hat (INBK II, S. 267/8) von den in seinen Auffassungen enthaltenen „Resten des ökonomischen Materialismus" gesprochen, den er und andere „legale Marxisten" (nur teilweise aus äusseren Gründen) in der Vorrevolutionszeit vertraten. Er wies darauf hin, dass dies ein „Marxismus minus Dialektik, d.h. minus Revolution" war, den eben deshalb das Bür-

---

[1]) In die Periode des Aufstiegs des Kapitalismus (bis 1871), die Periode der Stagnation (von der Pariser Kommune bis 1918) und die mit 1918 beginnende Periode des Kampfes der beiden gesellschaftlichen Systeme, des Sozialismus und Kapitalismus.

gertum als einen von vielen möglichen Versuchen zur Interpretation der Geschichte akzeptieren konnte. Drosdow hat hervorgehoben, dass, als der legale Marxismus sich in eine vor dem Bestehenden kapitulierende und eine revolutionäre Richtung schied, P., der den letzteren Weg ging, sich unter stärkstem Einfluss Bogdanows befand, der — analog wie Bücher und im Gegensatz zu Marx, für den der Produktionsprozess das Wesentliche ist, die Entwicklung der Gesellschaft von der Entwicklung des Austauschs ableitete.[1]) Praktisch illustriert D. P.s Tendenz zum ökonomistischen Materialismus an seiner einseitigen Ableitung der politischen Umwälzungen des 16. Jahrhunderts aus der Einführung der Dreifelderwirtschaft, der des 19. (des Dekabristenaufstandes und später der Narodniki-Bewegung) aus der Entwicklung des Getreideexports, wie denn auch die Revolution von 1905 bei P. wesentlich als Kampf des Industriekapitals gegen das Handelskapital erschien, der 1907 mit einer Kapitulation des ersteren vor dem letzteren endete.

„An den — komplizierten und widerspruchsvollen — historischen Prozess tritt P. überall mit einem schon vorher vorbereiteten soziologischen Schema heran und presst ihn in das Prokrustesbett dieses Schemas... An die Stelle der Klassen mit ihren konkreten Interessen, ihrer lebendigen Anteilnahme am gesellschaftlichen Leben, der spezifischen Verflechtung der Widersprüche in jedem gegebenen historischen Moment usw. treten abstrakte soziologische Kategorien. Der historische Prozess entwickelt sich sozusagen automatisch, ‚von selbst', ‚spontan'." („Istorik-Marxist", 1936, 1, S. 17.)

Bei dieser Auffassung der Geschichte entwickelt sich dann das, was man als P.s Antihistorismus bezeichnet hat : seine Gleichgültigkeit gegenüber den konkreten Tatsachen und ihrer chronologischen Darstellung, ihre Verwendung als blosses Illustrationsmaterial für die Schemata : D. weist darauf hin, dass in P.s „Abriss" die Jahrhunderte — und zwar nicht nur benachbarte, sondern gelegentlich auch das 10. und 17. — nur so durcheinanderfliegen, da es dem Autor eben gar nicht darauf ankomme, ein zusammenhängendes Bild des Geschichtsablaufs zu geben, sondern das, was er über Feudalismus, über Religion, über „Handelskapital" usw. zu sagen hat, an irgendwelchen Tatsachen zu illustrieren (was P. im Vorwort zur „Russischen Geschichte" auch ganz direkt ausgesprochen hat).

Das wichtigste der „Schemata" P.s war zweifellos — nicht nur im Zusammenhang der Diskussion, sondern nach der Bedeutung, die er selbst

---

[1]) Und dabei im wesentlichen schon P.s Theorie des „Handelskapitalismus" vorwegnahm. Volle Entwicklung der Warenproduktion wird bei B. mit dem Kapitalismus identifiziert. Dessen erste Entwicklungsstufe — allgemein herrschende Kleinproduktion von Waren — ist schon für B. „Handelskapitalismus", in dem der Händler, bezw. — in der Landwirtschaft — „sein Agent", der Gutsherr, als Träger des Kapitalismus, der Absolutismus als der diesem entsprechende politische Überbau erscheinen. Der „Industriekapitalismus", in dem das Kapital die Produktion beherrscht, ist erst eine höhere Stufe innerhalb des Kapitalismus (den, wie der Leser sieht, B. und P. eigentlich nicht als „Produktionsweise" bezeichnen dürften). P. selbst verwies übrigens 1931 (INBK II, S. 83/84) auf Tugan-Baranowsky als Schöpfer der „handelskapitalistischen" Erklärung für den Absolutismus Peters I.

dieser Kategorie für das Verständnis der russischen Geschichte beimass — das Handelskapital. Die methodologische Bedeutung dieses Begriffs — seine Entstehung einerseits aus der Polemik mit dem Persönlichkeitskult der bürgerlichen Geschichtsdarstellung, andererseits aus jener Rückinterpolation der Klassenkämpfe der Gegenwart in die Vergangenheit, mit der wir uns weiter unten noch beschäftigen werden — hat P. selbst in seinem Vorwort zum „Abriss" beleuchtet : „Hier ist das Material, wenn man will, auch nach ‚Herrschern' zusammengestellt, nur hat der Autor statt der Puppe mit Krone und Purpur den wirklichen Zaren, das Kapital genommen, das Russland seit Iwan dem Schrecklichen bis zu Nikolaus dem Letzten selbstherrlich regierte." [1])

In der analogen Stelle der INBK I, S. 28, die in der russischen Diskussion gewöhnlich zitiert wurde, sagt P. nach der Bemerkung über die „Puppe mit Krone und Purpur" ausdrücklich : „Das Handelskapital hat auch das russische Reich und die Leibeigenschaft geschaffen." Es ist somit das eigentliche Subjekt der älteren russischen Geschichte, die also nichts anderes ist als (ein eigenartiges Gegenstück zur Geschichtsauffassung der Slawophilen, die den Kapitalismus aus der russischen Gegenwart des 19. Jahrhunderts wegräsonieren wollten) rückwärts reproduzierter Kapitalismus. Die konkreten Fragen, um die die Menschen in all den Jahrhunderten gekämpft haben, verschwinden bei dieser Auffassung, die ja das, was nach Jahrhunderten dieser Kämpfe herauskam, als ihre — noch obendrein automatisch wirkende — Ursache voraussetzt. Die handelnden Menschen selbst aber werden zu blossen „Puppen" der ökonomischen Triebkräfte degradiert. In der Polemik mit Roshkow bestritt (a. a. O, S. 94) P. direkt die Bedeutung der politischen Formen : welche Rolle — so fragt er dort, allerdings in krassem Widerspruch zu den Tatsachen — hat denn 1917 die Streitfrage Monarchie oder Republik gespielt ? Die Grundfrage sei, in Händen welcher Klasse sich die Macht befinde — alles andere sei sekundär.

An dieser Stelle finden wir auch die andere Seite von P.s Antihistorismus : der proletarische Klassenkampf der Gegenwart erscheint als die einzige Realität, was eben dazu führte, auch jegliche vergangene Unterdrückung als „kapitalistisch" aufzufassen. So konnte er zu der berühmten, oft wiederholten These gelangen : „Die Geschichte ist auf die Vergangenheit angewandte Politik." Und zwar Politik der Gegenwart — was P. dann durch Anwendung von Begriffen der modernen Politik (wie „Bolschewiki und Menschewiki", „Demokratische Volksrevolution" usw.) auf dazu recht wenig passende Perioden der Vergangenheit[2]) bestätigte.

Aus seinen Einstellungen zog P. nicht nur die Konsequenz, dass der

---

[1]) In der Ausführung dieses Programms war P. noch sehr viel radikaler : das Moskauer Grossfürstentum erscheint („Abriss", S. 39) bereits Ende des 15. Jahrhunderts als „Werkzeug" des Handelskapitals (bei der Eroberung von Nowgorod), S. 38 und 219 ist im gleichen Zusammenhang von der „Moskauer Bourgeoisie" die Rede.

[2]) Von krassen Beispielen erwähnen wir aus dem „Abriss" die „Volksrevolution" im Kiew des 11. Jahrhunderts (S. 24) und „die Romanows, die zwar nicht durch die demokratische Revolution, aber jedenfalls durch Leute zur Herrschaft gelangten, die aus den Reihen dieser Revolution hervorgegangen waren" (S. 58).

im Klassenkampf aktive Historiker sich auf die Behandlung aktueller Themen zu konzentrieren habe und dass nur Themen, die mit der heutigen proletarischen Praxis zusammenhängen, Aktualitätswert besitzen — er glitt direkt zum idealistischen Relativismus ab : „Wie eigenartig es klingen mag, die Frage der allgemeinen Gesetzmässigkeit in diesem oder in jenem Gebiete der Erscheinungswelt entscheidet sich nicht so sehr durch die Untersuchung der Tatsachen als durch abstrakt-logische Erwägungen, und in letzter Linie auch nicht so sehr durch die Logik als durch eine Art ‚Kampf ums Dasein' und ‚Überleben des am besten Angepassten'." (INBK II, S. 6)

Schon ganz ausgesprochen ist die pragmatistische Erkenntnistheorie, wenn (INBK I, S. 18) jede Ideologie (einschliesslich des Marxismus) als ein „gekrümmter Spiegel", der die Realität nicht richtig wiedergeben kann, und (II, 394) das Ziel einer „objektiven Geschichtsschreibung" als bürgerliche Illusion bezeichnet werden.

Gut sind diese Probleme wiedergegeben in dem Artikel Kammaris („Pod snamenem marxisma", 1936/4), „Die theoretischen Wurzeln der Fehler Pokrowskys". Dort wird die ausgesprochen machistische Phase in P.s Entwicklung beleuchtet, als er — 1904 in der Polemik gegen Rickert — (INBK II, S. 21) gegen jene „naiven Realisten" zu Felde zog, nach deren Lehre die Naturgesetze „objektiv, d.h. unabhängig von unserem Bewusstsein existieren", und sich zur „Elementen"lehre von Mach bekannte. Und in der Anwendung auf die historischen Auffassungen P.s heisst es dann : „Die Partei der Bolschewiken kritisiert P. nicht darum, weil er den Parteicharakter und den unzerreissbaren Zusammenhang der historischen Wissenschaft mit der Politik hervorhob. P.s Schwäche, sein grober Fehler, besteht darin, dass er den Parteicharakter des Marxismus unrichtig, subjektivistisch auffasst. Und verzerrt wurde von ihm auch der Zusammenhang der historischen Wissenschaft mit der Politik aufgefasst — verzerrt im Sinne der Übertragung heutiger politischer Verhältnisse, Kämpfe, Diskussionen auf die Vergangenheit ... Natürlich ist die historische Wissenschaft unzertrennlich mit der Politik verbunden, ist sie eine äusserst scharfe Waffe der Politik. In einer Klassengesellschaft gibt es und kann es keine historische Wissenschaft geben, die von der Politik losgerissen, die nicht eine Waffe dieser oder jener Klasse ist. Doch den Parteicharakter des Leninismus als ‚klassenmässigen Subjektivismus' aufzufassen, als Negation einer Wahrheit, die vom Bewusstsein und der ‚Erfahrung' des Menschen und der Menschheit unabhängig ist ; als Negation der exakten, streng objektiven Analyse der Wirklichkeit ; die wissenschaftliche Ideologie des Proletariats auf ein Niveau mit der reaktionären bourgeoisen Ideologie, mit Positivismus, subjektivem Idealismus u. dergl. zu versetzen — das heisst die Position des dialektischen Materialismus, die philosophischen Grundlagen des Marxismus verlassen." (S. 5/6)

Aus der Behandlung der aktuellen Politik als blosses Illustrationsmaterial entstand jene ungeschichtliche Einstellung P.s zur historischen Rolle der Vorläufer des modernen Russlands, die — als Ergänzung seiner „Schemata" — die Konsequenz seines Antihistorismus bildet. Nachdem die bürgerliche Geschichtsschreibung die historische Tradition des zaristischen

Russlands verherrlicht hatte, fand P. die Aufgabe der revolutionären Geschichtsschreibung in der Herabsetzung dieser Traditionen — wobei es ihm und seinen Schülern dann leicht passierte, dass sehr reaktionäre innere und äussere Gegner des Zarismus (die gegen Peter I. rebellierenden Strelitzen, Pseudodimitri und seine polnischen Hintermänner, auch wohl die Tartarenherrschaft) in ein verklärendes Licht gestellt wurden.

Drosdow bemerkt in dem erwähnten Artikel, dass die Ungeschichtlichkeit der Lehrbuchautoren (der Wanag-Gruppe) „besonders klar in Erscheinung trat in ihrem völligen Unverständnis der offenkundigen Wahrheit, dass auf bestimmten Entwicklungsstufen der historische Fortschritt auch durch Feudalherren und durch die Bourgeoisie verwirklicht werden kann.“ Wystriasky warf in der „Prawda“ vom 1. Februar 1936 der P.-Schule vor, dass bei ihr nur von den Räubereien und Vergewaltigungen der Moskauer Fürsten die Rede sei, nicht aber von dem historischen Fortschritt, den die Entstehung des grossrussischen Nationalstaates bedeutete.

Das Preisrichterkollegium hat in seiner Entscheidung vom August 1937 noch eine Reihe auf der gleichen Linie liegender Beanstandungen an den inzwischen eingereichten neuen Lehrbuchentwürfen gemacht : vorgeworfen wird ihnen Ignorierung des historischen Fortschrittes, den trotz allem die seinerzeitige Einführung des Christentums im Kiewer Reich[1]) bedeutete, und Idealisierung des vorchristlichen Heidentums, ferner Idealisierung direkt reaktionärer Aufstandsbewegungen (wie der Strelitzen gegen Peter I.) und Nichtaufzeigung der Gründe, aus denen die wirklich revolutionären (d.h. die Bauern-) Aufstände der Vergangenheit nicht siegen konnten.

Abseits vom allgemeinen Verlauf der historischen Diskussion wurde — in einem Artikel Jaroslawskis im „Istorik-Marxist“ (1936, Heft 2) und später in einem Artikel Drosdows in der „Prawda“ vom 28. III. 1937 — die Frage der Einschätzung der Revolution von 1905 durch P. gestellt. Jaroslawski kritisierte vor allem an Hand eines Vortrags, den P. im Oktober 1925 gehalten und veröffentlicht hatte, seine Theorie der Revolution von 1905 als einer rein bürgerlichen und betonte die schon damals vorhandenen objektiven (nicht aber subjektiven) Voraussetzungen eines Hinüberwachsens der bürgerlich-demokratischen in die sozialistische Revolution. Damit in engem Zusammenhang steht die Frage der Einschätzung des russisch-japanischen Krieges von 1905, dessen imperialistischen Charakter P. bestritten hat. Demgegenüber verwies J. auf die Bestrebungen zur Aufteilung Chinas, auf die Funktionen der russisch-chinesischen Bank und insbesondere auch darauf, dass die besonders brutalen Kolonialausbeu-

---

[1]) Bei P. („Abriss“, S. 28) wird dies Ereignis folgendermassen erklärt : „Als sich bei uns die Oberschicht der Gesellschaft zu bilden begann, verabscheute diese die alten slawischen religiösen Gebräuche und die slawischen Zauberer und verschrieb sich aus Konstantinopel nebst griechischen Seidenstoffen und goldenem Schmuck auch griechische Zeremonien und griechische ‚Zauberer‘, Priester.“ (Es folgt dann eine Charakteristik des Animismus, der vor und nach der Taufe das Wesen der religiösen Vorstellungen im alten Russland ausmachte.) Unklar ist hier nur, warum die Bojaren jenen eigenartigen ideologischen „Luxusartikel“ (sehr im Gegensatz zu den Seidenstoffen und dem Goldschmuck !) ihren Untertanen mit allen möglichen Gewaltmitteln aufzwangen.

tungsmethoden Russlands, die P. als „handelskapitalistisch" bezeichnet hatte, auch den modernsten Imperialismen eigen seien.

Nach dieser kurzen Wiedergabe der Kritik, die an den früher herrschenden historischen Auffassungen geübt wurde, können wir ihre objektiven Tendenzen am besten beleuchten, indem wir auf die Behandlung der hier angeschnittenen Fragen in dem neuen Lehrbuch Schestakows hinweisen. Von einem Schulbuch darf man keine methodologischen Definitionen erwarten — immerhin ist es, nach all den vorangegangenen Diskussionen, bemerkenswert, was in diesem von der Parteiführung durchgearbeiteten Buch populär über die Bedeutung der Geschichte gesagt wird.

„Dieses Buch erzählt euch, wie die Menschen in der Vergangenheit lebten, wie die Völker der Sowjetunion mit ihren Unterdrückern und Feinden kämpften, wie sie erreichten, dass unser Vaterland zum Lande des Sozialismus wurde... All dies nennt man auch Geschichte. Wir lieben unser Vaterland, und wir wollen gut seine hervorragende Geschichte kennen. Wer die Geschichte versteht, der versteht um so besser auch das heutige Leben, der wird um so besser mit den Feinden unseres Landes kämpfen und den Sozialismus befestigen." (S. 4)

Die historische Darstellung selbst, der eine kurze der Entstehung der Klassen und des Staates vorangeht, beginnt mit den ältesten Staaten, die auf dem Boden der heutigen Sowjetunion — in Transkaukasien und Zentralasien — entstanden, und behandelt kurz die Geschichte der Skythen und der Schwarzmeergriechen, so dass am Beginn des Buches durchaus nicht die Slawen als die zentralen Träger der Geschichte erscheinen. Von ihrem Auftreten an freilich beschäftigt sich das Lehrbuch zwar nicht ausschliesslich, aber doch ganz überwiegend mit ihnen (später speziell mit den Grossrussen), so dass die Kritik, die das Preisrichterkollegium in dieser Hinsicht auch an dem von ihm befürworteten Lehrbuch geübt hat, als sehr begründet erscheint. Die Herausbildung der Klassenunterschiede und des Staates bei den Slawen wird endogen dargestellt (S. 11). Bei der Einführung des Christentums wird zunächst seine Bedeutung für die Stärkung der Fürstenherrschaft über die Slawen betont : Olga (jene Fürstin, die zuerst für die Christianisierung eintrat) war davon befriedigt, „wie die griechischen Priester überall verkündeten, dass die Königsgewalt geheiligt sei" ; sie erkannte, „dass der griechische Glaube ein ausgezeichnetes Mittel war, um die Fürstenmacht zu festigen und die zersplitterten slawischen Stämme in einen Staat zusammenzuschweissen" (S. 16). Aus analogen Gründen führt ihr Enkel Wladimir 988 das Christentum ein, gegenüber erbittertem Widerstand des Volkes. Dann erst heisst es weiter : „Das Christentum war damals im Vergleich zum Heidentum ein Fortschritt in der Entwicklung Russlands. Mit dem Christentum wurde auch die griechische Kultur und Bildung unter den Slawen verbreitet." (S. 18) Weiter hören wir in besonderen Kapiteln von den „spontanen Volksaufständen" (im Gegensatz zur P.schen „Volksrevolution") „im Kiewer Fürstentum" (S. 18 ff.) und von den (den älteren Unabhängigkeitskämpfen der deutschen Städte entsprechenden) „Aufständen des Nowgoroder Volkes gegen die Bojaren und Kaufleute" (1136 und 1209), die aber auch „nicht weiter als bis zu einer spontanen Erhebung gehen" konnten. „Infolge seines mangelnden

Bewusstseins und seiner mangelnden Organisation konnte das Volk die Macht der Bojaren und Kaufleute nicht brechen." (S. 22) Die mangelnde Widerstandskraft des alten Russlands gegen den Mongoleneinfall wird (S. 24) mit der feudalen Zersplitterung des Landes, den inneren Kämpfen und der durch sie bedingten Aussaugung der Bauernschaft erklärt. Die Mongolenherrschaft wird als schweres Joch von Eroberern, die Herausbildung des Moskauer Grossfürstentums und seine endliche Loslösung von der Mongolenherrschaft ausführlich, aber ohne Beschönigung des nichts weniger als heroischen Vorgangs geschildert. (S. 29 u. 33) Mit dem 15. Jahrhundert beginnt die fortschreitende und endlich am Beginn des 17. Jahrhunderts die den grossen Bauernaufstand hervorrufende Einführung der Frondienste und weiterhin der Leibeigenschaft.

Die Darstellung des Russlands des 17. Jahrhunderts — „des Staats der Gutsherren und Kaufleute" — schliesst mit den Worten: „Russland brauchte ernste Reformen, sonst hätte es ein kulturloses und rückständiges Land bleiben können. Der Zar, der den russischen Staat der Gutsherren und Kaufleute umbaute und festigte, war Peter I." (S. 59) Die Tätigkeit des „Zaren-Umgestalters" wird ausführlich geschildert — doch durchaus nicht nur in ihren positiven Seiten, sondern auch unter ausführlicher Darstellung des Druckes, der auf die Bauernmassen ausgeübt wurde, der Aufstände, mit denen sie auf diesen Druck reagierten, und des Terrors, mit dem Peter I. diese Aufstände niederwarf. Die Schlussfolgerungen lauten : „Unter Peter I. machte Russland beträchtliche Fortschritte, blieb aber ein Land, wo alles auf dem Joch der Leibeigenschaft und zaristischer Willkür beruhte. Die Stärkung des russischen Reichs unter Peter I. wurde erreicht um den Preis des Untergangs Hunderttausender von Werktätigen, um den Preis der Ausplünderung des Volkes. Peter I. tat sehr viel für die Schaffung und Festigung des Staates der Gutsherren und Kaufleute." (S. 66)

Von diesem Punkte an aber betrachtet das Buch die gesamte Tätigkeit des russischen Adelsstaates als wesentlich reaktionär und sieht die ganze Kraft des Fortschrittes in den Aufständen der unterdrückten Massen und in der relativ eingehend geschilderten kulturellen Entwicklung. Bei J e k a t e r i n a II. lernen die Schulkinder vor allem die Bauernkriege unter P u g a t s c h e w s Führung kennen, wobei die Rolle der leibeigenen Fabrikarbeiter und der baschkirischen Aufständischen besonders gewürdigt wird. Mit der französischen Revolution treten die revolutionären Völker des Westens (erst die Franzosen, später auch die Deutschen) mindestens ebenso wie die Russen als Träger des geschichtlichen Prozesses in den Vordergrund der Darstellung. Der Kampf gegen die napoleonische Invasion — ein Punkt, dessen Behandlung in den vorangehenden Diskussionen eine grosse Rolle spielte — wird unter Betonung seines nationalen Unabhängigkeitscharakters, aber auch der von der Seite der herrschenden Klassen massgebenden Kriegsgründe beleuchtet : „Das Bündnis Russlands mit Frankreich dauerte nicht lange. Die Gutsherren und Kaufleute waren am freien Handel mit England stark interessiert und forderten vom Zaren den Bruch mit Napoleon. Die Adligen fürchteten auch, dass unter dem Einfluss des bürgerlichen Frankreichs, wo die Leibeigenschaft liquidiert war, ihre Herrschaft in Russland geschwächt werden könnte. Sie gaben dem Zaren eine Erklärung

ab, in der sie eine Festigung der Macht der gutsherrlichen Leibeigenenbesitzer und die Verlängerung des Kampfes mit dem bürgerlichen Frankreich forderten. Alexander I. gab nach : der Handel mit England wurde wieder aufgenommen, und es begannen die Vorbereitungen zum neuen Krieg.

Im Gefolge des Krieges wird Russland zum Träger der „Heiligen Allianz" und zum „Gendarm Europas" (S. 82), im Innern zum „Reich der Gendarmen und Beamten" (S. 85), nachdem der Dekabristenaufstand niedergeschlagen war. Dieser selbst (den P. unter der Überschrift „Die revolutionäre Bourgeoisie" behandelt hatte) erscheint als Erhebung fortschrittlicher Offiziere aus Adelskreisen, die „auf den Feldzügen nach Frankreich gesehen hatten, dass die Bauern ohne Leibeigenschaft besser leben und dass auf Gütern und Fabriken die Lohnarbeit vorteilhafter ist als die leibeigene. Sie hatten gesehen, dass in den Städten Westeuropas die Menschen reicher und kulturvoller lebten als in Russland." (S. 83) Ebenso aber wird hervorgehoben, dass der „Mordbund" der Dekabristen den Bauern bei der Befreiung das meiste Land wegnehmen wollte und während des Militäraufstandes vor der Hilfe der Kleinbürger und Arbeiter zurückschreckte. Dessenungeachtet ist die Gesamtwürdigung positiv : „Sie waren wenige an der Zahl und waren nicht mit dem Volke verbunden. Aber die Dekabristen waren die ersten, die sich organisiert und offen, mit der Waffe in der Hand, gegen den Absolutismus in der zaristischen Hauptstadt selbst erhoben. Ihre Tat ist nicht vergebens gewesen — die folgenden Generationen von Revolutionären haben sie fortgesetzt." (S. 85)

Ein halbes Jahrhundert später, bei der Würdigung der Narodniki-Bewegung, die der jüngsten Vergangenheit näherstand und deren Traditionen sich noch auswirken können, wird das Schwergewicht auf die Kritik gelegt : „Der Misserfolg der Narodniki war kein Zufall : der von ihnen gewählte Weg des Kampfes mit dem Zarismus, der Weg des Terrors, war ein Fehler und für die Revolution sehr schädlich. Die Tätigkeit der Narodniki war schädlich, weil sie die Arbeiterklasse daran hinderten, ihre führende Rolle in der Revolution zu begreifen, und die Schaffung einer marxistischen Arbeiterpartei hemmten, die Aufmerksamkeit der Werktätigen vom Kampfe mit der ganzen Unterdrückerklasse durch nutzlose Tötungen einzelner Vertreter dieser Klasse ablenkten und die Schaffung des Bundes der Arbeiter und Bauern verzögerten." (S. 109)

Rein positiv und ausführlich werden die Freiheitskämpfe der unterdrückten Völker gewürdigt. Zum Schluss unserer Darstellung des Verhältnisses des neuen Geschichtsbuches zu den Traditionen der Vorzeit geben wir, weil auch diese Frage in den Diskussionen eine Rolle spielte, die Stelle über die Ursachen des Weltkriegs und der russischen Niederlagen (S. 144/46) : „Die kapitalistischen Grossmächte konkurrierten miteinander. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es auf der Erde keinen Fussbreit Boden mehr, der nicht von irgendeinem Staat okkupiert war. Die Kapitalisten der verschiedenen Länder suchten reiche Länder mit starker Bevölkerung einander zu entreissen. Mit besonderem Neid blickte Deutschland auf die Länder, die früher von England, Frankreich und Russland erobert worden waren. Deutschland wollte von England dessen afrikanische Kolonien erobern, von Russland die Ukraine, Polen und das Baltikum ;

von der Türkei wollte Russland Konstantinopel, England Mesopotamien und Palästina erobern, Frankreich von Deutschland Elsass-Lothringen. Bei der Vorbereitung zu diesem räuberischen Kriege teilten sich die Kapitalisten in zwei Lager... Diesen räuberischen Krieg bereitete die Bourgeoisie der kämpfenden Parteien insgeheim vor dem Volke vor. Als der Krieg begann, betrog die Bourgeoisie aller kämpfenden Parteien das Volk, indem sie diesen Krieg für einen Kampf um die Rettung des Vaterlandes vor dem Feinde erklärte...“

Als letzter Beitrag des Buches zur Beurteilung der Voraussetzungen der Oktoberrevolution — gewissermassen als Brücke zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart — sei ein Urteil über die Ursachen der Niederlage von 1905 und der Siege von 1917 wiedergegeben. Nach Feststellung der ersten Entwicklung der kapitalistischen Monopole, aber auch der — auch nach 1905 nicht überwundenen — Rückständigkeit der russischen Wirtschaft heisst es : „Es ergibt sich, dass es für die Niederlage der ersten bürgerlichen Revolution in Russland mehr als genug Ursachen gab. Die wichtigste von ihnen war das Fehlen eines Bündnisses der Arbeiter und Bauern. Wenn auch die Bauern fühlten, dass ein erfolgreicher Kampf mit den Gutsherren ohne Bündnis mit den Arbeitern unmöglich war, so verstanden sie überhaupt nicht, dass man ohne Sturz des Zarismus die Gutsherren nicht loswerden konnte. Immer noch glaubten die Bauern an den guten Willen von ‚Väterchen Zar‘. Darum wollten die Bauern nicht mit den Arbeitern ein Bündnis zum Sturze des Zarismus schliessen, und die Bauernsöhne in der Soldatenuniform halfen dem Zaren, die Streiks und Aufstände der Arbeiter niederzuwerfen... Auch bei den Arbeitern gab es Mängel. Natürlich war die Arbeiterklasse die führende Kraft der Revolution — aber sie war noch nicht einheitlich und geschlossen, so wie auch ihre Partei, die Sozialdemokratie, in zwei Gruppen, in Menschewiken und Bolschewiken gespalten war... Die Arbeiter traten in der Revolution nicht immer kameradschaftlich auf, und die Arbeiterklasse hatte nicht die Möglichkeit, Führer (Hegemon) der Revolution zu werden.“ (S. 138)

Bei Besprechung der Sowjets von 1917 wird (S. 149) hervorgehoben, dass sie — zum Unterschied von den Sowjets von 1905, nach deren Vorbild sie entstanden — „schon nicht mehr Sowjets nur der Arbeiterdelegierten, sondern Sowjets der Arbeiter- und Soldatendelegierten waren“ und „die Soldatendelegierten dem Wesen der Sache nach Bauerndeputierte“ — worin „der Unterschied der Februarrevolution 1917 von der Revolution 1905 zum Ausdruck kam.“ Und damit können auch die Voraussetzungen des Sieges der Oktoberrevolution (S. 161) genannt werden :

„1. Die bürgerliche Regierung des Sozialrevolutionärs Kerensky war in den Augen der Arbeiter und Bauern endgültig erledigt... 2. ... auf Grund dieser Forderungen schloss und formulierte sich der feste Bund der Arbeiter und Bauern in Gestalt der Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten gegen die bürgerliche provisorische Regierung und die hinter ihr stehenden Sozialrevolutionäre und Menschewiken für die Unterstützung der bolschewistischen Partei. 3. ... die Arbeiter und Bauern verliessen in ihrer Masse die kompromisslerischen Sozialrevolutionäre und Menschewiken und schlos-

sen sich um die bolschewistische Partei zusammen, in der sie ihren Führer erkannten."

Für die wissenschaftliche Behandlung der Revolution und des Aufbaus der Sowjetwirtschaft ist ein Volksschullehrbuch natürlich keine genügende Quelle : wir glauben, die Problemstellungen kürzer und gründlicher wiedergeben zu können, indem wir hier auf das Gutachten des Preisrichterkollegiums zurückgreifen, das mit einer Vielzahl von Entwürfen zweifellos den Gesamtstand der Geschichtsdarstellung treffen wollte. Das Schwergewicht der Kritik wird auf die ungenügende Darstellung der Rückständigkeit und der abhängigen Lage (gegenüber dem westlichen Kapital) Vorkriegsrusslands gelegt und auf die Konsequenzen, die sich aus seiner Rückständigkeit für den Kriegsverlauf ergaben, „dass gerade infolge der industriellen Rückständigkeit die russischen Soldaten ohne Munition blieben, infolge der landwirtschaftlichen Rückständigkeit die Arbeiter im Lande ohne Brot, dass infolge des rückständigen gesellschaftlichen Systems die Armee von schlechten Offizieren, Gutsbesitzersöhnchen, geführt wurde" (Punkt 4). Das verhülle die grosse Rolle der Oktoberrevolution „als Befreierin Russlands aus seiner halbkolonialen Lage" und in der Verwandlung des einst so schwachen Landes „in ein mächtiges und kraftvolles" (Punkt 3). Punkt 7 kritisiert im gleichen Geiste die Mehrzahl der Lehrbuchautoren auch für die Vernachlässigung der engen Verbindung der im Oktober 1917 geschlagenen Kapitalisten und Grundbesitzer mit dem Auslandskapital (erst dem deutschen, dann dem der Entente), dem sie Russland preisgeben wollten, und damit auch der internationalen Bedeutung des Kampfes, den die Roten Armeen gegen die Intervention um die Unabhängigkeit und Freiheit des Landes führten.

Dieselbe Linie auf Herausarbeitung des allnationalen Charakters der Oktoberrevolution (nicht im Sinne einer Nation, aber aller Werktätigen aller Sowjetvölker) kommt zum Ausdruck, wenn Punkt 5 und 6 die Lehrbuchautoren wegen Vernachlässigung der feudalen Elemente im Vorkriegsrussland und des Anteils der Gutsherren an den konterrevolutionären „Regierungen" der Bürgerkriegszeit kritisieren : „Es ist bekannt," — sagt Punkt 5 — „dass im letzten Jahrzehnt vor der Revolution die Entwicklung des russischen Staatsaufbaus in der Richtung der Verwandlung der russischen Monarchie in eine bürgerliche Monarchie ging (wobei aber dieser Prozess bis zur Revolution nicht zum Abschluss gelangte), dass der Gutsherr die Macht mit den Kapitalisten teilte (was durchaus nicht mit einer vollen Abtretung der Macht an die Kapitalisten gleichbedeutend ist). Doch indem die Autoren von ‚Kapitalisten' reden, wo von ‚Kapitalisten und Gutsherren' die Rede sein müsste, vergessen sie beispielsweise, davon zu sprechen, dass die deutschen Okkupanten in der Ukraine als erste Massnahme die Bauern zwangen, das Land den Gutsherren zurückzugeben — und dass die anderen Okkupanten ebenso vorgingen. Daraus kann sich eine Verzerrung der historischen Perspektive und Verhüllung der Rolle ergeben, die die Arbeiterklasse als Befreierin der Bauern vom Gutsbesitzerjoch spielte."

Und indem die Autoren „bei der Darstellung der grossen sozialistischen

Revolution einfach den Kapitalisten die Arbeiter,[1]) statt den mit den Gutsherren verbündeten Kapitalisten den Bund der Arbeiter und Bauern gegenüberstellen", geben sie wider ihren Willen „ungeschichtlichen und unmarxistischen Auffassungen über die grosse sozialistische Revolution" Platz, „als ob die Arbeiterklasse nicht als Führerin des ganzen werktätigen Volkes, sondern nur für sich als Klasse die Revolution gemacht hätte" (Punkt 6). Diesem Geist entspricht es auch, wenn Punkt 1 ausdrücklich warnt vor Verkleinerung der Rolle der Sowjets als der Träger der Macht zugunsten einer einseitigen Betonung der Partei, nicht mehr als Führerin, sondern als Machtträgerin, womit auch die Bedeutung der Partei entstellt werde.

---

[1]) Wir wissen, dass dies im Grunde — nur noch übertragen auf eine breitere Vergangenheit — Pokrowskys Konzeption war.

Neuere Literatur zur deutschen Wehrwirtschaft.

Von

Felix Weil.

Hellmer, Heinrich [*Referent im Wehrwirtschaftsstab im Reichskriegsministerium*], *Wehrwirtschaft. Was jeder von ihr wissen muss! H. W. Rödiger. Berlin* 1936. *(*64 *S.; RM.* 0.50*)*

Fischer, Guido [*Universitätsprofessor in München*], *Wehrwirtschaft. Ihre Grundlagen und Theorien. Quelle & Meyer. Leipzig* 1936. *(*205 *S.; RM.* 3.20, *geb. RM.* 4.—*)*

Thoma, Richard [*Professor des öffentlichen Rechts an der Universität Bonn*], *Die Staatsfinanzen in der Volksgemeinwirtschaft. Ein Beitrag zur Gestaltung des deutschen Sozialismus. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen* 1937. *(VIII u.* 150 *S.; RM.* 4.30, *geb. RM.* 5.80*)*

Burkheiser, Karl, *Grenzen des Staatskredits. Bank-Verlag. Berlin* 1937. *(*102 *S.; RM.* 4.—*)*

Jessen, Arnd [*Lehrbeauftragter an der Universität Berlin*], *Wehrwirtschaft und Börse. R. v. Decker's Verlag G. Schenk. Berlin* 1937. *(*109 *S.; RM.* 3.25*)*

Forstmann, Albrecht, *Der Kampf um den internationalen Handel. Haude & Spenersche Buchhandlung Max Paschke. Berlin* 1935. *(XII u.* 415 *S.; RM.* 14.—*)*

Probleme des deutschen Wirtschaftslebens. Erstrebtes und Erreichtes. Eine Sammlung von Abhandlungen. Hrsg. v. Deutschen Institut für Bankwissenschaft und Bankwesen [*Festschrift für Schacht*]. *Walter de Gruyter & Co. Berlin* 1937. *(XIV u.* 860 *S.; RM.* 13.—*)*

Trivanovitch, Vaso, *Economic Development of Germany under National Socialism. National Industrial Conference Board. New York* 1937. *(XI u.* 141 *S.;* $ 3.50*)*

Saint-Jean, Maurice de, *La politique économique et financière du Troisième Reich. L'Œuvre du Docteur Schacht. Librairie Félix Alcan. Paris* 1936. *(*474 *S.; fr. fr.* 50.—*)*

Rawlins, E. C. Donaldson, *Economic Conditions in Germany to March* 1936. *Hrsg. v. Department of Overseas Trade. His Majesty's Stationary Office. London* 1936. *(XII u.* 285 *S.;* 5 *s.)*

Priester, Hans E., *Das deutsche Wirtschaftswunder. Querido Verlag. Amsterdam* 1936. *(*360 *S.; Hfl.* 2.90, *geb. Hfl.* 3.90*)*

„Germanicus", *Germany. The last four years. An independent examination of the results of National Socialism. Eyre & Spottiswoode, London. Houghton, Mifflin & Co., New York* 1937. *(VII u.* 116 *S.;* 5 *s.,* $ 1.75*)*

Dass die Wirtschaft des Deutschen Reiches heute in erster Linie an den Bedürfnissen der deutschen Aufrüstung ausgerichtet sein muss und alle Sonderinteressen gegenüber diesem Ziel zurückzutreten haben, ist ein anerkannter und oft verkündeter Grundsatz der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint dieser Grundsatz zu keiner neuartigen wirtschaftstheoretischen Problematik zu führen. Es werden, so wird argumentiert, lediglich die Methoden der Kriegswirtschaft im Frieden angewandt. Von den aus der Geschichte bekannten Massnahmen zur Vorbereitung des Krieges unterscheide sich die derzeitige deutsche Wirtschaftsführung lediglich quantitativ. Um auf einer selbst für den Friedensbedarf äusserst schmalen Rohstoffbasis eine gewaltige Kriegsmaschinerie aufbauen zu können, habe man eine umfangreiche Organisation der Rohstoffverteilung und der planmässigen Durchführung der Aufrüstung schaffen müssen, aber sie bestände aus nicht mehr als einem System von Notmassnahmen, durch welches die überkommene Wirtschaftsstruktur nicht wesentlich modifiziert werde.

Dieser Ansicht ist schon nach den ersten Schritten der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik die These entgegengestellt worden, dass etwas grundsätzlich Neues geschaffen werde. Ihre Stütze fand diese Behauptung in der offiziellen Parteiideologie, nach welcher das kapitalistische Wirtschaftssystem abgelöst ist durch das „nationalsozialistische, das von einer ganz anderen Geisteshaltung getragen ist und das anderen inneren Gesetzen gehorcht, als sie die kapitalistische Wirtschaft beherrschen.“ [1])

Mit dieser Ideologie verbindet sich die Vorstellung, dass unter den besonderen Bedingungen der deutschen Aufrüstung ein neues Wirtschaftsprinzip geschaffen worden sei, das eben jene ursprüngliche programmatische Forderung nach einer Überwindung des kapitalistischen Wirtschaftssystems erfülle. Man hat dieser neuen Ordnung den Namen „Wehrwirtschaft“ gegeben und versucht, eine offizielle Theorie für sie auszuarbeiten.[2]) Definiert wird die Wehrwirtschaft vom Reichskriegsministerium als „das die Wirtschaftsanschauung, -form und -gestaltung bestimmende Prinzip im Frieden und im Krieg“[3]).

Will man sich in den neueren Veröffentlichungen über Theorie und Praxis dieses Wirtschaftsprinzips orientieren, so wird man ausser den speziell die Wehrwirtschaft behandelnden Publikationen auch die allgemeinen Darstellungen der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik durchsehen müssen. Es kommen für unseren Problemkreis vor allem die Bücher von vier Gruppen von Autoren in Frage : 1) die eigentlichen Vertreter des wehrwirtschaftlichen Gedankens. Hierher zählen besonders : Hellmer, Fischer, Thoma, Burkheiser und Jessen ; 2) die Kritiker der nationalsozia-

---

[1]) Reichspressechef der NSDAP Dietrich. Zitiert bei Priester, a. a. O., S. 11.

[2]) Vgl. hierzu Hellmer, a. a. O., S. 25 u. 39, und Fischer, a. a. O., S. 23 ; ferner die Untersuchungen „Wehrwirtschaft als Wissenschaft“ und „Gesichtspunkte für die Beurteilung der wehrwirtschaftlichen Kraft“ in „Kriegswirtschaftliche Jahresberichte 1936“, hrsg. v. Dozent Dr. Hesse, Major im Reichskriegsministerium (Hamburg 1936).

[3]) „Militärwissenschaftliche Rundschau“. Zitiert bei Hellmer, a. a. O., S. 25.

listischen Wirtschaftspolitik im eigenen Lager, also vor allem die Kreise um Schacht. Hier kommen als charakteristisch in Betracht : in erster Linie Forstmann und dann u. a. Dreyse in seinem Beitrag zur Schacht-Festschrift ; 3) die ausländischen Autoren, die sich um eine objektive Darstellung der deutschen Wirtschaftslage und Wirtschaftspolitik bemühen, dabei aber ziemlich unkritisch vorgehen und mehr oder weniger die deutschen offiziellen Thesen vertreten. Hierzu gehören : Trivanovitch, Saint-Jean und Donaldson Rawlins ; 4) die liberalen Kritiker der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik, die in der Regel ein gutes Auge für deren Schwächen haben, aber infolge ihres starren Festhaltens an den Postulaten der freien Marktwirtschaft wenig Verständnis für Tragweite und Erfolgschancen einer andersartigen Wirtschaftsorganisation zeigen. Charakteristisch für diese Gruppe sind Priester und „Germanicus".

Anstelle einer Inhaltsangabe der Bücher der erwähnten Autoren sollen hier im Anschluss an sie und unter Heranziehung von ergänzendem Material aus den deutschen Verordnungen, der amtlichen Statistik und der Zeitschriftenliteratur einige Gesichtspunkte zur Beurteilung der Wehrwirtschaft entwickelt werden.

Es wurde bereits auf die zumindest äusserliche Verwandtschaft von Wehrwirtschaft und Kriegswirtschaft hingewiesen. Beide haben die bestmögliche Deckung des Kriegsbedarfes zur Aufgabe, aber es zeigt sich sogleich, dass das Ziel der Wehrwirtschaft viel weiter gesteckt ist, denn sie fordert „totale Mobilmachung aller seelischen, sittlichen, körperlichen, geistigen, wirtschaftlichen und technischen Kräfte der ganzen Volksgemeinschaft." [1]) Ein derartiges Ziel, das unter dem Gesichtspunkt der Theorie vom „totalen Krieg" aufgestellt worden ist, muss beim Versuch seiner Verwirklichung Anstrengungen zur planmässigen Regulierung des ganzen gesellschaftlichen Lebens und damit die Schaffung eines grossen, besonderen Beamtenapparats nach sich ziehen. Die wehrwirtschaftlichen Massnahmen und Institutionen übertreffen daher dem Ausmass wie der Intensität nach weit ihre kriegswirtschaftlichen Vorgänger. Diese beschränkten sich anfänglich auf die Deckung des Heeresbedarfs und suchten dieses Ziel hauptsächlich durch Selbstorganisation der Wirtschaft zu erreichen. Allmählich erwies sich aber ein System der Dringlichkeitsqualifikation des meisten übrigen Bedarfs als notwendig, bis schliesslich der Mangel an Rohstoffen und Arbeitern Eingriffe in fast alle Wirtschaftsgebiete erzwang. Die Intensität der staatlichen Regulierung war jedoch durch den Widerstand der Bevölkerung (Schleichhandel, „Hamstern") und teilweise auch der örtlichen Zivilbürokratie beschränkt, und obendrein bestand die technische Form der Durchführung lange Zeit nur in dem wirtschaftlichen Druck, dass Staatsaufträge an die Einhaltung bestimmter Bedingungen geknüpft wurden. Erst verhältnismässig spät wurde eine bis ins einzelne gehende Lenkung des gesamten Wirtschaftslebens durch den staatlichen Verordnungs- und Verwaltungsapparat angestrebt. Stets aber, bis zum Ende des Weltkrieges, waren die kriegswirtschaftlichen Eingriffe in Deutschland wie anderswo nur als

[1]) Thoma, a. a. O., S. 133.

Ergänzung der aus der Friedenszeit überkommenen Wirtschaftsorganisation gedacht, die nur dann und insoweit statthaben sollte, als die freie Wirtschaft den durch den Krieg gestellten Aufgaben nicht gewachsen war.

In der deutschen Wehrwirtschaft von heute, besonders seit der Inaugurierung des „Vierjahresplanes", scheint dagegen die freie Wirtschaft nur noch als Ergänzung auf den Gebieten zugelassen zu sein, die von der staatlichen „Lenkung" nicht oder noch nicht ergriffen sind. Bezogen auf den von der direkten Regulierung freien Sektor der Wirtschaft (indirekt war und ist wegen der Knappheit an Rohstoffen und Devisen auch der „freie" Sektor reguliert), sind Kriegswirtschaft und Wehrwirtschaft Kehrbilder: für die erstere ist die Zwangswirtschaft, für die letztere der freie Sektor ein notwendiges Übel. Die Kriegswirtschaft erscheint als eine von zahlreichen improvisierten Notmassnahmen durchsetzte Marktwirtschaft, in der die neugeschaffenen Beschränkungen als lästige Fremdkörper empfunden werden, die so bald wie möglich wieder verschwinden sollen. Die deutsche Wehrwirtschaft tritt demgegenüber mit dem Anspruch auf, den bisher in der Marktwirtschaft richtungweisenden Konkurrenzmechanismus dauernd und tendenziell (auch hier mit dem Anspruch auf Totalität) durch zentralisierte, planmässige Regelung zu ersetzen.

Bei aller Verschiedenheit zeigen aber Kriegswirtschaft und Wehrwirtschaft einen wesentlichen gemeinsamen Zug: beide halten an der Institution des Privateigentums an den Produktionsmitteln grundsätzlich fest, so tief sie auch in die freie Verfügungsgewalt des einzelnen Unternehmers eingreifen mögen. Insofern hat die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik so wenig mit Sozialismus zu tun wie der sogenannte deutsche „Kriegssozialismus" des Weltkrieges. Wir kommen auf diesen wichtigen Punkt noch ausführlich zu sprechen.

Eine weitere, allerdings viel oberflächlichere Gemeinsamkeit zeigt die deutsche Wirtschaftsform des Weltkrieges mit der heutigen darin, dass man 1933 ebensowenig wie 1914 sofort eine allseitige Regelung der Gesamtwirtschaft beabsichtigt hatte. Jedoch ergab das Tempo der deutschen Aufrüstung im Zusammenhang mit dem Rohstoffmangel noch schneller als im Weltkrieg die Notwendigkeit, die staatliche Kontrolle auf immer weitere Gebiete auszudehnen. Aufrüstung auf Grundlage einer schmalen Rohstoffbasis führte über die (nur aus Zahlungsbilanzgründen schon vorher verhängte) Devisenzwangswirtschaft hinaus zur Notwendigkeit der Einfuhr- und Verwendungskontrolle der Rohstoffe; aus der Klassifikation der Dringlichkeit der herzustellenden Güter ergab sich einerseits die Restriktion der Ausweitung der Konsumgüterherstellung[1]) und die Verbrauchsregulierung, andererseits die Investitionsregelung und die schon allein daraus resultierende Bevorzugung der Grossbetriebe.

Diese Ausbreitungstendenz der staatlichen Wirtschaftseingriffe ist das Resultat der partikulären Bedingungen der gegenwärtigen deutschen Ver-

---

[1]) Während der Index der geleisteten Arbeitsstunden (1932 = 100) in der Produktionsgüterindustrie 1936 234,8 und in der Baustoffindustrie 262 war, betrug er für die Verbrauchsgüterindustrie nur 133, für die Nahrungsmittelindustrie sogar nur 117,4. (Vgl. „Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reichs", 46 (1937), Heft 3. S. 80).

hältnisse. Das zeigt ein Vergleich mit den kriegswirtschaftlichen Vorbereitungen, wie sie in Ländern mit günstigerer Rohstoffversorgung durchgeführt werden. In England und Belgien z.B., die im Gefolge der deutschen Aufrüstung ebenfalls dazu übergegangen sind, die Umstellung der Wirtschaft auf die Erfordernisse der Kriegsproduktion vorzubereiten, ist es möglich, die Beschaffung von Material und Materialreserven ohne irgendwelche Zwangsmassnahmen zu bewerkstelligen. Hier beschränkt sich dann das spezifisch „Wehrwirtschaftliche" auf die Ausarbeitung eines wirtschaftlichen Mobilmachungsplans, also auf generelle Massnahmen, von denen man kaum aussagen kann, dass sie etwas prinzipiell Neues darstellen. Beispiele aus einem solchen Mobilmachungsplan sehen wir etwa in dem belgischen „contrat différé". Hier schliesst der Staat mit Unternehmern Eventualverträge für künftige Kriegslieferungen zu genau fixierten Bedingungen, in denen eine strikte Limitierung der Preise vorgesehen ist.[1]) Einen Schritt weiter bedeutet schon die Errichtung von vorläufig unbenützten Werkstätten zur Waffenfabrikation, wie sie aus England („shadow factories") bekannt geworden ist. Aber das alles sind bloss organisatorische Bereitschaftsformen, die sich lediglich finanzpolitisch, nämlich in der Form der stärkeren Belastung der Steuerzahler oder der Vorbelastung künftiger Generationen durch Anleihen auswirken.

Im Gegensatz zu solchen Kriegsvorbereitungen steht die bis ins einzelne gehende staatliche Regelung der deutschen Wirtschaft : das gesamte Wirtschaftsleben der Friedenszeit soll so eingerichtet werden, dass nicht nur die Kriegsrüstungen ungestört vor sich gehen, sondern dass auch der „potentiel de guerre" so ausgebildet wird, dass mit einem „Minimum von Anstrengung die Umstellung des gesamten nationalen Lebens vom Frieden auf den Kriegszustand"[2]) erfolgen kann. An der bisherigen Entwicklung lässt sich beobachten, dass im Bestreben, eine fortwährende Steigerung der Produktionsgüterindustrie und besonders der wirtschaftlich unproduktiven Anlagen (Rüstungsindustrie) ohne entsprechende Ausweitung der Konsumgüterindustrie durchzuführen, das Netz der staatlichen Regelung immer engmaschiger wird, um schliesslich zwangsläufig alle Gebiete der Wirtschaft zu umfassen. Damit käme man zu einem Wirtschaftssystem, das fast genau mit dem Wissell-Moellendorfschen Plan einer „Gemeinwirtschaft" von 1919 übereinstimmt, der damals von der deutschen Regierung abgelehnt wurde, weil sie „die Zwangsjacke der Kriegsgesellschaften nicht gegen eine neue, für den Frieden zugeschnittene vertauschen" wollte und in jener „Gemeinwirtschaft" die „ernsteste Gefahr für die völlige Durchführung des Sozialismus" erblickte.[3]) Man sieht heute deutlich, dass die Wehrwirtschaft, die nach der Absicht der deutschen Regierungsstellen ursprünglich[4]) nur diejenigen Teile der Wirtschaft umfassen sollte, die für die Aufrüstung von

---

[1]) Siehe z. B. den Artikel „Kriegswirtschaftliche Vorbereitungen in Belgien" in „Vierjahresplan" I (1937), S. 282.

[2]) „Germanicus", a. a. O., S. 33.

[3]) Rede des Reichskanzlers Bauer vom 23.7.1919.

[4]) Vgl. hierzu Fischer, a. a. O., S. 25/26.

zentraler Bedeutung sind, bereits in den Staatskapitalismus[1]) hineinführt.

In der innerdeutschen Diskussion leidet die Stellungnahme zur Entwicklung der Wehrwirtschaft dadurch an gewissen Unklarheiten, dass dabei je nach der Interessenlage ganz verschiedene Gesichtspunkte in den Vordergrund geschoben werden. So tritt etwa ein Wortführer der Wehrwirtschafts-Bürokratie wie Thoma dafür ein, dass die „strengen Regeln" auch dann nicht abgebaut werden sollen, wenn „in einem künftigen Zeitraum von prosperity" die Rückkehr zum „ökonomischen Liberalismus" an sich wirtschaftlich möglich wäre, da für ihn die heutige deutsche Wirtschaft sich in einer höheren Entwicklungsphase befindet, von der ein „Zurücksinken ausgeschlossen" ist.[2]) Auf der anderen Seite sind es vornehmlich die Repräsentanten von Grosshandel, Leichtindustrie und Export, die der entgegengesetzten Ansicht zuneigen. Das Buch Forstmanns ist im Grunde nichts anderes als die Polemik eines Vertreters dieser Kreise gegen die strikte Durchführung des Wehrwirtschaftsgedankens, bei dem ihre Interessen zu kurz kommen. Hier finden wir alle Argumente dafür zusammengetragen[3]), warum die gegenwärtige Zwangswirtschaft nur als ein vorübergehender Ausnahmezustand angesehen werden soll, dessen Abbau im Interesse der deutschen Wirtschaft baldmöglichst in Angriff zu nehmen sei.

Die Wehrwirtschaft bleibt insofern völlig auf dem Boden der überkommenen Wirtschaftsordnung stehen, als sie danach trachtet, den Eigentümern von Produktionsmitteln im Prinzip ihr Eigentum und, wenn das nicht möglich ist, ein geldwertes Äquivalent zu garantieren. Über diese Grundtatsache darf die in unendlicher Variation wiederkehrende Ideologie der angeblich grundlegenden Änderung der Eigentumsverfassung nicht hinwegtäuschen. Diese offizielle Ideologie, wie sie in den massgebenden deutschen Veröffentlichungen, z. B. bei Koellreuter[4]) und Weber-Wieacker[5]) zu finden ist, subsumiert jede staatliche Beschränkung der Privatsphäre unter den Begriff Enteignung, weshalb sie z. B. Massnahmen als „entschädigungslose Enteignung" bezeichnet, die in Wirklichkeit nur Erwerbsbeschränkungen darstellen und die auch in anderen Ländern nicht zu Entschädigungsansprüchen zu führen pflegen. Auf diese Weise ist ein solcher Nebelschleier über die tatsächliche Entwicklung der Eigentumsverhältnisse geworfen worden, dass sogar sonst recht klarblickende, ausserdeutsche Kritiker die Lage völlig verkennen. Charakteristisch hierfür ist, dass z. B. die zuerst in der Londoner Zeitschrift „The Banker" im Februar 1937 erschienene Arbeit von „Germanicus"[6]) zu einer Gleichsetzung

---

[1]) Unter „Staatskapitalismus" verstehen wir eine Wirtschaft, die im wesentlichen vom Staat — und damit planmässig — geleitet wird, aber das Privateigentum an Produktionsmitteln prinzipiell beibehält.

[2]) a. a. O., S. 131/34.

[3]) a. a. O., S. 231/320. Und zwar sind es Argumente des ökonomischen Liberalismus, obwohl der Verfasser sich als Anhänger der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik ausgibt.

[4]) Deutsches Verwaltungsrecht, Berlin 1936, S. 112.

[5]) Eigentum und Enteignung, Hamburg 1936, S. 13.

[6]) a. a. O., S. 37/38 : „State control of economic life is growing so rapidly that it represents in actual fact a far-reaching process of Socialisation. Thus the Nazis

von Nationalsozialismus und Bolschewismus kommt, wie sie auch von Jordan im Vorwort zum Buch von Trivanovitch[1]) als geläufig erwähnt wird.

Richtig ist allerdings, dass in immer zunehmendem Masse der Staat Einschränkungen für die Ausübung des Eigentumsrechts anordnet, soweit es in der Betriebsführung und Kapitalanlage besteht. Insofern mag man auch von einem „Obereigentum" des Staates sprechen, oder, von der Seite mancher betroffenen Unternehmer her, klagen, das Eigentum sei zu einer blossen Fiktion herabgesunken. Andererseits kann man darin aber auch einen relativen Fortschritt erblicken, als hier die traditionellen Vorstellungen von der Unantastbarkeit des „ius usus abususque" durch eine gesamtgesellschaftliche Betrachtungsweise ersetzt werden, die dem Liberalismus völlig fremd ist. Die Aufhebung solcher psychologischer Hemmungen mag für die zukünftige Entwicklung von Bedeutung sein.

Soweit aber das Eigentum als Quelle des Mehrwertbezuges fungiert, ist die Wehrwirtschaft trotz ihrer anderslautenden Ideologie vom Boden des kapitalistischen Systems im wesentlichen nicht abgewichen : eine genauere Übersicht über die Enteignungs- und Verwaltungspraxis unter der Herrschaft des Nationalsozialismus zeigt nämlich, dass zwar die als notwendig befundenen Eingriffe in Privateigentum und Privatproduktion manchmal rücksichtslos und vielleicht gelegentlich sogar auch ohne Wahrung der (übrigens auch in anderen Ländern immer mehr im Abbau[2]) begriffenen Formvorschriften vor sich gehen, dass aber in der Regel dem Betroffenen eine angemessene Entschädigung zugestanden wird. Entsprechende Vorschriften für den Fall von Betriebsstillegungen und Produktions-Restriktionen[3]) finden sich fast ausnahmslos in allen Verordnungen, die über den Zwangszusammenschluss von Produzenten aller Art ergangen sind. Auch in der Verordnung, die die Durchführung der Landbeschaffung für die Wehrmacht regelt, wird am Entschädigungsprinzip festgehalten.

Nur in Fällen, in denen ein politischer Gegner getroffen werden soll, wird Eigentum ohne Entschädigung weggenommen, wie es das bekannte „Gesetz über Einziehung staatsfeindlichen Vermögens" oder das „Gesetz über den Ausgleich bürgerlich-rechtlicher Ansprüche"[4]) zeigt. Dem

---

who came to power as a result of middle and upper class opposition to Socialism, are sacrificing to their aspirations of a new German Empire, the very substance of their raison d'être."

[1]) a. a. O., S. VIII.

[2]) Siehe etwa die neuere französische Expropriationsgesetzgebung für militärische Zwecke, die das Prinzip des „payement préalable" zum grössten Teil abschafft ; vgl. hierzu Maxime Chrétien in „Revue de droit public", 54 (1937), S. 450-453.

[3]) Solche Verordnungen sind z. B. ergangen für die Milchwirtschaft, den Eiermarkt, die Getreidewirtschaft, die Kunstspeisefettindustrie, die Mischfuttermittelherstellung, die Obstverwertungsindustrie, die Zuckerwirtschaft, die Fischwirtschaft, die Gartenbauwirtschaft, die Kartoffelwirtschaft, die Brauereien und die Süsswarenwirtschaft. Wenn eine ähnliche Verordnung über die Braunkohlenwirtschaft vom 28.9.34 (RGBl I, S. 863) Entschädigungsausschluss vorsieht, so mag das mit der Tatsache zusammenhängen, dass grosse Teile der Braunkohlenwirtschaft von ausländischen, „nichtarischen" Interessenten beherrscht wurden.

[4]) Gesetz vom 13.12.34 (RGBl I, S. 1235). Dieses Gesetz war besonders dazu bestimmt, die mehr oder minder „freiwilligen" Vermögensübertragungen auf nationalsozialistische Stellen oder Anhänger der Anfechtung vor Gerichten zu entziehen.

gleichen Zweck, Bestrafung politischer Gegner oder Belohnung politischer Freunde, dienen übrigens auch eigenartige Sondervorschriften wie die, dass für besonders tüchtige Schornsteinfegermeister die Bildung grösserer Kehrbezirke auf Kosten ihrer weniger erfolgreichen Berufskameraden angeordnet werden kann.[1] Aber das letzte Beispiel gehört schon in jene Kategorie, bei der es sich nicht mehr um Eingriff in Eigentum oder mit dem Eigentum verbundene Erwerbsmöglichkeit handelt, sondern zu dem Gebiet allgemeiner Erwerbsvoraussetzungen oder Erwerbsbeschränkungen, wie sie bei zunehmender Regulierung aller wirtschaftlichen Funktionen immer häufiger werden. Diese Regulierungen freilich, deren wichtigste wohl die Einzelhandelsperre darstellt, treffen die mittleren und unteren Gesellschaftsklassen in ihren Erwerbschancen zwar mindestens so entscheidend wie die Angehörigen der Oberklassen irgendwelche Produktionsrestriktionen; gerade die Beibehaltung des Eigentumsbegriffes erlaubt jedoch, über die Eingriffe in die Lebenssphäre dieser Personenkreise ohne Entschädigung hinwegzugehen, weil formal hier die Eigentumskategorien nicht zur Anwendung gelangen.[2]

Die Unterschiedlichkeit der Entschädigungsregelung bei Eingriffen ins Eigentumsrecht einerseits und reine, nicht mit Eigentumsrechten in Beziehung stehende Erwerbschancen andererseits, die sich faktisch in einer klassendifferenzierenden Behandlung[3] auswirkt, findet in der Sphäre der Preisregulierung eine zusätzliche Bestätigung. Die Preispolitik der Regierung ist zwar darum bemüht, jedes unnötige Glied im Verteilungsapparat auszuschalten[4] und durch genaue Preisfestsetzung beim Einzelhandel den Konsumenten zu schützen. Preisgestaltung und Gewinnspanne der Produzenten können jedoch in vielen Fällen nicht in diesem Umfang beaufsichtigt werden; man denke z.B. nur an die Auswegmöglichkeit der Qualitätsverschlechterung. Obendrein kann die Frage, was ein „volkswirtschaftlich gerechtfertigter Gewinn“[5] ist, ganz willkürlich beantwortet werden; ein Beispiel hierfür ist die amtliche Erklärung, dass bei Beteiligung der Industrie an Finanzierungen im Rahmen des Vierjahresplans eine „erhöhte Verzinsung des Eigenkapitals häufig als durchaus gerechtfertigt“[6]) anzusehen sei.

Bei dieser Sachlage ist die Tendenz zu einer wachsenden Differenzierung des Rentabilitätsgrades von Grossproduzenten einerseits, Kleinhandel und Handwerk andererseits auch während der Rüstungskonjunktur nicht verwunderlich. Diese gegen den Mittelstand gerichtete Auswirkung der

---

[1]) Verordnung über das Schornsteinfegerwesen vom 15.4.35 (RGBl I, S. 515).

[2]) Vgl. hierzu z. B. Weber-Wieacker, a. a. O., S. 57/58.

[3]) Eine ähnliche Klassendifferenzierung findet sich auch in der Praxis der Anwendung des Gesetzes über die „soziale Ehrengerichtsbarkeit“; vgl. Neumann, S. 279 dieses Heftes.

[4]) Siehe z. B. den in dieser Hinsicht typischen Paragraphen 3 der Verordnung über Preisbildung für ausländische Waren vom 15.7.37 (RGBl I, S. 881): „Ein Verstoss gegen die Bestimmungen dieser Verordnung liegt auch dann vor, wenn Käufer, Verkäufer, Vermittler oder andere Personen sich oder einen anderen in volkswirtschaftlich nicht gerechtfertigter Weise in den Warenverkehr einschalten.“

[5]) Siehe Paragraph 1 der oben genannten Verordnung.

[6]) „Vierjahresplan“ I (1937), S. 537.

Wehrwirtschaft wird in deutschen Publikationen offen zugegeben. Anlässlich einer Erörterung über die „Zusammenpressungsfähigkeit" des Unternehmerlohns schreibt die „Wirtschaftskurve", dass die beste Möglichkeit einer „Verengung der Gewinnspanne" bei Einzelhandel und Handwerk zu finden sei. Hier werde die Verkürzung der Bruttospanne durch die Tatsache der Mithilfe von Familienangehörigen und der „weniger strengen" Kalkulation der Verzinsung des Eigenkapitals „innerhalb gewisser Grenzen nicht als Verlust wie beim industriellen Unternehmer empfunden", sondern „äussert sich einfach als Senkung des Lebensstandards für die Familie des Geschäftsinhabers." [1])

Dass von dieser Möglichkeit tatsächlich Gebrauch gemacht worden ist, zeigt z.B. eine Analyse der Lage des Lebensmittel-Einzelhandels im Jahre 1935[2]), wonach, in der Umsatzklasse bis RM. 5000.—, Kolonialwarenhändler (in gemieteten Räumen) nicht mehr als RM. 290.—, Obstverkäufer RM. 420.— und Schokoladegeschäfte RM. 397.— Durchschnitts-Jahresgewinn aufwiesen, während sie in der Umsatzklasse RM. 5-20.000.— nicht über RM. 1121.— verdienten.

Es ist fraglich, wie weit dieser Tendenz zur Differenzierung der Gewinnchancen durch die „Preisstoppverordnung" [3]), die eine staatliche Bindung aller Preise vorsieht, entgegengewirkt werden kann oder auch nur soll. Die Praxis, den Unternehmern die mehr oder weniger freiwillige Heranziehung zur Beteiligung an der durch die Autarkiebestrebung in der deutschen Wirtschaftspolitik notwendig gewordenen Erstellung von Neuanlagen für die Produktion von Ersatzrohstoffen durch sogenannte „Wirtschaftlichkeits-Garantieverträge" schmackhafter zu machen, bewirkt eher das Gegenteil, denn sie garantiert ihnen neben Verzinsung und Amortisation ihres Kapitals auch noch einen „angemessenen" Gewinn und gibt ihnen „eine in der Wirtschaftsgeschichte bisher noch nicht dagewesene Entwicklungsmöglichkeit." [4])

Eine entscheidende Rolle in der deutschen Wehrwirtschaft spielt die Finanzierung der Staatsaufträge, wobei zu berücksichtigen ist, dass, wenigstens im Anfang (und heute noch in der Ersatzstoffabrikation), nicht bloss für die Finanzierung des eigentlichen Auftrags, sondern auch für den Bau der Fabrikationsanlagen Sorge getragen werden musste. Sie ist im grossen Ausmasse nicht aus Steuer- und Anleiheerträgen erfolgt, wie hoch auch insbesondere die ersteren in den letzten Jahren gestiegen sein mögen[5]),

---

[1]) „Wirtschaftskurve", 1936 I, S. 73. Ähnliches sagt auch der Bericht des Deutschen Handwerks- und Gewerbekammertages für 1935 : „Der Handel hat ... einen grossen Teil der Preiserhöhung abgefangen. Nicht etwa, weil er opfern wollte, sondern weil die Gestaltung der Konsumkraft in Deutschland eine Preiserhöhung nicht zuliess ... so sind auch die in den letzten Monaten erheblich zurückgegangenen Handelsspannen nunmehr auf eine ziemlich magere Basis gestellt. Damit wird sich der Handel abfinden müssen."

[2]) „Wirtschaft und Statistik", 17, S. 442.

[3]) Vom 26.11.36 (RGBl I, S. 955).

[4]) „Vierjahresplan" I (1937), S. 22.

[5]) Das Steuer- und Zollaufkommen von Reich, Ländern und Gemeinden ist von 10,17 Milliarden RM. 1932 auf etwa 18 Milliarden 1937 gestiegen; siehe den Artikel „Das Wirtschaftsjahr 1937" in der Frankfurter Zeitung vom 1.1.1938.

sondern durch die Ausgabe von „Sonderwechseln". Über das Ausmass, in dem solche reinen Finanzwechsel begeben und immer neu prolongiert werden und in dem Banken, Sparkassen, Versicherungsanstalten und ebenso Handel und Industrie veranlasst werden, nicht nur durch Aufnahme von Sonderwechseln, sondern auch durch Zeichnung von Reichsanleihen[1]) an der Finanzierung teilzunehmen, werden keinerlei statistische Angaben veröffentlicht, und auch annäherungsweise Schätzungen sind heute, nachdem über die Wechselstempelsteuer nichts mehr veröffentlicht wird, schwer möglich. Die Ziffern deutscher Veröffentlichungen und die ausländischer Beurteiler über die seit dem Beginn der Wehrwirtschaft kontrahierte Gesamtverschuldung des Deutschen Reiches gehen erheblich auseinander; bis Oktober 1937 wurden von deutscher Seite[2]) etwa 25 Milliarden RM. angegeben, während Kritiker im Ausland[3]) von weit über 30 Milliarden sprechen.

Dieser Frage der Grössenordnung der Reichsschuld wird von denjenigen Autoren eine besonders grosse Bedeutung zugemessen, die von der Auffassung ausgehen, es gebe eine annähernd bestimmbare Grenze des Staatskredits, deren Überschreitung zum finanziellen Zusammenbruch führen müsse. Demgegenüber wird von nationalsozialistischer Seite, z.B. von Burkheiser[4]), eingewendet, es gebe eine solche Obergrenze nur in dem Sinn, dass die „Tragfähigkeit des Staatshaushalts" für den Amortisations- und Zinsendienst „die letzte Grenze staatlicher Verschuldungsmöglichkeit" ist. Die z. B. von Priester vertretene Auffassung von dem inflationistischen Lawinensturz, der bei einer weiteren Fortsetzung der Ausgabe von Sonderwechseln eintreten müsse[5]), wird teilweise durch Äusserungen aus Kreisen der Reichsbank unterstützt, so etwa, wenn der Reichsbankvizepräsident Dreyse gegen das Anwachsen der Sonderwechsel mit dem Argument angeht, dass Rüstungen nichts nützen, wenn sie um den Preis des finanziellen Zusammenbruchs erkauft sind[6]), und von der „Grenze des kreditpolitisch Möglichen" spricht, die „vorhanden ist und respektiert werden muss".[7]) „Germanicus"[8]) und auch Trivanovitch[9]) haben dagegen auf die fast grenzenlosen

---

[1]) Man denke z. B. an den Zwang zur Anlage von Gesellschaftsgewinnen in Reichsanleihe („Anleihestockgesetz").

[2]) Siehe etwa die Angaben in der Frankfurter Zeitung vom 15.3.36 und die Ausführungen in der „Wirtschaftskurve" (1937 IV, S. 389), die auf über 25,6 Milliarden RM. kommt, während Thoma (a. a. O., S. 66) von einer „Bewegung von 20 auf 30 Milliarden" spricht.

[3]) Siehe Priester (a. a. O., S. 321), der von 15 Milliarden RM. spricht, die „durch geschickte Konstruktionen finanzpolitischer Art vorläufig aufgebracht" wurden, womit er auf eine Gesamtverschuldung von 28 Milliarden kommt, während „Germanicus" (a. a. O., S. 11 u. 15) dafür 27,5 Milliarden annimmt (wovon 16 Milliarden schwebende Schuld inklusive Sonderwechsel). Die Neue Zürcher Zeitung, Handelsteil, vom 29.10.37 kommt dagegen für die Sonderwechsel allein auf 12,6 Milliarden RM.

[4]) a. a. O., S. 85/86.

[5]) a. a. O., S. 227.

[6]) Frankfurter Zeitung vom 12.5.35.

[7]) „Reichsbank und Währung" in der Schacht-Festschrift. a. a. O., S. 581.

[8]) a. a. O., S. 15.

[9]) a. a. O., S. 141.

Mittel hingewiesen, die der autoritäre Staat anwenden kann, um eine solche Gefahr zu bannen. Man darf nicht überkommene Vorstellungen auf den finanzpolitischen Aufbau des autoritären Staates anwenden, der durch ein ganzes System von Auffangs- und Bremsvorrichtungen das Abrollen eines Inflationsprozesses hintanhalten kann. Solange die zusätzliche Ausgabe von Banknoten eingeschränkt oder wenigstens nicht veröffentlicht wird, solange die Erhöhung der Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes durch Erschwerung gesteigerter Konsumgüternachfrage mittels Lohnstabilisierung und Rationierung verhindert und gleichzeitig durch staatliche Massnahmen die Erhöhung der Einzelhandelspreise unterbunden wird, solange eine etwaige Krise des Vertrauens in den Staat keine Gelegenheit bekommt, sich durch wirtschaftliche Schutzmassnahmen des einzelnen („Flucht in die Sachwerte") auszuwirken, solange die Investitionen fast vollkommener staatlicher Lenkung unterliegen und solange auch der Geldkapitalmarkt behördlich gelenkt und die „Flucht" aus den Staatspapieren ihren Besitzern praktisch unmöglich gemacht wird, kann das System der Kreditausweitung nicht diejenigen Folgen auslösen, die eine derartige Ausdehnung des Kreditvolumens unter sonst gleichen Umständen im demokratischen Staat mit Notwendigkeit nach sich ziehen müsste. Geld- und kreditpolitische Massnahmen haben im autoritären Staat auf unabsehbare Zeit (nämlich bis die volle Ausnutzung der Produktionskapazität und die volle Beschäftigung der vorhandenen Arbeitskräfte erreicht ist) keine inflationistischen Folgen, sondern wirken sich nur in Vermögens- und Einkommensverschiebungen aus, denen der Einwohner eines solchen Staatswesens sich allerdings nicht entziehen kann. Von dieser Seite her droht dem autoritären Staat und seiner Wehrwirtschaft auf lange Zeit hinaus keine ernsthafte Gefahr.[1]) Insoweit hat Burkheiser recht, wenn er die „preiswirtschaftliche Grenze" des Staatskredits als „sehr elastisch" bezeichnet, womit er meint, dass der nationalsozialistische Staat durch die „Rationierung im Verteilungssektor" den Lebensstandard der Bevölkerung „gegebenenfalls bis nahe an den Punkt, an dem der physische Verfall beginnt", herabsetzen könne.[2])

Die Stelle freilich, an der auf rein wirtschaftspolitischem Gebiete die ernsthaftesten Schwierigkeiten entstehen, ist die Frage der Rohstoffbeschaffung. Da die offiziellen und die nicht ausgewiesenen Gold- und Devisenbestände der Reichsbank keinesfalls für einen längeren Zeitraum zum Rohstoffimport ausreichen und sie obendrein für den Kriegsfall reserviert und erhöht werden müssen, ist die Einfuhr im wesentlichen nur in Höhe des deutschen Exports möglich. Die Anstrengungen, die das Deutsche Reich zur Sicherstellung seiner Einfuhr ohne Devisenhingabe

---

[1]) Nonnenbruch, der Wirtschaftspolitiker des „Völkischen Beobachters", sagt offen in seinem Buch „Die dynamische Wirtschaft" (Berlin 1936, S. 100/110; vgl. die Besprechung in diesem Heft, S. 305), der nationalsozialistische Staat könne „tun, was er für nötig hält, weil er die Autorität hat, weil ihm bei seiner überragenden Stellung ein Riesenarsenal von Mitteln zur Verfügung steht", um „Methoden in der Wirtschaft anwenden zu können, die in der kapitalistischen Wirtschaft bei schwacher politischer Führung allein reiner Selbstmord wären."

[2]) a. a. O., S. 64.

durch Aufbau und Erweiterung eines Systems von Kompensationsverträgen unternommen hat, sind bekannt. Aber die Schwierigkeit, die diese Art Aussenhandel mit sich brachte, mehr noch aber die Notwendigkeit, im Kriegsfall mit einem völligen Ausbleiben der Rohstoffzufuhr rechnen zu müssen, führt zu einem immer stärkeren Ausbau der Ersatzstoffindustrie, in der immer grössere Mittel investiert werden. Die Produktionskosten der Ersatzstoffe betragen ein Mehrfaches des Weltmarktpreises der ersetzten Rohstoffe und erhöhen damit die Kosten der Aufrüstung ebenso wie die allgemeinen Lebenshaltungskosten. (Das letztere wird häufig durch Qualitätsverschlechterung der Fabrikate bei wenig veränderten Preisen verdeckt.)

Ob der Aufbau der Ersatzstoffindustrie sinnvoll ist, ist nur im Zusammenhang mit der generellen Frage nach der Zweckmässigkeit der Wehrwirtschaft überhaupt zu behandeln. Insoweit hat Forstmann recht, wenn er den rein politischen Charakter einer solchen Wirtschaftsführung[1]) betont. Es besagt deshalb wenig, wenn jene Gruppe deutscher Wirtschaftsführer und Theoretiker (Forstmann, Dreyse, etc.), die sich zum Sprachrohr der Leicht- und Exportindustrie machen, die Autarkiepolitik bekämpft und offenbar überhaupt recht skeptisch in Bezug auf den schliesslichen Erfolg der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik[2]) zu denken scheint.

Wie geringe Klarheit über diese Zusammenhänge und Gruppierungen besteht, zeigt das Buch des französischen Autors Saint-Jean, nach dem Schacht ein ausgesprochener Vertreter der strengsten Wehrwirtschaft sei, der als „praticien averti" die Ideen des nationalsozialistischen Parteiprogramms durchführe und durch die Aufrüstung das deutsche Volk vor der „Misere der Inflation"[3]) gerettet habe.

Was bei der Analyse der Wehrwirtschaft besonders auffällt, ist das starke Ausmass der durch die deutsche Wirtschaftspolitik herbeigeführten Einkommens- und Vermögensumschichtungen. Eine Untersuchung der Körperschaftssteuer-Statistik[4]) zeigt eine starke Erhöhung des Einkommens der Kapitalgesellschaften. Deren Anzahl ist 1935 gegenüber 1932 von 22.727 auf 28.179 und ihr Gesamteinkommen von 947,4 Millionen RM. auf 2567,7 (also um 171 %) gestiegen. Vergleicht man das Durchschnittseinkommen pro Gesellschaft (RM. 90.100.— gegen 41.600.—), so ergibt sich eine Zunahme um 160 %. In der obersten Kategorie (Gesellschaften

---

[1]) a. a. O., S. 2 u. 260; vgl. auch Priester, a. a. O., S. 319/25.

[2]) Deutlich sagt das Forstmann (a. a. O., S. 12 u. 264/71), der z.B. sich zur Stütze seiner Ausführungen sogar auf sehr starke autarkiefeindliche Äusserungen Schachts und Beckeraths aus dem Jahre 1932 beruft. Forstmann scheut sich nicht, die heutige deutsche Wirtschaftsführung mit der John Laws zu vergleichen (a. a. O., S. 389) und ihr vorzuhalten (a. a. O., S. 98): „Wirtschaftliche Gesetze gehorchen, um mit Keynes zu sprechen, ‚nicht einmal einem Diktator und können auch nicht mit Rizinusöl behandelt werden', ganz gleich, unter welcher Wirtschaftsform man sie zu umgehen versucht, man kann ihre Wirkungen nie aufheben, sondern nur aufschieben, und diese Wirkungen werden dann um so furchtbarer sein, je länger man sie hat aufhalten können".

[3]) a. a. O., S. 457.

[4]) Berechnet laut den Angaben in „Wirtschaft und Statistik", 14, S. 757 und 17, S. 954.

mit einem Jahresgewinn von über 1 Million RM.) lässt sich ein Ansteigen der Anzahl von 144 auf 404 und des Einkommens von 442,9 Millionen RM. auf 1490,0 (also um 236 %) feststellen ; der Durchschnittsgewinn der grossverdienenden Gesellschaften hat sich von 3,075 Millionen RM. auf 3,688 (also um 20 %) erhöht.

Diese Entwicklung setzt sich nach den jüngsten Veröffentlichungen des Statistischen Reichsamts[1]) unvermindert fort. Es stellt aber selbst fest, dass, obwohl die Zahl der körperschaftssteuerpflichtigen Gesellschaften mit der Erleichterung der Überführung von Kapitalgesellschaften in Personalgesellschaften 1937 stark zurückgegangen sei, das Aufkommen an Körperschaftssteuer in der ersten Hälfte des Rechnungsjahres 1937/38 „noch eine Zunahme um fast 30 v. H. erkennen lässt" — nachdem 1936/37 bereits eine Zunahme von 39,8 % zu verzeichnen war —, woraus das Amt auf „eine umso stärkere Erhöhung der Gewinne" der „meist grösseren Gesellschaften" schliesst.[2])

Im Gegensatz hierzu hat Trivanovitch die Profitaussichten der deutschen Industrie als im allgemeinen „wenig versprechend"[3]) bezeichnet. Das rührt wohl hauptsächlich daraus her, dass er sich in erster Linie auf sekundäre Quellen, wie Aktienkurse und Dividendenausschüttungen, stützt, ohne zu bedenken, dass die Dividendenpolitik der grossen Konzerne viel weniger über ihre Gewinne aussagt als die Körperschaftssteuerstatistik und dass die Börsenkurse doch durch die staatliche Kontrolle künstlich niedergehalten werden zugunsten der Freihaltung des Kapitalmarktes für die Reichsanleihen. „Kraftvolle deutsche Kapitalbildung" nennt Jessen diesen Zustand, von dem er selbst sagt, dass es „eine freie deutsche Zinsbildung z.Zt. nicht gibt. Die frühere Steuerungsfunktion des Zinses wird durch Kapitallenkungsmassnahmen abgelöst."[4])

Trivanovitch wäre zu besseren Resultaten gelangt, wenn er sich etwas kritischer zu den Angaben der deutschen Statistik verhalten hätte. Dasselbe ist auch gegen den von Donaldson Rawlins verfassten Bericht der Handelsabteilung der englischen Botschaft in Berlin einzuwenden[5]), der nicht mehr als eine Art Auszug aus dem deutschen Statistischen Jahrbuch ist und die sonst in den englischen amtlichen Handelsberichten zu findenden

---

[1]) „Wirtschaft und Statistik", 17, S. 845.

[2]) Auch aus anderen offiziellen Angaben ergibt sich immer wieder das Bild einer grossen Steigerung der Verdienste der Kapitalgesellschaften und speziell der deutschen Industrie : so ist z. B. der Saldo aus Gewinnen und Verlusten der vom Statistischen Reichsamt untersuchten grösseren deutschen Aktiengesellschaften von — 536 Millionen RM. im Jahre 1932 auf + 854 im Jahre 1935 oder in Prozenten vom Eigenkapital von — 2,68 auf + 4,28 gestiegen (Statistisches Jahrbuch 1937 S. 258*) ; der Ertrag der deutschen Industrie von — 2,5 Milliarden RM. auf + 1,9 (Wochenbericht des Instituts für Konjunkturforschung, 9. Jahrgang, 46, S. 184) ; das Aufkommen an Körperschaftssteuer im Monatsdurchschnitt von 8,8 Millionen RM. auf 49,4 („Wirtschaftskurve", 1937 I, S. 57). Vgl. auch den Bericht der Reichskreditgesellschaft „Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung im ersten Halbjahr 1937", S. 36.

[3]) a. a. O., S. 73/75.

[4]) a. a. O., S. 102 ; siehe auch Hellmer, Wirtschaftssystem und Kriegsfinanzierung, in : „Kriegswirtschaftliche Jahresberichte 1937".

[5]) Vgl. z. B. a. a. O., S. 1/13.

guten Analysen der wirtschaftlichen Lage der betreffenden Länder sehr vermissen lässt.

Eine andere Erscheinung der deutschen Wirtschaftspolitik stellt die durch politischen Druck erfolgte meistens mehr oder weniger entschädigungslose Überführung „staatsfeindlichen" oder „nichtarischen" Eigentums in die Hände von Angehörigen der herrschenden Schicht dar. Diese in einigen Gewerbszweigen wie Zeitungs- und Textilunternehmungen häufigen Vermögensverschiebungen fallen jedoch ihrem Gesamtumfang nach nicht sehr ins Gewicht. Desto bedeutender aber ist ein anderer Prozess, der in sehr ausgedehntem Masse innerhalb der deutschen Industrie wahrnehmbar ist. Die heutige Wirtschaftspolitik bringt es mit sich, dass gewisse Industriezweige sowohl hinsichtlich der Gewinnchancen als auch der Möglichkeit von Neuinvestitionen überhaupt eine ungewöhnliche Bevorzugung erfahren. Ausserdem ist festzustellen, dass, unabhängig von der auch sonst schon bestehenden Zentralisations- und Konzentrationstendenz, die Grossproduzenten in der Wehrwirtschaftspolitik gegenüber ihren minder kapitalkräftigen Mitbewerbern bewusst bevorzugt werden : „Bei Abschluss von Verträgen im Rahmen des Vierjahresplans wird in der Weise vorgegangen, dass zunächst solche Unternehmungen als Finanzierungsträger herangezogen werden, die sich in nennenswertem Umfang mit Eigenkapital beteiligen wollen und können." [1])

Vergleicht man ferner für 1935 gegenüber 1932 das Einkommen der verschiedenen Bevölkerungsschichten, so zeigt sich auch hier eine auffallende Diskrepanz in der Auswirkung der wehrwirtschaftlichen „Staatskonjunktur". Oben wurde bereits die Lage von Handwerk und Einzelhandel erwähnt, die offenbar unbefriedigend ist. Die grossen Einkommen dagegen sind stark angestiegen. Eine Untersuchung der Statistik der Einkommenssteuer[2]) der „veranlagten Steuerpflichtigen" zeigt, dass die Anzahl der Bezieher eines Jahreseinkommens von RM. 25000.— und mehr von 23340 auf 40706 (also um 75 %) und das Einkommen dieser Gruppe von 1212 Millionen RM. auf 2314 (um 92 %) gestiegen ist. Die Bezieher eines Einkommens von RM. 100 000.— und mehr haben noch stärker zugenommen : ihre Anzahl stieg von 1686 auf 3272 (um 94 %), ihr Einkommen von 334 Millionen RM. auf 756 (um 130 %). Noch auffälliger wird diese Entwicklung, wenn wir das Verhältnis der grössten Einkommen zum Gesamteinkommen vergleichen. Obwohl die Gesamtzahl aller veranlagten Steuerpflichtigen um 34 % (von 1,795 Millionen auf 2,414), ihr Gesamteinkommen um 72 % (von 6,373 Milliarden RM. auf 10,952) gestiegen ist, ist die relative Beteiligungsquote der grössten Einkommen am (gestiegenen) Gesamteinkommen ihrerseits auch um 17 % angestiegen, während sich die relative Quote der Anzahl von Beziehern höchster Einkommen (0,1 %) an der (ebenfalls gestiegenen) Gesamtzahl von Steuerpflichtigen nicht verändert hat. Vergleicht man schliesslich noch das Jahreseinkommen pro

---

[1]) „Vierjahresplan" I (1937), S. 536.

[2]) Berechnet laut den Angaben in „Wirtschaft und Statistik", 14, S. 548 und 17, S. 1000.

Kopf der „veranlagten Steuerpflichtigen", so ergibt sich eine Erhöhung von RM. 3550.— auf 4540.—, also um 28 %.[1])

Demgegenüber zeigt eine Untersuchung des Arbeitereinkommens[2]) ganz andere Resultate : während 1932 9,985 Millionen beschäftigte Arbeiter eine Bruttolohnsumme von 11,792 Milliarden RM. erhielten, stieg die Anzahl 1935 auf 13,377 Millionen (also um 34 %), die Lohnsumme auf 16,673 Milliarden RM. (um 41 %). Das Jahreseinkommen pro Kopf stieg also von RM. 1180.— auf 1245.—[3]) oder um 5 1/2 %.

Wir sehen somit, dass die Diskrepanz in der Entwicklung des Einkommens des Arbeiters und dem des „veranlagten Steuerpflichtigen" gross ist : 1932 war das Einkommen pro Kopf des „Veranlagten" dreimal so hoch wie das des Arbeiters, 1935 war es fast dreidreiviertelmal grösser[4]) ; der Prozentsatz des Zuwachses ist bei ihm über 5 Mal höher gestiegen wie beim pro-Kopf-Einkommen des Arbeiters. Dabei ist ferner zu berücksichtigen, dass es sich beim Arbeiter nicht einmal um Nettolöhne, also in Wirklichkeit nur um eine scheinbare Steigerung um 5 1/2 % handelt, denn die hier angegebenen Lohnsummen sind Bruttolöhne, von denen die Abzüge erst noch abgesetzt werden müssen. Nachdem aber in der fraglichen Zeit die gesetzlichen Abzüge (Invalidenversicherung, Krankenkasse, Lohnsteuer, etc.) sich keinesfalls vermindert und die Sozialleistungen (Renten, Krankenfürsorge, etc.) sich jedenfalls nicht vermehrt haben, aber gleichzeitig erhebliche — formell „freiwillige" — Abzüge (Arbeitsfront, Kraft durch Freude, Winterhilfe, etc.)[5]) neu dazu gekommen sind, dürfte tatsächlich von der erwähnten Erhöhung des Nominallohns nichts übrig geblieben sein.[6])

Was in diesem Zusammenhang besonders interessant ist, ist aber auch die Entwicklung der einzelnen Lohnklassen.[7])

---

[1]) Womit zwar das Einkommen pro Kopf des Steuerpflichtigen von 1929 (RM. 4546.—) erreicht wäre, aber im übrigen die Ziffern aus jener „prosperity" weder hinsichtlich der Gesamtzahl der Steuerpflichtigen (3,217 Millionen) noch des Gesamteinkommens (14,625 Milliarden RM.) eingeholt sind ; vgl. „Wirtschaft und Statistik", 11, S. 581.

[2]) Wir benutzen hierzu nicht die Statistik des Steuerabzugs vom Arbeitslohn, weil ein erheblicher Teil der arbeitenden Bevölkerung unter dem steuerfreien Minimum bleibt. Dem Vorgehen des Statistischen Reichsamts („Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reichs", 46 (1937), Heft 3, S. 96) folgend, stützen wir uns vielmehr auf die exaktere Angaben liefernde Invalidenversicherungsstatistik (a. a. O., S. 102/107).

[3]) Bleibt also immer noch weit unter dem Jahreslohn von 1929 mit RM. 1620.— bei 14,760 Millionen Arbeitern und einer Lohnsumme von 23,861 Milliarden RM.

[4]) Also sogar mehr als im Jahre 1929, wo es nur knapp dreieinhalbmal grösser war.

[5]) War z.B. früher der Gewerkschaftsbeitrag Privatsache jedes organisierten Arbeiters und wurde somit nur von diesen gezahlt (also von höchstens 6 Millionen Arbeitern), so hat heute der Beitrag zur „Arbeitsfront" praktisch Zwangscharakter und betrifft alle 14 Millionen von Arbeitenden, wird aber in der offiziellen Statistik nicht unter die Abzüge gerechnet ; vergl. auch Rawlins. a. a. O., S. 229/30.

[6]) Es ist hierbei zu beachten, dass es sich ausserdem auch nicht um Reallöhne handelt, welche Umrechnung zum Vergleich mit dem Einkommen der „Veranlagten" auch nicht benötigt wurde ; bei der Durchführung einer solchen Berechnung würde im übrigen das Arbeitereinkommen noch viel schlechter abschneiden, da es ja selbstverständlich ist, dass das niedrige Einkommen des Arbeiters von der Teuerung usw. relativ stärker betroffen ist als das höhere Einkommen des „Veranlagten".

[7]) „Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reichs", 46 (1937), Heft 3, S. 102/07.

Aufgliederung der Arbeitnehmer nach Lohnklassen der Invalidenversicherung (in Prozenten von der Gesamtzahl).

	Wochenlohn bis RM.						
	6.—	12.—	18.—	24.—	30.—	36.—	über 36.—
	Lohnklassen						
	I	II	III	IV	V	VI	VII
1929	3,5	12,3	16,5	13,8	8,8	8,1	37,8
1932	3,9	18,3	22,7	16,3	10,7	9,0	19,1
1935	4,0	21,3	15,8	13,5	11,5	10,8	23,1

Vorstehende Zahlen zeigen das Absinken des Lohnniveaus seit 1929, ein Rückgang, der auch in der „Staatskonjunktur" nicht wieder wettgemacht wurde. Es handelt sich hier um ein generelles Abgleiten[1]), das nicht etwa, wie das Statistische Reichsamt den Eindruck erwecken möchte, auf den besonders ins Auge springenden Fall der Landarbeiter beschränkt ist, die, wie das Amt zugibt, in der Lohnklasse II, in die sie (aus III) „während der Krise übergegangen sind" [2]), verblieben. Es ist vielmehr ein Sinken des Durchschnittslohnes der deutschen Arbeiterschaft von RM. 135.— monatlich (1929) auf 104.— (1935) aus den amtlichen Ziffern festzustellen. Dieser Durchschnittsvergleich gibt aber deshalb ein höchst unvollständiges Bild der Lage der Arbeiter, weil dabei der fortschreitenden Differenzierung des Lohnes je nach Wirtschaftszweig nicht Rechnung getragen wird.

Ein Bericht der Reichskredit-Gesellschaft spricht in dieser Hinsicht von einer „besonders grossen Streuung zwischen aufschwungbegünstigten und zurückgebliebenen Industriezweigen".[3]) Aus den amtlichen Ziffern ergibt sich, dass z.B. der tarifmässige Durchschnitts-Stundenlohn im Bekleidungsgewerbe im Jahre 1933 gegenüber 1928 um 19,7 % gesunken ist und auch jetzt nicht höher steht, und dass das Baugewerbe seinen Maurern sogar um 27 % weniger zahlt. Selbst auf der „Sonnenseite" der Staatskonjunktur sind die Tariflöhne gegenüber 1928 teilweise gesunken, z. B. in der chemischen Industrie um 11 % und in der metallverarbeitenden Industrie um 10 %.[4]) Jedoch ist der Prozentsatz des Sinkens in der Rüstungsindustrie viel geringer als in den anderen Wirtschaftszweigen, und obendrein wird hier der ausbezahlte Lohn durch Überstunden und tarifmässige Zuschläge erhöht.

Unter der Forderung nach der „Stabilhaltung des Lohnniveaus", die zu einem „Grundprinzip der deutschen Wirtschaftspolitik" erklärt wird und erreicht hat, „dass die Tariflöhne seit 1933 im ganzen unverändert geblieben sind, eine im Vergleich zu früheren Aufschwungsperioden sowie zum Ausland durchaus einzigartige Erscheinung"[5]), verbirgt sich eine diffe-

---

[1]) Vgl. auch Konjunkturstatistisches Handbuch 1936, S. 96.
[2]) „Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reichs", 46 (1937), Heft 3, S. 98.
[3]) „Deutschlands wirtschaftliche Lage an der Jahreswende 1937/38", S. 42.
[4]) Laut Statistisches Jahrbuch, 1931/37, IX (Löhne und Gehälter).
[5]) Bericht der Reichskredit-Gesellschaft „Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung im ersten Halbjahr 1937", S. 35.

renzierende Lohnpolitik, deren soziale Folgen offensichtlich sind. Während vor 1933 ein starker Nivellierungsprozess im Gange war, scheint seither eine neue Scheidung der deutschen Arbeiter zu erfolgen in eine Gruppe hinsichtlich der Höhe ihres Einkommens und der Sicherheit ihres Arbeitsplatzes Privilegierter und diejenigen, denen nur ein durch keine eigenen Gewerkschaften oder das Streikrecht modifizierbares, notdürftiges Existenzminimum zugeteilt wird.

Je mehr die staatlichen Organe mit Geboten und Verboten in die Wirtschaftsführung eingreifen, in desto höherem Grad wird auch in anderer Beziehung der monopolistische Charakter der deutschen Wirtschaft offenbar. Neben den bestehenden Monopolen schafft der Staat, wie wir gesehen haben, sehr oft durch Hoheitsakt neue Monopole, indem er in steigendem Mass neue Zusammenschlüsse anordnet oder bisher rein private Kartellbindungen in öffentliche verwandelt und dadurch bisherige Aussenseiter zur Unterwerfung zwingt. Darüber hinaus führt die Herrschaft des Staates über die Rohstoffbeschaffung täglich neue faktische Monopolsituationen herbei, indem für den Unternehmer eine Produktionschance nur besteht, wenn und insoweit Rohstoffzuteilungen erfolgen. Das führt natürlich nicht nur zu einer Ungleichmässigkeit zwischen den Gewinnen einzelner Unternehmer derselben Industrie, sondern in weit grösserem Ausmasse zu einer Differenzierung in den Gewinnen zwischen der in der Rohstoffbeschaffung bevorzugten Produktionsmittel- und der stark benachteiligten Konsumgüterindustrie. Was aber, wie wir gesehen haben, am meisten ins Auge springt, ist die immer stärkere Diskrepanz zwischen der Einkommens- und Vermögensvermehrung der begünstigten Schichten und dem sich relativ verengernden Lebensspielraum der „Unterklassen".

Dieser Zustand ist auch deutschen Autoren aufgefallen, die bei weiterer Erhöhung der hier beschriebenen Diskrepanz gefährliche Wirkungen auf das Sozialgefüge des deutschen Volkes befürchten. Neben einer kleineren Arbeit von J. Jessen, die freilich mehr eine in Bezug auf die Lösungsmöglichkeiten recht skeptisch geratene Übersicht über die mit diesen Vermögens- und Einkommensverschiebungen verbundenen finanz- und sozialpolitischen Probleme ist[1]), ist es hauptsächlich Thoma, der diesen Fragenkomplex behandelt.[2]) Er hat, als ein Mittel, das mit dem Effekt einer wesentlichen Tilgung der öffentlichen Schuld zugleich der Verwirklichung der „sozialen Gerechtigkeit" durch „kräftige Dezimierung der Grossvermögen"[3]) dienen soll, ein 10-30 % vom Vermögen umfassendes „Entschuldungsopfer", eine Art Seisachtheia[4]), vorgeschlagen.

---

[1]) „Wehrwirtschaft und Finanzpolitik" in „Finanzarchiv", V (1937), S. 1/20.

[2]) a. a. O., S. 87 und 124.

[3]) a. a. O., S. 87.

[4]) Vorläufer in der modernen Zeit sind der deutsche Wehrbeitrag von 1913 mit seinem für heutige Verhältnisse unvorstellbar niedrigen durchschnittlichen Steuersatz von 0,615 % vom Vermögen (bei einem steuerpflichtigen Gesamtvermögen von 157 Milliarden Mark und Steuersätzen, die von 0,15 % bis 1,5 %, je nach dem Einkommen, gestaffelt waren, erbrachte er die Summe von 966,5 Millionen Mark) und die 10 % ige italienische ausserordentliche Steuer von 1937 auf Kapital und Reserven der Aktiengesellschaften.

Einer so radikalen Vermögensabgabe stehen Schwierigkeiten entgegen, die allerdings zum wenigsten auf dem Gebiete der technischen Durchführung liegen, wo Thoma sie voraussieht und weshalb er eine Vorbereitungszeit von nicht weniger als 12 Jahren zwischen den Erlass des betreffenden Gesetzes und den Beginn des „Opferjahres" legen will. Abgaben in solcher Höhe könnten jedenfalls nicht in der Form von Barzahlung innerhalb relativ kurzer Fristen erhoben werden, weil dann der erzwungene Verkauf erheblicher Vermögensbestandteile der meisten Steuerpflichtigen einen derartigen Druck auf die Preise ausüben würde, dass der Zusammenbruch aller Werte die unvermeidliche Folge wäre. Ein solches „Entschuldungsopfer" könnte vielmehr nur in ähnlicher Form vor sich gehen, wie seinerzeit die „Aufbringungsumlage" der deutschen Industrie : durch Verschuldung des Steuerpflichtigen ans Reich, die durch Real- oder Mobiliarhypotheken zu sichern wäre, und Amortisierung sowie Verzinsung dieser Schulden durch nach dem Vermögen gestaffelte Zusatzsteuern aufs Einkommen über eine lange Reihe von Jahren. In dieser Form wäre die Durchführung technisch an sich möglich, ohne dass daraus allein katastrophale Folgeerscheinungen zu erwarten wären. Vorteile von einer solchen Massnahme hätte aber nur der Staatshaushalt. Denn wenn sie auch bedeutende Einkommens- und Vermögensverschiebungen zur Folge hätte, so würde doch die deutsche Volkswirtschaft, als Ganzes genommen, dadurch nicht reicher und nicht ärmer werden. Die Substanzverluste, die inzwischen eingetreten sind, — der Verschleiss des menschlichen und sachlichen Produktionsapparates, das Aufschieben notwendiger Investitionen zugunsten der übersteigerten Produktion unproduktiver Güter (Kriegsmaterial aller Art), alle die persönlichen und sachlichen Folgen einer unechten Konjunktur, sie alle würden durch die Vermögensabgabe nicht gutgemacht, sondern, im Gegenteil, erst richtig sichtbar werden. Die „Vorgriffe auf künftige Erträgnisse der Volkswirtschaft" würden von der Gesamtheit auf den Besitz abgewälzt, und damit würde diesem nur ein noch geringerer Anteil am Volkseinkommen als bisher für private Investierungen übrig bleiben.

Aus den erwähnten Gründen scheint eine derartige Entschuldung wenig wahrscheinlich zu sein. Diese Ansicht wird noch verstärkt, wenn man die realen Machtverhältnisse im gegenwärtigen Deutschland in Rechnung zieht, auf die Thoma freilich nur in der Form eines Appells an das „sittliche Selbstgefühl" der gegebenenfalls Betroffenen zu sprechen kommt, die „sich mit dem Bewusstsein der Würde und Daseinsberechtigung begnügen" sollen, das die „bereitwillige Beteiligung an dem grossen nationalen Entschuldungsopfer auch ihnen verleihen"[1]) kann.

Der Hauptgrund aber gegen die Durchführung einer solchen Massnahme dürfte die Hoffnung auf eine aussenpolitische Lösung sein, und damit berühren wir die Kernfrage der Wehrwirtschaft. Wenn bisher immer wieder die Frage der Tilgung der Reichsschulden vertagt wird

---

[1]) a. a. O., S. 100/1.

und man immer wieder (mit gelegentlichen Teilkonsolidierungen) zu dem Mittel eines weiteren Anschwellens der schwebenden Schuld greift, so geschieht das, weil das Schuldenproblem auf engste zusammenhängt mit dem Gesamtproblem der „Rentabilität" der Wehrwirtschaft überhaupt.

Wenn die nationalsozialistische Regierung mit Hilfe ihrer neuen Kriegsmaschine in der Lage sein sollte, das Ziel der Wehrwirtschaftspolitik zu erreichen, also wenn sie — durch einen siegreichen Krieg oder vielleicht sogar ohne Krieg[1]) — die Forderungen der deutschen Wirtschaft auf eigene Rohstoffbasen und einen zur profitablen Beschäftigung der deutschen Industrie ausreichenden gesicherten Anteil am Welthandel durchzusetzen vermöchte, hätten die in der Ersatzstoffindustrie wie auf den anderen Gebieten der Aufrüstung investierten Kapitalien weder den Charakter der „Pseudokapitalien" [2]) noch den der unproduktiven Fehlinvestitionen. Dann hätten sich die Investitionen „rentiert" und, wie Burkheiser offen ausspricht, „das volkswirtschaftliche Sozialprodukt (und entsprechend die Staatseinnahmen)" gesteigert, weil sie „wirklich und — erfolgreich zu ihrem Zweck, eben dem Kriegführen, verwandt" [3]) worden wären. Dann könnten die Substanzverluste und die übrigen Kosten der Wehrwirtschaft auf fremde Schultern abgewälzt werden, und das Problem der Schuldentilgung fände seine Lösung teilweise oder vollständig durch die aussenpolitischen Erfolge.

---

1) Vgl. „Germanicus", a. a. O., S. 93.
2) Priester, a. a. O., S. 320.
3) a. a. O., S. 90.

Besprechungen.

Philosophie.

Brecht, Franz Josef, *Heraklit. Ein Versuch über den Ursprung der Philosophie. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Heidelberg* 1936. *(*148 *S.; RM.* 6.—, *geb. RM.* 8.—*)*

Franz, Erich, *Deutsche Klassik und Reformation. Max Niemeyer. Halle a. S.* 1937. *(XVIII u.* 436 *S.; RM.* 16. —, *geb. RM.* 18.—*)*

Schlegel, Friedrich, *Neue philosophische Schriften, hrsg. v. J. Körner. Gerhard Schulte-Bulmke. Frankfurt a. M.* 1936. *(*393 *S.; RM.* 15.—*)*

Stammler, Gerhard, *Deutsche Logikarbeit seit Hegels Tod als Kampf von Mensch, Ding und Wahrheit. Bd.* 1. *Spekulative Logik. Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte. Berlin* 1936. *(XII u.* 551 *S.; RM.* 25.—, *geb. RM.* 28.—*)*

Kraus, Oskar, *Die Werttheorien. Geschichte und Kritik. Rudolf M. Rohrer. Brünn-Wien-Leipzig* 1937. *(XVIII u.* 515 *S.; Kč.* 150.—)

In letzter Zeit häufen sich die Versuche, Heideggers philosophiegeschichtliche Interpretationen monographisch anzuwenden. Meist sind es Schülerarbeiten in jedem Sinne. Kurz hintereinander erschienen die im letzten Heft 1936 angezeigten Arbeiten über Leibniz, Luther, Meister Eckhart, Aristoteles, Parmenides. Nun folgt Heraklit. Die Kraft der Heideggerschen Hermeneutik hat sich längst in das so leidenschaftlich bekämpfte Gerede verwandelt. Die im Anhang zu Brechts Buch abgedruckten Fragmente Heraklits nehmen sechs Seiten ein: über sie wird auf 140 Seiten geredet. Begonnen wird mit der schon ritualen Verkündigung, dass es sich bei der gedeuteten Philosophie nicht etwa um eine fassbare Lehre handele, sondern um Erweckung, Aufruf zur eigentlichen Existenz, Wankend-machen des Bodens usw. Heraklit ist der erste Existenzphilosoph; in seinem Philosophieren kommt die Philosophie „zum erstenmal zu sich selbst". (Bisher galt all dies von Parmenides.) Heideggers Interpretation hatte dabei eingesetzt, die Anfänge der griechischen Philosophie als den Durchbruch des begreifenden Wissens im Kampf mit dem verfallenen Tun und Denken des Alltags zu zeigen. B. macht diesen Gedanken zum Schema seiner Heraklit-Deutung: Heraklit will zum wahren Logos und zum wahren Sein inmitten der furchtbaren Verfallenheit des „Man" aufwecken. Aber B. begnügt sich damit, die Fragmente in einer vor Tiefe und Ehrfurcht sich überschlagenden Sprache zu paraphrasieren, die von sich selbst immer wieder sagt, dass sie „mit der Bekümmertheit eines Menschen, dem es bei seinem Tun um Sinn und Möglichkeit seines Daseins geht", in den Trümmern forscht. Das Ergebnis ist neu nur durch den Stil, in dem es vorgetra-

gen wird : die ersten stammelnden Versuche der Philosophie, die Dialektik des Seins zu fassen, werden durch die wiederholte Versicherung ihrer unsagbaren Grösse nicht lebendiger. — Konkret wird die Sprache B.s nur dann, wenn er von Heraklits Kampf gegen das „heillose Demokratengesindel" erzählt und mitteilt, dass bei ihm wie bei Plato „diese Zertrümmerung der politischen Wirklichkeit der Zeit" nicht etwa aus der „volksfremden Eitelkeit neuzeitlicher wurzelloser Geistler" stamme, sondern aus dem „Wesen ihrer Rasse heraus".

Das umfangreiche Buch von Franz weiss nichts von der wirklichen „Weiterbildung protestantischer Motive" im Deutschen Idealismus : nichts von dem notwendigen Zusammenhang zwischen Reformation und Idealismus, zwischen Luthers Idee der christlichen Freiheit und der unbedingten Anerkennung der gegebenen Sozialordnung, zwischen der religiösen Emanzipation des Individuums und seiner faktischen Opferung in der Gesellschaft. F. begnügt sich, in subalterner Weise Reminiszenzen an die reformatorischen Ideen (vorzüglich religionsphilosophische) bei den Klassikern und Philosophen des Idealismus festzustellen. Wo er überhaupt geschichtliche Tendenzen sieht, findet er sie etwa in der Erhebung „von den allgemeinen Idealen der ‚Menschheit', der Humanität, des Kosmopolitismus zu den konkreten, lebenerfüllten des Volkstums und der schöpfungsmässig gegebenen Eigenart." Die Ideologie des autoritären Staates ist durchgängig, oft sehr nachträglich, in die Darstellung eingefügt.

J. Körner hat einige philosophische Schriften F. Schlegels erstmals aus Manuskripten und Nachschriften veröffentlicht und mit einer sehr ausführlichen Einleitung über Schlegels philosophische Lehrjahre versehen. Der Band enthält die Skizze zu einer philosophischen Privatvorlesung für Frau v. Staël (1806-1807) ; zwei fast verschollene, aber schon publizierte Aufsätze über Fr. W. Jacobi ; Aufzeichnungen zur Ästhetik und Poetik (1795-1796) und, als Hauptstück, die Jenaer Vorlesungen über Transzendentalphilosophie aus den Jahren 1800-1801. Sie sind ein typisches Beispiel für das romantische Spiel mit den von Kant, Fichte und Schelling erarbeiteten philosophischen Begriffen. Der Aphorismus, der geistreiche Tiefsinn, die Sehnsucht ersetzen die „Anstrengung des Begriffs". Die philosophische Relevanz solchen Denkens ist durch Hegels Vorrede zur Phänomenologie des Geistes erledigt ; die vom Herausgeber versuchte Ehrenrettung ist sehr post festum. Er sieht in diesen Vorlesungen Ansätze zu einer „neuen Art von Philosophie, ... die erst das 20. Jahrhundert gelten lassen sollte" : einer „Lebens- und Existenzphilosophie". Nun bedeutet solches Philosophieren damals, zwischen der Vernunftkritik Kants und der dialektischen Philosophie Hegels, wirklich nur einen Rückschritt : seine scheinbare Konkretion und Lebensnähe schlägt sofort in mystisch-reaktionäre Tendenzen um. Das wird auch in Schlegels Vorlesungen deutlich. Die Philosophie soll sich „auf den ganzen Menschen beziehen", aber ihr 2. und 3. „Axiom" lautet : „Realität ist nur in den Ideen" und „Alles Wissen ist symbolisch". — Die „Theorie des Menschen" geht von dem Satz aus, dass „die Bestimmung des Menschen nur erreichbar ist durch die menschliche Gesellschaft...", als deren Kategorien „Gemeinschaft, Freiheit und Gleichheit" in Anspruch genommen werden, aber : „unsere Begriffe müssen

durchaus von aller Erfahrung abgesondert werden.“ In den Begriffen der Moral liegt die „Beziehung auf das Leben“, aber : der Grundsatz der Moral ist nicht, wie bei Kant, die „Universalität“, sondern er ist „gerade der Universalität entgegengesetzt..., weil er aus den Begriffen der Bildung und der Ehre entspringt“ ; „nur die Ehre gibt dem Menschen Moralität.“

Stammlers Buch — nur der erste Band einer bis in die Gegenwart fortzuführenden Untersuchung — soll die Geschichte der deutschen Logik im neunzehnten Jahrhundert geben. Dies Unternehmen steht unter dem Bewusstsein, dass heute eine Epoche deutscher Logikarbeit abgelaufen ist und dass die Kenntnis von dem, was in ihr geschaffen worden ist, „zu versiegen“ droht. Um das bedrohte Erbe für die zukünftige Logik nutzbar zu machen, bringt St. eine Darstellung aller wichtigen logischen Forschung seit Hegels Tod : die hegelsche Schule, Herbart und Fries, Trendelenburg, Überweg, Lotze und noch viele andere. In der Einführung gibt St. die Grundidee, unter die er sein kompendiöses Werk stellt : die Logiker des neunzehnten Jahrhunderts hätten zwei disparate Forderungen erhoben : die Logik als allgemeingültige, „absolute“ Wissenschaft durchzuführen, und die Logik als eine „an den Dingen orientierte Schöpfung des Menschen“ abzuhandeln. Er ist der Ansicht, dass die erste These „rücksichtslos wieder zur Geltung gebracht werden“ muss, um den „kulturzerstörenden“ Widerspruch zu bannen, dass — wie die zweite These impliziert — „das Bedingte Schöpfer des Unbedingten“ sei. So fügt sich sein Buch gut in die autoritäre Ideologie ein. Von dem wirklichen Kampf zwischen Mensch, Ding und Wahrheit, den der Titel verheisst, ist in der breiten Wiedererzählung der verschiedensten Logik-Bücher nichts zu spüren. Indem Hegels Logik ausserhalb der behandelten Werke liegen bleibt und alle Versuche einer Weiterbildung der dialektischen Logik ausser acht gelassen sind, werden die einzig weitertreibenden Kräfte der Logik-Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts übersehen.

Kraus will die „wahre Synthesis“ zwischen Protagoras und Plato, zwischen subjektivistischer und objektivistischer Wertphilosophie geben. Die Lösung liege darin, dass zwar alles Werten ein wertendes Subjekt voraussetze, dass es aber andererseits eine objektive Apriorität der Werte gebe. Etwas sei an sich gut und wertvoll, meine : es könne keine richtige Bewertung solchen Gutes geben, die es nicht positiv bewerte. Werte seien so auf eine mögliche (nicht faktische) Bewertung bezogen, und nicht der wertende Mensch schlechthin, sondern nur der richtig Wertende könne das Wertmass aller Dinge genannt werden.

K. erörtert diese an Franz Brentano anknüpfende Lehre durch eine Geschichte der Werttheorien, in der die Philosophie von den Vorsokratikern bis Herbart 140 Seiten und von Bolzano bis zur Gegenwart 353 Seiten einnimmt. Solcher Überblick über die Jahrtausende kann über grobe Allgemeinheiten nicht hinauskommen ; wenn K. seinen Schritt verlangsamt und die Unzahl der modernen Werttheorien diskutiert, verliert er sich ins Unwesentliche seines Gegenstandes. Das Vorwort verspricht, dass auch die Probleme des „sogenannten wirtschaftlichen Wertes“ behandelt werden sollen. In der Tat kommt die Grenznutzenlehre vor, und der Name Karl Marx erscheint dreimal : einmal hören wir, dass sich Marx die Lehren

des Aristoteles von der „unbegrenzten Akkumulation des Kapitals" zunutze gemacht habe, dann, dass er die Wirtschaft vergotte, und an der dritten Stelle folgendes über den Begriff des Mehrwerts : „ ‚Besser sein' bedeutet nach G. E. Moores Meinung soviel wie ‚mehr als ein anderes der Liebe wert sein'. Ausdrücklich bestreitet er, dass man damit sagen wolle, es sei in gewissem Sinne ein ‚Mehr an Liebe wert'. Indess scheint mir nichts sicherer, als dass wir überall dort, wo wir vom Vorziehen sprechen, Dinge oder ihre Zustände hinsichtlich dessen vergleichen, was man gewöhnlich die Höhe oder Grösse oder den Grad ihres Wertes nennt. Man kann hierfür ohne weiteres in übertragenem Sinne den Ausdruck Mehrwert verwenden, den Karl Marx in die Wirtschaftslehre eingeführt hat."

Herbert Marcuse (New York).

Dulckeit, Gerhard, *Rechtsbegriff und Rechtsgestalt. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1936. *(*174 *S.; RM.* 8.—*)*

Holzheimer, Franz, *Der logische Gedanke von Kant bis Hegel. Ferdinand Schöningh. Paderborn* 1936. *(*244 *S.; RM.* 6.—*)*

Schönfeld, Walther, *Der deutsche Idealismus und die Geschichte. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen* 1936. *(*48 *S.; RM.* 1.50*)*

Höhne, Horst, *Der Hegelianismus in der englischen Philosophie. Akademischer Verlag. Halle* 1936. *(*85 *S.; RM.* 3.20*)*

Dulckeit beabsichtigt mit seinen hauptsächlich auf Larenz und Binder zurückgehenden Untersuchungen, die den Gegenwartssinn der Hegelschen Philosophie mit besonderem Nachdruck hervorheben, eine „Fortbildung" der Rechtsphilosophie. Diese sieht so aus : nach Hegel bestand die Vernünftigkeit konkret in der Einheit von objektiver und subjektiver Freiheit, das heisst in der Einheit des allgemeinen Willens und der ihre Zwecke verfolgenden Individuen. Während zu Hegels Zeiten der objektive Geist erst die Stufen der subjektiven oder moralischen Freiheit erklommen hatte, ist es ihm nunmehr, in der deutschen Gegenwart vergönnt, sein richtiges Selbstbewusstsein, seine volle Sittlichkeit zu erreichen. Erst hier „musste er nach langen Irrwegen zuerst in seiner ganzen Kraft aus der lebendigen politischen Wirklichkeit hervorbrechen und in die Weltgeschichte eingehen."

Holzheimers Buch versucht, von einem an der modernen Phänomenologie orientierten Standort das Problem der Objektivität des logischen Gedankens in seiner Entwicklung von Kant bis Hegel darzustellen. Die transzendentale Logik, die Kant der aristotelischen in ihrer traditionellen Form gegenüberstellte, sei als ein prinzipiell neues logisches Unternehmen anzusehen. Hier handle es sich nicht mehr nur um eine Lehre vom Schliessen, noch um eine Begriffs-, Urteils- oder Methodenlehre im herkömmlichen Sinn, sondern vielmehr um die „Blosslegung der philosophischen Formstruktur schlechthin". Der Kantische Begriff des Logischen eröffne den Weg zur nichtformalen Logik, der „Gegenstandslogik" oder „Wahrheitslogik", oder, wie Hegel zuerst sagte : zur „objektiven Logik". Was die letztere von der bloss formalen Logik, wie wir sie vor allem in der Logistik vor uns hätten, unterscheide, sei eben dies, dass bei ihr zum mindesten „auf das Anvisieren inhaltlicher Momente" nicht Verzicht geleistet werde. Die

Arbeiten von Kant und Hegel, welche die gesamte Erkenntnis- und Seinswirklichkeit unter logischen Kategorien begreifen, werden von den Logistikern als ausserhalb des Bereichs des Logischen liegend betrachtet. H. weist mit Recht darauf hin, dass schliesslich auch die Logistik „in Anwendungs- bezw. Ableitungszusammenhang zu Erkenntnis- und Gegenwartswirklichkeiten" steht.

Schönfeld wendet sich, auf der Suche nach einer adäquaten Geschichtsphilosophie, „enttäuscht" vom Neukantianismus (weil er den „tiefen Sinn der Lehre vom Primat der praktischen Vernunft ... nicht voll gewürdigt hat, weil er die Dialektik, die in ihr waltet, nicht klar erkannt hat") und „ernüchtert" von der Hegel-Renaissance (weil hier „die Zufälligkeit mit dem Eintritt in die Philosophie" und damit „auch die Geschichte als Geschichte" aufgegeben wird; überhaupt : „soweit die Philosophie der Geschichte nicht systematische Vernunftwissenschaft und damit negative Philosophie ist, ist sie als positive Philosophie Geschichtsschreibung"), zum späten Schelling, als dem Retter in der Not. „Denn erst in seiner Philosophie ist die Zufälligkeit, die der Geschichte wesentlich ist, zu ihrem vollen Recht gelangt, weil sie hier als das Wesen der Persönlichkeit erkannt ist, die niemals apriori zu begreifen, wohl aber aposteriori zu ergreifen ist als die Gnade, die sie ist und nicht ist." Er missbraucht Schellings positive Philosophie für die autoritäre Weltanschauung, indem er in dieser Philosophie die Möglichkeit zur Gewinnung eines „neuen Positivismus" und zwar eines „Positivismus deutscher Art" erblickt.

Höhne meint, „der trotz seiner Neigung zum Positiven tief religiöse Geist des Engländers" sei es vor allem, der in Hegel endlich das ihm gemässe Vorbild fand und seinen dauernden Einfluss auf das englische Geistesleben sicherte. Ein Nachweis für die Behauptung wird nicht erbracht. Es sei denn, man ist bereit, einige Bemerkungen über Stirling, T. H. Green, McTaggart und Bradley dafür gelten zu lassen.

Josef Maier (New York).

Hazard, Paul, *La crise de la conscience européenne.* 1680-1715. 2 *vols. Boivin & Cie., Editeurs. Paris* 1935. *(VIII et* 326 *p.,* 316 *p.; fr. fr.* 60.—*)*

L'ouvrage de Hazard, professeur au Collège de France, historien de la littérature bien connu, a obtenu à bon droit un grand succès. L'histoire, d'après la tradition française de la science de la littérature, est composée à la manière d'une œuvre d'art, et H. possède toutes les qualités d'un écrivain : un style clair, facile à lire, un regard large, une organisation lucide de la matière. Toutes les idées qui à la fin du XVIIIe siècle conduisent à la Révolution, sont déjà présentes dans la crise qui marque la fin du siècle précédent.

Les transformations psychologiques résultèrent à la fin du XVIIe siècle de l'élargissement de l'horizon par suite des voyages ; l'exotisme se répandit : image du „bon sauvage", du sage oriental, en tout cas idée d'une sagesse non chrétienne. De plus, dans la querelle des anciens et des modernes, l'image de l'antiquité changeait et du même coup le modèle qu'offrait

l'antiquité. L'hégémonie intellectuelle passait du Sud au Nord. La polémique contre „l'antiquité" menait à une critique non pas des classiques seulement, mais aussi de la Bible.

Dans une magnifique „géographie des idées", H. suit le déplacement du centre de gravité vers le Nord, des Cartésiens aux Spinozistes, du scepticisme de Bayle à l'empirisme de Locke. La critique de la foi traditionnelle occupe une grande place dans le livre, Richard Simon et son histoire critique de l'Ancien Testament, l'apologétique de Bossuet et la tentative avortée d'une unité des églises, entreprise par Leibnitz sont traités de manière détaillée et pénétrante. Remarquons seulement que l'auteur passe trop rapidement sur Leibnitz et néglige même complètement une figure comme celle de Bach, si importante dans le cadre du protestantisme allemand.

L'ouvrage a d'autant plus de signification qu'en France, une histoire de l'esprit (Geistesgeschichte) au sens de Dilthey et de son école existe à peine. Une comparaison de Dilthey ou de Groethuysen avec H. montre clairement les avantages que tire la conception catholique de sa liaison avec la tradition classique. Cela se manifeste surtout dans les paragraphes qui traitent des „valeurs imaginatives". Encore que cette époque, où science et progrès ont mis au premier plan une nouvelle humanité, un nouveau modèle de l'homme, ait été appelée „époque sans poésie", la poésie mystique et l'esthétique du sentiment y ont joué un rôle décisif, d'après les recherches de l'abbé Brémond : le triomphe de l'opéra caractérise un art préromantique. La crise, d'après la conception catholique, réside dans la dissolution de la culture européenne universelle.

Les livres qui montrent l'unité européenne de l'esprit de cette manière à la fois riche et variée, ont une signification extraordinaire, en particulier lorsqu'ils joignent l'érudition et l'art, la religion et la formation philosophique, à l'intuition littéraire et psychologique — et tel est le cas du livre de P. H. G. Salomon (Paris).

Metz, Rudolf, *Die philosophischen Strömungen der Gegenwart in Grossbritannien. 2 Bände. Felix Meiner. Leipzig* 1935. *(XV u.* 442, *VI u.* 359 *S.; RM.* 40.—, *geb. RM.* 44.—*)*

Hess, Gerhard, *Französische Philosophie der Gegenwart. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1933. *(VI u.* 95 *S.; RM.* 4.—*)*

Müller, Gustav E., *Amerikanische Philosophie. Fr. Frommann. Stuttgart* 1936. *(*303 *S.; RM.* 6.80, *geb. RM.* 7.80*)*

Der erste Hauptteil des Metzschen Buches ist der englischen Philosophie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewidmet, sofern sie Grundlage und Beginn der gegenwärtigen philosophischen Strömungen in England darstellt, unter besonderer Berücksichtigung der „evolutionistisch-naturalistischen" Richtung (Darwin, Spencer, Huxley und ihre Nachfolger). Im zweiten, weit umfangreicheren Hauptteil werden die mannigfachen philosophischen Richtungen seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts behandelt : die neuidealistische Bewegung (Hegelianer, „absolute Idealisten", der Pluralismus Mc Taggarts u. a.), Realisten und Neurealisten, Pragmatismus,

Logistik, Psychologie und Religionsphilosophie. M. will die einzelnen Philosophen in „ihrer Besonderheit und Eigenart zur Anschauung bringen", kommt aber über eine grosse Stoffansammlung nicht hinaus : unterschiedsloses Reden über die Philosophen ersetzt allzu oft eine wirkliche philosophiegeschichtliche Interpretation.

Straffere Einteilung und die Bemühung um konkrete historische Entwicklungslinien zeichnen das kleine Buch von Hess aus. H. sieht die französische Philosophie der Gegenwart im Zeichen einer „neuen Grundlegung der Philosophie.., die als Reaktion auf den Eklektizismus der Cousinschule und die Enge des positivistischen Denkens der Littréschule zu verstehen ist". Als der Beginn dieser Erneuerung werden einleitend Boutroux, Lachelier und Lagneau dargestellt. Die fünf Hauptkapitel behandeln die Philosophie Bergsons, Wissenschaftskritik und Logik (Poincaré, Goblot, Lalande), Kritizismus und Metaphysik (Brunschvicg, Hamelin, Lavelle), Mensch und Gesellschaft (neuere französische Psychologie und Soziologie ; ferner die „philosophische Literatur" : Gide, Proust, Valéry u. a.), christliche Religion und Philosophie (vor allem Blondel und Maritain).

Nach Müller lassen sich in den dreihundert Jahren amerikanischer Philosophie vier deutlich von einander unterscheidbare Entwicklungsstufen bestimmen. Die erste ist charakterisiert durch das Weltbild des Puritanismus, wie es in dem theistischen System von Jonathan Edwards zum Ausdruck kommt. Die zweite ist die des politisch bewegten späteren 18. Jahrhunderts. Hier machte sich der Einfluss der englischen und französischen Aufklärung geltend. Dieses „Zeitalter der Ratio" ist vornehmlich repräsentiert durch Samuel Johnson und Thomas Jefferson, Benjamin Franklin und Thomas Paine. Folgt die Sturm- und Drangperiode des Pioniertums. Ihr philosophischer Ausdruck ist Pantheismus und Idealismus. Von einem anfänglichen „Transzendentalismus" (mit dem Kantschen hat dieser nur den Namen gemein), als dessen Hauptvertreter Henry James der Ältere und Ralph Waldo Emerson gelten können, führt eine gerade Linie zum „objektiven Idealismus" der Charles Peirce und Josiah Royce, bei denen sich der Einfluss der klassischen deutschen Philosophie am deutlichsten erkennen lässt. Auf der vierten Stufe stellt sich schliesslich das spannungs- und widerspruchsvolle Weltbild des entwickelten Hochkapitalismus dar. Neben- und durcheinander treten in den Vordergrund Personalismus (George Howison) und Lebensphilosophie (Henry Adams), Pragmatismus und Instrumentalismus (William James, John Dewey), Realismus und Naturalismus (George Santayana).

Der Wert des vorliegenden Buches besteht ungeachtet seiner sprachlichen Unzulänglichkeiten vor allem darin, dass es das erste zuverlässige Referat in deutscher Sprache über amerikanische Philosophie enthält.

Josef Maier (New York).

Hippler, Fritz, *Wissenschaft und Leben. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Heidelberg* 1937. *(VII u.* 70 *S. ; RM.* 1.90*)*

Freyer, Hans, *Gesellschaft und Geschichte. B. G. Teubner. Leipzig* 1937. *(*20 *S.; RM. —* 70*)*

Frank, Walter, *Historie und Leben. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1937. *(*38 *S.; RM.* 1.20*)*

Härtle, Heinrich, *Nietzsche und der Nationalsozialismus. Franz Eher Nachfolger. München* 1937. *(*171 *S.; RM.* 2.80*)*

Siegmund, Georg, *Nietzsche, der Atheist und Antichrist. Bonifacius-Druckerei. Paderborn* 1937. *(*103 *S.; RM.* 1.60*)*

Hipplers Schrift ist einer der unseligen Versuche, so etwas wie Geist, Vernunft, Wissenschaft innerhalb der autoritären Ideologie zu restituieren. Aber da keine der kursierenden Unwahrheiten aufgegeben werden soll, werden auch die Wahrheiten, die H. ausspricht, in solchem Zusammenhang sinnlos. Es nützt nichts, Herders Satz „Indes zeigt die Geschichte, dass, sobald die Freiheit dahin war, ... so war der Geist wie Wissenschaft verschwunden", unter die Motti des Vorworts aufzunehmen, wenn man ihn mit Sprüchen von H. St. Chamberlain, E. Krieck und A. Rosenberg umgibt. Der Ruf für die „Freiheit deutscher Forschung und Wissenschaft", die Sorge um „das Gute und Lebenswerte an der ‚alten' Wissenschaft und ihren Trägern", um Vernunft und Wahrheit kann nicht ernst genommen werden, wenn der Rufer zugleich jene Mächte bejaht, deren Herrschaft notwendig mit der Unterdrückung verbunden ist.

Freyer ist sowohl mit der positivistischen wie mit der materialistischen Auffassung des Verhältnisses von Gesellschaft und Geschichte unzufrieden. (In der Kritik des historischen Materialismus gelingt es ihm in der Tat, eine neue Note anzuschlagen : Marx habe durch seine Realdialektik „die Geschichtlichkeit des geschichtlichen Geschehens" umgebracht. Indem aus Hegels Idealdialektik die Realdialektik wird, wird anstelle des wirklichen Subjekts der Geschichte ein „fiktives" gesetzt : nämlich die Gesellschaft.) Geschichte ist nach F. erst dann erkannt, wenn sie als Wirkung von „Willenskräften" verstanden ist, die stärker sind als die „Verhältnisse". Solche Willenskräfte sind nicht aus den wirklichen Zuständen ableitbar. „Sie brechen auf." Entscheidung und Aufbruch sind die wichtigsten Kategorien der Geschichte. Vor allem aber „ist streng dafür zu sorgen", dass die Gesellschaft nicht „zu einem eigenen, von dem geschichtlichen Gang des Volkslebens ablösbaren Reich von Erscheinungen und Gesetzmässigkeiten", nicht zum Objekt der Soziologie werde. Objekt der Soziologie hat vielmehr das „Volk" zu sein.

Franks Rede auf dem nationalsozialistischen Historikertag in Erfurt ist nur erwähnenswert, sofern sie unter Berufung auf Nietzsche eine laute Absage an die Historie enthält, die als „unendliche Reihen der Taten einem ermüdeten Geschlecht das Blut rauben" kann. Der Historiker soll vielmehr wie der Sänger Tyrtäus „vor den Reihen seines marschierenden Volkes einherschreiten" und für die Ewigkeit des Volkes gegenüber dem Werden und Vergehen des einzelnen Zeugnis ablegen.

Härtles Buch ist eine offizielle Zusammenstellung aller Äusserungen, durch die Nietzsche seine Verwandtschaft mit dem Nationalsozialismus bekunden soll. In der Methodik weicht es von ähnlichen Versuchen ab, sofern die entgegenstehenden Ansichten Nietzsches nicht unterschlagen, sondern durch Herausbrechen aus dem Zusammenhang, vorzeitiges Schlies-

sen der Zitate und verkehrte Deutung in das Bild eingefügt werden. So soll Nietzsches Kampf gegen den Antisemitismus nur eine veraltete Form des Judenhasses meinen, seine Absage an die Deutschen nur eine zu überwindende Form des Deutschtums treffen, aus höchstgespannter Liebe kommen usw.

Die kleine katholische Schrift von Siegmund sieht in Nietzsche „die Quelle, aus der Schlagworte der Gegenwart gespeist werden." Aber S. will keine falsche „Rettung". Er versteht den starken Einfluss Nietzsches aus der Affinität seines Anti-Christentums und Atheismus zu einer von allen echten Bindungen losgerissenen, blind individualistischen Zeit.

Herbert Marcuse (New York).

Schweitzer, Albert, *Aus meinem Leben und Denken. Felix Meiner. Leipzig* 1937. *(*211 *S.; RM.* 4.80*)*

Klages, Ludwig, *Der Mensch und das Leben. Eugen Diederichs. Jena* 1937. *(*64 *S.; RM.* —.80*)*

Freyer, Hans, *Das geschichtliche Selbstbewusstsein des* 20. *Jahrhunderts. H. Keller. Leipzig* 1937. *(*27 *S.; RM.* —.80*)*

Die schon 1931 geschriebene Selbstdarstellung von Schweitzer gibt ein genaues Bild der vielseitigen wissenschaftlichen Tätigkeit und der reichen humanen Wirksamkeit dieses ausserordentlichen Mannes. Der Epilog des Buches wendet sich gegen den herrschenden Geist der Zeit, gegen seine grundsätzliche und bösartige Missachtung des sich selber Rechenschaft gebenden denkenden Menschen. „Wie durch die Lichtreklamen, die in den Strassen der Grossstadt aufflammen, eine Gesellschaft, die kapitalkräftig genug ist, um sich durchzusetzen, auf Schritt und Tritt Zwang auf ihn ausübt, dass er sich für ihre Schuhwichse oder ihre Suppenwürfel entscheide, so werden ihm fort und fort Überzeugungen aufgedrängt. Durch den Geist der Zeit wird der heutige Mensch zum Skeptizismus in Bezug auf das eigene Denken angehalten, damit er für autoritative Wahrheit empfänglich werde. Dieser stetigen Beeinflussung kann er nicht den erforderlichen Widerstand leisten, weil er ein überbeschäftigtes, ungesammeltes, zerstreutes Wesen ist. Überdies wirkt die vielfache materielle Unfreiheit, die sein Los ist, in der Art auf seine Mentalität ein, dass er zuletzt auch den Anspruch auf eigene Gedanken nicht mehr aufrecht erhalten zu können glaubt." Diese autoritätswillige Unterwerfung erklärt sich Sch. aus dem Skeptizismus gegen jegliche Art von „Rationalismus" und gegen die Wahrheit überhaupt.

Zwei charakteristische Beispiele für jenen Geist der Zeit sind die beiden kleinen und gespreizten Schriften von Klages und Freyer. Beide gefallen sich in dem Bewusstsein, zur „Jugend" zu sprechen, und in der Tat sind sie nichts anderes als Epigonen der Jugendbewegung. K. tischt seinen Lesern unter einem neuen Titel zum dritten Mal zwei Vorträge (von 1913 und 1915) auf, in denen die „Selbstzersetzung des Menschentums", der Untergang der „Seele" mit den bekannten Formeln von „Bewusstsein und Leben", „Geist und Seele" in ein bequemes System gebracht wird, demzufolge die Geschichte als solche der Sündenfall ist, weil

sie den Menschen aus der Kreisbahn des kosmischen Lebens herauswarf.

Freyer will bewusst „20. Jahrhundert" sein. Was er positiv zur Charakterisierung des Selbstbewusstseins dieses Jahrhunderts beibringt, kommt aber in keiner Weise an das heran, was bereits Nietzsche, im 19. Jahrhundert, in ungleich weitblickenderer und eindringlicherer Weise in der zweiten unzeitgemässen Betrachtung zum Problem der Historie ausgeführt hat. Der Unterschied ist der, dass F. die Krankheit des historischen Bewusstseins und den europäischen Nihilismus bereits hinter sich glaubt, weil er nicht weiss, dass man auch in futuristischer Weise am historischen Bewusstsein krank sein kann, indem man seine aktuellen Tagesgedanken a priori als historisch verkündet. Das Neue an F.s futuristischem Historismus ist, dass die Geschichtlichkeit des 20. Jahrhunderts nicht mehr durch „Fortschritt", „Entwicklung" und „Dialektik" bestimmbar sein soll. Wesentliche „Kategorien" der Geschichte seien jetzt „Aufbruch" und „Entscheidung", Augenblick und Existenz. Dagegen seien diejenigen Kategorien, mit denen Dilthey die Geschichte zu verstehen versuchte, „über Nacht" „alte Generation" geworden, weil er noch nicht die „verbalen, aktiven und militanten" Ausdrücke kannte, mit denen man jetzt die Geschichte zu begreifen beginnt. So seien z.B. auch die geschichtlichen „Bewegungen" des 20. Jahrhunderts nicht mehr von der Art, wie sie etwa Ranke und Burckhardt begriffen, sondern „frei vorstossende", auf Grund der Initiative eines Führers und einer „Logik.. des Herzens". Mit Denken hat diese Geschichtsphilosophie naturgemäss nichts mehr zu tun, kommt doch die Kraft zum geschichtlichen Handeln „aus dem Blut, aus der Rasse, aus dem Glauben".

Karl Löwith (Sendai, Japan).

Hofmann, Paul, *Sinn und Geschichte. Historisch-systematische Einleitung in die sinnerforschende Philosophie. Ernst Reinhardt. München* 1937. *(XIV u.* 712 *S.; RM.* 25.—*)*

Das vorliegende, mit leidenschaftlicher Gründlichkeit gearbeitete Buch tritt mit dem Anspruch auf, eine „völlige Neugründung der Philosophie" in die Wege zu leiten; eine Neugründung, die in der Richtung eines Ansatzes liegen solle, „den Kant gesucht — aber nach der Tiefe nicht weit genug durchgeführt habe." Die Erreichung dieses Zieles soll in der Schöpfung einer Philosophie als Sinnerforschung liegen. Unter Sinn wird im Grunde nichts anderes verstanden als die subjektive Seite der gegenstandsgerichteten Akte, dasjenige, was die im übrigen ausgiebigst herangezogene Phänomenologie die spezifische Aktqualität nennen würde. Nachdem mittels einer langwierigen erkenntnistheoretischen Untersuchung der Apriorismus neu entdeckt worden ist, wird diese Erkenntnis nun zum Mittelpunkt der neu gegründeten Philosophie. Das subjektive Moment des Erkenntnisprozesses wird mystifiziert, indem das sogenannte sinngebende Ich zum alleinigen Objekt der Philosophie gemacht wird. Dies wird eingeleitet durch eine Interpretation des Erfassensprozesses, in der zunächst Gegenstand und Sein gleichgesetzt und den ebenfalls als identisch gesetzten Momenten Sinn und Ich gegenübergestellt wird. In einem zweiten Schritt werden dann Ich

und Sein oder Gegenstand als trotz aller Korrelativität unauflösbare Gegensätze herausgestellt, wobei Hofmann gegen die Hegelsche Dialektik und deren „optimistische Auffassung einer Vereinigung von Ich und Anderem" polemisiert.

Es gibt nach H. zwei grundsätzliche, entgegengesetzte Betrachtungsweisen und Weltanschauungen, eine transzendierende, objektgerichtete — und eine „introszendierende", auf das Ich gerichtete. Die abendländische Philosophie ist von Anbeginn an objektivistisch orientiert gewesen und damit nicht Philosophie im H.schen Sinne. Die eigentliche subjektivistische Philosophie sei zwar innerhalb der Geschichte im steten Vordringen gewesen, habe sich jedoch nie völlig durchsetzen können. Kant als einziger habe, wenn auch ihm selber unbewusst, erkannt, worum es eigentlich gehe : um die Erfassung des eigenen Ich als sinngebend, er habe jedoch durch eine zu enge Fassung des Problems den Anstoss zur Wiederkehr des Objektivismus gegeben.

Dieser Objektivismus habe in unserer Zeit die Stufe der absoluten Leere, des absoluten Sinnverlustes erreicht. H. sieht daher seine Aufgabe darin, dort fortzufahren, wo Kant im letzten versagt habe und nunmehr endgültig die Philosophie des Sinns zu schaffen durch die Hinwendung zum lebendigen Ich. Der Sinn des Ich könne nicht im Ich selber liegen, auch nicht in der toten Welt der Objekte. Die Realisierung oder Selbstverwirklichung des Ich findet daher statt in der Hinwendung zum „Du", zur „Gemeinschaft". H.s „Neugründung" der Philosophie läuft damit in der Schaffung eines irrationalen Systems einer Gemeinschaftsethik aus.

Gerhart Saenger (New York).

Lipps, Hans, *Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik. Vittorio Klostermann. Frankfurt a. M.* 1938. *(*142 *S. ; RM.* 7.50*)*

Die Idee der hermeneutischen Logik geht auf Analysen Heideggers in „Sein und Zeit" und in seiner Interpretation griechischer Philosophie zurück. Die „Elemente" des Logos : Begriff, Urteil, Schluss sollen nicht als feste, allgemeingültige Formen des Denkens abgehandelt werden, wie in der formalen Logik, sondern als entdeckende und mitteilende Verhaltensweisen des Menschen in einer jeweiligen Situation. „Hermeneutische Logik setzt ...an der Situation, so wie sie zu Worte kommt, ein". Der Logos ist ihr nicht einfach eine „intentionale" Beziehung auf Sachverhalte : er ist ein bestimmtes Verhältnis des sich mit anderen (oder mit sich selbst) unterredenden und verständigenden Menschen. Über diese fortwährende Versicherung (verbunden mit dem üblichen „wagenden Zugriff") kommt Lipps leider nicht hinaus. Die scheinbare Konkretheit der hermeneutischen Logik ist erheblich ärmer und unergiebiger als die Abstraktheit der formalen Logik. Eine hermeneutische Interpretation des hypothetischen Urteils sieht z. B. so aus : eine sachliche Auseinandersetzung bedeuten die Worte ‚wenn...dann' „gerade vorzüglich daraufhin, dass sie sich an den andern wenden. In dem wenn... wird nämlich der andere vor etwas als möglichen Fall gestellt. Bzw. ich lege mir selbst darin etwas als Fall vor. Das wenn... leitet die Klärung dieses noch nicht eingetretenen Falles ein. Hypo-

thetisch ist es, sofern sich darin die Ausbreitung des Hypokeimenon einer Erörterung vorbereitet. Und die ‚Folge' ist die Auseinandersetzung, Entwicklung dieses Falles. In dem wenn... wird etwas ausdrücklich heraus — und in Betracht gezogen. Vor den Horizont der Rede gebracht. Durch das Relief des Ganzen ist die Zügigkeit solcher Worte bestimmt."

Wichtiger ist, wie sich in L.s logischen Untersuchungen — sicher wider den Willen des Autors — die Ideologie des autoritären Staates ganz unmittelbar durchsetzt. Vor allem die fundamentale Irrationalisierung der Logik, die Zerschlagung ihrer „Allgemeinheit". Die hermeneutische Logik nimmt den Logos in der Aktualität der jeweiligen Situation. Situation ist aber „keine sachliche Konstellation ; sie kann nicht in Formen des Allgemeinen entwickelt werden." Wohl gibt es „typische" Situationen ; „die Situation als ganze bleibt" jedoch „als im Kern nichts Sachliches wesenhaft unergründlich... Die Grenze des Menschen ist darin umrissen, dass er nicht über seinen Anfang verfügt und nur ungesucht sich finden und betreffen kann bei...". Der Verstand ist „keineswegs" das Vermögen der Begriffe ; Begreifen heisst die Dinge „in Griff nehmen" ; es vollzieht sich noch „vor dem Verstehen und Verständlichmachen". Der Begriff ist so „nichts Rationales mehr". Zusammen mit der existentiellen Begründung des Logos geht die Betonung seines autoritären Charakters : der in ihm sich ankündenden „Grenze" des Menschen anstatt der Freiheit. Es beginnt gleich damit, dass das aristotelische „Bezeichnen" der Rede übersetzt wird mit „jemandem etwas bezeichnen — in dem Sinn, dass es geradezu ein ihm-Befehlen meinen kann." „Was Worte zu erkennen geben,... kann überhaupt nicht sachlich fixiert bzw. als Gedanke aufgewiesen, sondern nur als Hinweis vernommen und insofern aufgenommen werden, als man den Worten entspricht...". Und selbst die gewählten Beispiele scheinen diesen autoritären Zug des Logos immer wieder einzuhämmern : „Zu erkennen geben mag zunächst auf bestimmte Praktiken der Unterweisung bezogen sein. Wie bei der Instruktion etwa ein Gewehr in Konstruktion und Gebrauch vorgeführt wird." Oder : „Jemandes Lage bemisst sich an Umständen, die dabei auf sachlich weitgehend festgelegte Praxis bezogen sind. Meine Lage ist z. B. die als Kompagnieführer."

Herbert Marcuse (New York).

Pöll, Wilhelm, *Wesen und Wesenserkenntnis. Ernst Reinhardt. München* 1935. *(XII u.* 207 *S. ; RM.* 4.80*)*

„Es gehört nicht zur Wesenheit eines Zimmers", heisst es S. 149, „einen grünen Wandanstrich zu haben." Zu solchen und ähnlichen Feststellungen wird das Husserlsche Problem des „Wesens", das innerhalb des Fragenbereichs der mathematischen Ideation und im Laufe seiner Bekämpfung des Psychologismus mit aller Legitimität erwachsen war, missbraucht. Diese Arbeit bewegt sich in der Wesenssphäre, unabhängig von den positiven Beispielshorizonten und Interessenfeldern, in denen das Wesensproblem der Phänomenologie aufgetaucht war. Zu entnehmen ist aus einer Zusammenstellung von Sätzen Husserls, Herings, Spiegelbergs ein Tatbestand, mit dem Pöll wohl nicht einverstanden wäre, der uns aber von äusserstem

Interesse zu sein scheint. Es ist bekannt, dass bei Husserl das Wort „Wesen“ eine doppelte Bedeutung hat : es meint nicht nur das durch ein singuläres Exemplar hindurch zu sehende genos, sondern das reine quale eines singulären Exemplares selbst, abgesehen von dessen Existenz. Die Zahl solcher „eidetischer Singularitäten“ ist offensichtlich gleich gross wie die Anzahl von Phänomenen, also unendlich ; und schon Aristoteles hat Plato vorgeworfen, jedem individuellen Phänomen ein individuelles Wesen zuzuerteilen, stelle eine sinnlose Verdopplung der diesseitigen Mannigfaltigkeit dar.

Es ist nun interessant, in welcher Sphäre die Phänomenologie ihre Beispiele auswählt, bzw. wo sie Individualität und Wesen zusammen sieht : im Bereich der Reproduktionstechnik. Fordwagen und Helioslampen tauchen plötzlich an dieser Stelle der Phänomenologie auf. In der Tat ist ein bestimmtes Serienmodell einer Helioslampe individuell und dennoch das „Wesen“ jedes der unendlich vielen, ihr gemäss gemachten Exemplare. In der Tat „ist“ das Modell in einem anderen Sinne als seine Exemplare ; und der Aristotelische Vorwurf der „Verdoppelung“ bzw. „Vervielfachung“ wird angesichts des Faktums der Reproduktion hinfällig. Wie durch einen Kurzschluss quer durch die Geschichte erhält die alte platonische Theorie einen neuen Sinn. Ohne es zu wissen, hat die Phänomenologie mit ihrer Ideenlehre einen Beitrag zur Logik der Serienproduktion geliefert.

Günther Stern (New York).

Haecker, Theodor, *Schönheit. Jakob Hegner. Leipzig* 1936. *(*151 *S.; RM.* 4.20, *geb. RM.* 5.80*)*

Riezler, Kurt, *Traktat vom Schönen. Vittorio Klostermann. Frankfurt a. M.* 1935. *(*227 *S.; RM.* 7.—, *geb. RM.* 9.—*)*

Haeckers Bemerkungen zu einer „christlichen Aesthetik“ verdienen nicht die Aufmerksamkeit, die sich auf sein vorletztes Buch gerichtet hat.[1]) Sie überschreiten kaum den Bereich einer äusserst gewählt formulierten Wiederholung und gläubigen Kommentierung des katholischen Dogmas über die Schönheit des Seins. Von der unmittelbaren Verknüpfung theologischer Fragen mit zentralen geschichtlichen Problemen der Gegenwart, die jene geschichtsphilosophische Schrift erkennen liess, ist hier keine Rede. Dennoch wird auch in der vorliegenden Abhandlung — in freilich ganz zufälliger Verbindung mit dem Thema selbst — die oppositionelle Haltung H.s gegen die Mächte der gegenwärtigen Zeit deutlich. Verstreut durch das ganze Büchlein ziehen sich Äusserungen, die ausgehend von einer allgemeinen Melancholie sich bis zum aktuell Politischen konkretisieren. H. weiss von der Gegenwart als „einer geistig hässlichen Zeit“, die so pervers ist, „das in sich selber Hässliche schön zu schmücken“ und „das Schöne hässlich zu schmücken.“ In diesen Tagen „einer Auslassung des Höheren“ wird Europa von Affekten hingerissen „durch das Wundfieber, das verletzte Dogmen Völkern und Einzelnen bereiten.“ Die heute herrschenden

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang V (1936), S. 372 ff.

Meinungen sind „überaus menschlich, allzu menschlich, und darum auf der Kippe, plötzlich sogar unmenschlich zu werden." Diese eher zu optimistische Äusserung ist weniger der allgemein dogmatischen Anschauung von „dem traurigen Schicksal der gefallenen Menschheit" zuzurechnen, als dass sie des Verf.s Grundgefühl gegenüber seiner nächsten Gegenwart verrät; gänzlich unvermittelt spricht er einmal von der Möglichkeit „eines tragischen Schicksals des deutschen Volkes". Wie in dem vorausgehenden Buch geisselt er „den Wahnsinn: dass der Mensch — Individuum oder Menschheitsgeschlecht, Kollektiv, Volk, Staat — Gott ist." Dem eigentlichen Vorsatz seiner Schrift bleibt er nahe, wenn er leidenschaftlich betont, dass „irreduktible individuelle oder rassische Veranlagungen" in einer Kunsttheorie nichts zu suchen haben und dass christliche Kunst niemals zu vergleichen ist mit irgendeiner „völkischen oder nationalen Kunst". H.s kulturelle Frontstellung überschreitet noch die Verbindlichkeiten seines positiven Glaubens, wenn er für Athen und gegen Sparta entscheidet, für die Vernunft und gegen die Vergottung von Willen, Kraft und Zwang.

Wie bereits angedeutet, ist jene Haltung der Opposition nicht zwingend mit dem Thema des Buches verknüpft. Es sucht dem Subjektivismus der Kantschen Ästhetik mit den schwächlichen Waffen der dauernden Versicherung von der Schönheit als einer Qualität des Seienden zu Leibe zu rücken und beruft sich auf „das unbestechliche Urteil des natürlichen Menschen" für den dogmatischen Traktat von der Schönheit der Gottheit und der Schöpfung. H., im allgemeinen ein recht unbestechlicher Vertreter des besten Geschmacks, opfert ihn seinen apologetischen Vorsätzen, wenn er wiederholt Goethe zu einem Kronzeugen katholischer Ästhetik zu pressen sucht und als Muster für die von ihm bejahte christliche Kunst, die das Höchste in der Kunst schlechthin darstelle, ein Verzeichnis von katholischen Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart vorlegt, die mit Ausnahme Claudels von zweifelhaften künstlerischen Qualitäten sind. Ein Missgriff wie die Vorlage eines Gedichts von Thompson, das in seinem Inhalt nicht einsichtig, in seiner Übertragung aber schlechthin hässlich ist, bleibt eine arge Konzession, namentlich, wenn sie von einem Schriftsteller ausgeht, der in Fragen des Geschmacks so gescheit ist zu wissen, „dass durch die Steigerung der Mittel in der Reproduktion die Werke von Shakespeare, Bach, Mozart verlieren (was — wenigstens bei Shakespeare — etwa genau gegen Max Reinhardt trifft. L. L.), während die Werke Richard Wagners gewinnen."

Wie H. zu einer progressiven Ästhetik wenig beiträgt, so bringt er auch seine allgemeine oppositionelle Haltung weitgehend um ihre aufhellende Bedeutung, wenn er sie an die Statik des Dogmas fesselt. Er hat gewiss recht: „Wenn alle Welt nur noch das Neue sieht und laut ausschreit, dann kann es vielleicht doch eine heilsame Korrektur sein, wenn einer auch das Alte noch sieht und in Ruhe sagt. Künftige Generationen können ihm gerade dafür Dank wissen". Aber er hat nur zum Teil recht; das Alte zu bewahren ist nur innerhalb einer Theorie und Praxis gerechtfertigt, deren Sinn es ist, das „Alte" in einer neuen und höheren Gestalt menschlichen Seins aufzuheben. Leo Löwenthal (New York).

Riezler geht aus von der Frage, was ein Kunstwerk zum Kunstwerk macht, worin das ihm eigene „Schöne" besteht (R. spricht vom „Guten" statt vom Schönen, um selbst in der Terminologie die Missverständnisse der formalen Ästhetik zu vermeiden), wodurch ein Kunstwerk „besser" als ein anderes ist. Aber wie sie verfolgt wird, erweitert sich die Fragestellung. Das Problem des Kunstwerks als Ausdruck im Bild führt einerseits auf das im Kunstwerk Ausgedrückte : das Sein der Seele, und andererseits auf das Sein des Bildes im Raum und in der Zeit : die spezifische Räumlichkeit und Zeitlichkeit der Kunst. R. umschreibt das im Kunstwerk sich ausdrückende „Leben" als ein einheitliches Gefüge „zwischen vielen Zwischen": zwischen Wahrheit und Schein, Spiel und Ernst, Leid und Freude, Ruhe und Bewegung, Mass und Unmass usw. Indem R. die Struktur dieses Gefüges zu entfalten versucht, werden fast alle Grundfragen der Metaphysik in den Kreis der Untersuchung hineingezogen : die ontologische Differenz von Sein und Seiendem, der Schematismus von Raum und Zeit, die Seinsweise des Subjekts und des Objekts usw. Die Arbeit wird zum Versuch einer „Ontologie der Kunst", die in gleichsam höchster Allgemeinheit die Kunst als solche zu deuten bestrebt ist. In dieser Dimension der Problemstellung können die Fragen, die mit der sozialen und historischen Funktion der Kunst verknüpft sind, auch sofern sie zum Wesen der Kunst gehören, nicht behandelt werden. Herbert Marcuse (New York).

Allgemeine Soziologie.

Clark, G. N., *Science and Social Welfare in the Age of Newton. Oxford University Press. New York u. London* 1937. *(159 S.; $ 2.50, 6 s.)*

Sarton, George, *The History of Science and the New Humanism. Harvard University Press, Cambridge, Mass. Oxford University Press, London* 1937. *(XX u. 196 S.; $ 2.—, 8 s. 6 d.)*

Clarks Büchlein, eine Frucht ungewöhnlicher Belesenheit und grosser Sachkenntnis, ist ein wertvoller Beitrag zum Problem der gesellschaftlichen Bestimmtheit von Erfindungen und Wissenschaften, wobei die Haltung des Autors beiden gegenüber grundverschieden ist.

Im einleitenden Aufsatz „Science and Technology" werden die allgemeinen sozialen Voraussetzungen der wissenschaftlichen Forschung Englands und Frankreichs während des 17. Jahrhunderts geschildert. Das grosse Interesse der Zeit war auf Technologie und mechanische Erfindungen gerichtet. Viele reiche Aristokraten hatten eigene Laboratorien, es verbreitete sich die technische Literatur, schliesslich wurden sowohl in England als auch in Frankreich wissenschaftliche Gesellschaften wie die Royal Society (1662) und einige Jahre später die Académie Royale de Sciences gegründet, innerhalb welcher organisierte technologische Studien, oft in Zusammenarbeit mit der Industrie betrieben wurden. Auf diesem Hintergrund zeichnet C. in einem weiteren Aufsatz („Economic Incentives to Invention") in meisterhafter Weise die Wichtigkeit des ökonomischen

Antriebs für Erfindungen, bezw. für grössere Anwendung schon vorher vorhandener, aber noch nicht angewandter Erfindungen. Wichtiger noch sind die Impulse zu Erfindungen, die aus der sozialen Organisationsform der Arbeit, und besonders aus dem Profitstreben herkommen. Die Erfindungen, meint C., sind die Antwort der Unternehmer auf ökonomische Depressionen, in welchen durch Warenpreisfall die Rentabilität leidet. Durch verbesserte Mechanisierung sollen die Arbeitskosten herabgedrückt und so die Rentabilität wiederhergestellt werden. Die relative Rückständigkeit der Mechanisierung in der Agrikultur ist nach C. nicht dem Mangel an entsprechenden Erfindungen zuzuschreiben ; sie ist vielmehr dadurch bedingt, dass infolge des Überflusses an billiger Arbeitskraft die Maschinen nicht benötigt werden : die kleinen Farmer hatten die billige Arbeit ihrer Familienmitglieder zur Verfügung. Wo für den Export arbeitende Grossbetriebe bestanden, welche teuere Lohnarbeit verwandten, wurden frühzeitig Maschinen erfunden und eingeführt, oder aber es wurde die Änderung der sozialen Organisationsform der Arbeit durchgeführt, indem man auf den Zucker- und Tabakplantagen zur Anwendung der billigen Sklavenarbeit überging. In dem stark entvölkerten Spanien, wo die Lohnarbeit besonders teuer war, wurde schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Sembrador, eine kombinierte Pflug-, Säe- und Eggemaschine benützt.

C. geht aber noch weiter und versucht, die Gesetzmässigkeit der ungleichmässigen technischen Entwicklung einzelner historischer Perioden nachzuweisen. Er versucht, nach Analogie des wirtschaftlichen Zyklus die grossen historischen Hausse- und Baisseperioden zur Erklärung der Ungleichmässigkeit in der technischen Entwicklung dieser Perioden heranzuziehen. Die lange Periode der Geldentwertung nach der Entdeckung Amerikas bedeutete Entwertung aller fixen Renten, schädigte somit die Gläubiger und begünstigte die Schuldner, vor allem die industriellen Schuldner ; dies förderte natürlich das Aufkommen der neuen kapitalistischen Unternehmer und ihres Exportes. Der fühlbare Mangel an Lohnarbeit und die steigenden Preise gaben dann den Anstoss zur Einführung vieler Erfindungen, besonders in den Exportindustrien, die in scharfem Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt standen. Die überwiegende Mehrzahl der Erfindungen bestand in „arbeitsparenden“ Maschinen.

Aber noch stärker wurde der Antrieb zur Einführung von technischen Verbesserungen in der folgenden Baisseperiode, als seit der Mitte des 17. Jahrhunderts der Preiswechsel in umgekehrter Richtung erfolgte. Der Preisfall verschärfte die Konkurrenz, trieb zum Protektionismus und zu den Kriegen um die Absatzmärkte, wie sie für die Ära des Merkantilismus charakteristisch sind. Es ist diese Periode des praktischen und intellektuellen Colbertismus, in welcher die technologische Aktivität und die Zahl der maschinellen Erfindungen bedeutend gewachsen sind.

Der vierte Aufsatz („Social Control of Technological Improvement“) schildert an zahlreichen Beispielen die Hindernisse, welche der Einführung von technischen Verbesserungen, sei es seitens der mit der Arbeitslosigkeit bedrohten Arbeiter, sei es seitens der Zunftorganisationen während des 16. und 17. Jahrhunderts entgegengesetzt wurden. Letztere verteidigen ihre

monopolistische Marktbeherrschung unter Ausschluss jeder Konkurrenz und trugen auf diese Weise viel zur Verlangsamung des technischen Fortschritts und der kapitalistischen Entwicklung bei.

Trotz der trefflichen Ausführung zeigen sich einige Mängel des Buches darin, dass C. den Zusammenhang zwischen Technik und Sozialgeschichte zwar faktisch darstellt, aber theoretisch nicht bewältigt. Er behauptet z.B., dass wir über die Klassenstruktur im Frühkapitalismus nur sehr wenig unterrichtet sind. So meint er, dass die Einführung von Maschinen den Übergang zur Massenproduktion von billigen und nötigen Alltagswaren veranlasste, im Unterschied zur früheren Manufakturproduktion, die bloss Luxusbedürfnisse befriedigte. Demgegenüber ist zu betonen, dass die Massenproduktion nicht das einfache Resultat der gewachsenen technischen Kapazität infolge der Einführung von Maschinen ist, vielmehr erst durch das Entstehen breiter Schichten des wohlhabenden Bürgertums im 16. Jahrhundert ermöglicht wurde, im Unterschied zur früheren Periode, wo die Produktion auf Luxusbedürfnisse des kleinen Kreises des Adels und der höheren Geistlichkeit beschränkt gewesen ist.[1])

Viel stärker noch zeigt sich die Schwäche des vom Verf. vertretenen Standpunktes in dem zentralen Aufsatz des Buches „Social and Economic Aspects of Science". Während C. die soziale und ökonomische Determiniertheit der technischen Erfindung zugibt, ist sein Verhalten der Wissenschaft gegenüber völlig verschieden. Sie steht ausserhalb der ökonomischen Einflusssphäre, und in Bezug auf sie gilt : spiritus flat ubi vult. Die äusseren Impulse zur wissenschaftlichen Forschung seien nicht ausschliesslich ökonomisch; sie kämen zum Teil aus vier weiteren Quellen : Kunst, Religion, Medizin und Krieg, die von der ökonomischen Beeinflussung radikal unabhängig sind. Die Entwicklung der Medizin z.B. sei nicht durch irgendwelche soziale, speziell ökonomische Bedingungen determiniert, sondern Ausdruck der allgemeinmenschlichen Tendenz zur Lebensverlängerung. Vor allem aber wirke hier der uninteressierte Drang nach Erkenntnis, der von allen utilitaristischen Absichten unabhängig sei. Aus diesem Grunde wendet sich C. kritisch gegen die Abhandlung desrussischen Professors B. Hessen, der es unternommen hat, den spezifischen Charakter der Newtonschen Mechanik aus den sozialen und ökonomischen Bedingungen seiner Zeit zu erklären.[2]) Trotz der Versicherung C.s, er wolle sich nur mit der Hauptthese Hessens auseinandersetzen, verliert er sich in Wirklichkeit in polemische Details, wobei gerade die Hauptthese Hessens, wie noch gezeigt werden soll, nicht einmal erwähnt wird. Ist die Wissenschaft unabhängig von ökonomischer und sozialer Beeinflussung und bloss aus dem Drang nach Wahrheit zu erklären, dann ist es schwer zu begreifen, warum die klassische Mechanik sich erst in den zwei Jahrhunderten seit Leonardo da Vinci bis auf Descartes, Galilei und Newton entwickelte und, bei der hohen Entwicklungsstufe der griechischen Philosophie und Mathematik in der Antike, nicht schon damals entstanden ist. C. erhebt gegen Hessen den

---

[1]) Vgl. meine umstehend zitierte Arbeit, S. 186.

[2]) B. Hessen, The Social and Economic Roots of Newton's „Principia." In : Science at the Cross Roads. London 1931.

Einwand, dieser habe für den behaupteten Zusammenhang zwischen dem wissenschaftlichen Bild der Newtonschen Physik und Mechanik und den praktischen Problemen des Bergwesens, der Transport- und Kriegsindustrie zwar viele wichtige Autorennamen zitiert, mehr aber als allgemeine Illustration nicht gegeben. Darauf wäre zu antworten, dass der Nachweis dieses Zusammenhangs eben nicht im Zentrum von Hessens Ausführungen steht. Was den Zusammenhang der mechanistischen Konzeption eines Descartes und Galilei mit der Industrieentwicklung des 16. und 17. Jahrhunderts anlangt, sei es mir gestattet, auf meine Arbeit zu verweisen, wo eine nähere Begründung versucht worden ist.[1]) Hessens Hauptthese geht aber darüber hinaus, was C. entgangen zu sein scheint. Hessen versucht nämlich, den generellen Charakter der klassischen Mechanik und Physik im Unterschied von der späteren Entwicklung dieser Wissenschaften zu verstehen.

In der Natur begegnen wir verschiedenen Formen der Bewegung der Materie (mechanische, thermische, elektro-magnetische), die untereinander verknüpft sind und ineinander übergehen, und nie findet man in der Natur reine Bewegungsformen als solche isoliert vor. Trotzdem ist es für die ganze klassische Mechanik seit Leonardo da Vinci bis zu ihrem Abschluss durch Descartes, Galilei und Newton charakteristisch, dass sie nur die Theorie einer einzigen Bewegungsform, der mechanischen ist und niemals den Übergang der mechanischen Bewegung in andere Energieformen behandelt.[2])

Hessen erklärt nun diesen Tatbestand damit, dass in der Periode der klassischen Mechanik die in der Industrie angewandten Maschinen (Hebe-, Wassermaschinen, etc.) eben nur diese einzige, d.h. mechanische Bewegungsform vermittelten. Erst die Entwicklung der Grossindustrie unmittelbar nach Newton, speziell die Erfindung und weitere Verwendung der Dampfmaschinen brachte eine Wendung, indem sie den Anstoss zum Studium neuer, thermischer Bewegungsformen der Materie (die Untersuchungen Watts über die thermo-dynamischen Eigenschaften des Dampfes) gegeben hat und so zur Grundlegung der Thermo-Dynamik als einer besonderen Sektion der Physik führte.[3]) Auch die weitere Entwicklung der Thermo-Dynamik durch Carnot (1824) steht im engsten Zusammenhang mit der Beobachtung von Dampfmaschinen. Während in den Maschinen der klassischen Mechanik lediglich eine Form der mechanischen Bewegung in eine andere Form derselben mechanischen Bewegung (z.B. eine gradlinige in eine kreisförmige Bewegung) umgewandelt wurde, beruht das Wesen der Dampfmaschine in der Umwandlung einer, und zwar thermischen Bewegungsform in eine ganz andere, nämlich mechanische Form. Auf diese Weise und bedingt durch die neue technische Entwicklung entsteht das ganz neue Problem der Energieumwandlung, von dem sich in der klassischen Mechanik keine Spur vorfindet.[4]) — Mit der Erfindung

---

[1]) Henryk Grossman, Die gesellschaftlichen Grundlagen der mechanistischen Philosophie. In : diese Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 200-215.

[2]) Hessen, a. a. O., S. 38 u. 43.

[3]) a. a. O., S. 49.

[4]) a. a. O., S. 44.

von elektro-magnetischen Maschinen — und auf Grund der Erfahrungen mit ihnen — wird neben den erwähnten Sektionen, der Mechanik und der Thermodynamik, auch die Elektro-Magnetik als eine besondere Sektion der Physik ausgebaut und die allgemeine Lehre von der Energieumwandlung und ihren besonderen Formen vollendet. So zeigt es sich, dass die Wissenschaft von sozialer Entwicklung keinesfalls unabhängig ist, vielmehr, dass gerade die ökonomisch technische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft imstande ist, nicht bloss inhaltlich die Entwicklung einzelner Sektoren der Wissenschaft verständlich zu machen, sondern dass sie uns auch die historische Reihenfolge der einzelnen Stufen dieser Entwicklung begreifen lässt.

Das Buch von Sarton umfasst Beiträge verschiedenen und ungleichwertigen Inhalts. Der Aufsatz „The New Humanism" ist ein Reformprogramm für den Geschichtsunterricht. Im einleitenden methodologischen Kapitel gibt S. vom Standpunkt seiner idealistischen Geschichtskonzeption eine Auseinandersetzung mit der individualistischen Geschichtsschreibung, nicht weil sie individualistisch ist, sondern weil sie „unrichtige" Helden herausgreift. S. möchte an die Stelle der Könige und grosser Würdenträger, die Kriege führten, die wirklichen „Schöpfer" der Geschichte, die schöpferischen Architekten, Handwerker, Denker, Sozialreformer oder Heiligen setzen. S. negiert die ökonomische Determinierung von Wissenschaft und Kunst. Andererseits macht er der gegnerischen Auffassung gewisse Konzessionen, wenn er zugibt, dass ein „gewisser Determinismus in der Reihenfolge der Entdeckungen" besteht und wenn er die grosse Bedeutung der Praxis unterstreicht. Den wertvollsten Teil des Buches bildet der Aufsatz „East and West", der die Resultate der Forschungsarbeit des Verf. in Kürze zusammenfasst. Im Gegensatz zu vielen Autoren, die — wie z.B. Max Weber — die moderne Wissenschaft als das ausschliessliche Produkt des „westeuropäischen" Geistes glorifizieren, zeigt S. die starken und wichtigen Einflüsse des Orients, die grossen wissenschaftlichen Errungenschaften der alten Ägypter, Babylonier, Perser, Inder und Phönizier, später der Juden und Araber. Man kann nicht nur vom griechischen, sondern auch vom arabischen „Wunder" sprechen. Die Überlegenheit z.B. der arabischen Kultur gegenüber der westeuropäischen bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts lässt sich nicht bestreiten. Die westeuropäische Wissenschaft der letzten fünfhundert Jahre war nur möglich auf der Basis der fünftausendjährigen wissenschaftlichen Anstrengungen des Orients.

Henryk Grossman (New York).

Dyckmans, Wilhelm, *Das mittelalterliche Gemeinschaftsdenken unter dem Gesichtspunkt der Totalität. Ferdinand Schöningh. Paderborn* 1937. (179 *S.; RM.* 10.—)

Arnold, Franz Xaver, *Zur Frage des Naturrechts bei Martin Luther. Max Hueber. München* 1937. (*VIII u.* 133 *S.; RM.* 6.80)

Bohatec, Josef, *Calvins Lehre von Staat und Kirche mit besonderer Berücksichtigung des Organismusgedankens. M. & H. Marcus. Breslau* 1937. (*XII u.* 754 *S.; RM.* 36.—)

Bock, Hellmut, *Staat und Gesellschaft bei Francis Bacon. Ein Beitrag zur politischen Ideologie der Tudorzeit. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1937. (152 *S.; RM.* 6.50)

Dyckmans gibt eine Entwicklung des mittelalterlichen Ordo-Begriffs in seiner doppelten Bezogenheit auf die natürliche und göttliche Ordnung. Grundlage der Darstellung ist eine gute Interpretation der Ordo-Lehre in Augustinus' Civitas Dei, in den Summen des Thomas und in Dantes Monarchie. Die rechtsphilosophischen Teile der Schrift bestehen im wesentlichen in Hinweisen auf die Verschmelzung germanischen Genossenschaftsrechts und christlicher Gedankengänge, in einer zusammenfassenden Analyse des Verhältnisses von Imperium und Sacerdotium und in der Aufzeigung naturrechtlicher Ideen bei Thomas, zentriert um seinen Begriff der Lex aeterna. — Der geschichtlichen Verhältnisse, mit denen diese Lehren verbunden waren, wird nur in einigen beiläufigen Bemerkungen gedacht.

Arnolds Buch, mit dem kirchlichen Imprimatur erschienen, steht ausdrücklich unter der Aufgabe, den „Baugrund" freizulegen, auf dem jeder Christ, unbeschadet der Glaubensspaltung, seine Zustimmung zum Dritten Reich geben kann. Das Naturrecht, das sich nach Meinung des Verf. sowohl im Katholizismus wie im Protestantismus findet, scheint ihm für eine solche Verständigung besonders geeignet: beruft sich doch auch „der Führer unseres Reiches gegenüber naturrechtswidrigen Verträgen auf eine ‚ewige Moral'." So sollte gegenüber der „bolschewistischen Weltgefahr, deren Grösse angesichts der spanischen Katastrophe auch dem letzten klar geworden sein dürfte", die ganze Christenheit „von einem neuen Naturrecht aus und mit einheitlicher Gesamtwirkung auftreten."

Zum Zweck der „einheitlichen Gesamtwirkung" wird nun eine katholische Rettung Luthers unternommen. Hierzu muss vor allem Luthers Lehre von der Verderbnis der Menschennatur und von der Wider-Göttlichkeit der Vernunft umgedeutet werden. Sie gelte „nicht ganz im absoluten Sinne". Luther spreche der natürlichen Vernunft eine Erkenntnis des einen Gottes zu; ebenso kenne er eine natürliche Sittlichkeit „vor" der christlichen („wenigstens nach der Ansicht des jungen Luther"). Schwieriger ist die Sache schon bei Luthers scharfem Dualismus von weltlichem und evangelischem Reich und von der zweifachen Gerechtigkeit. Aber schliesslich liegen die beiden Welten nicht völlig auseinander, denn es ist „ein und derselbe Mensch, der nach Luther geteilt ist in zwei Regiment"; der Christ bleibt Bürger beider Reiche. Die weiteren Paragraphen suchen zu beweisen, dass Luther die lex naturae als selbständige Quelle von Geltungen und als allgemeine Norm der weltlichen Ordnungen aufgefasst habe. — Ergebnis: „die dargelegten Auffassungen des Reformators zeigen, vom völligen Fehlen der lex aeterna-Lehre abgesehen, in wesentlichen Punkten eine auffallende Übereinstimmung mit der thomistischen Theorie, während der Einfluss des occamistischen Moralpositivismus fast gar nicht in die Erscheinung tritt." So wird angesichts der „bolschewistischen Weltgefahr" die Einheitsfront zwischen Luther und dem Katholizismus begründet.

J. Bohatecs grosses Buch über Calvin ist eine hervorragende, unentbehrliche Arbeit nicht nur durch die Fülle des Materials, sondern auch durch

seine Verarbeitung und Einordnung in die gesellschaftliche Struktur der Zeit. Die politischen und sozialen Ideen Calvins werden in seinem gesamten Werk nach allen ihren Verzweigungen hin aufgespürt und mit dem Kampf der französischen Protestanten gegen den absolutistischen Feudalismus in Verbindung gebracht. Erstaunlich ist B.s Nachweis, wie eng sich Calvin in seinen wirtschaftlichen und politischen Ansichten an die Forderungen der Ständeversammlung von Orleans 1560 anschliesst. Zur Frage des „kapitalistischen Geistes" bei Calvin betont B. den konservativen, organischen Charakter der calvinschen Wirtschaftsordnung. Er wendet sich gegen die Statuierung eines prinzipiellen Gegensatzes zwischen Luther und Calvin (Troeltsch) und warnt davor, Züge des späteren Calvinismus schon in Calvin hineinzudeuten. Andererseits zeigt er, wie Calvin, obwohl an der ständischen Ordnung festhaltend, durch seine Theorie von dem gleichen sittlichen Wert der Arbeit in allen Berufen (Arbeit als abstrakte Grösse), in seiner beinahe religiösen Schätzung des Kaufmannstandes und durch seinen Kampf gegen die Lehre von der Unfruchtbarkeit des Geldes der kapitalistischen Gesellschaft zugehört. — Auch sonst verhüllt B.s Deutung der calvinschen Staatslehre als „organizistisch" nirgends die entscheidenden Tendenzen. Erwähnt sei nur B.s klare Herausarbeitung des Calvinschen Gesetzesbegriffs, in seiner zweifachen Front gegen die absolutistische Souveränität und gegen die Lehren der umstürzlerischen „Schwarmgeister", und des positivrechtlichen Charakters des calvinschen Widerstandsrechts. An allen entscheidenden Stellen ist Calvins Verhältnis zu den antiken Quellen, zu der staatsrechtlichen Literatur des Mittelalters und zu den Monarchomachen behandelt. — Ein zweiter Band über den Genfer Stadtstaat Calvins ist angekündigt.

Obwohl Bock weder die politische Philosophie Bacons aus der gesellschaftlichen Situation der Tudorzeit entwickelt noch eine theoretisch fundierte Interpretation dieser Philosophie gibt, ist sein Buch doch eine ausgezeichnete Darstellung der politischen und gesellschaftstheoretischen Ansichten Bacons in ihrer unmittelbaren Bezogenheit auf die geschichtliche Lage seiner Zeit. Die Einleitung gibt eine Skizze der politischen Strömungen unter den letzten Tudors und dem ersten Stuart, zentriert um die Herausbildung des souveränen bürgerlichen Nationalstaates. Diesen Staat von allen ausserstaatlichen, religiösen und moralischen Bindungen zu befreien, ihn ganz auf das zu seiner „Natur" gehörige Streben nach Macht und Sicherheit einzustellen, ihn immer wieder auf die Notwendigkeit einer starken, die Ordnung garantierenden Zwangsgewalt nach innen und auf seine wirtschaftlichen Aufgaben hinzuweisen, wie sie sich aus der besonderen Situation des jungen englischen Imperialismus ergeben : das ist der Sinn der baconischen Staatslehre. Das Material ist übersichtlich zusammengetragen und gut belegt. Klar ist die charakteristische Zwiespältigkeit dieser ersten rein bürgerlichen englischen Staatsphilosophie herausgearbeitet : wie der radikale pragmatistische Rationalismus, der den Staat nach naturwissenschaftlicher Methode erklären und durch Einsicht in seine natürlichen Bewegungsgesetze beherrschen will, umschlägt in einen radikalen Irrationalismus und Quietismus, wenn die Grenzen der bürgerlichen Vernunft erreicht werden. Dann wird aus der Natur plötzlich eine schlecht-

hin wertvolle, mythische Ordnung, die nicht gestört werden, aus der Gesellschaft ein lebendiger Organismus, der nicht verletzt werden darf. Die Verweisung auf die reinen Tatsachen, die Abweisung aller philosophischen Ideale wird zur Fügung in das Gegebene, und Bacon appelliert an die irrationalen Kräfte im Menschen, an die Ehrfurcht vor dem Gewordenen, an die Schrecken aller Veränderung. B. weist darauf hin, wie nah so Bacon und Edmund Burke zusammenrücken. — Ein kurzer Schlussabschnitt macht an einer Analyse der „New Atlantis" deutlich, wie die eigentlich philosophischen, auf die Verwirklichung der Vernunft ausgerichteten Bestrebungen im Lebenswerk Bacons sich schliesslich nur noch als reine Utopie, völlig getrennt von seinem praktisch-politischen Denken durchsetzen können. Herbert Marcuse (New York).

Orsini, Napoleone, *Bacone e Machiavelli. Emiliano degli Orfini. Genova* 1936. *(*210 *S.; L.* 15.—*)*

Das Buch wäre besser, wenn das letzte Kapitel zuerst käme. Die geistesgeschichtlichen Beziehungen zwischen Bacon und Machiavelli, an den Anfang des Buches gestellt, gäben dem Werk sofort den richtigen Sinn, während es so weitgehend eine monotone Aufzählung gleichlaufender Zitate der beiden Autoren bringt. Die These Orsinis ist, dass Bacon der erste Philosoph war, der die Wichtigkeit des machiavellischen Standpunktes erkannte und deshalb versuchte, dessen Bedeutung objektiv zu verstehen und seine Gedanken in ein allgemeines ethisches System zu fassen. Die Darstellung ist sehr klar — vielleicht zu einfach — und analysiert die Ideen des englischen Philosophen in seinem politischen Realismus und Aktivismus.

Paolo Treves (Mailand).

Vossler, Otto, *Der Nationalgedanke von Rousseau bis Ranke. R. Oldenbourg. München und Berlin* 1937. *(*187 *S.; RM.* 5.50*)*

Vossler hat Einzelmonographien lose zusammengefügt, ohne innere Verbindung zwischen den einzelnen Kapiteln. Aphoristisch und willkürlich wie solche Zusammenstellung ist auch die Handhabung des Begriffs „Nationalgedanke", der, ungeachtet eines sehr vagen Eingangskapitels über den Unterschied zwischen Staats- und Kulturnation, im Verlauf der Einzeluntersuchungen in den mannigfachsten Bedeutungen auftritt. Alles wird miteinander vermengt, und es bleibt unklar, was der Verf. im Grunde zeigen wollte : die Entwicklung des Begriffs und der Idee der Nation. — „Geistesgeschichte, politische Geistesgeschichte" soll hier getrieben werden. Nicht die Entstehung des Nationalstaats, sondern „der Gedanke, der Wunsch, der Wille, die Verpflichtung zum Nationalstaat" soll gezeigt werden. Allein im Nebel allgemeiner Begriffsunklarheit wird gar nichts gezeigt. Hatte schon Meineckes Beispiel die Fragwürdigkeit reiner Geistesgeschichte dargetan, so war man damals wenigstens noch um klare Herausarbeitung jener Ideen bemüht, um deren Entstehungsgeschichte es ging. V. dagegen gibt kaum neue Gesichtspunkte und entbehrt dafür der Klarheit seiner Vorgänger und Vorbilder. Seine Deutung der Staatslehre Rousseaus

als einer Vorläuferin nationalstaatlichen Denkens ist nicht neu und bereits in Cobbans „Rousseau and the Modern State" weit gründlicher und vielfältiger erörtert worden. — Sehr kennzeichnend ist übrigens V.s krampfhaftes Bemühen, die Dogmen der Rassentheorie zu umgehen und, gleichsam entschuldigend, zu betonen, bei Fichte, Humboldt und Hegel finde man zwar noch keinen rassischen Nationalismus, aber damals habe man ja auch erst am Anfang der Entwicklung der Nationalstaatsidee gestanden, und trotz solchen Mangels sei es schliesslich „doch wahrlich genug, was wir ihnen verdanken."

Hans Mayer (Genf).

Lombardi, Franco, *Ludovico Feuerbach, seguito da una scelta di passi tradotti. La Nuova Italia. Firenze* 1935. *(*323 *p.; L.* 14.—*)*

Lombardi discute avec intelligence la position philosophique de Feuerbach, en montrant que, pendant toute sa carrière, un seul problème est en quelque sorte central dans sa pensée, c'est-à-dire „une justification humaine de l'homme". Et pour ça il le suit dès ses premières affirmations sur l'universalité et l'unicité de la raison jusqu'aux conclusions finales sur l'individualité ou la réalité de l'individu contre un Esprit universel. Entre ces deux points opposés, il y a toute sa polémique hégélienne et antihégélienne, idéaliste et matérialiste, et c'est là le bon travail de L., d'avoir démontré la position personnelle de Feuerbach devant les problèmes posés par l'œuvre de Hegel, qui devaient rester comme points de départ pour toutes les philosophies du XIXe siècle. Un choix de morceaux de Feuerbach est à la fin du volume, et il peut servir comme un très utile résumé des thèses soutenues par l'auteur pendant les différentes phases de sa vie spéculative.

Paolo Treves (Milano).

Mautz, Kurt Adolf, *Die Philosophie Max Stirners im Gegensatz zum Hegelschen Idealismus. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1936. *(*142 *S.; RM.* 6.—*)*

Das Problem Stirner stellt sich für Mautz vor allem dar als Kampf einer antiidealistischen Lehre gegen die Grundthesen des philosophischen Idealismus. So wird Stirner zum ersten Vertreter jener „antiidealistischen Kritik", die charakteristisch ist für die Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts nach Hegels Tode. Standort und kritischer Radikalismus des Antiidealisten Stirner werden gerade der höchsten und folgerichtigsten Verkörperung des Idealismus entgegengestellt, nämlich der Philosophie Hegels. Diese Konfrontierung will M. möglichst prinzipiell; er vollzieht sie auf allen wichtigen Gebieten des Philosophierens: in der Geschichtsphilosophie, der Erkenntnistheorie, der Ontologie und der Ethik. Überall ergibt sich der Gegensatz zwischen einem „irrationalistischen Individualismus" und einem „idealistischen Universalismus". Besonders klar enthüllt sich das in Stirners und Hegels Stellung zur Geschichte: „Stirners Geschichtsauffassung ist gegenüber der Hegelschen ausgesprochen undialektisch. Die Geschichte erscheint nicht als vernünftiger Entfaltungsprozess des absoluten Geistes, sondern gleichsam als Stätte eines dämo-

nischen Gespenstertreibens." Gleichzeitig aber zeigt M. auch (und das ist vielleicht die wichtigste Feststellung seines Buches), dass Stirner sich in Wahrheit durchaus nicht allzuweit vom idealistischen Denken entfernt, jedenfalls keine wirklich neue, nicht-mehr-idealistische Stellung einnimmt ; dass seine Philosophie doch nur „eine sonderbare Deformation und allegorische Entstellung der Philosophie des Idealismus" darstellt. — Das hatte 1845 bereits Marx eingehend nachgewiesen. Erstaunlich also (oder eigentlich gar nicht erstaunlich), dass M., im Gegensatz zu seiner sonstigen wissenschaftlichen Sorgfalt, mit keinem Wort auf die „Deutsche Ideologie" eingeht, ja dass er sie nicht einmal in seiner Bibliographie erwähnt. — Man bedauert auch das Fehlen einer Studie über die weiteren Schicksale von Stirners Lehre, vor allem in der Theorie des Anarchismus. M. bemerkt selbst, dass „der Zugang zu Stirners Philosophie über die Geschichte ihrer Kritik zu führen scheint". Schade, dass aus dieser Erkenntnis nicht die naheliegenden Folgerungen gezogen wurden. Hans Mayer (Genf).

Cornu, Auguste, Armand Cuvillier, Paul Labérenne, Lucy Prenant, *A la lumière du marxisme. T. II : Karl Marx et la pensée moderne. 1re partie : Auguste Comte ; les Utopistes français ; Proudhon. Éditions Sociales Internationales. Paris* 1937. *(*240 *p. ; fr. fr.* 20.—*)*

L'idée de confronter la doctrine de Marx avec les théories de ses prédécesseurs ou contemporains est, à l'heure actuelle, sans doute significative.

La confrontation qu'entreprend Mme Prenant porte avant tout sur Comte et Marx philosophes. L'agnosticisme de Comte, les barrières qu'il prétend fixer aux sciences, sa tendance à faire des caractères internes des „entités" ou presque — malgré son horreur souvent proclamée de la métaphysique — imposent la conclusion qu'il n'est ni dialecticien ni matérialiste. M. Labérenne reprend la comparaison pour la prolonger dans le sens d'une question précise, à savoir peut-on considérer Comte comme un révolutionnaire ? Ici, le succès d'une doctrine est seul décisif. — Même au Brésil, il s'agissait bien plutôt d'une idéologie commode pour une bourgeoisie qui formulait ses revendications que d'une application sérieuse de Comte. Le positivisme n'a eu une influence incontestable que sur la philosophie des sciences. Et encore l'auteur fait-il des réserves : l'anti-évolutionnisme de Comte.

L'étude sur les Utopistes, il est vrai, est très sommaire. N'empêche que M. Cornu, qui a publié un ouvrage sur la jeunesse de Marx, relève tous les caractères essentiels des prédécesseurs de Marx en matière de critique sociale : Babeuf, Saint-Simon, Fourier, L. Blanc, Cabet, Pecqueur, Moses Hess. Les critiques du capitalisme prennent une conscience de plus en plus claire des traits décisifs de celui-ci.

Dans toutes ces études, on trouve nombre de citations, de références — mais la plus fouillée est sans doute la dernière : celle de M. Cuvillier sur Proudhon. Elle nous paraît aussi la plus importante. En effet, Proudhon, à la différence de Comte, a exercé une forte influence sur le prolétariat ; et cette influence n'était pas, comme l'était celle des Utopistes, sporadique et passagère, mais durable. C'est incontestable. Cependant, la connaissance

fragmentaire de la philosophie hégélienne a amené Proudhon à faire de la dialectique une théorie superficielle d'antagonismes qu'il prétendait concilier „mécaniquement", sans les surpasser. En pratique, ses variations, sa tendance à l'abstention sont connues. Si bien que C. peut dire de l'influence de Proudhon qu'elle „a été en général, et sauf quelques très belles exceptions où il est permis de penser que la conscience ouvrière a eu plus de part que le proudhonisme, plus dangereuse qu'utile".

R. Schröder (Paris).

Psychologie.

Freeman, Ellis, *Social Psychology. Henry Holt and Company. New York* 1936. *(503 S.; $* 2.50*)*

Das Buch ist ein Dokument der Krise in der amerikanischen Sozialpsychologie. Diese Krisis lässt sich kennzeichnen einerseits durch das Eindringen der gestalt- und feldtheoretischen Fragestellung auch in dieses Sondergebiet, andererseits durch das Vordringen sozialphilosophischer Gedankengänge und die Aufnahme der aktuellen gesellschaftlichen Gegensätze in die Psychologie überhaupt.

Freemans textbuchartige Darstellung bedeutet eine Abkehr von den Exerzitien über Experimentierergebnisse an und Korrelationsbestimmungen von „Social attitudes", „judgments", „personality-traits" oder „case-studies". F. zielt vielmehr ab auf eine psychologische Analyse der sozialen und kulturellen Wertungen Sein Ausgangspunkt ist das Individuum in seiner Beziehung zu anderen. Eine sozialpsychologische Kategorie wie etwa „group-mind" oder Gemeinschaftsgeist wird als theoretische Hypostase zurückgewiesen und lediglich der „Wir-Charakter" als ein Erlebens- und Verhaltensfaktum dem Individuum zugestanden.

F.s Versuch, den psychologischen status nascendi der Wertung und ihres Norm-Werdens blosszulegen, führt ihn schliesslich zu einer interessanten Demonstration des Verhältnisses der gegenwärtigen Wertungen zu den ökonomischen Interessenkonflikten. „Impartiality", „acquisitiveness", „industrial cooperation", „industrial efficiency and welfare" etc., zeigen sich ihm als ideologische Werte, die von einer profitierenden Schicht im Prozess psychologischer „rationalisation" objektiviert und den übrigen Schichten inkulkiert werden. An jeder dieser Normen wird aufgewiesen, a) dass sie ihre Entstehung bestimmten Sonderinteressen verdankt, b) dass ihre Verwirklichung durch den Interessenwiderstreit der sozialen Unterschiede verhindert wird, ja, dass diese Verwirklichung gerade die Aufhebung der Widersprüche voraussetzen würde.

Bei der Untersuchung über „acquisitiveness" geht F. noch weiter, indem er auch die ideologischen Tendenzen bekämpft, die diesen Wert durch die Annahme eines universalen Eigentuminstinktes zu legitimieren suchen. Angesichts des hierbei von F. (übrigens durchgängig) angeführten anthropologischen Vergleichsmaterials wird dieser angeborene „Eigentumsinstinkt" reduziert auf eine sozial vorgeschriebene Qualität unserer gesell-

schaftlichen Organisation. „What man needs primarily is not property but food, shelter, rest, activity, sex gratification, conformity and some degree of pre-eminence. He desires all of these in various combinations and amounts, depending on his nature and environment. But because our society is basically pecuniary he can secure these satisfactions only by.. the competitive accumulation of property. Acquisitiveness is a tendency created by our own culture and then capitalized by it. In a culture where the readiness to work would insure work and the satisfaction of basic needs, the conflict for pre-eminence would not be waged in economic terms."

Die Frage, wie F. zu diesen Sätzen gelangt, ist nur zu beantworten, wenn man seine psychologische Auswertung der Faktoren verfolgt, die die „funktionale Bedeutsamkeit" für den jeweiligen Organismus und schliesslich in der jeweiligen Kulturgruppe konstituieren. Mit dieser Übertragung des gestalttheoretischen Figur-Grundprinzips auf das soziale Bedeutungsfeld eröffnet F. eine fruchtbare psychologische Erklärung für die Varietäten der Auffassungsart und Wertakzentuierung innerhalb der verschiedenen Milieu- und Bedürfniskonstellationen.

Martin Scheerer (New York).

Lewin, Kurt, *Principles of Topological Psychology. Mc-Graw-Hill Book Company. London and New York* 1936. *(XI u.* 231 *S.;* 15 *s.,* $ 2.50*)*

Der Autor hat hier die prinzipiellen Gesichtspunkte zusammengefasst, die ihn und seine Schüler während des letzten Jahrzehnts bei der Abfassung zahlreicher psychologischer Arbeiten geleitet haben. Der Grundgedanke ist durchgängige Anwendung räumlicher Bilder auf psychologische Probleme. Raumgebiete, ihre Zusammenhänge, Abgrenzungen und Verbindungen sind die Elemente des Lewinschen Systems. Wenn wir uns der Lösung eines Problems, der Gunst eines Menschen oder dem Orte eines Vorfalls „nähern", — die formalen Mittel der Darstellung bleiben nach L. immer dieselben und stammen aus der sogenannten analysis situs, der mathematischen Behandlung räumlicher Zusammenhänge. L.s Versuch ist kennzeichnend für die allgemeine Tendenz nach Formalisierung in bestimmten Richtungen der modernen Sozialwissenschaften. — Es bleibt nach dem Lesen des Buches eine Reihe von wichtigen Fragen offen. Warum verwendet L. die komplizierte topologische Terminologie, wenn alle seine konkreten Beispiele in Wirklichkeit mit recht einfachen räumlichen Metaphern arbeiten? Ist es, weil er Begriffe an einfachen Beispielen einführen, aber später an komplizierten bewähren will? Ein Formalismus ist letzten Endes nur dann produktiv, wenn er über die blosse Beschreibung hinausgeht und Transformationsregeln enthält. Es müsste so sein, dass durch die blosse Tatsache, dass man eine psychologische Situation ein Raumgebiet nennt, man auch schon etwas Weiteres über sie aussagen könnte, worauf man vorher nicht geachtet hat. Es ist uns in der vorliegenden Darstellung L.s nicht gelungen, ein einziges Beispiel einer solchen logischen Produktivität seines Systems zu finden. Der unbestrittene Wert vieler früherer Einzeluntersuchungen L.s kann nicht als Argument für den Wert des topologischen

Systems selbst herangezogen werden. Ob das grosse Interesse, das des Autors Arbeiten in Amerika gefunden haben, eine Modesache ist oder einen Fortschritt in der Psychologie andeutet, wird im wesentlichen davon abhängen, ob L. die Frage nach der logischen Produktivität der topologischen Psychologie positiv beantworten können wird.

Paul F. Lazarsfeld (Newark, N. J.).

Allport, Gordon W., *Personality. A Psychological Interpretation. Henry Holt and Company. New York* 1937. *(XIV u.* 588 *S.;* $ 3.50*)*

Der Verf. verfolgt zwei Absichten : einen Überblick über die Ergebnisse der psychologischen Erforschung der Persönlichkeit zu geben und neue Begriffe und Theorien zu schaffen, die, wie er hofft, diesem Zweig der Psychologie zu einer angemesseneren Bewältigung seines Forschungsgebietes verhelfen sollen. Die Übersicht über bisherige Ergebnisse vermittelt ein Bild von den Anschauungen der wichtigsten Schulen und Gelehrten und berichtet darüber hinaus über eine Fülle von Einzelergebnissen. Bei der Entwicklung seines eigenen Standpunkts legt Allport besonderen Nachdruck auf die Einmaligkeit und Einzigartigkeit jedes Individuums, deren Entstehung auf Grund allgemeiner Gesetze ein Hauptthema der Psychologie der Persönlichkeit sei. Als die der umfassenderen Einheit der Persönlichkeit zugrunde liegenden Einheiten bezeichnet er Züge (traits), die in verschiedenen Menschen immer verschieden und immer einzigartig seien. Diese Züge folgen dem Prinzip der „funktionellen Autonomie", d. h. sie lassen sich nicht vollständig durch den Rückgang auf biographisch frühere und dynamisch tiefer liegende und allgemeinere Triebe, Motivationen, Instinkte etc. erklären, sondern erlangen funktionelle Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den Kräften, die sie ursprünglich gebildet haben. Da nach dem Verf. das Interesse der Psychologie nicht den Faktoren gilt, die die Persönlichkeit formen, sondern dieser selbst als „einer sich entwickelnden Struktur", verzichtet er ausdrücklich auf die Erörterung der Beziehungen zwischen Gesellschaft (culture) und Persönlichkeit. — Ein Überblick über die Geschichte der Persönlichkeitsforschung und über Methoden zum Studium und zur Diagnose der einzelnen Persönlichkeit vervollständigen das materialreiche Buch.

Ernst Schachtel (New York).

Terman, Lewis M. und **Catherine Cox Miles,** *Sex and Personality. McGraw-Hill Book Company. New York* 1936. *(XI u.* 600 *S.;* $ 4.50*)*

In der Riesenliteratur über „personality-tests" ist dieses Buch bemerkenswert, da es angenehm von der Leichtfertigkeit absticht, mit der in wachsendem Mass derartige Tests auf den Markt gebracht werden. Die dem Test zugrunde liegenden Vorstellungen über „männlich" und „weiblich" beruhen, wie die Verf. hervorheben, auf experimentellen Erhebungen über die typischen psychischen Differenzen männlicher und weiblicher

Personen der gegenwärtigen historischen Epoche in den USA. Die genauere Beschreibung dieser Differenzen, gestützt auf ein beträchtliches statistisches Material, ist ein wesentliches Ergebnis der Erhebungen. Diese Beschreibung erfolgt im wesentlichen auf der Ebene der typischen Interessen, Ansichten, Einstellungen, Vorlieben und Abneigungen, Kenntnisse und Verhaltensweisen, die aus Antworten auf ausführliche Fragebogen und Assoziationstests entnommen und statistisch verarbeitet werden. Die Verf. kommen, unter anderem, zu dem Schluss, dass das Problem des relativen Gewichts biologischer und gesellschaftlicher Faktoren bei der Formung männlicher oder weiblicher Züge der Persönlichkeit auf Grund ihrer Versuche nicht beantwortet werden kann. Dies war wohl vorherzusehen, da die Bestimmung des Grades der „Männlichkeit“ oder „Weiblichkeit“ in dem Test im wesentlichen auf Grund von Begriffen und Fragen erfolgt, die auf den heute in USA vorhandenen, gesellschaftlich erwachsenen Anschauungen über Männlichkeit und Weiblichkeit beruhen und daher kein Kriterium dafür abgeben können, wie weit diese Anschauungen selbst durch gesellschaftliche oder biologische Faktoren verursacht sind. Die mächtige Rolle, die diese Anschauungen in der Formung des kindlichen Charakters spielen, indem das Kind sehr genau weiss, welche Reaktionen und was für ein Benehmen man von ihm erwartet — diese Rolle wird von den Verf. selbst mehrfach betont. Mehr Aufklärung über die Frage der gesellschaftlichen oder biologischen Determination der psychischen Geschlechtscharaktere erwarten die Autoren von der Korrelation des Tests mit Faktoren der Konstitution, die vom Neurologen, Biochemiker oder Endokrinologen zu ermitteln wären.

Die Autoren erwarten, dass die durch ihren Test ermöglichte Messung von Graden psychischer Männlichkeit oder Weiblichkeit für Berufs- und Erziehungsberatung und für die Erforschung der Ursachen der Homosexualität von praktischem Nutzen sein wird. Besonders dieser letzteren Frage sind eingehende Mitteilungen über die Testergebnisse an Versuchspersonen gewidmet.

Ernst Schachtel (New York).

Baumgarten, Franziska, *Der Jugendliche und das Berufsleben. E. Baumgartner. Burgdorf* 1937. *(*127 *S.; schw. fr.* 3.50*)*

Die Psychotechnikerin Franziska Baumgarten berichtet in 4 Kapiteln (1. Berufswünsche und Berufserlebnis der Lehrlinge, 2. Die Stellungnahme der Jugendlichen zum Beruf der Eltern, 3. Die Zukunftspläne der Lehrentlassenen, 4. Einstellung der Lehrlinge zu Beruf und Arbeit) über eine Untersuchung der Haltung der Lehrlinge zu Arbeit, die sie auf Grund von Aufsätzen schweizerischer Lehrlinge durchgeführt hat.

Die Jugendlichen waren im Alter von 17-20 Jahren und gehörten dem Kleinbürgertum an. Nach B. ist für Jugendliche dieser Schicht eine starke Familienverbundenheit bezeichnend, insbesondere, weil die Jugendlichen schon früh ihren Eltern helfen und oft die handwerkliche Tradition des Vaters fortsetzen. Interesse am beruflichen Fortschritt, am Aufstieg in andere Berufsgruppen wird durch die bedrückte Lage des Berufes

gemindert. Abgesehen von dieser Feststellung, in der B. Lazarsfeld folgt, ist die Schrift sozialpsychologisch wenig ergebnisreich. Charakteristisch ist höchstens — und darin drückt sich nur die günstigere wirtschaftliche Lage der Schweiz aus —, dass die Jugendlichen in den wenigsten Fällen Klagen ihrer Eltern über schlechten Arbeitslohn erwähnen.

Arno Coutinho (New York).

Schmeing, Karl, *Ideal und Gegenideal. J. A. Barth. Leipzig* 1936. *(*138 *S.; RM.* 7.20*)*

Brusten, Elisabeth, *Das Wertorgan als charakterformendes Prinzip. Köln* 1935. *Kölner Dissertation. (*310 *S.)*

Beide Arbeiten stützen sich auf Tests mit Jugendlichen.

Schmeings Enquête basiert auf zwei Fragen : welcher Person möchtet ihr am liebsten ähnlich sein und warum ? welcher Person am wenigsten und warum ? In der Mehrzahl der untersuchten Fälle sind positives Nah-, Annäherungs- und Fernideal gepaart mit einem Gegenideal schärfster Opposition, häufig in einem Grade, dass man von einem Umschlag in die Negation sprechen kann. Die Auswertung der Tests ergab den völligen Wandel von Form und Inhalt des Wertes entsprechend der jeweiligen Entwicklungsstufe. Schon in der Frühkindheit tritt eine Polarisierung in der Form ausgeprägter Zuneigung und Ablehnung auf, doch fehlt dabei jede Tendenz zur Realisierung, der Sch. besondere Bedeutung beimisst, weil sie die eigentliche, mehr oder weniger bewusste Eigensteuerung kennzeichnet. Bis zum 10. Jahr hat das Kind fast durchweg ein Nahideal aus seinem persönlichen Bekanntenkreis. Die Bindung an die Familie und die naive Absolutheit der Ideale klingen stark ab im Alter von 12 bis 13 Jahren. Das soziale Alter (12 bis 14) ist zugleich das der sozialen Reibungen und verschärfter kritischer Einstellung. Mit der Pubertätsentwicklung differenzieren sich die Idealbilder stärker. Tendenz zum „ganz anders“ und „möglichst weit weg“, Fernideal, überwiegt. In der Adoleszenz entwickelt sich eine neue Form, das Wir-Ideal. In kritischen Perioden tritt das negative Ideal besonders hervor. — Gerade weil sich das Polaritätsprinzip in der Form des positiven und negativen Ideals als fruchtbar für die Jugendpsychologie erweist, liegt der Gedanke nah, auch die Polarität der Geschlechter zu verfolgen. Doch überwiegt in Sch.s Untersuchung das gemeinsam Menschliche und Jugendliche weit gegenüber der geschlechtlichen Differenz. Besonders fruchtbar für die Erziehung ist die Verwertung des Gegenideals. Sch. fordert „allgemeine Festigung der seelischen Konstitution gegen negative Einwirkungen, Erziehung gegen die Neigung, Suggestionen wahllos zu erliegen, oder, positiv gewendet, Erziehung zur gemeinschaftsgebundenen Selbständigkeit, zum selbständigen Denken und Handeln.“

Demgegenüber stellen die Brustenschen Tests mit 348 Schülerinnen im Alter von 10 bis 17 Jahren in Anlehnung an Sprangers Lebensformen eine viel schematischere Typisierung dar, die über den Rahmen einer Klassifizierung nicht hinausgehen. Sie unterscheidet reine, gemischte und komplexe Jungmädchentypen und stellt folgende reine Typen auf : den vitalen ;

den geistig-egozentrischen; den nüchtern-praktischen; den familiaristischen; den romantisch-erotischen; den sozialen; den ethisch-religiösen.

Anna Hartoch (New York).

Dollard, John, *Caste and Class in a Southern Town. Yale University Press. New Haven, Conn. Oxford University Press. London* 1937. *(*502 *S.; $* 3.50, 16 *s.)*

Des Autors ursprünglicher Plan war, den Wert von Biographien als ein Forschungsmittel der empirischen Sozialforschung nachzuweisen. Ort des Versuchs war eine kleine Stadt im Staat Mississippi, Thema die Beziehung zwischen Negern und Weissen. Im Laufe der Arbeit bot sich eine solche Fülle von Material, dass sich der alte Plan in den Hintergrund schob und nun eine psychologische Analyse der Rassenbeziehungen in den Südstaaten vorliegt. Es ist vermutlich das erste Mal, dass psychoanalytische Kategorien auf einen Survey angewendet werden. Dollard untersucht in verschiedenen Kapiteln den Lustgewinn, den die sozialen Gruppen aus ihrer Stellung ziehen, und die Aggressionen, die sich aus ihren Beziehungen ergeben. Ökonomische Gegensätze überschneiden sich mit Rassedifferenzen, so dass die Weissen deutlich in eine herrschende Gruppe und den „weissen Mist" geschieden sind. Besonders die Beziehung der letzteren zu den Negern scheint sozial bedeutsam zu sein. Das ausserordentlich lebendig geschriebene Buch zeigt, dass bekannten Tatsachen neue Bedeutung abgewonnen werden kann, wenn sie in die Sprache einer wirklichen, sozialpsychologischen Theorie gefasst und in ihrem Licht neu gesehen werden. Der angekündigten Publikation der Biographien selbst sieht man mit grossem Interesse entgegen. Paul F. Lazarsfeld (Newark, N. J.).

Titus, Charles H., *Voting Behavior in the United States. University of California Press. Berkeley. Cambridge University Press. London* 1936. *(*74 *pp.; $ —.*75, 3 *s.* 3 *d.)*

Eldridge, Seba, *Public Intelligence. University of Kansas Press. Lawrence, Kan.* 1936. *(*101 *pp.; $* 1.50*)*

Mit diesen zwei politisch-statistischen Broschüren kommen wir auf ein Gebiet der empirischen Sozialforschung, das sich seit Rices Buch über „Measurement in Politics" einer steigenden Beliebtheit erfreut. Titus arbeitet mit Wahlergebnissen der letzten 50 Jahre und verwendet Wahlbeteiligungszahlen (ohne Rücksicht auf die gewählte Partei) als Index des politischen Interesses. Es gelingt ihm tatsächlich, eine Reihe von bemerkenswerten Regelmässigkeiten aufzuweisen. Die Wahlbeteiligung hat in den letzten Jahrzehnten in Amerika stetig zugenommen; sie ist im allgemeinen für Bundeswahlen grösser als für Staatswahlen und hier wieder grösser als für lokale Wahlen. Das interessanteste Ergebnis liegt in den Tabellen, die zeigen, dass die Wahlbeteiligung per 1000 Einwohner umso grösser ist, je kleiner die politische Gemeinde ist. Leider versucht T. nirgends, seine Ergebnisse zu interpretieren, und die Verwendung von Ergeb-

nissen aus ganz verschiedenen Teilen des Landes und aus wechselnden Zeitabschnitten wirkt recht verwirrend.

Die Arbeit von Eldridge ist nicht leicht zu referieren. Er verwendet einen Test, mit dessen Hilfe er die „politische Intelligenz" von 1250 Wählern im Mittel-Westen prüft. Die Fragen beziehen sich auf Völkerbund, Zollpolitik und Arbeiterbewegung. Je nachdem, ob die einzelnen Fragen richtig oder falsch beantwortet sind, wird ein Zahlenwert der politischen Intelligenz errechnet. Die Schwierigkeit liegt nun darin, dass als „richtig" jene Antworten bezeichnet werden, die für Freihandel eintreten und sich freundlich für die Arbeiterbewegung aussprechen. Man kann entweder die ganze Arbeit verurteilen oder die Ergebnisse uminterpretieren. Dann sind einzelne davon sehr aufschlussreich : es zeigt sich z. B., dass man von der Stellungnahme zur Arbeiterfrage weitgehend auf die Einstellung zu anderen politischen Problemen schliessen kann.

Paul F. Lazarsfeld (Newark, N. J.).

Link, Henry C., *The Return to Religion. Macmillan. New York und London* 1936. *(*181 *S. ;* $ 1.75, 7 *s.* 6 *d.)*

Dieses Buch, das bereits nach neun Monaten seinen 18. Druck erlebte, gehört noch heute, nach zwei Jahren, zu den best-sellers.

Es beginnt mit einer Selbstbeschreibung des Autors, seiner Leistungen im Sport, seinem Gesundheitszustand, seinen Vermögensverhältnissen : alles sei in bester Ordnung und beweise, dass seine Rückkehr zur Religion nicht der Depression zuzuschreiben sei. Sie stamme lediglich aus seiner psychologischen Praxis, in der mehr als 4000 Personen — Leute mit „Schwierigkeiten", nicht Psychopathen — Hilfe bei ihm gesucht hätten. In dieser seiner psychologischen Praxis hat nun Link die glaubhafte Feststellung gemacht, dass den meisten dieser Menschen mit den Methoden der gegenwärtigen Test-Psychologie kaum wesentlich geholfen werden könne ; Psychoanalyse käme, da sie Afterwissenschaft sei und den relativ unwichtigen Sexus überschätze, nicht in Frage. Offenbar existiert für L. zwischen Test-Psychologie und Glauben kein Zwischengebiet. Jedenfalls hat er auf Grund des genannten Fiaskos begonnen, seine Klienten in biblischer Sprache anzureden : die Beoabachtung, dass die religiösen unter seinen Patienten bessere „Persönlichkeiten" seien, sich also besser durchsetzten als die irreligiösen, habe seinen ursprünglichen positivistischen Bedenken gegen die Religion einen Stoss versetzt ; schliesslich habe er die Religion als ein „aggressive mode of life, by which the individual becomes the master of his environment", empfohlen.

Die einzige Krankheit, das einzige sozialpsychologische Übel, das L. begegnet, ist Introvertiertheit, die er eo ipso mit jeder Form einsamer Beschäftigung auf der einen Seite und mit Egoismus auf der anderen gleichsetzt. Der schlimmste von L. beschriebene Fall ist der eines Dozenten, der Gewissen zeigte, an der Nützlichkeit dessen, was er lehrte, zweifelte und in der Einsamkeit sich Rechenschaft geben wollte. Dieser krankhafte Zustand, so argumentiert L., könne niemand passieren, der entweder in

Bridge-Clubs oder in Church-Activities voll beschäftigt sei. In welcher Kirche, in welcher Religion — das ist L. gleichgültig: er schickt seine Patienten zurück in die Kirche, in die der Patient jeweils gehört. Bridge und Church-Activities liegen für ihn auf einer Ebene : Bridge wird religiös, da der Mensch im Spiel seinen angeborenen Hang zur selbstischen Einsamkeit aufgebe. Wer nicht gerne Bridge spiele, sei gewiss auch in jeder anderen Hinsicht unsozial und sollte extravertiert werden. Nichts als diese Art Extraversion sei mit der „Wiedergeburt" (Johannes, 3, 6) gemeint. Ideale Verkörperung dieser Attitüde sei Christus, der ununterbrochen social contacts gemacht habe.

Von dieser Stelle an wird L. deutlicher : im Unterschiede zu anderen, vorgeblich sozialen Personen habe Christus ständig eine gesunde und „genuine sympathy with ownership and production of wealth" gezeigt. In seinem Sinne sei es, nicht die sogenannten Umstände zu verändern, sondern die Menschen, die nur aus dem Gefühl der Einsamkeit sich radikalen Bewegungen anschlössen und keinem Club zugehörten.

Günther Stern (New York).

Babson, Roger W., *Actions and Reactions. An Autobiography. Harper & Brothers. New York* 1936. *(X u.* 404 *S.;* $ 4.—*)*

Diese Autobiographie eines erfolgreichen Statistikers und Geschäftsmannes ist für das Verständnis des puritanisch-bürgerlichen Charakters besonders aufschlussreich. Von Kindheit auf ist Babson von Arbeit und Erfolg fasziniert. Sein Vater erklärt ihm schon als Kind, dass die grösste Erfindung der Welt 6 % Zinseszinsen seien, eine Einrichtung, die 24 Stunden am Tag, 7 Tage in der Woche und 52 Wochen im Jahre arbeite. Über seine Hochzeit berichtet er, dass, sparsam wie er war, er seinen Vater bat, ihm Pferd und Wagen zu leihen, um ihn und seine Frau zum Bahnhof zu fahren. „Our first married night we spent at the home of George A. Sweetser, on Abbott Road, Wellesley Hills, Massachusetts. The next morning I took the 7:20 A. M. train for my office in Boston. Our honeymoon consisted of work." Dass der Honeymoon in Arbeit bestand und B. den Morgenzug nahm, passt zu einer der Maximen, die sich als Motto über das Buch setzen liessen : man darf sich niemals weder durch eine Sache noch durch einen Menschen fortreissen lassen. Das Energie- und Gefühlszentrum des Autors liegt im Sparen und Sammeln. Gesundheit, Geld und Kraft sind in gleicher Weise Objekte dieses Triebes. Sein Lebenswerk hat darin bestanden, Ratschläge für Kapitalanlagen zu geben, aber auch die Fabrikation von sanitären Papierhandtüchern ist eine seiner Leistungen.

In der systematisierenden Aufzählung von Regeln für ein erfolgreiches Leben, in der besonderen Besorgnis um Reinlichkeit und Verdauung, liest sich die Autobiographie oft wie ein Material, das gesammelt ist, um die Richtigkeit der psychoanalytischen Konzeption des analen Charakters zu beweisen. Für alles, was nicht dem Sammeln und Erhalten von Gütern dient, hat der Verf. wenig Liebe und Verständnis. Musik, Kunst usw. bejaht er unter dem Gesichtspunkt, dass sie den Menschen arbeitsfähiger

machten. Der Schwerpunkt seiner Sympathie liegt immer bei Dingen, die nichts kosten. Die vier schönsten Dinge für die Gesundheit: Gehen, frische Luft, Sonnenschein und Wasser seien umsonst. „I might also mention sunsets and some other priceless things which cost us nothing." Den Anfangsbuchstaben seines mittleren Namens „W" hatte schon seine Mutter als für das Wort „work" stehend interpretiert. Mit Stolz sagt B., dass Arbeit für ihn immer nur eine Freude war, und da er Vergnügen als das definiert, was einem Freude macht, kommt er zum Ergebnis, dass für ihn Arbeit Vergnügen sei, während Spiel und andere nutzlose Beschäftigungen für ihn eher unter die Kategorie von Arbeit fielen. Diese ganz auf Sparen, Arbeiten unter Vermeidung jeder Art von Hingabe aufgebauten Philosophie wird charakteristischerweise umrankt von sentimentalen Äusserungen. Der gleiche Mann, dem nichts höher steht als Nützlichkeit und Sparsamkeit, sagt, dass die Welt von Gefühlen und nicht von Zahlen beherrscht werde und dass die mächtigsten Dinge die zartesten seien. „The greatest force is love; and the greatest asset is friendship." Vom Weltfrieden glaubt er, dass er nur durch den Geist Jesus' kommen könne, vermehrt allerdings durch die Prinzipien von birth control, die die überbevölkerten Nationen lernen müssten. Auch hier ist er für Sparsamkeit. Obwohl er Ehrlichkeit als eine unerlässliche Tugend predigt, begnügt er sich mit einer recht leicht geschürzten Rationalisierung bei der Darstellung gewisser Geschäftspraktiken im Bankgeschäft. „Innocent readers might think this was a bad business for a good churchman like me; but it then was a universal custom and probably will be so again."

Das Buch darf als eine klassische Quelle für das Verständnis des bürgerlichen Charakters betrachtet werden. Erich Fromm (New York).

Essays in Anthropology; Presented to A.L. Kroeber. University of California Press, Berkeley. Cambridge University Press, London 1936. *(XXIII and* 433 *pp.;* $ 6.50, 30 *s.)*

The disparity of treatment and range of subject matter of the contributions of this Festschrift to Professor Kroeber in celebration of his sixtieth birthday, are epitomized in the contrast between the opening selection on „The Army Worm: A Food of the Pomo Indians" and the closing one entitled „The Great World Theater". The essays are unfortunately not arranged according to subject matter and the resulting juxtapositions are often incongruous. The bulk of the studies remain on the familiar level of the empirical specialist. Yet one can derive from this volume clues to the significant trends in contemporary American anthropology. New insights are penetrating anthropology from psychology and archeology. The marked progress now being made in American archeology has had favorable effects on anthropology as demonstrated by the contributions of Kidder on „Speculations on New World Prehistory", Strong, on „Anthropological Theory and Archeological Fact", and Sauer on „American Agricultural Origins: A Consideration of Nature and Culture".

The reader will be relieved to find that American anthropology is no longer content with a purely destructive attack upon social evolutionary

theorists. An echo of the older theoretical absorption with this problem appears in Lowie's article „Lewis Morgan in Historical Perspective", but even here the devastating vehemence of Primitive Society has given way to a fairer acknowledgement of Morgan's important contributions to anthropology. Bernhard J. Stern (New York).

Frazer, James George, *Totemica; a Supplement to Totemism and Exogamy. Macmillan and Co. London* 1937. *(*518 *S.;* 25 *s.)*

In seinem Werk über Totemismus und Exogamie (1910) hat Frazer an Hand von ethnologischem, vornehmlich australischem Material seine bekannte Entwicklungstheorie des Totemismus dargestellt. Nach seiner Annahme sind totemistische Verknüpfungen, Totemerbschaft und Exogamie spätere und komplexe Verbindungen, während in ihren einfachsten Frühformen Totems auf einer zwanglosen Assoziation der Mutter mit beliebigen Objekten beruhen. Der vorliegende Band stellt, wie der Untertitel anzeigt, einen Nachtrag zu F.s Hauptwerk dar. Das Buch ist eine geographisch geordnete Sammlung des seit Erscheinen des „Totemism and Exogamy" zutage geförderten Materials über Totemsitten unter Naturvölkern.

Ernst Manheim (Chicago).

Geschichte.

Pirenne, Henri, *Histoire de l'Europe des invasions au XVIe siècle. Librairie Félix Alcan. Paris* 1936. *(XVI et* 492 *p.; fr. fr.* 60.—*)*

Lot, Ferdinand, *Les invasions germaniques. La pénétration mutuelle du monde barbare et du monde romain. Payot. Paris* 1935. *(*334 *p.; fr. fr.* 20.—*)*

Linden, Herman Van der, *L'hégémonie européenne. Période italo-espagnole. E. de Boccard, Éditeur. Paris* 1935. *(XII et* 470 *p.; fr. fr.* 40.—*)*

Villat, L., *La Révolution et l'Empire. T. II: Napoléon (*1799-1815*). Les Presses Universitaires de France. Paris* 1936. *(CVIII et* 358 *p.; fr. fr.* 50.—*)*

Le livre, publié après la mort du grand historien belge par les soins de son fils, M. Jacques Pirenne, présente un caractère tout à fait particulier. Le manuscrit était déjà ancien : ce sont des notes écrites par Henri Pirenne loin de tous ses documents familiers, au cours d'une période de captivité (il fut prisonnier civil en Allemagne pendant la Grande Guerre) ; le manuscrit ne fut pas achevé (l'intention de l'auteur n'était pas de s'arrêter au milieu du XVIe siècle), et P., retenu par d'autres travaux, ne mit pas la dernière main à la rédaction de ce grand ouvrage.

Dans ces pages se trouvent indiqués les grands problèmes qui préoccupaient l'auteur et dont il a repris plus tard quelques-uns : par exemple la transformation du monde occidental après l'invasion islamique (P. pense que l'axe de l'Europe s'est déplacé quand la Méditerranée fut devenue un

véritable lac musulman), la prédominance de l'économie rurale jusqu'au XIe siècle (les prestations en nature se substituant aux paiements en argent), la renaissance des villes et le rôle nouveau des marchands à l'époque suivante.

Le livre de Lot comprend deux parties, de dimensions à peu près égales. L. nous expose d'abord l'histoire des peuples germaniques ; après de brèves indications, d'ailleurs précises, sur ce que l'on peut savoir sur leurs origines, il raconte avec minutie comment ces peuples se sont établis sur les territoires de l'Empire romain et nous fait suivre de près l'histoire de chacun des royaumes barbares ainsi fondés au IVe et au Ve siècles. Les faits ainsi exposés et classés donnent toute sa valeur à la seconde partie de l'ouvrage, où L. étudie les conditions du rapprochement entre les anciens et nouveaux occupants. Il rectifie les idées souvent admises sur la conquête et l'appropriation du sol par les vainqueurs, soulignant qu'au moins dans le cas particulier des Francs, ce problème n'a pas été un obstacle au rapprochement, et qu'il y a eu plutôt une mainmise personnelle de Clovis sur la Gaule qu'une conquête du sol par ses guerriers. La pénétration réciproque du monde franc et du monde gallo-romain a été de bonne heure très profonde. Pour L., l'originalité de l'influence franque a été surtout d'éveiller chez les populations du Nord de la Gaule un commencement de conscience nationale que la vie dans les cadres de l'Empire romain n'avait aucunement favorisée.

Le manuel de Vander Linden (dont le titre, assez arbitraire et peut-être imposé seulement par un souci de parallélisme avec d'autres volumes, n'exprime pas très exactement le contenu) se recommande surtout par deux qualités : il donne des indications chronologiques très nombreuses, qui permettent au lecteur de regrouper les événements les plus divers et de se familiariser très vite avec les cadres essentiels de l'histoire du XVIe et du XVIIe siècles ; d'autre part, il a le mérite de faire une place étendue aux problèmes coloniaux et d'esquisser les grandes lignes de l'expansion européenne qui suivit l'époque des découvertes maritimes. Par contre, les indications d'ordre économique sont souvent imprécises. Nous lisons que „à côté des entreprises commerciales, les grandes industries ont amené également l'établissement d'un régime capitaliste" : c'est résumer bien vite une question fort délicate ; on pourra trouver aussi sommaire la définition de la page 303 : „une économie mercantile, c'est-à-dire capitaliste".

L'ouvrage de M. Villat sur Napoléon est un instrument de travail aussi précieux que son livre précédent sur la Révolution française. Au début du livre, une bibliographie générale très méthodique permet à quiconque veut approfondir un problème de s'orienter facilement ; cette bibliographie est elle-même précédée d'une intéressante introduction, où l'auteur examine les différentes tendances et les principales étapes de l'histoire napoléonienne depuis un siècle.

Il ne s'agit donc pas d'un „essai" plus ou moins personnel et visant à l'originalité, mais d'un travail qui ne veut ignorer ou négliger aucune des nombreuses recherches déjà accomplies. L'étendue même de son information permet à l'auteur de mettre en bonne lumière plus d'une question difficile. Quelques exemples, entre beaucoup d'autres : une étude intéressante de l'effort unificateur de Napoléon, et de curieux détails sur sa conception du

théâtre et de la presse — une discussion remarquablement précise des problèmes de politique étrangère des années 1804-1807 (on lit avec profit les pages sur les motifs réels de la troisième coalition, sur sa fragilité que les historiens n'ont pas toujours aperçue, sur la portée de l'entrevue de Tilsit et la complexité des relations franco-russes) — une étude très serrée du „système continental" et des raisons de son échec (il est à remarquer notamment que l'Angleterre se trouvait alors dans la période de son développement économique la plus favorable, et peut-être la seule favorable, pour résister dans cette lutte qui lui fut pourtant très pénible).

Enfin M. V. a cherché à préciser le rôle — qu'il estime important — de Napoléon dans la propagation en Europe des idées révolutionnaires. Le chapitre final sur 1815 contient d'ailleurs de précieuses indications (mais peut-être un peu brèves) sur le sens général de cette période de l'Empire et sur les courants intellectuels qui s'y dessinent.

F. Henry (Lille).

Uhrig, Kurt, *Der Bauer in der Publizistik der Reformation bis zum Ausgang des Bauernkriegs (In : Archiv für Reformationsgeschichte, Jg.* 33, *Heft* 1/2*). M. Heinsius Nachfolger. Leipzig* 1936. *(*117 *S.)*

Stein, Karl Heinrich, *Tilman Riemenschneider im deutschen Bauernkrieg. Geschichte einer geistigen Haltung. Herbert Reichner. Wien-Leipzig-Zürich* 1937. *(*445 *S.; RM.* 6.—*)*

Bainton, Roland H., *David Joris, Wiedertäufer und Kämpfer für Toleranz im* 16. *Jahrhundert. M. Heinsius Nachfolger. Leipzig* 1937. *(*229 *S.; RM.* 9.—*)*

Obwohl noch der deutsche Humanismus — im Gegensatz zum italienischen und englischen — selbst unter dem Eindruck des „Ackermann aus Böhmen" die traditionelle Missachtung des Bauern nicht zu durchbrechen wagte, hat das reformatorische Schrifttum die Landarbeit über die Tätigkeit aller anderen Stände erhoben. Wenn auch Uhrig mit Recht den Einfluss der späten Mystik auf diese Entwicklung nicht unterschätzt, so betont er andererseits doch die ausschlaggebende Bedeutung der lutherischen Theologie für jene soziale Umwertung und Umkehrung, deren pamphletistischer Niederschlag unmittelbar in die Programmschriften der Bauernartikel hinüberleitet. Bei der Beantwortung der Frage, warum denn die unpolitische und auf das religiöse Dogma beschränkte lutherische Lehre der ersten Reformationsjahre zur Folge haben konnte, dass plötzlich der bisher missachtete Bauernstand von bäuerlichen und bauernfreundlichen Schriftstellern unter ausdrücklicher Berufung auf das Wittenberger Evangelium in den Mittelpunkt des Interesses gerückt und in seinen wirtschaftlichen Interessen bestärkt werden konnte, gibt U. folgende Begründungen. Erstens habe Luther, schon wegen seiner Herkunft, aus seiner Schätzung der Urproduktion keinen Hehl gemacht; zweitens hätte die ausschliessliche Orientierung der Lehre an der Bibel geradezu zu einer Gleichsetzung von Arbeit und Feldarbeit führen müssen, wie sie ja dann auch zur Grundlage für die Neubestimmung der Berufung

und des Berufs im protestantischen Sinne wurde ; wichtiger noch erscheint in diesem Zusammenhang das Dogma vom allgemeinen Priestertum, das gerade die Weisheit des Verhöhntesten unter den Zeitgenossen, des Bauerntölpels, über die des Priesters stellt. Ganz besonders weist U. jedoch auf den Eindruck hin, den Luthers sog. Theologia Pauperum auf die wirtschaftlich Schwächsten machen musste. Die Theologia Pauperum, „die Grundhaltung seiner (Luthers) Theologie des Paradoxen, dass Gott die Reichen arm macht und die Armen reich, und dass er die Klugen beschämt, um die Törichten weise zu machen, — diese Theologie... enthielt alle die Elemente, die, in die Volkssprache übersetzt, den reformatorischen lutherischen Bauern abgeben sollten.“

Dieser Beweisführung ist im grossen und ganzen zuzustimmen. Immerhin lässt sie die Frage offen, wieso Luthers Anhängerschaft im besten Glauben das religiöse mit dem sozialen Postulat verbinden zu können meinte, worin also das behauptete Missverständnis besteht, welches Luther schliesslich von dem tatkräftigsten Teil seiner Bundesgenossen trennte. Der Schlüssel zum Verständnis ist das von U. nicht einmal angedeutete Problem der christlichen Freiheit, die für Luther Grundlage der Rechtfertigungslehre, für die Bauern aber wichtigste Begründung ihrer politischen und wirtschaftlichen Freiheitsansprüche war. Hierfür und für die populäre Auslegung der Auffassung Luthers von der Obrigkeit und der — stets verklausulierten — Gehorsamspflicht bietet die Flugschriften- und Pasquilliteratur bis 1525, insbesondere die Schriften des Heinrich von Kettenbach, überreiches Material.

Am Schluss seiner Arbeit weist U. in zwei Abschnitten nach, wie rasch nach der Besiegung der wichtigsten Haufen der dumme und rohe Bauer des herkömmlichen Schrifttums den gelehrten und beispielhaften Bauern der Lutheraner zur Seite drängt. Auch wird gezeigt, wie die Entwicklung in der literarischen Produktion eine genau entsprechende Wandlung innerhalb der gleichfalls mächtig aufstrebenden Bilddarstellung begleitete.

In weniger wissenschaftlicher Form als U., wenn auch auf vollständige Kenntnis des einschlägigen Quellenmaterials gestützt, beschreibt Stein Ursache und Verlauf der fränkischen Bauernerhebung. Das tragische Schicksal Riemenschneiders, des wohlgeachteten, begüterten Ratsherrn, der auf der Folter des siegreichen Erzbischofs und Frankenherzogs die Kraft zu weiterem Schaffen opfert, charakterisiert die Geschichte des Aufstandes von der Gründung des „Hellen Haufens“ bis zur Katastrophe von Königshofen und Burg Ingolstadt. Im übrigen zeichnet sich das Werk St.s aus durch eine mutige und gerechte Beurteilung der Mitverantwortung Luthers für den Bauernkrieg und der selbstsüchtigen Haltung des kleinen und mittleren Adels, auch soweit er gemeinsame Sache mit den Bauern und Städtern machte.

Bainton legt die erste umfassende Gesamtdarstellung des David Joris vor. Das Interesse an der Monographie besteht hauptsächlich darin, dass sie durch das zu gründlicher Verarbeitung gelangte Material das Bild des Joris, der bisher als einer der radikalsten und gefährlichsten Wiedertäufer galt, von Grund auf revidiert. Anlässlich der Charakterisierung Müntzers und Rothmanns arbeitet B. scharf den Typ des auch nach aussen, in Bezug

auf die Neuordnung der Sozialordnung aktivistischen Spiritualisten heraus. Jenem politisch relevanten und ehrlich revolutionären Spiritualistentum, welches an dem direkten tätigen Eingriff Gottes durch die Einkehr des heiligen Geistes festhält, wird die aus der reinen Mystik abgeleitete Täufersekte gegenübergestellt, deren Kraftquelle das allen Menschen leuchtende Licht ist.

Nachdem somit die im wissenschaftlichen Sprachgebrauch nur zu oft zerdehnte und entstellte Sammelbezeichnung des Spiritualismus eine dankenswerte Spezifizierung erfährt, wird, bei der Darstellung der Jorisschen Lehre, in späteren Teilen des Buches dieses Kriterium wieder fallen gelassen. Die Verwendung der Worte Spiritualismus und spiritualisieren ist an diesen Stellen durchaus irreführend. Gemeint ist vielmehr — entsprechend den von Horkheimer zur Kennzeichnung der bürgerlichen Freiheitsbewegung in „Egoismus und Freiheitsbewegung"[1]) verwendeten Begriffen — : „Verinnerlichung" und „verinnerlichen". So ist auch für Joris die Freiheit nichts als „das menschliche Vermögen", „die Stadien des mystischen Weges zu durchlaufen". Die neue Geburt des Glaubens aber, die wirkliche Erfahrung der Freiheit, sei eine Gabe Gottes.

Wie die andern derart verinnerlichten Freiheitsbegriffe der Reformationszeit hat auch der des David Joris, dem allerdings im Gegensatz zu Luther in allen Perioden jede Gewaltanwendung ein Greuel war, zu Missverständnissen im Kreise der Anhänger geführt. Bezeichnend ist, dass sowohl Batenburger als auch Mennoniten bedenkenlos den Übergang zu Joris vollzogen, während Joris schon bei seiner Vermittlung zwischen den beiden Täufergruppen nach der Katastrophe von Münster nichts mehr mit dem revolutionären Chiliasmus Batenburgs gemein hatte.

Hermann Meyer-Lindenberg (Bogota).

Dréano, Maturin, *La pensée religieuse de Montaigne. Gabriel Beauchesne et ses Fils, éditeurs. Paris* 1937. *(*502 *p.; fr. fr.* 55.—*)*

Naef, Henri, *Les origines de la Réforme à Genève. La cité des Évêques, l'Humanisme, les signes précurseurs. Jullien, Genève; E. Droz. Paris* 1936. *(VIII et* 506 *p.; fr. fr.* 60.—*)*

Chartrou-Charbonnel, Josèphe, *La Réforme et les guerres de religion. Librairie Armand Colin. Paris* 1936. *(*222 *p.; fr. fr.* 10.50)

L'étude de la pensée religieuse de Montaigne que M. Dréano présente, est pleine de mérite. La thèse de l'auteur est simple et juste : Montaigne a été un bon catholique, comme il y en a eu beaucoup dans son siècle, adversaire décidé de toute révolution, pratiquant, mais tiède, inconséquent, non vraiment une âme pénétrée de christianisme, néanmoins chrétien de cœur et de convictions. Si malgré toutes ces qualités le lecteur ne se sent pas absolument satisfait, c'est que M. D. s'en est tenu à la quaestio facti, sans aborder la quaestio juris. Le fait est (M. D. le montre très bien) que quelques décades après sa mort, Montaigne est devenu l'autorité des

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang V (1936), S. 161 ff.

libertins. L'ont-ils mal compris ? L'ont-ils mieux compris qu'il ne l'a fait lui-même ? Est-ce qu'il y a une philosophie de Montaigne, et si elle existe, est-elle chrétienne ? Quelle conception du christianisme serait capable de l'assimiler et (puisqu'on peut toujours inventer une construction appropriée) serait-elle chrétienne ? En un mot : nous ne voyons pas que la discussion sur le christianisme de Montaigne puisse se terminer avant que les adversaires ne se soient mis d'accord sur les réponses à donner à ces questions.

Le premier volume d'une préhistoire de la Réforme genevoise que présente M. Naef, est d'un intérêt beaucoup plus grand que ne l'indique son titre. Il est vrai que le travail relève de l'histoire locale. Mais la situation géographique de Genève d'abord, le caractère typique de son évolution ensuite donnent à ce sujet une valeur particulière. M. N. s'est attaché à faire voir les forces, les personnages, les mouvements, les tendances, les intérêts, les oppositions qui dominent la ville à la fin du xve et au début du xvie siècle (jusqu'en 1530 environ — cette première partie s'arrête donc avant l'établissement officiel de la Réforme). Le lecteur qui ne cherche pas tant des renseignements de détail qu'une vue d'ensemble sera peut-être déçu. Il ne trouvera ni un cadre chronologique, ni un rappel des événements principaux. L'auteur présuppose les connaissances qu'on se procure facilement dans les grandes histoires (p. ex. Doumergue et Imbart de la Tour). Il apporte d'autant plus au spécialiste, que celui-ci s'intéresse davantage à l'évolution du droit „constitutionnel“ de l'époque et à son fonctionnement, à l'humanisme „en province“, à la littérature édifiante et populaire ou à la forme et à la propagation des idées de réforme avant la Réforme. Bon nombre de ces données étaient connues, mais éparses et difficiles à réunir ; on les trouvera ici enrichies de beaucoup d'additions et de corrections. L'absence presque complète (à quelques allusions près) de l'histoire économique est évidemment une grande lacune. Mais ce n'est qu'un premier volume. Espérons que le deuxième la comblera. Jusqu'ici les catégories qui dominent le travail de M. N., sont un peu simples (les personnalités, les préférences, les caractères politiques, les alliances et les tensions).

Le petit livre de M. Chartrou-Charbonnel est un chef-d'œuvre de vulgarisation sérieuse et vraiment scientifique. L'auteur réussit un tour de force : donner dans ce cadre étroit une image aussi complète des conditions de la Réforme, de son contenu dogmatique, de son évolution religieuse et politique, de son rôle historique, de son influence philosophique — et tout cela dans un style vivant et agréable. La partie consacrée aux guerres de religion est un peu courte ; elle ne traite en réalité que l'histoire de la France et celle des Pays-Bas. Mais cela paraît justifié, vu les conditions extérieures. On désirerait quelques indications au sujet des hérétiques précurseurs, de l'influence de la Réforme sur l'idéal de la vie, de l'art protestant autre que la poésie. E. Weil (Paris).

Schmidt, Eberhardt, *Staat und Recht in Theorie und Praxis Friedrichs des Grossen. Theodor Weicher. Leipzig* 1936. *(61 S.; RM.* 3.—*)*

Im Mittelpunkt der Darstellung steht der Einfluss, den Friedrich II.

auf Gesetzgebung und Rechtsprechung genommen hat. Daran schliesst sich eine kurze Charakterisierung der friderizianischen Wirtschaftspolitik. Die eigenartige Ausprägung der Weltanschauung des 18. Jahrhunderts bei Friedrich, die Einwirkungen, die von ihr auf seine Handhabung der staatlichen Geschäfte ausgegangen sind, wird unter Anlehnung an die bekannten Arbeiten von Dilthey, Meinecke und Ritter geschildert.

Die Arbeit, geschrieben vom Standpunkt eines Rechtshistorikers nationalliberaler Observanz, meint, dass Preussen unter seinem grössten König auf den Weg des Rechtsstaats geführt worden sei. Aber der herausgearbeitete Unterschied zwischen dem Machtspruch als regelwidrige Erscheinung und dem Bestätigungsrecht aus eigener richterlicher Erkenntnis, so sehr diese Differenzierung einem Zeitgenossen naheliegen muss, scheint eher dem Rechtfertigungskreis eines bürokratischen Absolutismus als dem des liberalen Rechtsstaats anzugehören. Schmidt sieht wohl, dass Friedrich die überkommene Klassenschichtung hingenommen und verfestigt hat, aber anstatt aus dieser Wahrnehmung etwa im Anschluss an die dem Verf. wohl unbekannt gebliebenen Aufsätze von Eckart Kehr und Dorn dem Verhältnis von Bürokratie, Feudaladel und Bürgertum im Staate Friedrichs nachzugehen und Friedrichs Verhalten insoweit genauer zu untersuchen, biegt er zu den Antinomien der Meineckeschen Staatsraison ab, die historische Vorgänge ideologisieren, aber nicht erklären.

Otto Kirchheimer (Paris).

Manwaring, G. E., und **Bonamee Dobree**, *The Floating Republic. An account of the mutinies at Spithead and the Nore in* 1797. *Harcourt, Brace & Company. New York. Geoffrey Bles. London* 1935. *(XI u.* 299 *S.;* $ 3.—, 10 *s.* 6 *d.)*

Die Heeres- und Marineorganisation des Absolutismus nahm den Soldaten und Matrosen, die bis dahin freie Arbeiter waren, jede Mitbestimmung über ihre Dienstbedingungen. Seitdem tragen ihre Lohn- und sonstigen Bewegungen recht eigentlich erst den Charakter des ganz und gar Verbotenen, der in der Bezeichnung Meuterei liegt. So wirksam war staatlicher Zwang, dass der Sold in fast ganz Europa über 100 Jahre konstant blieb, d. h. als Reallohn auf die Hälfte sank, dass — von einigen Schiffsmeutereien abgesehen — keinerlei vereinigter Widerstand sich erhob und dass als einziger Protest gegen schlechte Löhnung und Behandlung nur die entsprechend häufige Desertion übrig blieb. Theoretiker des Gesellschaftsvertrags im 18. Jahrhundert wandten ihre Konstruktion auch auf das Heeresdienstverhältnis an und stellten, mit grösserem historischen Recht sogar als bei anderen Anwendungen, einen Kontraktbruch zuungunsten des gemeinen Mannes fest. Doch übte dies nur schwache revolutionäre Wirkung aus. Erst die Errungenschaften des französischen Soldaten ermunterten im übrigen Europa dazu, endlich bessere Löhnung, Verpflegung und Behandlung zu erhoffen und zu erlangen. Zwei dieser Versuche, die bei der englischen Flotte vorfielen, werden hier mit Sorgfalt und Sympathie beschrieben; dass dies nach Akten geschieht, ist besonders zu begrüssen, da das Themen solcher Art nur selten widerfährt. Danach erscheint die eine Meuterei

als ein ganz modern gewerkschaftlich anmutender, sorgsam sog. „vital services“ fortsetzender und allen Anschein des verschrieenen Jakobinertums vermeidender Streik, ein Streik in allem ausser dem Namen, die andere als eine dank der Ungeschicklichkeit und Bösartigkeit der Londoner Bürokratie und nicht so sehr der Meuterer selbst schein-revolutionäre Verzweiflungsaktion, die eigentliche „schwimmende Republik“. Die erste hatte eine exzeptionell tüchtige, bis auf den heutigen Tag anonym gebliebene Streikführung, die andere einen zu revolutionären Gestikulationen vorgetriebenen Einzelführer. Die erste der Meutereien wurde wie ein allerseits als erfolgreich anerkannter Streik ohne Rekriminationen, die andere mit Waffengewalt und Kriegsgerichten abgeschlossen.

Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

Marx, Karl und **Friedrich Engels,** *The Civil War in the United States. Ed. by Richard Enmale. International Publishers. New York* 1937. (325 *S.; $* 2.50)

Das Buch enthält den ersten Wiederabdruck von 7 Marxschen Aufsätzen über den amerikanischen Bürgerkrieg aus der New Yorker Daily Tribune, datiert vom 18. September 1861 bis 11. Januar 1862 ; ferner von 35 Aufsätzen aus der Wiener Presse derselben Zeit und Auszüge aus dem bekannten Briefwechsel zwischen Marx und Engels von 1860 bis 1866. Der zweite, aus der Wiener Presse veröffentlichte Teil ist der bei weitem interessanteste und theoretisch wie historisch wertvollste.

Vom ersten Augenblick an stand Marx auf der Seite der „Bourgeois-Republik“ des Nordens gegen die Sklavenoligarchie des Südens, in der Überzeugung, dass die Emanzipation der amerikanischen Arbeiterklasse die völlige Abschaffung der Sklaverei zur Voraussetzung habe : die Handarbeit der weissen Haut könne solange keine Würde erlangen, als sie noch in der schwarzen Haut verachtet werde. Ausserdem beschränke die Sklaverei und die ihr innewohnenden Expansionstendenzen die Möglichkeiten des nördlichen Industriekapitals, damit aber auch die Entwicklung des industriellen Proletariats. Aus diesen Gründen knüpfte Marx an den Sieg des Nordens die grössten Hoffnungen für die Zukunft der Arbeiterbewegung.

Inhaltlich umfassen die Marxschen Berichte in beiden Zeitungen drei Gebiete : die politische, die militärische und die ökonomische Seite des Bürgerkriegs.

1. Der grösste Teil, vielleicht zwei Drittel des Raumes, ist den politischen Tagesfragen, dem Verhältnis Englands zur Union gewidmet : Tagesjournalistik. Aber was für eine Journalistik! Man staunt über den Reichtum, die Raschheit und Genauigkeit der Informationen des Londoner Korrespondenten, der alle Argumente der Gegner an Hand der Tatsachen, der Konsularberichte, der Börsenpreisbewegungen, der Statistik überprüft, Lügenmeldungen richtigstellt, bei schwebenden internationalen Rechtskonflikten die Positionen der englischen Regierung an Hand der Literatur über das internationale Recht überprüft, dabei auch Informationen aus der gesamten grossen und kleineren Presse des amerikanischen Nordens, wie aus zahlreichen sezessionistischen Blättern des Südens verwendet und alle auf der

politischen oder militärischen Bühne auftretenden Persönlichkeiten, die Motive ihrer Handlungen mit ungewöhnlicher Kenntnis porträtiert.

Besonders scharf wendet sich Marx gegen die „englische Humanität". Im Gegensatz zum „wirklichen Volk von England", welches die Sache der amerikanischen Union als eigene Sache, als Sache der Freiheit betrachtete, behauptete die Londoner Presse, sie könne nicht mit dem Norden sympathisieren, weil dieser — nicht mit genug Ernst für die Emanzipation der Neger eintrete! Zur selben Zeit aber verurteilte dieselbe Presse die Proklamierung der Neger-Emanzipation durch den Norden als ein „desparates Mittel" und wandte sich besonders scharf gegen die „schreckliche und abstossende" Aufforderung zur generellen Insurrektion der Sklaven gegen ihre Herren.

2. Für Marx war die Sklavenfrage die zentrale Frage. Sie war nicht nur unmittelbar die Ursache des Krieges, sondern hatte schon durch mehr als ein halbes Jahrhundert die innere Geschichte der Union und die parlamentarischen Kämpfe bestimmt, welche zuletzt im Civil War ihren Abschluss fanden. Dank dem Bündnis mit den Demokraten des Nordens war es der Sklavokratie des Südens gelungen, über die von dem ersten Verfassungskongress von 1789-1790 gesetzlich bestimmte Grenze hinaus immer weitere Gebiete der Union der Sklaverei zu öffnen. So in dem sog. Missouri-Kompromiss von 1820, so 1854, so endlich 1857, als es dank einer Verfassungsinterpretation des Obersten Gerichts möglich geworden war, auch in den bisher freien Staaten gegen den Willen der Majorität der Ansiedler die Sklaverei einzuführen. Auf diese Weise war es der Sklavokratie des Südens gelungen, die Union sich dienstbar zu machen, so dass diese schliesslich ein „Sklave der 300.000 Sklavenhalter" wurde. Die Frage der Demokratie resp. des Zentralismus war dabei nur ein Deckmantel zur Verfechtung der Interessen der Sklavokratie.

Ähnliche Tendenzen wie in der inneren wurden unter dem Druck des Südens auch in der Aussenpolitik befolgt. Die landhungrige Sklavokratie verlangte bereits 1854 die Erwerbung, im Absagefall aber die bewaffnete Besetzung der spanischen Insel Cuba, sie trieb 1857-1859 zur Besetzung von Nord-Mexiko und zu „Piratenexpeditionen" gegen Nicaragua und andere zentralamerikanische Gebiete.

Es ist begreiflich, dass diese Tyrannei des Südens in immer steigendem Mass die Opposition des Nordens hervorrief, dann zur Bildung der republikanischen Partei und schliesslich zum Siege Lincolns in der Präsidentschaftskampagne von 1860 führte, wobei die Limitation der Sklaverei auf ihr ursprüngliches konstitutionell festgelegtes Territorium eine der Hauptforderungen der Republikaner gewesen ist. In dem Augenblick, wo keine weitere Aussicht bestand, neue, freie Territorien in Sklavengebiete zu verwandeln, hat die Union jeden Wert für den Süden verloren. Die Sezession aus der Union, die Proklamierung der eigenen Unabhängigkeit des Südens, schliesslich die Eröffnung des Krieges gegen den Norden durch die Sezessionisten waren die nächsten Folgen.

Was bedeutete dieser Krieg? Was die Sezession „Süden" nannte, war drei Viertel des bisherigen Uniongebiets und umfasste — wie Marx durch detaillierte Analyse der Bevölkerungsverhältnisse in den einzelnen

Staaten nachweist — viele Gebiete, die sog. Randstaaten, in welchen die Sklaverei gar nicht oder nur sporadisch bestanden hat und wo die grosse Majorität der Bevölkerung auf Seiten der Union stand. Unter diesen Umständen war die Sezession und der Krieg gegen den Norden nicht ein Verteidigungskrieg für den Status quo, sondern ein Eroberungskrieg gegen bisher noch freie und zur Ansiedlung kleiner, freier Farmer geeignete Gebiete, um sie in Sklavereigebiete zu verwandeln. Mehr noch. Die Sezession des Südens, einmal vollzogen, würde die fruchtbarsten Agrargebiete des Nordens sowohl vom Atlantischen als auch vom Pazifischen Ozean abschneiden und sie durch den Druck ihrer ökonomischen Interessen zwingen, sich gleichfalls den Sezessionisten anzuschliessen. Die Sezession des Südens würde somit faktisch zur Auflösung der ganzen Union und zur Neuorganisation ihres Gesamtgebietes auf Sklavenbasis unter der Kontrolle der Oligarchie des Südens führen. Dass in diesem Falle auch die weisse Arbeiterklasse des Nordens allmählich auf das Lebensniveau der Sklaven herabgedrückt werden musste, war unschwer vorauszusehen.

Dieser Sachlage gegenüber zentriert sich die Marxsche Fragestellung auf folgendes Hauptproblem :

Was war die Ursache der beständigen Expansionsbestrebungen der Sklaventerritorien ? Marx umreisst das ökonomische Bewegungsgesetz einer kapitalistischen Sklavenwirtschaft. Sie ist eben nicht einfach mit der antiken Sklaverei identisch, sondern ist in das kapitalistische Profitsystem eingebaut, wo also nicht für den Eigenbedarf, sondern für den Weltmarkt produziert wird. Die Negersklaverei in USA sei ein Produkt der kapitalistischen Entwicklung Nordamerikas, besonders des Wachstums des plantagenmässigen Anbaus von Baumwolle, Tabak und Zucker.[1]) Der Sklavenhandel, der gesetzlich seit 1808 verboten war, bestand faktisch und machte gerade in den letzten Jahren vor dem Bürgerkrieg grosse Fortschritte.

Die Sklavenhalter des Südens wussten, dass die Sklavenwirtschaft, wenn sie auf ihre legalen Grenzen, d. h. auf die 15 Staaten, wo sie bestand, beschränkt bliebe, und keine Expansionsmöglichkeit bestünde, allmählich, aber mit unabwendbarer Notwendigkeit aussterben musste. Der plantagenmässige, für den Export bestimmte Anbau von Baumwolle, Tabak, Zucker etc. war nur auf einem von Natur fruchtbaren, vermittels der extensiven Kultur angebauten Boden, d. h. nur auf Basis der billigen Sklavenarbeit rentabel. Nach wenigen Jahren einer solchen extensiven Kultur ist der Boden erschöpft, und die Staaten sind gezwungen, vom Anbau von Agrar-Exportartikeln zur Aufzucht von Sklaven als Exportartikel überzugehen. War dieser Punkt erreicht, so blieb die Erwerbung neuer Territorien als Exportmärkte, wo diese Sklaven in der Plantagenkultur Verwendung fänden, unvermeidlich. So verwandelten sich z. B. Maryland und Virginia aus Gebieten, die Agrarartikel exportierten, rapid in Gebiete des Sklavenexportes. Das ökonomische Bewegungsgesetz der Sklaven-

---

[1]) Bis 1660 bestand die Sklaverei nur faktisch, nicht aber legal und war wenig zahlreich. 1715 bildeten die Negersklaven bereits ein Drittel der Bevölkerung.

wirtschaft besteht darin, dass die beständige Expansion ihrer Gebiete die vitale Bedingung ihrer Erhaltung ist. Die Aufrichtung neuer Sklavenstaaten bildete zugleich nicht bloss die Basis der ökonomischen Macht der Oligarchie des Südens, sondern auch ihres politischen Einflusses im Senat und dadurch ihrer Hegemonie über die ganze Union. Die Zurückdrängung der Sklaverei auf ihr ursprüngliches, konstitutionell festgelegtes Gebiet — der Hauptprogrammpunkt der Lincolnschen Republikanischen Partei — musste daher notwendig zum Absterben der Sklaverei überhaupt und dadurch zum Zusammenbruch sowohl der ökonomischen als auch der politischen Hegemonie der Oligarchie des Südens führen.

Nach Marx' Darstellung drehten sich alle Kämpfe zwischen dem Süden und dem Norden ausschliesslich um die Sklavenfrage! Nicht nur ob die Neger in den bestehenden Sklavenstaaten emanzipiert, sondern auch ob die zwanzig Millionen freier Menschen des Nordens noch fernerhin durch die 300.000 Sklavenhalter des Südens unterjocht werden sollten! Es war ein unvermeidlicher Kampf zweier Sozialsysteme, die nicht mehr friedlich nebeneinander bestehen konnten, da die weitere Existenz des einen nur noch durch den Sieg über das andere möglich war!

3. Die rein militärische Seite der Marxschen Berichte, an welchen Engels behilflich war und dabei seine Autorität als Militärtheoretiker bewährte, kann hier übergangen werden. Interessant indes ist die Tatsache, dass, während Engels nach den anfänglichen Niederlagen der Unionsarmeen Zweifel am Sieg des Nordens hegte, Marx in seiner Beurteilung der Lage — im Hinblick auf die im Norden erreichte höhere Entwicklungsstufe der Produktivkräfte überhaupt und speziell auch wegen der individuellen Superiorität jedes einzelnen Mannes — keine Minute auch an der militärischen Überlegenheit des Nordens gezweifelt hat.

Es folgen die Marxschen Ansichten über die politische Kriegführung (Briefe in der Wiener Presse vom 3. III. und 9. VIII. 1862). Die militärische Aktion lasse sich nicht von politischen Momenten absondern, die militärische und politische Kriegführung seien unzertrennlich miteinander verknüpft. Gilt dies von jedem Krieg, so um so mehr vom Bürgerkrieg. Dieser war nur unter Anwendung revolutionärer Methoden, die den Gegner nicht nur militärisch, sondern auch ökonomisch und sozial als Klasse vernichtet hätten, zu gewinnen. Statt dessen war man im Norden zuerst und für längere Zeit bestrebt, an den „legalen", konstitutionellen Mitteln festzuhalten, und zwar aus Rücksicht auf die „loyalen" Sklavenhalter der Randstaaten, die dem Norden treu geblieben waren. Man wünschte nicht, durch die Abschaffung der Sklaverei diese Elemente in die Reihen der Sezession zu drängen. Die unentschlossene Haltung der Regierung hat auch auf die militärische Kriegführung abgefärbt. Die Randstaaten verstanden es durchzusetzen, dass die Gesetze über flüchtige Sklaven aufrechterhalten wurden, wodurch der Eintritt der Neger in die Reihen der Nordarmeen unmöglich gemacht wurde.

Andererseits wurde auch die Armee durch die unentschlossene Haltung der Regierung ihrer revolutionären Seele beraubt. Sie war zum grossen Teil in ihren Bewegungen durch die politische Haltung des Offizierskorps gehemmt. Viele Offiziere des Nordens waren durch kameradschaftliche

oder Familienbande mit den Offizieren des Südens verbunden. Der durch den Einfluss der demokratischen Partei zum Oberkommandierenden ernannte McClellan fürchtete, nach Marx, ausser einer grossen Niederlage nichts so sehr wie einen grossen Sieg. Er wünschte nicht die Niederlage des Südens, resp. die Sklavereiabschaffung, stellte sich vielmehr als Ziel die Restauration der Union auf alter Basis, wie sie vor dem Bürgerkrieg bestand.

Nur die Rücksicht auf die Sklavenhalter der Randstaaten hat Lincoln verhindert, radikalere Mittel anzuwenden. Er versuchte, einen offenen Bruch mit den Randstaaten zu vermeiden, und war zunächst bestrebt, sie zum freiwilligen Verzicht auf die Sklaverei zu bewegen. Erst die Niederlagen der Unionsarmee und der wachsende Druck der Abolitionisten trugen dazu bei, Lincoln von der Notwendigkeit der Anwendung radikaler Massnahmen zu überzeugen. Andererseits brachte der Krieg selbst allmählich eine gewaltige Strukturänderung in der sozialen Zusammensetzung der Randstaaten. Mit jedem Sieg des Nordens wanderten die aktivsten Sklavenhalter mit ihren Sklaven nach dem Süden, um so ihr Vermögen zu retten. In den Randstaaten blieben nur die „gemässigten“ Sklavenhalter, wodurch alle Rücksichten auf sie überflüssig wurden. Damit war die „konstitutionelle“ Phase der Kriegführung zu Ende und wurde auch tatsächlich durch revolutionäre Massnahmen, die den Gegner ökonomisch erschüttern und in seiner sozialen Basis treffen sollten, ersetzt. Zunächst (Juni 1862) wurde die Sklaverei in allen „Territorien“ der Union abgeschafft. Es folgte dann die partielle Aufhebung der Sklaverei in den Rebellenstaaten, als im September 1862 die Proklamation verkündet wurde, die allen Negern der Rebellenstaaten Freiheit versprach, sobald diese in die Hände der republikanischen Armeen gerieten. Endlich wurde es den emanzipierten Negern möglich gemacht, in der Unionsarmee mit der Waffe in der Hand in geschlossenen militärischen Formationen gegen den Süden zu kämpfen. Durch den Confiscation Act von 1862 hat der Kongress den Präsidenten ermächtigt, die Ländereien und sonstigen Vermögen aller Offiziere und Beamten der Föderierten zu beschlagnahmen.

Diese revolutionären Massnahmen haben tatsächlich die Entscheidung im Bürgerkrieg beschleunigt. Die Union hat den Krieg siegreich beendet. Aber das Hauptproblem, um dessen Regelung es sich im Bürgerkrieg gehandelt hatte, wurde nicht gelöst. In den Unionsarmeen haben die Neger mit der Waffe in der Hand für ihre Freiheit gekämpft. Am Ende des Bürgerkrieges waren 200.000 Neger in der Unionsarmee aktiv. 4 Millionen Neger des Südens erwarteten, die Regierung werde ihnen den Boden, auf dem sie so lange gearbeitet hatten, verteilen oder zu billigen Preisen verkaufen. Der Süden könnte sich so zu einem Gebiet der kleinen Farmer entwickeln. — Diese Hoffnungen wurden bald enttäuscht. Nach der Ermordung Lincolns, unter der Präsidentschaft seines Nachfolgers Johnson sei eine Umgruppierung der Klassenverhältnisse zustande gekommen, welche die Realisierung des radikalen Programms verhinderte und die Rekonstruktion auf Basis eines Bündnisses des Kleinbürgertums des Nordens mit der Oligarchie des Südens erzwang.

Henryk Grossman (New York).

Chamberlain, Sir Austen, *Politics from Inside. Cassell and Company. London. Yale University Press. New Haven, Conn.* 1937. *(675 S.; 18 s., $ 5.—)*

Die Sammlung der Chamberlain-Briefe ist ein neues Quellenwerk ersten Ranges, nicht nur für die politische Geschichte Englands in den Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges, sondern darüber hinaus für die Analyse des Imperialismus im allgemeinen. Austen Chamberlain war der Sohn von Joseph Chamberlain, dem berühmten Führer des populären englischen Imperialismus. Austen war in jeder Hinsicht der „Sohn seines Vaters". Er hatte niemals neue Ideen, und er war auch nie bei den Massen des englischen Volkes wirklich populär. Er war jedoch ein unbedingt konsequenter und aufrechter Vertreter der Tory-Demokratie, und daher sind seine Briefe und Äusserungen überaus aufschlussreich für das Verständnis dieser bedeutenden Tendenz innerhalb des neueren Imperialismus. Getreu den Traditionen seines Vaters war Ch. in den letzten Jahren seines Lebens ein überaus scharfer Gegner aller faschistischen Bestrebungen in England, und er erhob immer wieder seine Stimme, um seine Landsleute vor jeder Nachgiebigkeit gegenüber den Diktaturstaaten zu warnen.

Der Briefwechsel Ch.s zeigt zunächst, und deutlicher als jede andere Quelle vorher, wie zerrissen die konservative Partei Englands vor Ausbruch des Weltkrieges gewesen ist. Die Gegensätze innerhalb der Partei entsprangen zum Teil persönlichem Interesse und zufälligen Gruppierungen. Aber vor allem waren sie der Ausdruck der inneren Widersprüche des modernen Imperialismus selbst. Auf eine ganz bequeme Formel gebracht, war es der Kampf zwischen den Aktivisten des Imperialismus und den „Rentnern". Die Vertreter des Aktivismus waren die Tory-Demokraten, die Repräsentanten des Rentnertums dagegen waren die Altkonservativen.

Die Tory-Demokratie Englands war von Disraeli begründet und von Joseph Chamberlain ausgebaut worden. Der überraschende Erfolg dieser politischen Tendenz kam daher, dass sie am besten der Tatsache entsprach, die Marx und Engels die Verbürgerlichung der englischen Arbeiter nennen. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts war die Mehrheit der englischen Arbeiter bereit, auf eine selbständige klassenmässige Politik zu verzichten, wenn sie dafür wirtschaftliche Zugeständnisse, gewerkschaftliche Bewegungsfreiheit und das allgemeine Stimmrecht erhielten. Die Tory-Demokratie war bereit, alle Arbeiterforderungen zu bewilligen, soweit diese mit den Interessen der englischen Macht- und Reichspolitik vereinbar waren, um sich so eine Massenbasis für die Weltpolitik zu sichern. Indessen erzeugt der moderne Imperialismus nicht nur den Typus des erobernden Grossindustriellen, sondern zugleich auch den Typus des Rentners. Der Rentner strebt einen stabilen Zustand an, in dem er die Früchte seiner Erfolge ruhig geniesst. Die tributpflichtigen Völker sollen ihre Abgaben an die Herrenschicht leisten, aber diese sieht nicht mehr die Notwendigkeit ein, um die Erweiterung oder bessere Ausgestaltung ihres Machtbereichs zu kämpfen.

Innerhalb der englischen konservativen Partei vertrat von 1900 bis

zum Weltkrieg die Chamberlain-Gruppe den Aktivismus und die Gruppe um Balfour die Tendenz des Rentnertums. Freilich verteilten sich in der politischen Praxis die Anhänger beider Tendenzen nicht so starr nach ihren Berufen. Es gab auch industrielle Unternehmer im Lager Balfours und sogar im Lager des Liberalismus. Auf der anderen Seite war nicht jeder Bankier und Aktienbesitzer unbedingt ein Anhänger Balfours. Solche Banken, die am erobernden Imperialismus interessiert waren, sympathisierten vielmehr mit der Richtung Ch.s. Aber im grossen bleibt doch die Scheidung innerhalb der imperialistischen Partei Englands klar und leicht verständlich. Gegner der Tory-Demokratie waren zunächst auch solche Kapitalisten und Aristokraten, die überhaupt der Arbeiterschaft keine Zugeständnisse machen wollten und die im Grunde ihres Herzens das allgemeine Stimmrecht missachteten. Aber vor allem waren es solche Kreise, die, populär ausgedrückt, ihre „Ruhe haben wollten", denen das ständige Kämpfen und Experimentieren widerlich war, das mit dem Begriff und der Tätigkeit der Tory-Demokraten verbunden sein musste. Gerade bei dem ausserordentlichen Reichtum und den ungewöhnlichen Erfolgen des britischen Kapitalismus im 19.Jahrhundert musste sich in England früher als in anderen Ländern eine solche Tendenz mit ihrer Rentner-Mentalität zeigen. Eigentlich hat schon Peel diese Denkweise in die konservative Partei hineingebracht. Disraeli hatte sich bemüht, mit Feuer und Schwert den Geist Peels aus der konservativen Partei auszutreiben, aber um die Jahrhundertwende hatte gerade das enorme Anwachsen des britischen Finanzkapitalismus mit Notwendigkeit die Rentnermentalität neu geschaffen, und in Verbindung mit dem Altkonservatismus wurde sie eine politische Macht.

Das eigentliche Kampfobjekt zwischen den Aktivisten und den Rentnern innerhalb der konservativen Partei Englands wurde nach 1900 die Frage Freihandel oder Schutzzoll. Joseph Chamberlain und ebenso sein Sohn Austen setzten ihre ganze Kraft ein, um die Partei für den Schutzzoll zu gewinnen. Sie erkannten, dass der britische Imperialismus seine stärker gewordenen Konkurrenten mit den Methoden des Freihandels nicht mehr abwehren konnte. Die ganze Erde war nicht mehr das offene Feld für den britischen Export. Jetzt kam es darauf an, das britische Reich mit einer hohen Zollmauer zu umgeben und so die Dominions als Absatzmärkte für die englische Industrie zu sichern. Die Einführung des Schutzzolls hätte jedoch für England, von allen anderen Erwägungen abgesehen, eine radikale Umwälzung aller gewohnten wirtschaftlichen Beziehungen und die Notwendigkeit, ganz von vorn anzufangen, gebracht. Die Richtung der Rentnermentalität innerhalb der konservativen Partei leistete daher der Schutzzollpropaganda den heftigsten Widerstand, und bis zum Weltkrieg war die Chamberlain-Gruppe nicht imstande, ihre Partei auf den lückenlosen Zolltarif festzulegen. Im Jahre 1911 war die Unzulänglichkeit von Balfour als Parteiführer so offenkundig geworden, dass er zum Rücktritt genötigt wurde. Es gelang jedoch der altkonservativen Tendenz, die Wahl von Austen Ch. zum Parteivorsitzenden zu hintertreiben. Der Nachfolger Balfours wurde Bonar Law, der in allen entscheidenden Fragen sich als Gegner der Aktivisten erwies. Die Vorgänge innerhalb

der konservativen Partei im Jahre 1911 werden in den Briefen Ch.s mit dramatischer Anschaulichkeit beschrieben. Es war eine Tatsache von ernstester Bedeutung, dass schon vor dem Weltkrieg die Aktivisten des Imperialismus nicht mehr imstande waren, den Kurs der konservativen Partei zu bestimmen.

Bei den Unterhauswahlen des Jahres 1906 zeigte sich, dass die konservative Partei die Mehrheit der englischen Arbeiter verloren hatte, denn die Partei hatte in den letzten Jahren unter der Führung Balfours auf dem Gebiete der Sozialpolitik nichts mehr geleistet und besonders den Übergriffen der Gerichte gegen die gewerkschaftlichen Rechte passiv zugesehen. Dennoch war die Mehrheit der englischen Arbeiter damals zu einer selbständigen Klassenpolitik noch nicht fähig. So brachten die Wahlen von 1906 ein völlig unnatürliches Resultat, einen grossen Sieg der liberalen Partei. Die liberale Regierung in England von 1906 bis 1914 war in jeder Hinsicht ein Anachronismus. Es war das letzte Mal, dass der Liberalismus ernsthaft versuchte, die Geschicke einer modernen imperialistischen Grossmacht zu bestimmen. Die Briefe Ch.s geben überaus bedeutende Einzelheiten über die Tendenzen innerhalb des britischen Liberalismus in diesen Jahren. Wären die Liberalen ihren Prinzipien wirklich treu geblieben, dann hätten sie Englands Heer und Flotte abbauen, die Kolonien freigeben und dem deutschen Konkurrenten volle Bewegungsfreiheit lassen müssen. Da dies objektiv unmöglich war, hatte die Herrschaft des Liberalismus über England tatsächlich keine Existenzberechtigung. Aus den Briefen Ch.s sieht man, dass gerade die jüngeren, populären Minister der liberalen Regierung, Lloyd George und Winston Churchill, diese Überflüssigkeit ihrer Partei und Regierung selbst durchaus begriffen. Während in diesen Jahren von den öffentlichen Tribünen herab die konservativen und die liberalen Wortführer sich gegenseitig ihre Unversöhnlichkeit und Verachtung bezeugten, fanden unaufhörlich geheime Verhandlungen, besonders zwischen Lloyd George und den Konservativen statt. Viele Einzelheiten aus dieser politischen Geheimgeschichte Englands sind durch Ch.s Briefwechsel zum erstenmal klar geworden. In den Geheimverhandlungen erklärte sich Lloyd George bereit, für den Schutzzoll, für die Reichseinheit, für schärfsten Widerstand gegen die deutschen Ansprüche und sogar, schon mehrere Jahre vor dem Weltkrieg, für die allgemeine Wehrpflicht in England einzutreten. Die Verhandlungen scheiterten auf der einen Seite an der Lauheit der Altkonservativen, die an einer Stärkung des imperialistischen Aktivismus gar kein Interesse hatten, auf der anderen Seite an dem „prinzipientreuen" Liberalismus des Ministerpräsidenten Asquith. Zwar wollten Asquith und sein Freund Grey die letzten Folgerungen des extremen Pazifismus nicht mitmachen, aber sie wollten doch auch nicht vor dem Imperialismus kapitulieren.

Die offiziellen englischen Liberalen wollten weder Imperialisten noch Sozialisten sein ; sie nahmen zu den entscheidenden Problemen überhaupt keine Stellung. Zur selben Zeit waren die Imperialisten parteipolitisch geschwächt, und die Arbeiterbewegung war noch nicht fähig, um die politische Macht zu kämpfen. So konnten die Liberalen völlig altmodische Fragen wie die Selbstregierung Irlands und die Rechte des Oberhauses in

den Vordergrund rücken. Es zeigte sich bald, und auch diese Tatsache wird aus Ch.s Briefen völlig klar, dass der englische Liberalismus nur solange die politische Führung der Nation behaupten konnte, wie keine wirklich ernste Krise eintrat. Sobald England in einen grossen Krieg in Europa verwickelt wurde oder wenn es in Irland zum Bürgerkrieg kam oder wenn der Kampf zwischen Kapital und Arbeit im eigenen Lande zu gewaltsamen Zusammenstössen führte, dann brach sofort das liberale Kartenhaus zusammen. Der Ausbruch des Weltkriegs war das natürliche Ende des liberalen Zwischenspiels. Vom ersten Tag des Krieges an war Asquith der Gefangene des Imperialismus und der konservativen Partei, bis ihn dann die Koalition zwischen Lloyd George und den Tory-Demokraten endgültig von der Macht verdrängte.

In den Jahren 1906-14 war die politische Arbeiterpartei in England ein ohnmächtiges Gebilde. Objektiv waren jedoch die Klassengegensätze in England in diesen Jahren ausserordentlich zugespitzt. Wie die Briefe Ch.s immer wieder zeigen, fürchteten die Konservativen auch gar nicht ihre offiziellen liberalen Gegner, sondern nur die Arbeiterbewegung. Als der grosse Bergarbeiterstreik das öffentliche Leben Englands lahmzulegen drohte, als die Regierung sich nicht mehr stark genug fühlte, die Streikbrecher mit Gewalt zu schützen, glaubten Ch. und seine Freunde, dass sie am Vorabend der sozialen Revolution ständen.

Während des Weltkrieges und in der Nachkriegszeit haben sich in England die Konsequenzen all jener Tatsachen gezeigt, wie die Ch.-Briefe sie offenkundig machen : der Zusammenbruch des Liberalismus als politischer Massenbewegung, die Entwicklung einer grossen selbständigen Arbeiterpartei und zugleich im konservativen Lager der Niedergang des Aktivismus. Arthur Rosenberg (New York).

Schuman, Frederick L., *Germany since* 1918. *Henry Holt and Company. New York* 1937. *(*140 *S.* ; $ 1.—*)*

Kellett, E. E., *The Story of Dictatorship. E. P. Dutton & Co. New York* 1937. *(*231 *S.* ; $ 1.75*)*

Feine, Hans Erich, *Das Werden des Deutschen Staates. W. Kohlhammer. Stuttgart und Berlin* 1936. *(*437 *S.* ; *RM.* 16.—*)*

Kahler, Erich, *Der deutsche Charakter in der Geschichte Europas. Europa-Verlag. Zürich* 1937. *(*695 *S.* ; *schw. fr.* 18.—*)*

Schumans Aufgabe war es, einen enormen Stoff auf den knappen Raum von 124 Seiten zusammenzubringen. Die schwierige Aufgabe ist in mustergültiger Form gelöst. Er gibt eine scharfe Kritik der Weimarer Republik, „dieser Republik ohne Republikaner", aber ebenso kritisch steht er den Ideologien des gegenwärtig in Deutschland herrschenden Systems gegenüber.

Kellett stellt einen riesenhaften Stoff in gefälliger, leicht lesbarer Form dar. Er beginnt im alten Orient, geht dann zu den griechischen Tyrannen, zum Italien der Renaissance und nach Südamerika und kommt schliesslich zur modernen Diktatur. Der Verf. zeigt durchaus zutreffend, dass die Diktatur oder Tyrannie eine uralte Einrichtung menschlicher

Gesellschaft ist, die unter bestimmten Bedingungen immer wieder auftaucht, bei der aber die negativen Züge durchaus die positiven überwiegen. Es ist schade, dass K. die Diktaturen sämtlich als eine durchaus einheitliche Erscheinung wertet. So erwähnt er z. B. den Schöpfer der modernen Türkei Mustapha Kemal nur zweimal ganz beiläufig, und zwar durchaus auf einer Linie mit Hitler und Mussolini. Aber es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob eine Diktatur von der Revolution oder von der Gegenrevolution kommt. Die Diktatur Kemals hat die ganze alte Herrenschicht seines Landes vernichtet und zum ersten Mal den türkischen Bauern von der gesellschaftlichen und geistigen Unterdrückung befreit, die auf ihm lastete. Weil K. keinen Unterschied zwischen revolutionären und gegenrevolutionären Diktaturen macht, ist auch der Abschnitt über Napoleon I. das schwächste Stück seines Buches geworden. K. behauptet, dass in Frankreich um das Jahr 1799 eine neue jakobinische Revolution drohte, und vor dieser Gefahr habe Bonaparte Frankreich gerettet. In Wirklichkeit war damals die revolutionäre Demokratie Frankreichs vollkommen tot, und die bürgerliche Republik war im Zeichen des Direktoriums so sehr bankrott, dass die monarchistische Gegenrevolution täglich neue Anhänger gewann. Hätte Frankreich damals freie Wahlen gehabt, dann wäre die Partei der Bourbonen zur Macht gekommen, und ein grausamer weisser Terror hätte die letzten Errungenschaften der bürgerlichen Revolution vernichtet. Deshalb waren alle einsichtigen bürgerlichen Republikaner Frankreichs 1799 damit einverstanden, dass ein volkstümlicher General die Kräfte der Republik energisch zusammenfasste. Die ursprüngliche Konsulatverfassung Frankreichs war auch gar kein Despotismus, sondern Napoleon war durch die parlamentarischen Einrichtungen stark eingeengt. Erst im Laufe der Jahre hat er sich von diesen Hemmschuhen befreit. All diese Probleme konnte K. nicht sehen, weil für ihn die Kategorie der revolutionären Diktatur, d. h. einer solchen Diktatur, welche die gegenrevolutionären Kräfte im Lande niederhält und die gesellschaftlichen Resultate einer Revolution wenigstens zum Teil konserviert, nicht existiert.

Feine, Professor der Rechte in Tübingen, beginnt sein Vorwort mit dem Satz : „Dies Buch will keine neuen wissenschaftlichen, quellenmässig begründeten Erkenntnisse bringen.“ Man kann nur sagen, dass F. sein Versprechen gehalten hat. Es ist eine Zusammenstopplung der Meinungen und Tatsachen über die deutsche Verfassungsgeschichte, wie sie in der offiziellen deutschen akademischen Welt heute als richtig gelten.

Kahler hat ein merkwürdiges Buch geschrieben. Es ist überaus breit angelegt. Der vorliegende erste Band umfasst 700 grosse Druckseiten, und ein zweiter Band ist angekündigt, der möglicherweise noch stärker sein soll. In der Einleitung erklärt K., er wolle in seinem Buch über das „immer wiederholte einander Verfehlen von Deutschtum und Europa sprechen, das von Katastrophe zu Katastrophe führt und diesen Erdteil allmählich zugrundezurichten droht.“ Das ist auf jeden Fall ein ernsthaftes Thema. Es lohnt sich, einmal auf historischer Grundlage zu untersuchen, wie diese Differenz zwischen dem bürgerlichen europäischen Geist und einer bestimmten Form der deutschen Gesellschaft zustande gekommen ist, deren schärfster Ausdruck gegenwärtig das Dritte Reich ist. Die ersten 150 Seiten

von K.s Buch, in denen er allgemein über sein Problem spricht, enthalten viele wertvolle kritische Bemerkungen über deutsche Geschichte und deutsche Gegenwart. Aber dann verirrt sich der Verf. vollkommen. Er stürzt sich in die Geschichte des deutschen Städtewesens des Mittelalters. Das ist ein Gegenstand, der gar nicht zu K.s Thema gehört. Denn die Differenzen zwischen deutschem Charakter und europäischem Geist, um mit K. zu sprechen, gehören doch offenkundig erst in die Neuzeit und waren dem Mittelalter fremd. Noch seltsamer ist das Resultat, zu dem K. gelangt. Er gibt eine masslos übertriebene Beschreibung der kapitalistischen Reife der deutschen mittelalterlichen Wirtschaft. Und er sieht in den biederen deutschen Städten des Mittelalters ungefähr die Wiege der modernen bürgerlichen Gesellschaft. Wenn dies richtig wäre, würde es K.s These vollkommen zerstören. Denn so entsteht der Eindruck, als ob das Deutschtum nicht im Gegensatz zu Europa stände, sondern im Gegenteil die Hochburg echt europäischen Geistes sei. Der Aufbau des Buches ist am Ende vollkommen zerronnen.

Arthur Rosenberg (New York).

Vagts, Alfred, *A History of Militarism. W. W. Norton & Co. New York* 1937. *(510 S.; $ 4.75)*

Vagts gibt zu Beginn seiner Arbeit eine präzise Definition seines Gegenstandes und hält dann seine Linie ohne Abirrung bis zum Ende durch. Mit vollem Recht stellt V. den Militarismus in Gegensatz zum Kriegswesen und zur Kriegskunde selbst. Der Militarismus ist nicht die Wissenschaft oder die Technik vom Kriege, sondern es ist eine Summe von Interessen, Traditionen, Gedanken und Handlungen, die zwar das Kriegswesen formal als Ausgangspunkt haben, aber zugleich über die realen militärischen Interessen weit hinausgehen. Der Militarismus ist nicht die Methode, um Kriege zu gewinnen, sondern um innerpolitisch die Vorherrschaft einer bestimmten Schicht zu sichern. V. weist darauf hin, dass bisweilen der Militarismus direkt die Kriegführung schädigt und dass die militaristische Denkweise gar nicht eine kriegerische sein muss. Vielfach ist den Militaristen selbst diese Tatsache klar. V. erzählt die Anekdote von jenem russischen Grossfürsten, der versicherte, er hasse den Krieg, weil der Krieg die Armee verderbe.

V. verfolgt die Geschichte des Militarismus bis ins Altertum, und er stellt fest, dass die Assyrer die erste wirklich militaristische Nation der Weltgeschichte waren. Der Militarismus ist also genau so wie der fürstliche Absolutismus, die Diktatur, eine orientalische Erfindung. Den Hauptteil seines Buches widmet V. jedoch dem Militarismus im Zusammenhang mit Massenbewegungen, wie er dem letzten Jahrhundert eigentümlich war, angefangen mit der napoleonischen Tradition in Frankreich und der Erneuerung des preussischen Militärsystems seit den Befreiungskriegen und endend mit der Militarisierung ganzer Völker in den totalen Staaten unserer Zeit. Es wäre zu wünschen, dass eine jede politische Formel unserer Tage eine so eindringliche, klare und sachliche Analyse fände, wie V. sie dem Militarismus gewidmet hat.

Arthur Rosenberg (New York).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Dombrowski, James, *The Early Days of Christian Socialism in America. Columbia University Press. New York* 1936. *(VII and* 208 *pp.;* $ 2.50*)*

Due primarily to the consequences of industrialization, to the influence of a group of political scientists and European currents of thought, to pointed working-class criticisms of religion and the Christian churches, and to the social and economic teachings of the Bible, an entire segment of Christian thought and action in the closing decades of nineteenth century America was transformed. This transformation involved an emphasis upon the „this-worldly“ aspect of Christianity, a consequent socializing of Christian ethics, a liberalizing of social and political views, and the development of a doctrine of Christian Socialism. This last assumed organized expression in the Society of Christian Socialists, founded in Boston in 1889. The Society proposed to replace capitalism with a new order based upon „a more equitable distribution of the benefits of society“ by showing „that the aim of Socialism is embraced in the aim of Christianity“ and by awakening Christians „to the fact that the teachings of Jesus Christ led directly to some specific form or forms of Socialism.“

Among the individuals who shaped the structure of the new Social Gospel and the thought of Christian Socialism were Richard T. Ely, Henry George, Edward Bellamy, W. D. P. Bliss, Henry Demarest Lloyd, and George D. Herron. A part of the movement was broadly sympathetic to labor, to the establishment of the Christian Labor Union (1872), and to the Christian Commonwealth, a colonizing venture in Georgia which sought to put Christian Communism into practise. This experiment with complete communism, which lasted four years, had more in common with St. Francis than with Karl Marx. The Christian Labor Union, reformist and educational in its activities, produced a body of theory that was anticapitalist and called for the abolition of the wage system.

Dombrowski's monograph is an exploratory study of the Christian socialist movement. His presentation of the writings of the men considered is adequate, and his analysis of the theory of Christian Socialism is competent. The volume suffers, however, from various shortcomings. D. generally fails to relate the individual figures and the movements with which he deals to specific labor problems and conflicts and critical contemporary questions. He makes no effort to indicate, for example, the position of Christian socialists on the election of 1896, the Homestead and Pullman strikes, and the like. Still more serious is his apparent ignorance of the existence of rich manuscript sources which bear directly upon his study.

Henry David (New York).

Compère-Morel, Adéodat C. A., *Jules Guesde, Le Socialisme fait Homme.* 1845-1922. *Librairie Aristide Quillet. Paris* 1937. *(VIII u.* 459 *S.; fr. fr.* 20.—*)*

Grüneberg, Carl Leonhard, *Der Sozialismus in Frankreich. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1936. *(V u.* 74 *S.; RM.* 1.50*)*

Das Buch Compère-Morels, eines der bedeutendsten Repräsentanten des französischen Sozialismus, über Guesde kann man als eine „étude documentaire" bezeichnen. Es ist dem Verf. gelungen, ein abgerundetes Bild der politischen und agitatorischen Tätigkeit Guesdes zu vermitteln. Dabei wird Material angeführt, das anderswo schwer zu finden ist, so vor allem über die Vorgeschichte der Gründung des „Parti ouvrier français" nach der Annahme des von Marx, Guesde, Engels und Lafargue entworfenen „programme électoral", über die Beschreibung der Gegensätze innerhalb der Partei, welche schliesslich zu ihrer Auflösung führten, über den Anteil Guesdes an der Errichtung und Weiterführung der Sozialistischen Internationale, seine Haltung in der Dreyfusaffäre, seine Arbeit im Parlament. Gegenüber den Behauptungen von G.s Reformismus stellt der Verf. fest : „que l'action électorale et l'action révolutionnaire se complètent."

Grüneberg schildert knapp die seit der französischen Revolution in Frankreich vorherrschenden sozialistischen Tendenzen. Er will vor allem zeigen, dass die vielseitigen und oft nebeneinander bestehenden sozialistischen Strömungen zwischen 1789 und 1870 einen bodenständigen, „autochthonen" Charakter trugen, dass jedoch seit dem Fall der Kommune durch den Einbruch der marxistischen Doktrin eine Umgestaltung in den Parteien und in der Gedankenwelt des französischen Sozialismus stattgefunden hat. Andries Sternheim (Genf).

Jouhaux, Léon, M. Harmel, J. Duret, *La C. G. T., ce qu'elle est, ce qu'elle veut. N. R. F. Paris* 1937. *(*187 *S.; fr. fr.* 10.—*)*

Das Buch enthält zunächst einen kurzen Abriss über die französische Arbeiterschaft und ihre Organisationsformen im 18. und 19. Jahrhundert. Die Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung, wie sie sich in ihren Kongressen und Beschlüssen widerspiegelt, wird summarisch dargestellt. Besonderer Nachdruck wird auf die Unabhängigkeit der Gewerkschaften von den politischen Parteien gelegt, wobei die Verf. freilich nicht übersehen, dass das Schicksal der französischen Gewerkschaftsbewegung, vielleicht mehr als das irgendeiner anderen europäischen, in Vergangenheit und Gegenwart eng mit den Auseinandersetzungen und Strömungen innerhalb der französischen Arbeiterpartei verknüpft ist.

Das Kapitel über die Krise des Kapitalismus enthält einen historischen Überblick über die Entwicklung der Krise und lebendige Zurückweisungen der geläufigsten Unternehmerargumente. Etwas starr sind die Darlegungen über die Einstellung der Arbeiterschaft zur internationalen Politik ausgefallen. Das ist besonders deshalb bedauerlich, weil sowohl die Realisierungsmöglichkeiten des knapp dargelegten Plans der C. G. T., als auch der als Leitmotiv das ganze Buch durchziehende Versuch, Reformismus und Revolution auf einer höheren Stufe zu synthetisieren, nicht konsequent durchdacht worden sind und deshalb nicht überzeugend wirken.

Otto Kirchheimer (New York).

Hutt, Allen, *The Post-War History of the British Working Class. Victor Gollancz. London* 1937. *(*320 *S.;* 6 *s.)*

Attlee, C. R., *The Labour Party in Perspective. Victor Gollancz. London* 1937. *(*287 *S.;* 7 *s.* 6 *d.)*

Hutts Buch ist eine Einführung in die Geschichte der englischen Arbeiterklasse in der Nachkriegsperiode und will besonders den sprunghaften Charakter der Politik der englischen Labour Party in diesen zwanzig Jahren zeigen. Völlig frei von theoretischen Vorurteilen, aber ebenso wenig getragen von theoretischen Gedanken über die Konsequenzen ihrer Taktik hat die englische Arbeiterbewegung, besonders in den ersten Nachkriegsjahren eine starke revolutionäre Bewegung durchgemacht, um dann später wieder in ihre normale Bahn zurückzukehren. Die letzten fünfzehn Jahre zeichnen sich nach H. durch eine permanente Anpassungspolitik, eine „accomodation to capitalism" aus.

Wenn H.s Buch wesentlich pessimistisch gefärbt ist, indem es die Aussichtslosigkeit der heutigen Politik der Labour Party feststellen will, so soll das Buch Attlees, des Chefs der parlamentarischen Opposition, der etwa zwischen Trade Union und dem linken Flügel der Partei steht, gerade darstellen, wie die „bewährte" Politik der britischen Arbeiterpartei die Struktur der heutigen Gesellschaft umändern muss. Sein Buch will ein Bild der künftigen Politik der britischen Arbeiterpartei geben. Sehr ausführlich behandelt er zunächst das Entstehen der Labour Party und ihr allmähliches Wachsen zu einer selbständigen Bewegung. A. untersucht, welche Reformen sowohl auf politischem als auf wirtschaftlichem Gebiet notwendig sind, um die Macht in die Hände zu bekommen und eine fundamentale Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse herbeizuführen. Die Zukunft der Labour Party hängt nach A. vor allem von dem „Idealismus, der Ergebenheit und der Intelligenz" ab.

Andries Sternheim (Genf).

Les loisirs du travailleur. Bureau International du Travail. Genève 1936. *(*158 *S.; fr. s.* 3.—*)*

Feige, Johannes, *Der alte Feierabend. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. München* 1936. *(*106 *S.; RM.* 5.20*)*

Bloch-Lainé, Fr., *L'emploi des loisirs ouvriers et l'éducation populaire. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1936. *(*300 *S.; fr. fr.* 25.—*)*

Demarbre, G., *L'Œuvre sociale de l'éducation physique dans les loisirs populaires. Editions Berger-Levrault. Paris* 1936. *(*176 *S.; fr. fr.* 12.—*)*

Mais, S. P. B., u. a., *Time to Spare. George Allen & Unwin. London* 1935. *(*188 *S.;* 5 *s.)*

Die Veröffentlichung des Internationalen Arbeitsamtes bringt über die Arbeiterbildungsbestrebungen in einer Reihe von europäischen Ländern wichtiges, umfangreiches Material, das dem internationalen Freizeitkongress 1935 in Brüssel vorgelegt wurde. Eine Anzahl von Sachverständigen berichten über die Rolle von Arbeiterschulen, Radio, Kino,

öffentlichen Lesesälen usw. auf die geistige Entwicklung der Arbeiter. Im zweiten Abschnitt werden die praktischen Resultate der verschiedenen Einrichtungen dargestellt. Mequet (Internationales Arbeitsamt) betont in einem Schlusskapitel die jahrelangen, intensiven Bemühungen des Internationalen Arbeitsamtes um das Freizeitproblem.

Feige unternimmt es, auf Grund vorhandenen schriftlichen Materials ein Bild des „alten Feierabends" im Deutschland des 19. Jahrhunderts zu entwerfen, welches er der Freizeitgestaltung im 20. Jahrhundert gegenüberstellt. Zu diesem Zweck wurde auch eine Erhebung bei etwa 200 arbeitstätigen Menschen durchgeführt. Ausdrücklich verwendet F. die Terminologie „Feierabend" für das 19. und „Freizeitbewegung" für das 20. Jahrhundert, weil dadurch zugleich der charakteristische Unterschied im Grad der Verbundenheit der Freizeit mit der Arbeit zum Ausdruck komme. Ausführlich wird der dörfliche Feierabend beschrieben, wie er vom Tagesrhythmus der Arbeit, von der familialen Bindung, den Sitten und religiösen Vorstellungen beherrscht wird. Die im heutigen deutschen Schrifttum zum Ausdruck kommende Idealisierung der primitiven Verhältnisse der Vergangenheit fehlt auch hier nicht. Was die modernen Stätten an kulturellen Genüssen bieten, sei nur ein mässiger Ersatz für den früheren Zustand. Doch sieht der Verf. in Deutschland eine „Bereitschaft zum alten Feierabend", die „den heutigen Arbeitsmenschen nicht verlorengegangen" ist.

Bloch-Lainé gibt eine umfassende Einführung in das Wesen und die Probleme der Volksbildung und führt die Gründe an, warum bereits von einer Volksbildungswissenschaft gesprochen werden kann. Obwohl die Arbeit vor allem die französischen Freizeitbestrebungen hervorhebt, fehlt es nicht an internationalen Vergleichen. Eine weitere Analyse stellt die Beziehungen zwischen Staat und Freizeit und die Unterschiede zwischen „objektiver" und „tendenziöser" Arbeiterbildung dar. Leider fehlen Ausführungen über die Freizeitgestaltung im heutigen Deutschland.

Demarbre weist auf die mangelhafte Freizeitorganisation in Frankreich hin, besonders auf das Fehlen systematischer Richtlinien für die körperliche Ertüchtigung. Er macht eine Reihe von Vorschlägen, welche vor allem der Erhaltung der Familie dienen sollen. Zu diesem Zweck verlangt er Freizeitzentren mit „Emplacements", reserviert für die verschiedenen Familienmitglieder, Kinder, Jugendliche und Eltern. Ausserdem tritt er für die Wiederbelebung der Volksspiele und -tänze usw. ein. Die Auffassungen D.s sind stark von der tschechischen Sokolbewegung beeinflusst.

Die verschiedenen Methoden, in die materielle und psychische Lage der Arbeitslosen einzudringen, haben sich in der letzten Zeit um eine neue vermehrt, über die Mais berichtet : die Arbeitslosen oder ihre Frauen werden eingeladen, ihr persönliches Schicksal und das ihrer Familie vor dem Mikrophon vorzutragen. So haben kürzlich elf Arbeitslose durch Vermittlung des Rundfunks ausführlich über ihre Lebenslage berichtet. Charakteristisch ist bei allen Sprechern der Wille, sich trotz schwerster Not durchzusetzen, sei es im eigenen Interesse, sei es in dem der Familie. Einige Arbeitslose rühmen die von den Behörden getroffenen Massnahmen, ihnen in der unfreiwilligen Freizeit einige Beschäftigung und Abwechselung zu verschaffen. Nur ein einziger wendet sich in revolutionärer Terminologie gegen

die heutige Gesellschaft; bei den meisten besteht eine offene Wut gegenüber dem Schicksal und eine grosse Erbitterung gegen das aussichtslose Elend. Apathie ist nicht das Merkmal dieser Arbeitslosen: „what we want", sagt einer, „what all of us unemployed want, is to get a job and know that one is going to hold it." Andries Sternheim (Genf).

Palmer, Gladys L. und **Katherine D. Wood,** *Urban Workers on Relief. Part I: The Occupational Characteristics of Workers on Relief in Urban Areas May* 1934. *Monograph IV.* (203 *S.*). *Part II: The Occupational Characteristics of Workers on Relief in* 79 *Cities.* (310 *S.*) *W. P. A., Division of Social Research. Washington, D. C.* 1936-1937.

Webb, John N., *The Transient Unemployed. Monograph III.* (132 *S.*). *The Migratory-Casual Worker. Monograph VII.* (128 *S.*) *W. P. A., Division of Social Research. Washington, D. C.* 1937.

Carothers, Doris, *Chronology of the Federal Emergency Relief Administration. Monograph VI.* (163 *S.*) *W. P. A., Division of Social Research. Washington, D. C.* 1937.

Von den bisher erschienenen Monographien der Division of Social Research der Works Progress Administration beschäftigen sich die hier genannten mit dem Arbeitslosenunterstützungsproblem und damit zusammenhängenden Fragen. Der Studie „Urban Workers on Relief", liegen Untersuchungen von 79 Städten in verschiedenen Teilen Amerikas und mit verschiedenen Industrialisierungsgraden zugrunde. Ein wesentliches Ergebnis der Untersuchung ist der Nachweis, dass 80 % der Unterstützungsempfänger unverschuldet arbeitslos geworden sind, während der Rest von 20 % aus Nicht-Arbeitsfähigen bestand, aus körperlich behinderten oder unabkömmlichen Frauen, minderjährigen Kindern oder Männern, die das arbeitsfähige Alter überschritten hatten. Dreiviertel der unterstützten Familien waren Weisse, der Rest Neger. Die durchschnittliche Zahl der Familienmitglieder bei Weissen war 3.8 Personen, der Neger 3.4. In mehr als der Hälfte aller Familien befand sich nur ein arbeitsfähiges Mitglied.

Neben oft sehr detaillierten Feststellungen beschäftigen sich die Autoren mit der Bedeutung des Alters für die Arbeitslosigkeit. Die Grenze von 45 Jahren ist für gelernte Berufe weniger verhängnisvoll als die für die un- oder halbgelernten. Die Länge der Arbeitslosigkeit erschwert im grossen Masse die Wiederbeschäftigung, besonders infolge des fortwährenden Wandels der Arbeitsprozesse. Die Zeiten der Arbeitslosigkeit in den präsentierten Fällen variierten von ein bis zu fünf Jahren. Durchschnittlich waren Männer länger ohne Arbeit als Frauen, Neger länger als Weisse. Zwei Drittel aller unterstützungsbeziehenden Familien konnten als „normal" gelten.

Dem Zuge der Wanderungen schloss sich seit 1930 eine wachsende Zahl von Arbeitslosen an, die durch Ortsveränderung der Krise zu entrinnen versuchten. Auf Grund der herrschenden Praxis, nur Ortsansässige zu unterstützen, wurden die Krisen-Nomaden zu einem gesellschaftlichen Problem, dem die Regierung durch das Transient Relief Program von 1933 zu begegnen versuchte. J. N. Webb behandelt die Probleme dieser Arbeitslosen. Das Transient Relief Program erfasste 200 000 Einzel-

personen und 50 000 Familien. Zwei Drittel der Einzelpersonen und die Hälfte der Familienvorstände standen im Alter zwischen 16 und 35 Jahren. Als arbeitsbereit galten unter den Familienvorständen 90 %, unter den Einzelpersonen 95 %.

In einer weiteren Studie „The Migratory-Casual Worker" bietet W. neben einer allgemeinen Darstellung eine Reihe von Einzeluntersuchungen über die mit den Wander- und Gelegenheitsarbeitern verknüpften Probleme. Zwei gegensätzliche Typen finden sich in dieser besonders verelendeten Arbeitergruppe. Auf der einen Seite der rebellierende Proletarier, der sein Unglück auf die Unzulänglichkeit des herrschenden ökonomischen Systems zurückführt und die relative Freiheit seines Berufs zu würdigen weiss, auf der anderen der apathische Arbeiter, der durch die Umstände, die ihn zum Gelegenheitsarbeiter degradierten, das Interesse an seiner eigenen Zukunft verloren hat. Statistische Belege über Lohnhöhe und Berufe sind beigefügt. Zuletzt wird eine Charakterisierung dieser Arbeiter durch knappe Selbstdarstellungen versucht, die auch zugleich über ihre Ideologie informieren. Vorschläge zur Linderung des Elends unter diesen Arbeitergruppen werden von W. kritisch beleuchtet und als relativ bedeutungslos zurückgewiesen. Nach ihm muss das Problem dieser Arbeit als Teil des Arbeitslosen- und Krisenproblems überhaupt begriffen werden.

Die von Carothers zusammengestellte Chronology der Federal Emergency Relief Administration (FERA) teilt deren Geschichte in vier Perioden auf : die Umstellung von der einfachen Arbeitshilfe zu dem Programm der öffentlichen Arbeiten, sodann das Emergency Work Relief Program, die Liquidation der FERA und schliesslich der Beginn der Works Progress Administration. Die Chronik soll den Behörden, Soziologen und allen am Unterstützungsproblem Interessierten als eine Art Handbuch dienen.

Paul Mattick (Chicago).

Beck, P. G. und **M. C. Forster,** *Six Rural Problem Areas ; Relief, Resources, Rehabilitation. Monograph I. (*167 *S.) W. P. A., Division of Social Research. Washington, D. C.* 1935.

McCormick, Thomas C., *Comparative Study of Rural Relief and Non-Relief Households. Monograph II. (*141 *S.) W. P. A., Division of Social Research. Washington, D. C.* 1935.

Woofter Jr., T. J., *Landlord and Tenant on the Cotton Plantation. Monograph V. (*288 *S.) W. P. A., Division of Social Research. Washington, D. C.* 1936.

Asch, Berta und **A. R. Mangus,** *Farmers on Relief and Rehabilitation. Monograph VIII. (*226 *S.) W. P. A., Division of Socia Research. Washington, D. C.* 1937.

Allen, R. H., L. S. Cottrell Jr., W. W. Troxell, Harriet L. Herring und **A. D. Edwards,** *Part-Time Farming in the Southeast. Monograph IX. (*371 *S.) W. P. A., Division of Social Research. Washington, D. C.* 1937.

Die oben genannten Monographien der Division of Social Research der Works Progress Administration beschäftigen sich mit der Not der ameri-

kanischen Landwirtschaft und den Abhilfemassnahmen der Regierung. Die Monographien I, II und VIII beschäftigen sich mit der landwirtschaftlichen Situation und der ihr zugewandten öffentlichen Wohlfahrt im allgemeinen, wobei Band VIII das ganze Land und die Bände I und II einzelne ausgewählte Teile behandeln. Band V beschäftigt sich mit den Baumwollplantagen.

Es sei voraus gesagt, dass diese Monographien wegen ihrer Reichhaltigkeit in einer Besprechung nicht die ihnen entsprechende Würdigung finden können. Material und Behandlung sind von grosser Wichtigkeit.

Nach den Erhebungen hat sich die Landwirtschaft schon vor der Krise von 1929 im Depressionszustand befunden. Als Gründe dafür werden angegeben : Der Bevölkerungszuwachs, der durch die relative ökonomische Stagnation nicht mehr in die Städte wandern konnte, und die damit verbundene Einbeziehung von schlechtem Boden in die landwirtschaftliche Produktion ; die wachsende Unfruchtbarkeit durch den bisher betriebenen Raubbau ; die Aufteilung der Farmen in zu kleine Wirtschaften einerseits und die Land-Konzentration andererseits ; die Zunahme des Pachtwesens sowie der technische Fortschritt und die damit verbundene Freisetzung der Landarbeiter. Vertieft wurde der Krisenzustand durch die Preisschere und durch schnell aufeinanderfolgende Trockenheiten.

Mehr als zwei Millionen Farm-Familien erhielten in den Krisenjahren öffentliche Unterstützung ; mehr als 600.000 Zuschüsse, dem Versuch ihrer Rehabilitierung dienend. Die Autoren geben Aufschluss über die Verteilung der Unterstützung und die verschiedenen Formen der öffentlichen Hilfe. Festgestellt wurde, dass die unterstützten Farmer sich nicht wesentlich von den nicht-unterstützten unterscheiden. Band II, in welchem beide Gruppen verglichen werden, sieht zwischen ihnen keine grösseren Unterschiede, als dass im allgemeinen bei den Unterstützten die Familienvorstände etwas jünger waren und deren Familien zahlreicher, dass sie auf kleineren Farmen lebten und geringere Einkommen hatten. Die verschiedenen Sektionen des Landes erfordern verschiedenartige Hilfsmassnahmen : Die Abwanderung der überflüssigen Landbevölkerung in die Industrien ; Ausschaltung des unfruchtbaren Bodens ; Verwandlung kommerziell betriebener Landwirtschaften in selbstversorgende ; Besserung der Pachtverhältnisse, Farm-Genossenschaften und grössere Planung der gesamten landwirtschaftlichen Produktion mit Hinblick auf die Marktmöglichkeiten. Die Frage nach der Durchführbarkeit der allgemeinen Vorschläge wird allerdings offen gelassen. Die Autoren zeigen denn auch keinen grossen Optimismus.

Landlord and Tenant on the Cotton Plantation beschäftigt sich mit der Frage, ob und inwieweit die Depression und das damit verbundene landwirtschaftliche Hilfsprogramm die Verhältnisse zwischen Pachtherren und Pächtern in den Baumwolldistrikten Amerikas veränderten. Die Antwort erheischte eine gründliche Untersuchung des Produktion und Distribution zusammenfassenden Plantagensystems. Wesentliche Veränderungen wurden nicht festgestellt, die Darstellung des Plantagenwesens jedoch ist ein Dokument von bleibendem Wert.

Ist das Plantagensystem auch nicht ausschlaggebend für die Land-

wirtschaft des Südens, so hat es darin doch erste Bedeutung. In den sieben Baumwollstaaten gibt es rund 34.000 Plantagen. Das Pachtwesen hat auf den Plantagen in den letzten 25 Jahren auf Grund der Besitz-Konzentration enorm zugenommen, speziell in Bezug auf die Zahl der weissen Pächter. Da sehr viel Arbeitshände während der Ernten benötigt werden, ist das Plantagensystem an kinderreichen Familien interessiert. Die Geburtsrate war im Süden grösser als in irgendeinem anderen Teile Amerikas, speziell unter den Negern. Die Überbevölkerung wurde zu einem brennenden Problem, als der übliche Abfluss in die industriellen Staaten unmöglich wurde. Die Situation der Pächter (tenants — sharecroppers) ist nicht besser, wenn nicht schlechter als die der Lohnarbeiter. Sie sind nicht nur völlig von den Bedingungen des Baumwollmarktes abhängig, sondern sind auch der Willkür der durch die feudalistisch verbliebenen sozialen Verhältnisse absoluten Autorität der Plantagenbesitzer ausgesetzt.

Teile des Buches beschäftigen sich mit Organisation und Verwaltung der Plantagen, der Bewegung der Baumwollproduktion und der Marktverhältnisse. Von ganz besonderem Interesse ist wohl die Darstellung des im Süden herrschenden Vorschuss- und Kreditsystems als einer der Formen, worin sich die Ausbeutung der arbeitenden Bevölkerung vollzieht und in der sich der Klassenkampf abspielt.

Der Rest des Buches dient der Darstellung der aktuellen Hilfsmassnahmen auf dem Wege der Bargeldhilfe, Arbeitshilfe und der Gewährung von Darlehen zu Rehabilitierungszwecken. Interessant ist zuletzt noch die Feststellung, dass die Bedeutung des Rassenproblems im Süden sich vermindert, das Klassenproblem an Bedeutung gewinnt.

Die Studie Part-Time Farming in the Southeast (über die in Amerika weitverbreitete Doppelbeschäftigung von Arbeitern in Industrie und Landwirtschaft) beginnt mit der Feststellung, dass diese Praxis die ganze industrielle Entwicklung begleitete und heute in industriell zurückgebliebenen Teilen des Landes noch weit verbreitet ist. Der Südosten Amerikas wurde zur Untersuchung ausgewählt, weil hier die Doppelbeschäftigung am stärksten auftritt. Ein Drittel aller amerikanischen Farmer sucht für längere oder kürzere Zeit Beschäftigung in industriellen Nebenberufen. Die Studie hat sich zur Aufgabe gesetzt, die verschiedenen Typen der Doppelbeschäftigung festzustellen ; deren gute und schlechte Seiten zu werten ; die Begrenzungen und Möglichkeiten dieser Arbeits- und Lebensform im Lichte der sie empfehlenden und der sich gegen sie wendenden Propaganda zu ermitteln. Die Beschäftigung von Farmern in den ihnen erreichbaren Industrien führt zu einer feindlichen Einstellung der rein industriellen Arbeiter gegen die ihre Löhne und Arbeitsmöglichkeiten vermindernde Schicht. Der grosse Teil der doppelbeschäftigten Farmer ist jedoch an diese Praxis gebunden, da ihre Landbesitzungen zu klein sind, um zum Lebensunterhalt auszureichen. Die Zukunft der Doppelbeschäftigung hängt ausschliesslich von den Vorgängen in der Industrie ab. Als Linderungsmittel für das Arbeitslosenelend kann sie keine Geltung haben. Wie alle anderen Monographien der Serie ist auch diese reichlich mit statistischem und anderem Material über bestimmte

Industrien, Farmverhältnisse und Lebenshaltungen der Arbeiter und Bauern versehen. Paul Mattick (Chicago).

Kotschnig, Walter M., *Unemployment in the Learned Professions; an international study of occupational and educational planning. Oxford University Press. London u. New York* 1937. *(*347 *S.;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 3.50*)*

Zu Kotschnigs materialreichem Buch über die Überfüllung der Universitäten und die Arbeitslosigkeit in den akademischen Berufen hat eine Reihe von Wissenschaftlern verschiedener Organisationen und Universitäten in den verschiedensten Ländern beigetragen.

Die Arbeit zerfällt in vier Teile. Der erste Teil beschäftigt sich mit dem enormen Studentenzuwachs und dessen Ursachen. Das 20. Jahrhundert ist nach K. das der Bildung, die mit der industriellen Entfaltung zusammenhängt. Die Mittelklasse stellt die Majorität der Studierenden. Die Zunahme der Universitäten ist nur ein Reflex des wachsenden gesellschaftlichen Reichtums. Allerdings ist der Andrang zu den Universitäten mit der Senkung des akademischen Niveaus verbunden ; der Diplom-Fetischismus und die Universitäten als Unternehmen entwerten das Studium. Ist die progressive Entfaltung des heutigen Wirtschaftssystems auch verantwortlich für die Ausdehnung des Universitätsbetriebs, so bringen die Wirtschaftskrisen zuerst nicht ein Nachlassen des Bestrebens nach Universitätsbildung mit sich, sondern verstärken dies eher, als Ausdruck der verschärften Konkurrenz um die besseren Arbeitsplätze. Die Not gebiert den „Student aus Not". Erst lang andauernde Krisenperioden reduzieren wieder die Zahl der Studierenden. Die heutige ökonomische Stagnation ist verantwortlich für die Überfüllung der Universitäten und die Arbeitslosigkeit unter den akademischen Berufen. Einzelne Versuche, im nationalen und internationalen Rahmen Änderungen und Hilfe zu schaffen, werden in ihrer Unzulänglichkeit dargestellt.

Der zweite Teil gibt eine Reihe von Länderberichten über das Elend der akademischen Berufe. Die Radikalisierung der Intellektuellen in faschistischer oder kommunistischer Richtung führt K. direkt auf diese besondere Not zurück. — Die beiden restlichen Teile enthalten u.a. Vorschläge zu einer besseren Bildungs- und Berufsplanung. Alle diese Vorschläge fallen unter Begriffe wie : Studentenhilfe, Organisierung und Ausbau des akademischen Arbeitsmarktes, Berufsberatung, öffentliche Arbeiten usw. Eine Art Konjunkturforschung für die Chancen in den verschiedenen akademischen Berufen wird vorgeschlagen ; allerdings werden auch die damit verbundenen Schwierigkeiten gesehen und diskutiert.

Paul W. Emery (Chicago).

Kautsky, Benedikt, *Die Haushaltsstatistik der Wiener Arbeiterkammer* 1925-1934. *In : International Review for Social History, supplement II. E. J. Brill. Leiden* 1937.

Das Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam hat diese Untersuchung

der Wiener Arbeiterkammer über Haushaltrechnungen von Wiener Arbeiter- und Angestelltenfamilien herausgegeben. Da es sich um eine ständige und systematische Statistik während eines ganzen Jahrzehntes handelt, gewähren die hier verarbeiteten Angaben einen tiefen Einblick in die Lebenshaltung von Arbeitnehmern und besonders in die Krisenwirkungen. Obwohl die Arbeiterkammer längst dem Regime angepasst wurde, verbergen die Ziffern keineswegs die Wirkungen der politischen Entwicklung seit 1933, vor allem auf den Abbau der Arbeitslosenunterstützungen und die Erhöhung des Mietaufwandes, zumal in den Gemeindewohnungen. Der Rückgang des Lohneinkommens in der Krise, die Verdrängung der qualifizierten Arbeitskräfte durch Jugendliche und Frauen werden an Hand typischer Einzelschicksale besonders klar.

Erschütternd ist die Verschlechterung der Ernährung mit zunehmendem Krisendruck; wir erfahren ziffernmässig an Hand der einzelnen Familienbeschreibungen, wie Fleisch, Fett, Milch durch Schwarzbrot, Kartoffeln, Reis, Hülsenfrüchte, Knochen ersetzt werden, wie die Zahl der Kalorien mit der Krisenverschärfung sinkt, wie die Wohnungsverhältnisse durch das Überhandnehmen der Untervermietungen immer ärger werden.

Diese Untersuchung, die in gewisser Hinsicht die bekannte Schrift über „Die Arbeitslosen von Marienthal" ergänzt, bringt zunächst einen einführenden Textteil von 25 Seiten, sodann Übersichtsstatistiken über die erfassten 135 Haushalte, schliesslich Beschreibungen und Einzelstatistiken der verschiedenen Familien. Das Material schliesst mit Ende 1934 ab und enthält daher noch gar nicht die Wirkungen des tiefgehenden Lohn- und Unterstützungsabbaus in den letzten drei Jahren; zweifellos wurden auch gewisse politische Rücksichten genommen. Immerhin liegt hier ein interessantes Stück deskriptiver Sozialforschung vor.

Albert Lauterbach (London).

Spezielle Soziologie.

Brauweiler, Heinz, *Sozialverwaltung. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1936. *(*155 *S.; RM.* 3.80*)*

Hueck, Alfred, Carl Nipperdey und **Rolf Dietz,** *Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit. C. H. Beck. München und Berlin* 1937. *(XVI u.* 730 *S.; RM.* 15.—*)*

Burckhardt, Erich, *u. a., Zehn Jahre Arbeitsgericht. Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig* 1937. *(*107 *S.; RM.* 3.50*)*

Dietz, Rolf, *Ehrengerichtsordnung der gewerblichen Wirtschaft. C. H. Beck. München und Berlin* 1937. *(*86 *S.; RM.* 2.40*)*

Das Arbeitsrecht der Weimarer Demokratie war die Verkörperung der pluralistischen Prinzipien, auf denen die Weimarer Verfassung beruhte. Die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit sollten grundsätzlich nicht von Staats wegen, sondern durch freie Vereinbarungen der Klassenorganisationen hergestellt werden; nur dann, wenn eine gütliche Verständigung nicht möglich schien, sollte der Staat als neutraler Dritter eingreifen. Der Schwerpunkt dieses Arbeitsrechts lag demnach in der Stellung der Gewerk-

schaften zum Staat, zum Betrieb und zum einzelnen Arbeitnehmer. Die Betriebsverfassung war der Gewerkschaftsverfassung untergeordnet und damit der Vorrang des Tarifvertrages vor der Betriebsvereinbarung, d.h. den Abkommen zwischen dem Betriebsrat und dem Arbeitgeber, eindeutig festgelegt. Der Nationalsozialismus hat die Gewerkschaften zerschlagen und der „Deutschen Arbeitsfront" lediglich kulturelle, charitative und politische Erziehungsaufgaben übertragen. Das nationalsozialistische Arbeitsrecht findet also nur den Staat, den einzelnen Arbeitnehmer, den Unternehmer und die Einheiten des Unternehmens (die technische Einheit, den Betrieb, und die ökonomische Einheit : die Unternehmung) vor.

Das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit vom 20. Januar 1934 erhebt den Anspruch, den Volksgemeinschaftsgedanken, der die Klassenspaltung überwinden soll, zu verkörpern und dem Arbeiter einen gleichberechtigten Platz neben dem Unternehmer in der neuen Gemeinschaft zu sichern. Mit diesen dem Gesetz zu Grunde liegenden Prinzipien befasst sich der erste Teil des recht dürftigen Buches von Brauweiler, der in oberflächlicher Weise eine sogenannte theoretische und historische Einführung gibt, um sodann die Grundsätze der Sozialverwaltung des nationalsozialistischen Staates darzustellen. Er sieht diese Grundsätze in der Herstellung einer totalen Ordnung, in der Zerschlagung der feindlichen Mächte und in dem Aufbau neuer Institutionen : der Arbeitsverwaltung, der Sozialversicherung, der Fürsorgeverwaltung und der Siedlung.

Um so mehr dagegen finden wir in dem grossen Kommentar zum „Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit". Von den drei Autoren waren bereits zwei, Hueck und Nipperdey, führende Interpretatoren des sogenannten kollektiven Arbeitsrechtes der Demokratie. Sie haben nun den Standard-Kommentar des nationalsozialistischen Arbeitsgesetzes geschrieben. Ein rein juristischer Kommentar verrät im allgemeinen nur wenig über das Ziel und das Funktionieren von Gesetzen. Dennoch gewährt dieser sehr trockene Kommentar wegen seiner Ausführlichkeit, seiner Klarheit und wegen der Berücksichtigung nahezu aller Entscheidungen einen tiefen Einblick in die Mechanik des Arbeitsrechtes einer monopolistischen und staatskapitalistischen Gesellschaft. Den Kern des Gesetzes bilden fünf Abschnitte, die sich mit dem „Führer des Betriebes und dem Vertrauensrat", den „Treuhändern der Arbeit", der „Betriebsordnung und der Tarifordnung", der „sozialen Ehrengerichtsbarkeit" und dem „Kündigungsschutz" befassen.

Der Abschnitt über Führer des Betriebes und Vertrauensrat ist ausserordentlich lehrreich. Denn obwohl der Verf. (Dietz) zu den Theoretikern gehört, die die Stellung des Betriebsführers gegenüber dem Unternehmer am stärksten ausbauen, muss auch er zum Ergebnis kommen, dass die Entscheidung über das Schicksal des Betriebes selbst, vor allem über seine Erweiterung, Einschränkung oder Schliessung, dem Unternehmer auch dann verbleibt, wenn dieser noch nicht oder nicht mehr Führer des Betriebes ist. Denn der Unternehmer ist ja stets „potentieller" Führer. Der politische Führergedanke, übertragen in die Sphäre des Arbeitsrechtes, bedeutet demnach nichts weiter als die Stabilisierung der Herrschaftsgewalt des Unternehmers über die Belegschaft.

Die Existenz der aus dem Eigentum an Produktionsmitteln fliessenden Gewalt, die das Arbeitsrecht der Weimarer Demokratie gesehen und zu beschränken versucht hat, wird nun im Gesetz und in der Erläuterungsliteratur überhaupt geleugnet. Von Bedeutung ist hier besonders der in dem Sammelbuch „Zehn Jahre Arbeitsgericht" veröffentlichte Beitrag von Wolfgang Siebert über „Arbeitsverhältnis und Betriebszugehörigkeit". S.s These lautet, dass anstelle der „Abhängigkeit in dem früheren Sinn die Rechtsstellung des Gefolgsmannes in einer geführten Arbeitsgemeinschaft" getreten ist. Aus dieser Betriebsgemeinschaft werden eine Reihe von Folgerungen gezogen, die die rechtliche Position des Arbeitnehmers über die positiven Gesetze hinaus wesentlich verschlechtern. Die wichtigste Verpflichtung, die aus diesem Gemeinschaftsverhältnis folgen soll, ist die Treuepflicht. Sie führt nach der Meinung von Dietz dazu, die bestehenden Konkurrenzklauseln so zu erweitern, dass jeder Arbeitnehmer auch nach Ablauf des Arbeitsverhältnisses bestimmte Treueverpflichtungen zu erfüllen hat. Die Herrschaft des Arbeitgebers endet demnach nicht mehr mit der Beendigung des Arbeitsverhältnisses. Noch klarer wird der Grundgedanke des Gesetzes in den Bestimmungen über den Vertrauensrat. Der „Vertrauensrat ist Führerrat". Aber er hat keine selbständigen Funktionen, keine Entscheidungsmacht.

Der Abschnitt „Treuhänder der Arbeit" im Kommentar (bearbeitet von Hueck) demonstriert das zweite Prinzip des Arbeitsrechts der monopolistischen Gesellschaft, den Gedanken der Totalität des Staates. Obwohl nach der Ideologie des Nationalsozialismus der Staat im Verhältnis zur Bewegung (der Partei) eine nur untergeordnete Rolle spielen soll, ist seine Stellung in der Praxis überaus gross. Die Treuhänder der Arbeit zeigen deshalb auch „die überragende Stellung des heutigen Staates". Immerhin versucht der Verf. durch seine Behauptung, dass auch die Verwaltungsakte der Treuhänder unter bestimmten Bedingungen von den Gerichten auf ihre Gesetzmässigkeit hin nachgeprüft werden können, letzte rechtsstaatliche Sicherungen einzuführen.

In dem Abschnitt „Betriebsordnung und Tarifordnung" wird ein weiteres Prinzip des nationalsozialistischen Arbeitsrechtes klar : die Atomisierung der Arbeiterschaft. Im Gegensatz zum Arbeitsrecht der Weimarer Demokratie ist die Ordnung des Arbeitsmarktes ausschliesslich Sache des Staates (der Treuhänder). Aber die Marktregelung durch Tarifordnung soll nur Ausnahme sein, da das Gesetz der betrieblichen Regelung den Vorrang einräumt. Da nun der Betrieb nur die technische Einheit eines Unternehmens ist und dieses häufig aus zahlreichen Einheiten besteht, so finden wir nicht nur keine Marktregelung, sondern sogar eine Zersplitterung der Arbeitsbedingungen innerhalb eines Unternehmens, ohne dass die Belegschaften der verschiedenen Betriebe sich über diese Unterschiede verständigen könnten. Der Primat der betrieblichen Regelung isoliert und gewährt die Möglichkeit einer differenzierten Behandlung.

Soweit Tarifordnungen vom Treuhänder der Arbeit erlassen sind oder bestehende Tarifverträge weiter gelten, zeigt eine Analyse der mitgeteilten Entscheidungen, dass sämtliche Streitfragen, die während der Weimarer Demokratie teils zu Gunsten der Arbeiter entschieden, teils unentschieden

geblieben waren, heute durchweg zu ihren Ungunsten entschieden werden. Bei der Konkurrenz von mehreren Tarifordnungen gilt nicht mehr der Vorrang günstigerer Bedingungen. Während früher auch nach Ablauf eines Tarifvertrages seine Bestimmungen im individuellen Arbeitsverhältnis nachwirkten, wird diese Nachwirkung jetzt verneint, so dass mit dem Ablauf der Tarifordnung der Arbeitgeber vollkommene Freiheit hat, die Arbeitsbedingungen nach seinem Belieben zu regeln. Obwohl die heutige Lehre einen Verzicht auf den Tariflohn während der Dauer des Arbeitsverhältnisses nicht mehr zulässt, hält sie ihn auch in stillschweigender Form dennoch nach Ablauf des Vertrages für gültig und macht den an sich progressiven Gedanken der Unmöglichkeit des Verzichtes dadurch unwirksam, dass auf dem Umweg über die Generalklausel von Treu und Glauben eine Verwirkung des Tariflohnanspruches für möglich gehalten wird.

Der Gemeinschaftsgedanke soll sich in dem neuen Institut der sozialen Ehrengerichtsbarkeit zeigen, die „ein neues Ethos der Arbeit" realisieren soll. In der Ehrengerichtsbarkeit werden Verstösse des Unternehmers gegenüber der Belegschaft einerseits und der Belegschaft gegenüber der Volks- und Betriebsgemeinschaft andererseits disziplinarisch geahndet. Der sozialen Ehrengerichtsbarkeit entspricht innerhalb des Wirtschaftsrechts die wirtschaftliche Ehrengerichtsbarkeit, die sich mit den Pflichten des Unternehmers gegenüber der Volksgemeinschaft befasst. Die Ehrengerichtsordnung der gewerblichen Wirtschaft vom 20. Januar 1937 wird kurz und klar in dem kleinen Büchlein von Dietz kommentiert. Sie ergibt, dass die schwerste Disziplinarstrafe „in der Aberkennung der Fähigkeit, in der Organisation der gewerblichen Wirtschaft und des gewerblichen Verkehrs ein Amt zu bekleiden", besteht; ihre Bedeutung kann deshalb nicht sehr gross sein. Anders steht es mit der sozialen Ehrengerichtsbarkeit, die im Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit niedergelegt ist. Sie ist eine Waffe gegen die Arbeiterschaft und gegen kleine und mittlere Unternehmer. Die Ausführungen von D. zeigen folgendes : Die strafbaren Tatbestände, die für Handlungen des Unternehmers vorgesehen werden, sind fast sämtlich solche, die bereits im Strafgesetzbuch oder in zahlreichen strafrechtlichen Nebengesetzen enthalten sind. Sie bringen deshalb grundsätzlich nichts Neues. Das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit fügt eine disziplinarische Ahndung hinzu, die, wenn wir uns auf Berichte verlassen können, häufig den Platz der strafgerichtlichen Verurteilung einnimmt. Die im Kommentar mitgeteilten Beispiele lassen erkennen, dass in überwältigendem Masse kleine und mittlere Unternehmer zur Rechenschaft gezogen worden sind. Die strafbaren Tatbestände gegen die Arbeiterschaft dagegen sind sämtlich neue Schöpfungen des Nationalsozialismus. Die Verschiedenheit der Behandlung zeigt sich aber nicht nur in den Tatbeständen selbst, sondern auch in den Strafen. Denn während die schärfste Strafe, die den Unternehmer oder den Führer des Betriebes treffen kann, der Verlust der Führereigenschaft ist, die die Unternehmereigenschaft niemals berührt, ist die härteste Strafe gegen den Arbeiter Verlust des Arbeitsplatzes und kann unter Umständen seinen wirtschaftlichen Tod bedeuten.

Franz Neumann (New York).

Bonnard, Roger, *Le Droit et l'État dans la doctrine Nationale-Socialiste. Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris* 1936. *(179 S.; fr. fr.* 20.—*)*

Die vorliegende Arbeit unternimmt den Versuch, den französischen Leser mit den Grundlagen der nationalsozialistischen Staatstheorie bekannt zu machen. Der Verf. legt Wert darauf festzustellen, dass die nationalsozialistische Theorie im Gegensatz zur italienischen kaum Elemente der liberalen Staatslehre übernommen habe, sondern ein völlig neuartiges Begriffsgebäude errichte. Dabei hat der Verf. anscheinend übersehen, dass sich ein Teil der beamteten deutschen Staatsrechtslehrer gegenüber dieser Aufbauarbeit völlig passiv verhält, während ein anderer Teil dem dritten Reich gegenüber etwa die Stellung einnimmt, die der konstitutionelle Liberalismus der Hohenzollernmonarchie gegenüber bezog. Die politische Unterstützung des Nationalsozialismus durch die Staatsrechtstheorie geht Hand in Hand mit ihrem Bemühen um einen Ausbau der rechtlichen Kontrolle. Meinungsverschiedenheiten, die der Verf. im vorliegenden Buch oft als Aufbauschwierigkeiten der neuen Theorie zu begreifen sucht, stellen in Wirklichkeit nur den Ausdruck verschiedener politischer Kampfpositionen dar.

Die offiziellen staatstheoretischen und verfassungsrechtlichen Auffassungen werden vom Verf. jedoch klar dargestellt. Sein erstes Kapitel widmet er vornehmlich der nationalsozialistischen Rassentheorie, deren Bedeutung er praktisch allein im Ausschluss der Juden von der Volksgemeinschaft erblickt. Es folgt die Behandlung der Volksgemeinschaft, der Führung und des Kompetenzbereichs des Führers, der Aufbauprinzipien der nationalsozialistischen Partei, der Ablehnung der juristischen Staatspersönlichkeit, des Verhältnisses von Staat und Recht, des Verwaltungsrechts und der subjektiven öffentlichen Rechte.

In seinem Schlusswort sucht der Verf. Vergleichspunkte zwischen der nationalsozialistischen und anderen in Europa geläufigen Theorien zu finden. Er findet diese Annäherung besonders in der Abwertung der Staatskonzeption. Die von ihm gezogene Parallele ist jedoch missverständlich; denn der Zweck der nationalsozialistischen Staatstheorie, die Verantwortlichkeit der Staats- und Parteiorgane auszuschalten, hat mit den tragenden Elementen der Duguitschule und des Pluralismus nichts gemein. Ob der Nationalsozialismus und seine Staatstheorie nur ein Endstadium im Entwicklungsprozess von der „représentation mandat" zur „représentation confiance" darstellt — eine Entwicklung, die der Verf. unter aktiver Beteiligung der Linksgruppen überall im Weg sieht, ist ebenfalls zu bezweifeln. Der Verf. verallgemeinert hier bestimmte politisch-psychologische Reaktionen gewisser Klassen und Gruppen in Krisenperioden.

Der Verf. weist selbst darauf hin, dass die nationalsozialistische Staatstheorie nicht aus dem Kopfe eines grossen Denkers hervorgegangen ist, sondern in der Adaption der Staatstheorie an die praktischen Bedürfnisse der nationalsozialistischen Politik besteht. Bei diesem Sachverhalt ist es fraglich, ob die vom Verf. gewählte, rein analytische Darstellungsweise die angemessenste ist. Otto Kirchheimer (New York).

Huber, Ernst Rudolf, *Verfassung. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1937. *(*338 *S.; RM.* 6.50, *geb. RM.* 7.50*)*

Das Buch beginnt mit einer kurzen Darstellung der Weimarer Verfassung und der nationalsozialistischen Machtergreifung. Es folgt die Schilderung der wesentlichsten Institutionen des Dritten Reiches. In 8 Kapiteln wird vom Führer, der Bewegung, Reich und Ländern, der Rechtsstellung der Volksgenossen, dem öffentlichen Dienst, der Selbstverwaltung der Stände und von Staat und Kirche gehandelt.

Nach der Meinung des Verf. ist es Aufgabe des Juristen, „wirkliche Verfassungslage" unter Aufhebung der Scheidung von Norm und Existenz darzustellen. Statt der juristischen Analyse von Institutionen und der Untersuchung ihrer sozialen Struktur und ihres tatsächlichen Funktionierens werden als wünschens- bezw. verdammenswert angesehene Ideologien in negative oder positive Beziehung zu den Emanationen der staatlichen Aktivität gesetzt. Das Ergebnis dieser beliebig variablen Verbindung heisst dann „wirkliche Verfassungslage". Nach einigen knappen Bemerkungen zur deutschen Verfassungsgeschichte, die niemand als Quelle benutzen wird, wendet sich Huber der Interpretation der Begriffe Volk, Führer und Bewegung zu. Auf dem schwarz in schwarz gemalten Hintergrund der Weimarer Verfassung wird die schwierige wie brüchige Konstruktion einer nicht nur, wie der Verf. will, von allem Apparathaften befreiten, sondern auch von jeglichem sozialen Substrat entleerten Volksgemeinschaft errichtet, die auf ihren Willensträger, den Führer, nicht den geringsten Einfluss hat. Es ist deshalb kein Wunder, dass es dem Verf. recht schwer fällt, eine exakte Umschreibung des Verhältnisses zwischen Führer und Volksgemeinschaft zu liefern. Anstatt der juristischen Terminologie von Vertretung und Organ, die freilich den Nachteil hat, dass daran eine Verantwortlichkeit geknüpft werden kann, erscheinen so vage Ausdrücke wie „Träger des Volksgemeinschaftswillens". Die Tendenz, jegliche fassbare Verantwortung des Führers zu vermeiden, treibt den Verf. zu der juristisch und politisch gleich grotesken Folgerung, dass selbst ein abgelehntes, vom Führer veranlasstes Volksbegehren keinerlei bindende Wirkungen auf dessen Entschliessungen haben muss. Bei dem Bemühen, jegliche juristische Verantwortung der politischen Gewalten zu eliminieren, ist der Verf. bei seiner Darstellung der verschiedenen staatlichen Aktivitätsformen, die alle formell im Führer ihren Zurechnungspunkt finden, jeder Erörterung des Verhältnisses der verschiedenen Staatsfunktionen untereinander und der bezeichnenden Verschiebungen, die sie in den letzten Jahrzehnten durchgemacht haben, ausgewichen.

Am deutlichsten zeigt sich die Unzulänglichkeit der vom Verf. gewählten Darstellungsweise bei der Erörterung der Fragen, die heute in Deutschland im Mittelpunkt juristischer Diskussionen stehen. Da er z. B. klare Abgrenzungen zwischen Staatsbeamten und Parteibeamten, beides staatliche Hoheitsträger, nicht zu ziehen vermag, kann er auch nicht die Frage der Haftung der letzteren befriedigend beantworten, und seine Bemühungen darum landen wieder in dem Bemühen, jede mögliche Zur-Verantwortung-Ziehung politischer Willensträger ängstlich abzubiegen.

Otto Kirchheimer (Paris).

Studies in the Social Aspects of the Depression. Prepared under the Direction of the Committee on Studies in Social Aspects of the Depression. Social Science Research Council. New York 1937. *(13 Bde.)*

Unter der Administration des Präsidenten Hoover wurde eine Reihe von Untersuchungen durchgeführt, die seitdem unter dem Titel „Recent Social Trends in the United States“ zu einem Standardwerk amerikanischer Sozialforschung geworden ist. Die Arbeiten wurden 1930 veröffentlicht, gerade in dem Augenblick, als die Krise scharfe Richtungsveränderungen in allen Entwicklungstendenzen erzwang. Als in dem Jahre 1936 die Krise als behoben galt, kam deshalb der Gedanke auf, eine Art Fortsetzung der alten „Social Trends“ für die Krisenjahre zu schaffen. Die ausserordentlich hohen Beträge, die für ein solches Unternehmen notwendig gewesen wären, konnten nicht aufgebracht werden. Als eine Art Ersatz entstand die Serie der dreizehn nun hier vorliegenden Monographien. Da mit den vorhandenen Mitteln es nicht möglich war, neue Untersuchungen zu machen, beschränken sich die Monographien im wesentlichen auf die Zusammenstellung vorhandenen Materials und auf die Herausarbeitung von Hypothesen und Vorschlägen für spätere Untersuchungen. Dadurch hat diese Serie einen strafferen theoretischen Hintergrund, als wenn die Autoren — wie üblich — sich in eine Menge statistischer Details hätten verlieren können. Es ist zu hoffen, dass spätere Untersuchungen das Verfahren befolgen werden, das S. Stouffer, der Direktor der Untersuchungsprojekte, in allen dreizehn Monographien durchgehalten hat : nämlich an die Spitze der Arbeit alle theoretischen Überlegungen zu stellen, dann zu sehen, welche der aufgeworfenen Fragen mit Hilfe vorhandenen Materials beantwortet werden können, und schliesslich Methoden vorzuschlagen, wie zusätzliche Informationen zu gewinnen wären. Es ist natürlich unmöglich, den Inhalt der dreizehn Monographien auch nur andeutungsweise wiederzugeben, es soll aber darauf hingewiesen werden, dass gerade durch den oben erwähnten Aufbau dieser Inhalt über das Gebiet der Krisenwirkung hinaus von Bedeutung ist. Wer immer in den nächsten Jahren an einem Problem arbeiten wird, das in den Monographien berührt ist, kann dort die beste Zusammenstellung von Methoden finden ; die dreizehn Arbeiten zusammen sind im Augenblick wahrscheinlich das beste vorhandene Methoden-Handbuch der empirischen Sozialforschung. Die Zustimmung kann nicht so vorbehaltlos sein, was die Frage der Krisenwirkung selbst betrifft. Von vorneherein hat der Social Science Research Council die Aufgabe so gestellt, dass die politischen und ökonomischen Wirkungen ausgeschlossen blieben. Dann aber wurde weiter eine Teilung der Probleme in die traditionellen Gebiete der amerikanischen Soziologie vorgenommen, wie sie etwa den Kapiteln eines Lehrbuchs entsprechen : Familie, Religion, Freizeit usw. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass die Krise sich nicht nur in groben materiellen Veränderungen auf diesen verschiedenen Gebieten ausgewirkt hat, sondern eher in feineren Veränderungen der Gesamteinstellung der Menschen, die sich wahrscheinlich nur nachweisen liessen, wenn man ihren Äusserungen sorgfältig auf den verschiedensten Gebieten nachgegangen wäre. Ob zum Beispiel die Depression eine Abkehr vom Glauben zu einem

„gesunden Individualismus" gebracht, ob sie das kulturelle Interesse der amerikanischen Massen erhöht hat, und viele ähnliche Fragen bleiben in dieser Serie unbeantwortet, weil sie in keine der Abteilungen hineinpassen ; nur eine völlig andere Einteilung der Arbeitsgebiete nach Gesichtspunkten, die aus einer Theorie der Krise hätten kommen müssen, würde hier geholfen haben. Man kann die Stellungnahme zu der bedeutsamen Publikation vielleicht am besten so zusammenfassen : es ist Stouffers Verdienst, dass er innerhalb der einzelnen Monographien der Theorie ihre führende Stellung gegenüber der Materialsammlung mehr eingeräumt hat als irgendein Untersuchungsdirektor vor ihm ; es ist sein Versäumnis, dass er bei der Verteilung der verschiedenen Problemgebiete der gewohnten Bahn gefolgt ist und dadurch eine Reihe der entscheidendsten Fragen der Krisenwirkung ununtersucht, ja vielleicht sogar unbemerkt gelassen hat.

Paul F. Lazarsfeld (Newark, N. J.).

Ziegler, H. O., *Die berufliche und soziale Gliederung der Bevölkerung in der Tschechoslowakei. Rudolf M. Rohrer. Brno-Praha-Leipzig-Wien* 1936. *(*239 *p.;* *Kč.* 140.—*)*

Cette étude est une contribution intéressante à la question des possibilités d'amélioration de la classification professionnelle de la population en général et en Tchécoslovaquie en particulier.

L'auteur passe d'abord en revue l'évolution de la classification industrielle dans l'ancienne Autriche-Hongrie et aboutit à la conclusion que la classification actuelle n'est qu'une classification historique ne reflétant plus, dans une grande mesure, l'évolution réelle, tant la composition de certaines branches d'activité est hétérogène. Pour cette raison, il suggère une classification répondant mieux à la réalité et cela d'après les groupements sociaux vivant, dans une grande mesure, d'une façon semblable.

Afin de pouvoir délimiter les différents groupements, l'auteur analyse et décompose les différentes branches d'activité dans la mesure des données disponibles en utilisant, à cet effet, le dernier recensement de la population et en le combinant avec le premier recensement industriel tchécoslovaque du 27 mai 1930. Cette analyse lui permet un grand nombre de constatations intéressantes concernant l'évolution de la structure de la population.

En conclusion, l'auteur démontre que la Bohême (qui est particulièrement étudiée) a un équilibre économique, agricole et industriel beaucoup plus marqué que nous le montre la classification actuelle et se rapproche, de par sa structure, beaucoup de la France. Du fait de la classification actuelle, les chiffres de la population agricole tendent à être inférieurs à la réalité et ceux de la population industrielle à être supérieurs à la réalité.

Ivo Sasek (Genève).

Smirnov, A. A., *Shakespeare, a Marxist Interpretation, translated from the Russian by Sonia Volochova. The Critics' Group. New York* 1936. *(*93 *pp.;* $ 0.35*)*

Draper, John W., *Political Theories in Shakespeare's Later Plays. The Journal of English and Germanic Philology, XXXV,* 1. *(Jan.* 1936*)*

Russell, Phillips, *The Glittering Century. Charles Scribner's Sons. New York and London* 1936. *(326 pp.; $ 3.50, 12 s. 6 d.)*
Jackson, T. A., *Charles Dickens, the Progress of a Radical. Lawrence and Wishart. London* 1937. *(303 pp.; 6 s.)*

Smirnov's thesis that Shakespeare was „the humanist ideologist of the bourgeoisie" is carried out by brief analyses of most of the plays to show the dramatist's intentional portrayal of the conflict between the effete reactionary feudality and the middle class which was acquiring both wealth and cultural standing. After a concise economic and sociological survey of class alignments in Renaissance England, S. divides Shakespeare's production into three periods, indicating his sensitive response to social developments from 1590 to 1611. The first, until around 1601, the period of the nationalistic histories and the gay comedies, represents an optimistic affirmation, an acceptance of the coalescence and cooperation of monarchy, gentry, upper middle class, and even a part of the old landed nobility. Absolutism is favored as a guarantee of enterprise and stability, and the emancipated individual carves his career unhampered. The second period, until 1609, sees monopoly outworn, the bourgeoisie pressing further, and a section of it, the Puritans, becoming obnoxious in niggardly anti-humanism. The great tragedies are a deeper expression of heroic, self-imposed, uncoded standards. The third period, until the great silence, reflects the stage's tendency to dilettantism and the aristocratic spectacles of Fletcher, despite the humanist swan song of The Tempest.

It is no dispraise to term some of the analyses, as of Anthony, suggestive allegory. In others S. establishes Shakespeare's cognizance of class conflicts, and even his studied depiction of them, as in the excellent treatments of The Merchant of Venice and Coriolanus. The unqualified predication of which side the objective Shakespeare, who did not use „the language of Aesop", supported, however probable the inference, shows some disregard of scholarly caution. S.'s enlightening contribution is only marred by the clairvoyance of statements like „around 1609 Shakespeare passed through a crisis, brought on by disappointment with the social reality of his time, a crisis which undoubtedly marred his creative genius."

Draper stands midway between Smirnov's position, that Shakespeare reflected sweeping mass movements, and its extreme opposite, that each play represents only a solution of an artistic problem. He traces the growth of interest in political theory about the turn of the century, fostered by James's learned apologetics for monarchy. A dramatist could not write about the fall of princes without implying the principles by which a government prospers, he points out. Thus in Macbeth and Hamlet the crime of regicide looms larger than mere murder. The dangers of usurpation, a break in succession, and conflict of authority are clearly pointed by popular writers of the time, in accordance with their monarch's pronouncements.

Dedicated to the proposition that the main current of the eighteenth century was the coming to power of the moneyed commercial class, Russell's book illustrates its well-accepted thesis by the sampling method. Chapter

headings like the „Sun King", „Father of Ideas" (Bayle), „Russian Axman" (Peter). „Reason's Rebel" (Rousseau) indicate its popular aim. R.'s style, admirably suited to a not unworthy purpose, glitters like his conception of the subject. The intense preoccupation with personality may be defended both by reference to the intended audience and to the author's continuous grasp of his central theme, from the mercantilism of Colbert through the implications of the French-English struggle in the New World to the explanation of the cynical conservatism of Gouverneur Morris and Talleyrand.

Dickens' work is divided into three periods, showing a development from optimism, through a realist-romantic excitement followed by defeat and depression, to a relapse into exacerbated pessimism. Jackson's opinion that these periods keep step with the moods of English radicalism disregards the view that authors need not respond immediately to social conditions. Each novel is analyzed to show Dickens' increasing awareness of the rottenness of British lower- and upper-middle class ideology, bound by the „cashnexus". Admitting that Dickens never really saw the way out of his dilemma — possession of a certain faith in the lower class, but without a knowledge of the solution of their plight, as evinced in his distrust of trade unionism, — J. indicates numerous agreements with Marx's analyses. These comprise the selfishness of the self-perpetuating legal system, the hypocrisy of private charity, the viciousness of the factory slave-system, and the toadying of the middle-class to the moribund „superior" nobility. An interesting hypothesis of Dickens' feeling against established religion is put forward. Except for an overstress of Dickens' class consciousness, the thesis merits attention. O. Shaftel (New York).

Knights, L. G., *Drama and Society in the Age of Jonson. Chatto & Windus. London* 1937. *(XII u.* 347 *S.;* 12 *s.* 6 *d.)*

Newman, Bertram, *Jonathan Swift. George Allen & Unwin, London. Houghton Mifflin Company. Boston* 1937. *(*432 *S.;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 3.50*)*

Knights, äusserst zitatenfreudig und quellenbeflissen, nimmt die marxistische Shakespeare-Diskussion der letzten Jahre zum Anlass, die dort unterlaufenen, allzu raschen und ungenauen Erbschaftsansprüche auf ihre literarhistorische Legitimität hin zu prüfen. In einer „prinzipiell" gemeinten, aber eher amüsanten Einleitung „Shakespeare and Profit Inflations" weist K. vulgär-ökonomische Aphorismen des folgenden Typus zurück : „Als sich Shakespeare der englischen Welt vorstellte, waren wir grade in der finanziellen Lage, uns einen Shakespeare leisten zu können" (J. M. Keynes).

K. vermisst an den marxistisch geschulten Literarhistorikern vor allem eine konsequente Befolgung ihres eigensten analytischen Prinzips : ökonomische Fundierung. Um diesen vermeintlichen Mangel zu beheben, schreibt der Verf. rasch entschlossen erst einmal über hundert Seiten ausschliessliche Ökonomiegeschichte vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert. Aber anstatt spezifisch zu sein und dadurch die Methode zu verbessern — was er versprach —, zitiert er im wesentlichen nur aus hundert

mehr oder weniger spezialistischen Textbüchern ersten bis dritten Grades. Seine Korrektur an Vulgärsoziologen ist offenbar selber noch nicht fehlerfrei. Der zweite Teil des Buches ist zunächst ausschliesslich literarhistorisch und stilkritisch angelegt. Diese undialektische Methodentrennung überwindet K. erst in einem der letzten, sehr gut disponierten Kapitel „Jonson and the Anti-acquisitive Attitude". Er kommt dort zu dem Resultat, dass sich Ökonomie und Literatur des frühen 17. Jahrhunderts nicht direkt proportional verhalten, sondern in einem spezifischen Sinne „ungleichzeitig". Der Protest gegen die Gewaltmethoden der ursprünglichen Akkumulation und gegen die Überhandnahme konstanten Kapitals (und Elends) erfolgt noch in den mittelalterlichen Formulierungen des „justum pretium" und in den moralisch verurteilenden Definitionen des „Wuchers". Neben einiger Wirrheit der Begriffe („Jeglicher Handel ist kapitalistisch") finden sich gerade unter den mehr beiläufigen Bemerkungen des Verf. sehr anregende ; so der Hinweis auf den Zusammenbruch des „Haushalts" im alten Sinn, so die Analyse der „Melancholie" des 17. Jahrhunderts (erste grosse Arbeitslosigkeit der Akademiker). Am überzeugendsten ist der Appendix I „Über die Elisabethanische Prosa" gelungen. Ohne grossen begrifflichen Aufwand dringt K. hier direkt an den Kern des heute wieder höchst akuten Problems „Volkstümlichkeit" versus „Verdinglichung" des sprachlichen Ausdrucks durch Übertragung der Begriffe des kapitalistischen Warenmarktes auf die Sphäre der politischen Alltagssprache, des Journalismus.

Die Grösse Jonathan Swifts wurde fast ein Jahrhundert lang dadurch beeinträchtigt, dass Thackeray und Macaulay ihn als Tory-Renegaten, Skeptiker und Menschenhasser karikierten. Die traditionelle Literaturkritik hat noch zwei weitere Missverständnisse hinzugefügt : dass „Gulliver's Reisen" ein Kinderbuch aus der Reihe normaler Abenteuerromane und dass Swift als Schriftsteller geistreich sei (Typus : „Essay über den Besenstiel").

Die neue, ungemein sorgfältig gearbeitete Biographie stellt diese Verkehrtheiten am Bilde Swifts durch blosse Erzählung der Lebens- und Werkdaten richtig. Vielleicht verzichtet Newman allzusehr auf eine allgemeine historische Interpretation und isoliert den merkwürdigen Mann, seine Einzigartigkeit, an der er im Leben krankte, nochmals in seiner Biographie. Doch ist man dankbar, die viel zu wenig bekannten „Drapier's Letters" in einem Kapitel und Rang mit „Gulliver" behandelt zu sehen. Das sind vier erstaunliche Pamphlete gegen den englischen Merkantilismus, geschrieben vom Standpunkt eines irischen Tuchhändlers, etwa im Stil Thomas Müntzers, nur härter und weniger anachronistisch.

Swift, Puritaner in Irland, orthodox gegen die Freidenker, die flachen Rationalisten logisch ad absurdum führend, fast katholisch gegen die Deisten argumentierend, durch den Anblick von Skeptikern vor der prinzipiellen Skepsis bewahrt, Pessimist angesichts des herrschenden Optimismus — kühn und gross wird dieser wandelnde Widerspruch erst als Verteidiger des irischen Mittelstands. Er zwingt sich, die Unterdrückung der Iren durch die Londoner Lords noch mehr zu hassen als das vegetative Elend Irlands selbst. Sein mächtiger Verstand und Instinkt wittert in den Methoden des Merkantilismus bereits die Konsequenzen des Imperialismus. Die

exklusivste und bitterste Satire der englischen Literatur, „Modest proposal for preventing the children of poor people from being a burthen to their parents or country, and for making them beneficial to the public", antizipiert und überbietet 1729 bereits Malthus.

Joachim Schumacher (New York).

Fechter, Werner, *Das Publikum der mittelhochdeutschen Dichtung. Moritz Diesterweg. Frankfurt a. M.* 1935. *(124 S.; RM.* 4.20*)*

Nollau, Alfred, *Das literarische Publikum des jungen Goethe. Hermann Böhlaus Nachf. Weimar* 1935. (128 *S.; RM.* 5.—*)*

Cruse, Amy, *The Victorians and their Books. George Allen & Unwin. London* 1935. *(444 pp.;* 12 *s.* 6 *d.)*

Routh, H. V., *Money, Morals and Manners as Revealed in Modern Literature. Ivor Nicholson & Watson. London* 1935. *(256 pp.; 4 s. 6 d.)*

Fechter erkennt, dass zur vollen Beurteilung und Würdigung des Kunstwerks nicht nur die übliche Literaturbetrachtung „von oben", sondern auch die„ von unten" notwendig gehört. Anhand eines z. T. schwer zugänglichen Materials behandelt er zunächst die Probleme des literarischen Gönner- und Auftraggebertums, der Handschriftenbesteller, -besitzer und -leser und geht dann dazu über, die einzelnen Stände der mittelalterlichen Gesellschaft in Bezug auf die Gattung und den Inhalt ihrer Lektüre zu diskutieren. Die realen Funktionen aber, die die mittelhochdeutsche Literatur innerhalb der feudalen Gesamtgesellschaft erfüllte, werden nicht einmal angedeutet.

In ähnlicher Weise beschäftigt sich die Arbeit Nollaus mit der zeitgenössischen Aufnahme von Goethes Götz und Werther. Die Publikumsforschung, meint N., müsse zunächst vom Autor ausgehen, um erst später zur eigentlichen literar-soziologischen Untersuchung zu kommen. Indem er den „Raum und die Adresse" des Dichters vom allgemeinen Schriftraum unterscheidet, ergibt sich für ihn eine Trennung von literarischer Öffentlichkeit und literarischer Gemeinschaft. Während in der letzteren allein die schöpferischen Kräfte wirksam sind und der Künstler in „einen magischen Bannkreis einbezogen ist, in dem sein Werk sich gestaltet", bleibt die literarische Öffentlichkeit nur ein Äusserliches, durch „Lob und Tadel" Wirkendes. — Bei Behandlung der Kritik und Aufnahme kommt N. zu dem Schluss, dass die zünftigen Götz-Rezensenten die Deutschheit des Stücks nicht einmal ahnten, hingegen die begeisterte Aufnahme durch die Jugend, den gemeinen Mann und den Bürger die besondere Qualifikation dieser Träger des deutschen Geschmacks erwies. — In Anhang sind einige bisher unveröffentlichte Götz- und Werther-Kritiken abgedruckt.

Josef Maier (New York).

Cruse endeavors to find out who bought books during the Victorian period, what kind of books were bought, and what sort of opinions were passed on them. She has discovered that more perhaps is to be learned from the lesser books than from the „great" books and in this way throws a flood of light on the attitudes and habits of the triumphant bourgeoisie who formed the vast bulk of readers at that time. — Routh on the other

hand attempts to portray the reactions of the authors to their readers and to the profound social changes that occurred — increasing industrialism, drabness, smugness and degradation. His book is descriptive rather than analytical and although it gives a good deal of information about „money, morals and manners as revealed in literature“ it does not tell us how money, morals and manners reacted upon each other and influenced the shaping of modern English literature.

J. Rumney (London).

Romein-Verschoor, A. H. M., *Vrouwenspiegel. Een literair-sociologische studie over de nederlandse romanschrijfster. W. de Haan. Utrecht* 1935. *(*177 *S.; Hfl.* 2.50*)*

Die Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen sozialökonomischer Entwicklung und Vorstellungswelt der Schriftsteller stehen in Holland noch in ihren Anfängen. Die Blüteperiode der Literatur in Holland um 1880 ist vielfach von Literaturhistorikern beschrieben worden, meist freilich nur von ästhetischen Gesichtspunkten. Frau R. hat jedoch die schwierige Aufgabe unternommen, an Hand einer tiefgehenden Analyse der wichtigsten von Frauen geschaffenen Romane die Beziehungen zwischen dem damaligen wirtschaftlichen Aufschwung, dem Milieu und der Anschauungsweise gesellschaftlicher Kreise zu zeigen. So hat sie eine Untersuchung vorgelegt, welche durch die angewandte Methode zu einer äusserst fruchtbaren Arbeit geworden ist. Andries Sternheim (Genf).

Pevsner, Nikolaus, *Pioneers of the Modern Movement : From William Morris to Walter Gropius. Faber & Faber. London. Frederick A. Stokes Company. New York* 1937. *(*240 *S.;* 10 *s.* 6 *d.,* $ 3.50*)*

Das Buch ist eine sorgfältige, knappe und gut dokumentierte Übersicht über die Geschichte der modernen Architektur und Werkkunst bis zum Weltkrieg. Pevsner verfolgt die Bewegung, die mit William Morris und seinen Nachfolgern ihren Anfang nahm und darauf gerichtet war, die handwerkliche Tüchtigkeit und die künstlerischen Werte wieder herzustellen, die während der viktorianischen Niedergangsperiode verloren gegangen waren : ihre ästhetische Opposition gegen die Maschine ; die Geschmackswandlungen in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sowohl in der Architektur als auch in der Malerei ; die Entstehung des Jugendstils ; die ausserordentlichen Errungenschaften der Kunst in der Technik des 19. Jahrhunderts ; die neuen Grundbegriffe einer Kunst, die neue Materialien und eine neue Technik verwendet und von den Idealen der Technologie beherrscht ist, und schliesslich das Zusammenfliessen der drei Hauptströme — Morris, Jugendstil und Werkkunst — zum modernen Nachkriegsstil. Äusserst verständnisvoll in der Beurteilung einzelner Leistungen, sind P.s allgemeine historische Charakterisierungen und Theorien manchmal doch recht widerspruchsvoll und unklar. Während er einerseits etwa den Niedergang der Kunst in der mittleren viktorianischen Periode unmittelbar aus den verheerenden Wirkungen des Industrialismus erklärt, führt er andererseits

ihre Wiederbelebung in den neunziger Jahren auf eine dieser Entwicklung entgegenwirkende Geistigkeit zurück. Das führt ihn dann dazu, so grundverschiedene Künstler wie Cézanne, Van Gogh, Munch, Rousseau, Valloton und Seurat zusammenzugruppieren, als wären sie alle von einem gemeinsamen Ziele durchdrungen. Die Echtheit ihrer Formen, ihr geistiger Ernst, ihr religiöses Gefühl, ihre Abstraktheit und Intensität werden der oberflächlichen Sinnlichkeit und Lebensfreude der Impressionisten (Renoir!), die den viktorianischen Materialismus widerspiegeln sollen, entgegengestellt. Ähnlich erklärt P. die Bewegungen des Symbolismus und des Art Nouveau derselben Epoche und der neunziger Jahre auf der einen Seite aus der Versiegung der Quellen des Realismus und Impressionismus in der Literatur und Malerei, auf der andern aus dem immer stärker werdenden Wunsch, Frohsinn, frische Luft und Sonne in die vermuffte viktorianische Welt einzulassen. Aber schliesslich werden sie auch noch als eine „enervierende Atmosphäre" „schwüler Träume" charakterisiert. Van der Velde, einer der Begründer der Neuen Sachlichkeit, erscheint da als ungesunder Ästhet, gleichgültig gegenüber Unzuträglichkeit und Staub. Obwohl P. das Moment einer mittelalterlichen Romantik in William Morris' Kunst erkennt, vernachlässigt er doch beim Jugendstil und dem Symbolismus die reaktionäre Seite und bezeichnet sie als fortschrittlich, weil sie der Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts zugrunde liegen. Er muss zugeben, dass die Vertreter des Jugendstils den Impressionismus als ein durchaus verwandtes Kunststreben geschätzt haben. Aber unter der falschen Vorstellung, dass um 1890 eine völlig neue Welt (oder ein neuer Geist) beginnt, spricht er doch nachdrücklich von ihrem unversöhnlichen Gegensatz. Da er nicht zwischen verschiedenen Phasen und Strömungen des Impressionismus unterscheidet, sieht er auch nicht das Moment der Kontinuität gegenüber der nachfolgenden Kunst : Monets Garten- und Dekorativgemälde z.B. haben eine sehr starke Beziehung zum Jugendstil. — Die Beziehungen zwischen den formalen und den technischen Aspekten der Architektur bleiben unaufgehellt, so dass man einerseits den Eindruck empfängt, als seien die Formen bloss die zweckmässigen Lösungen technischer Probleme, und andererseits als seien sie Produkte der Phantasie oder Ausdrücke für moralische Anschauungen.

Bezeichnend für den schwachen Punkt in P.s Verfahren sind, trotz seiner wissenschaftlichen Sorgfalt, seine Gedankengänge über die Psychologie bestimmter Völker und den Charakter der Gegenwart. Sobald es sich darum handelt, einen ausgesprochen historischen Wandel zu erklären, beruft er sich auf die Volksseele : nach 1900 hören die Engländer auf, neue Formen hervorzubringen, weil die neuen Formen demokratisch sein müssten, und das wäre „zu sehr gegen den Kern des englischen Charakters". Aber er ist wiederum widerspruchsvoll in dieser Charakterisierung von Völkern : an einer Stelle drückt ihm das überschwengliche, ungebundene, geschwungene Ornament des Architekten Endell die „ewige Eigenheit der deutschen Kunst" aus ; dann wiederum sollen die ornamentlosen, streng gradlinigen Formen von Gropius die „kompromisslose Unmittelbarkeit" des deutschen Volks darstellen.

Dieselbe Tendenz, die Analyse der historischen Situation durch eine

allgemeine psychologische Kategorie zu ersetzen, zeigt sich in den häufigen Hinweisen auf den Zeitgeist und auf das Wesen des Jahrhunderts als solchen. Er geht von der Vorstellung unserer Zeit als eines „praktischen" und „kollektiven" Jahrhunderts aus — etwa, die Ordnung der Gebäude spiegelt den Geist der rationalen Planung in der Gesellschaft wider — und vergisst darüber die Zwiespältigkeit und die Klassengrenzen dieses kollektiven, geplanten „Praktischseins". Es ist auch ganz im Sinn eines unkritischen Begriffs der bestehenden Gesellschaft, ihrer falschen Beurteilung als einer „kollektiven", dass P. den subjektiven Ausdruck und Individualismus der modernen Kunst als blosse reductio ad absurdum des Individualismus der letzten dreihundert Jahre verwirft, aber als fortschrittlich ihre idealistischen und mystischen Anschauungen akzeptiert, weil sie zur Entwicklung der modernen abstrakten Kultur beitrügen. Der Kubismus etwa wird als bloss unpersönliches, dekoratives Beiwerk dieser kollektiven Architektur bewertet. „Der Künstler", schreibt P., „der ein Repräsentant unseres Jahrhunderts ist, muss kalt sein, denn er vertritt ein Jahrhundert so kalt wie Stahl und Glas, ein Jahrhundert, dessen Präzision weniger Raum für subjektiven Ausdruck lässt als irgendeine Epoche der Vergangenheit." Meyer Schapiro (New York).

Newman, Ernest, *The Life of Richard Wagner. Bd. II :* 1848-1860. *Cassell and Company, London. Alfred A. Knopf, New York* 1937. *(XX u.* 619 *S. ;* 30 *s.,* $ 5.—*)*

Der zweite Band der gross geplanten, von der kurrenten Wagnerbiographik kritisch distanzierten Arbeit Newmans umfasst den für die Bildung von Richard Wagners Sozialcharakter eigentlich entscheidenden Zeitraum von 1848-1860 : Wagners Teilnahme an der Revolution und den grössten Teil der Jahre, die er als Emigrant verbrachte. Der Begriff des Emigranten hat dabei freilich einen vom gegenwärtigen recht sehr verschiedenen Sinn : Verbannung und Steckbrief haben der gleichzeitigen Verbreitung von Wagners Werken in Deutschland nicht den mindesten Abtrag getan, und während die Wiener Polizei immerhin ihn in Zürich bespitzelte und aus Venedig verscheuchte, wurde der Tannhäuser friedlich im gleichen Dresden aufgeführt, das Wagner, wenn nicht auf den Barrikaden, so jedenfalls auf repräsentativem Beobachtungsposten gesehen hatte. Vom Schicksal des Wagnerschen Œuvre bis zum zweiten Pariser Aufenthalt gibt N. ungemein sorgfältige Rechenschaft. Die Rezeption Wagners durch die Zeitgenossen war von Anbeginn weit freundlicher, als die Legende vom idealistischen Dulder zugibt. Wie diese Legende wird auch die von der Freundschaft mit Liszt entzaubert. Was die Sorgfalt von N.s Buch von den pseudopsychologischen Betrachtungen der modischen deutschen Biographik aufs fruchtbarste unterscheidet, ist, dass sie auch auf die ökonomischen Verhältnisse der Hauptfiguren angewandt wird. Es ergeben sich dabei Zusammenhänge zwischen der wirtschaftlichen Lage der Musiker um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, Wagners immerwährendem Borgen und der hartnäckigen, drohendbittenden Insistenz seiner persönlichen Verhaltensweise, die unvergleichlich viel tiefer führen als die isolierende Intro-

spektion. Wichtig sind zwei Resultate N.s, die sich an der Oberfläche zu widersprechen scheinen. Das erste wird gegen die offizielle Wagnerüberlieferung der Glasenapp und Chamberlain, auch der Autobiographie gewonnen durch den detaillierten Nachweis, dass Wagner an dem Dresdner Aufstand 1849 nicht als sympathisierender Zuschauer, sondern in der denkbar exponiertesten Weise teilnahm : er hat die kritischen Tage in unablässiger Gesellschaft seiner Freunde Bakunin, Röckel und Heubner zugebracht und seine teilnahmsvolle Neutralität einzig darin bewährt, dass er sich in Sicherheit brachte, während seine Genossen gefangen gesetzt wurden. Das zweite relevante Ergebnis ist die Kritik der von Kurt Hildebrandt im Anschluss an Nietzsche entwickelten These, Wagner habe die Wendung zur pessimistischen Metaphysik erst in wachsender politischer Resignation genommen, während der ursprüngliche Siegfried, unmittelbar nach dem Modell Bakunins gebildet, das siegreiche Proletariat symbolisiert hätte. N. mag den Einfluss Schopenhauers auf Wagner unterschätzt und die Konzeption der Verneinung des Weltwillens der Autonomie von Wagners Innerlichkeit vollständiger zugeschrieben haben, als man hinnehmen wird. Wie immer es indessen damit sich verhalte, so viel kann durch N.s Analyse als sichergestellt gelten, dass die pessimistische Wendung Wagners früher zu datieren ist als der eigentliche Augenblick von Wagners politischer Desillusionierung, nämlich Napoleons Staatsstreich vom Dezember 1851. Die dokumentarischen Belege dafür sind besonders auf S. 331 erbracht. Im übrigen zeigt bereits Wagners Brief an Liszt vom 19. Juni 1849 ihn, der sich von der Grossherzogin von Weimar Unterstützung erhoffte, so vollständig seiner eigenen, nur wenige Wochen zurückliegenden revolutionären Aktivität entfremdet, dass man nicht verstehen könnte, dass es der philologischen Beweisführung N.s an Hand der Ringentwürfe überhaupt bedürfte, wäre nicht die Vorstellung des von Sturm und Drang zu objektiver Reife durch „innere Entwicklung" sich abklärenden Künstlers ein Tabu, an das nur sehr ungern gerührt wird. — Jene beiden Resultate können zur Übereinstimmung gebracht werden erst durch eine Theorie, die den Wagnerschen „Nihilismus" mit seiner revolutionären Aktivität und mit dem Wesen der bürgerlichen Revolution selber in eins rückt. Die Dokumente über Wagners politisch-revolutionäre Periode und gerade auch seine Anschauung von Bakunin als einem bäuerlichen Vernichter geben dazu jeglichen Grund.

Theodor W. Adorno (New York).

Křenek, Ernst, *Über neue Musik. Verlag der Ringbuchhandlung. Wien* 1937. *(108 S.; Sch. 5.—)*

Die Anzeige von Křeneks mit Musik technisch befasster Schrift rechtfertigt sich nicht darum bloss, weil sie ein sozialtheoretisches Kapitel enthält, sondern vorab, weil ihre Methode sehr viel tiefer in gesellschaftliche Zusammenhänge zu leiten vermag als etwa die üblich stilhistorische und „zuordnende" ; weil, wie K. formuliert, „alles, was über Musik überhaupt gewusst werden kann, durch blosse, aber genaue und deutende Untersuchung ihrer technischen Befunde, und nur durch diese, mit wirklicher Sicherheit in Erfahrung gebracht werden kann." Von den Thesen seien einige wieder-

gegeben : mit Nachdruck wird, entgegen dem seit Schopenhauer fast unbestritten herrschenden Irrationalismus der Musikästhetik, dabei beharrt, dass „die Musik selbst eine Form des Denkens ist", und der Begriff der musikalischen Intuition wird völlig eingeschränkt ; er soll „keineswegs den musikalischen Schaffensprozess als das mirakulöse Herausspringen eines Musikstückes aus dem Haupt seines Urhebers charakterisieren, sondern vielmehr zum Ausdruck bringen, dass das Mittel des musikalischen Schaffensprozesses ein begrifflich nicht direkt Fassbares, d. h. den Mitteln der Wortsprache primär Unzugängliches ist." In „Grundideen einer neuen Musikästhetik" versucht K. etwas wie eine Kategorienlehre dieses musikalischen Denkens, und dem generellen Entwurf soll sich die tonale Musik als Spezialfall einfügen, der seine historische Dialektik in sich trägt und auf seinen Untergang drängt. Atonalität und Zwölftontechnik werden gesehen als die einzig mögliche Anwendungsweise jenes Schematismus, dessen von „Artikulation" und „Relation", auf das historisch veränderte Material der Musik. Zu den fruchtbarsten gesellschaftlichen Einsichten gelangt K. dort, wo er die Notwendigkeit der vorgeschrittenen Musik mit den Versuchen konfrontiert, dem Zwang des in Musik sich selber denkenden Gedankens irrationalistisch auszuweichen ; Versuchen, die allemal zugleich als Veranstaltungen verstanden werden, den gesellschaftlichen Widersprüchen regressiv sich zu entziehen. Scharf ist zumal der Zusammenhang von Neusachlichkeit und totalitärem Denken gesehen. „Das, was an der Anti-Espressivo-Musik des Neoklassizismus so ‚modern', so wie ein neuer Inhalt aussieht, ist in Wirklichkeit die Inhaltsarmut, die Verschweigung des Aussprechbaren. Die Anpassung an die gesellschaftliche Realität besteht darin, dass über jene Inhalte, welche den Genussansprüchen der Gesellschaft nicht entgegenkommen und die aus der Isoliertheit der wirklich neuen Musik so sprechend hervortreten wie aus ihrer Konstruktion, geschwiegen wird ; statt dessen werden Masken präpariert, die das feinere Unterhaltungsbedürfnis befriedigen sollen... Wird hier, im Neoklassizismus, vorwiegend die Fiktion gepflegt, als sei die Gesellschaft noch immer so wie damals, als die echte klassische Musik entstand..., so lebt die neusachliche Musik mehr von der Fiktion, als sei in der Gesellschaft schon irgendeine nicht näher definierbare Veränderung vollzogen, die die Möglichkeiten neuer Unmittelbarkeiten geschaffen habe." Die Kritik der falschen und regressiven Unmittelbarkeit inmitten der arbeitsteiligen Gesellschaft wird drastisch an der kollektivistischen Jugendmusikbewegung und ihrer „Blockflötenkultur" durchgeführt.

Kritik wäre vorab an den musikästhetischen Entwurf anzuschliessen, der in sich statisch verharrt und nur rahmenhaft der Dialektik ihren Raum lässt. Der Form-Inhalt-Dualismus der traditionellen idealistischen Ästhetik wird von diesem Entwurf nicht kritisch betroffen, und darum bleibt auf der einen Seite die Bestimmung des „Inhalts" der neuen Musik bloss negativ, nämlich ihre gesellschaftlich vorgezeichnete Entfremdung wird selber zum Inhalt und eine existential getönte „Wahrhaftigkeit" zu deren Medium gemacht, während andererseits das Erbe der Formalästhetik wirksam ist in der Behauptung der „Autonomie" der Musik und der Orientierung der Analyse am sogenannten „Problem der Form", das seinerseits

nicht in seiner Dialektik mit Sachgehalten verfolgt wird. Das letzte Wort behält das „einsame Individuum", und die Treue, die ihm Erkenntnis hält, fruchtet gewiss mehr als aller eilige Kollektivismus ; aber das Individuum ist selber vordergründig, durchlässig auf die Gesellschaft, und was es bezeugt, wäre erkennbar als mehr denn die Tautologie seiner Einsamkeit im gleichen Augenblick, in dem es als monadologische Figur der Gesellschaft dechiffriert würde. Theodor W. Adorno (New York).

Freund, Gisèle, *La photographie française au XIXe siècle. La Maison des Amis du Livre. Paris* 1936. *(*155 *S. ; fr. fr.* 24.—*)*

Freunds Studie stellt den Aufstieg der Photographie als durch den Aufstieg des Bürgertums bedingt dar und macht diese Bedingtheit in glücklicher Weise an der Geschichte des Porträts einsichtig. Von der unter dem ancien régime am meisten verbreiteten Porträttechnik, der kostspieligen Elfenbeinminiatur, ausgehend, zeigt die Verf. die verschiedenen Verfahren auf, die um 1780, das heisst sechzig Jahre vor Erfindung der Photographie, auf eine Beschleunigung und Verbilligung, damit auf eine weitere Verbreitung der Nachfrage nach Porträts hinzielten. Die Beschreibung des Physiognotrace als eines Mittelgliedes zwischen Porträtminiatur und photographischer Aufnahme zeigt mustergültig, wie technische Gegebenheiten gesellschaftlich transparent gemacht werden können. Die Verf. legt dann weiter dar, wie die technische Entwicklung ihren der gesellschaftlichen angepassten Standard in der Photographie erreicht, durch die das Porträt breiten Bürgerschichten erschwinglich wird. Sie führt aus, wie die Miniaturisten die ersten Opfer der Photographie in den Reihen der Maler wurden. Sie berichtet endlich über die theoretische Auseinandersetzung zwischen Malerei und Photographie um die Jahrhundertmitte.

Die Frage, ob die Photographie eine Kunst sei, wurde damals unter leidenschaftlichem Anteil eines Lamartine, Delacroix, Baudelaire verhandelt. Die Vorfrage wurde allerdings nicht erhoben : ob nicht durch die Erfindung der Photographie der Gesamtcharakter der Kunst sich verändert habe. Die Verf. hat das Entscheidende gut gesehen. Sie stellt fest, wie hoch dem künstlerischen Niveau nach eine Anzahl der frühen Photographen gestanden haben, die ohne künstlerische Prätention zu Werke gingen und mit ihren Arbeiten nur einem engen Freundeskreise vor Augen kamen. „Der Anspruch der Photographie, eine Kunst zu sein, wurde gerade von denen erhoben, die aus der Photographie ein Geschäft machten." Mit anderen Worten : Der Anspruch der Photographie, eine Kunst zu sein, ist gleichzeitig mit ihrem Auftreten als Ware. Das stimmt zu dem Einfluss, den die Photographie als Reproduktionsverfahren auf die Kunst selber übte. Sie isolierte sie vom privaten Auftraggeber, um sie dem anonymen Markt und seiner Nachfrage zuzuführen.

Walter Benjamin (Paris).

De Francesco, Grete, *Die Macht des Charlatans. Benno Schwabe & Co. Basel* 1937. *(*258 *S. ; geb. schw. Fr.* 9.70*)*

Mit welchen Mitteln Personen oder Gruppen Einfluss auf Massen ausüben,

das ist ein verhältnismässig neuer Gegenstand des Nachdenkens. Die Politik sorgt dafür, dass die Frage akut bleibt. Die Untersuchung, welche De Francesco veröffentlicht, nimmt an dieser Aktualität teil. Sie hat es mit den Mitteln zu tun, dank deren der Charlatan seine Erfolge erzielt. Die Geschichte des Charlatans schreiben, heisst, die Vorgeschichte der Reklame darstellen. Die instruktiven, zu einem grossen Teil bisher unbekannten bildlichen Dokumente, mit denen F. ihr Buch illustriert hat, beweisen das. Dar Charlatan begegnet auf ihnen als ein Mittelding zwischen Zauberkünstler und Komödiant ; die Bretterbank, auf der er sich produziert, ist halb Podium, halb Schaubühne. Herolde und Harlekins sind sein Stab ; Fahnen und Baldachine begleiten ihn ; Prozessionen führen ihn durch die Stadt.

Die Verf. macht den Leser mit den Gestalten bekannt, die in diesem Rahmen erschienen sind, welcher heute so bemerkenswerte Bereicherungen erfahren hat. Charakterstudien der Alchimisten Bragadino und Thurneysser stehen neben dem Porträt Mondors, des Quacksalbers, dessen Ruhm im Namen seines Spassmachers Tabarin überdauert ; an sie reiht sich die Darstellung Eysenbarths ; die Kapitel über die Charlatane des dix-huitième siècle, die Cagliostro und Saint-Germain bilden in dem Werke einen Höhepunkt. Die Entwicklung des Charlatans bringt, gewissermassen versuchsweise, Motive zur Geltung, die die kommende industrielle und politische Publizität mit gesteigertem Nachdruck entfaltet hat. Damit ist die Perspektive gekennzeichnet, in der der Figur des Charlatans ihr historischer Umriss gesichert ist.

Nicht ganz ohne Gefahr für die Bildschärfe unternahm die Verf. es, ihn noch unmittelbarer an uns heranzurücken. Ein polemisches Interesse bestimmte sie. Sie gedachte, den irregeleiteten Massen unter den Heutigen ein Spiegelbild in der Masse derer zu präsentieren, welche in den vergangenen Jahrhunderten der Macht des Charlatans unterlegen sind. So kam sie, aus aktuellen Motiven, dazu, den Charlatan als Fälscher zu kennzeichnen. Diesen Fälschern fällt die „grosse Mehrzahl der Menschen" anheim — die Halbgebildeten, heisst es gelegentlich ; aber hat der Begriff vor Einführung des allgemeinen Schulzwangs einen rechten Sinn ? Als Pendant dieser Masse tritt „die kleine Minderheit der Immunen" auf den Plan. „Die Immunen", so heisst es, „waren immer in der Minderzahl, und dennoch gelang es nur ihnen, die unheilvolle Macht des Charlatans zu erschüttern,... indem sie... das Faktum ihres Lebens und ihrer Handlungen als konkretes Wahrzeichen einer Wertwelt setzten, über der unangetastet die Wahrheit thront."

Die Beeinflussung der Massen ist jedoch keine Schwarzkunst, gegen die an die weisse Magie der Eliten zu appellieren wäre. Sie ist eine geschichtliche Aufgabe, und vieles in dem aufschlussreichen und sachkundigen Buch spricht dafür, dass der Charlatan ihr zu seiner Zeit und auf seine Weise entsprochen hat. Gewiss nicht immer auf eine säuberliche. Aber die Versuche, profanes Wissen an die Massen heranzubringen, sind noch niemals desinteressiert gewesen. Dennoch stellten sie einen Fortschritt dar. Oft hat ihm der Charlatan selbst noch da gedient, wo er am rücksichtslosesten seinem Vorteil nachging. Ein Cagliostro und Saint-Germain rächten den

dritten Stand an der Herrenkaste. Sie waren authentische Zeitgenossen von Beaumarchais. Walter Benjamin (Paris).

Ökonomie

Haberler, Gottfried von, *Prosperity and Depression. League of Nations. Genf* 1937. *(XV u.* 363 *S.; schw. Fr.* 6.—*)*

Neisser, Hans, *Some International Aspects of the Business Cycle. University of Pennsylvania Press. Philadelphia* 1936. *(XIV u.* 176 *S.;* $ 2.50*)*

Harrod, R. F., *The Trade Cycle. An Essay. Oxford University Press. London and New York* 1936. *(IX u.* 234 *S.;* 10 s., $ 3.75*)*

Adams, Arthur B., *Analyses of Business Cycles. McGraw-Hill Book Company. New York und London* 1937. *(XI u.* 292 *S.;* $ 3.—, 18 s.*)*

Die schwere wirtschaftliche Depression der Jahre 1929 bis 1933 hat der vor dem Weltkrieg in der offiziellen Nationalökonomie vorherrschenden Meinung ein Ende bereitet, dass Wirtschaftskrisen mehr oder weniger zufällige Unglücksfälle seien, typisch für das 19. Jahrhundert, aber seit dessen Ende immer seltener und in schwächeren Formen auftretend. Die erste Nachkriegskrise liess sich allenfalls noch als einmalige Folge des Krieges erklären, aber der erneute und unerhört schwere Wirtschaftszusammenbruch des beginnenden dritten Jahrzehnts zwang dazu, bei der Wiederaufnahme des Studiums der zyklischen Bewegungen deren Wurzeln in Eigentümlichkeiten des Wirtschaftssystems zu suchen. Im Gegensatz zur marxistischen Theorie, welche die Krisen aus der Gesamtstruktur der kapitalistischen Wirtschaft ableitet, führen ihre modernen Gegner Zusammenbruch und Wiederaufstieg auf einen bestimmten, dem Wirtschaftssystem eigentümlichen Faktor oder eine meist eklektische Verbindung von mehreren dieser Faktoren zurück. Was die neueren konjunkturtheoretischen Publikationen vor früheren auszeichnet, die auf dem gleichen theoretischen Boden stehen, ist die sorgfältige Beschreibung von Konstellationen und Mechanismen, die einzelne Phasen des Zyklus herbeiführen oder sie charakterisieren. Hierher gehört zum Beispiel der Nachweis, dass die Produktion von „durable goods" (Produktionsmittel und dauerhafte Konsumtionsmittel wie Wohnhäuser und Automobile usw.) viel heftigere Ausschläge zeigt als die Produktion von Konsumtionsmitteln, und die Erklärung dieses Phänomens durch das „Acceleration Principle" (Vgl. hierzu besonders das bedeutende Buch von J. M. Clark, Strategic Factors in Business Cycles, New York 1934). Auch die Rolle monetärer Faktoren in den Konjunkturschwankungen ist in den letzten Jahren sehr gründlich analysiert worden, vor allem in England und Schweden.

Aus dem Bedürfnis heraus, eine systematische Darstellung der gegenwärtigen Konjunkturtheorien zu geben und ihre als haltbar befundenen Ergebnisse zu einer Synthese zu verarbeiten, ist (auf Veranlassung der Wirtschaftsabteilung des Völkerbundes) das Haberlersche Buch entstanden. Im ersten Teil ordnet H. die modernen Krisentheorien in sechs Typen, je nach der Hauptursache, die sie für die Konjunkturbewegung anführen. Er unterscheidet : 1. rein monetäre Theorien ; 2. Über-Investi-

tionstheorien (mit drei Untergruppen : monetäre und nicht-monetäre Überinvestition, Schwankungen in der Nachfrage nach Fertigprodukten als Ursache der Überinvestition) ; 3. Disproportionalitätstheorien (wir fassen unter diesem von H. nicht gebrauchten Terminus Theorien zusammen, bei denen folgende Faktoren ausschlaggebend sind : Veränderungen in den Produktionskosten und der Produktivität, „horizontale" Disproportionalitäten, Überverschuldungen) ; 4. Unterkonsumtionstheorien ; 5. Psychologische Theorien ; 6. Erntetheorien. Jede dieser Gruppen wird von H. so weit wie möglich daraufhin untersucht, wie sie Aufschwung, oberen Wendepunkt (Krise), Abwärtsbewegung (Depression), unteren Wendepunkt (Wiederbelebung) jeweils erklärt, welche Gründe sie für wiederholtes Auftreten, Periodizität und ähnliche Phänomene angibt und was sie über die internationalen Zusammenhänge zu sagen weiss. H. kommt zu dem Ergebnis, dass die Unterschiede zwischen den verschiedenen Krisentheorien nicht so entscheidend sind, wie ihre Autoren annehmen, sondern in der Hauptsache in dem verschiedenen Gewicht liegen, das die sich bekämpfenden Schulen einzelnen Faktoren zusprechen. Diese Überzeugung rechtfertigt den im zweiten Teil des Buchs unternommenen Versuch einer Synthese. Sie soll eine „sehr allgemeine Theorie der wichtigsten Aspekte des Konjunkturzyklus geben", in der zur Erklärung seines Verlaufs Elemente aus fast allen im ersten Teil erörterten Theorien herangezogen werden.

Das 9. und 10. Kapitel geben eine besonders subtile Darstellung einiger höchst verwickelter Phänomene. Im Kapitel 9 werden die Prozesse der wirtschaftlichen Expansion und Kontraktion als kumulative, sich selbst verstärkende Mechanismen geschildert, die unter den allgemeinen Bedingungen der gegenwärtigen „individualistischen Geld- und Preiswirtschaft" immer wieder auftreten müssen. Kapitel 10 versucht zu zeigen, warum unter diesen Bedingungen jeder Aufschwung nicht zu einem stabilen Gleichgewicht mit Ausnützung aller Produktionsfaktoren führt, sondern in eine schwere wirtschaftliche Schrumpfung mündet, die ihrerseits selbst nicht endlos dauern kann, sondern in einen neuen Aufschwung übergeht. Aber bei allem Scharfsinn in der Beschreibung der Phänomene, die auf dem Weg zum oberen und unteren „turning point" auftreten, bleibt H. an der Oberfläche stehen, wenn er die entscheidende Frage beantworten soll, was nun eigentlich die Krise herbeiführe. Er argumentiert folgendermassen : es treten von Zeit zu Zeit immer „exogene" Störungen auf, die eine Abnahme der Gesamtnachfrage bewirken und damit der Expansion ein Ende setzen, z. B. Kreditrestriktionen aus politischen Gründen, Kapitalflucht, Verlust von Auslandsmärkten, schlechte Ernten usw. Diese exogenen Faktoren gewinnen an Bedeutung, weil die Gesamtwirtschaft während des Aufschwungs wegen der sinkenden Elastizität in der Versorgung mit Geld, Produktionsmitteln und gelernten Arbeitern störungsempfindlicher wird. Endlich aber lehre die Erfahrung, dass im Laufe der Expansion Disproportionalitäten („maladjustments") auftreten, z. B. Preisdiskrepanzen, partielle Überinvestierungen, Kreditschwierigkeiten, die schliesslich in Verbindung mit den exogenen Faktoren und der gewachsenen Störungsempfindlichkeit den Konjunkturzusammenbruch bewirken. An diesem Punkt macht H. einen charakteristischen Vorbehalt : der Stand der Theorie

wie die Beschaffenheit des empirischen Materials erlaube nicht, streng zu beweisen, dass derartige zur Krise treibende Disproportionalitäten das unausweichliche Ende jedes Aufschwungs bedeuten müssten. Man könne nur sagen, dass dafür eine „prima facie Wahrscheinlichkeit“ vorliege.

Die Stärke des H.schen Buches findet sich gewiss nicht bei seinem eigenen Lösungsversuch. Sie liegt vielmehr darin, dass es die derzeit beste Übersicht über den Stand der akademischen Konjunkturtheorie bietet.

In einem besonderen Kapitel behandelt H. einige internationale Aspekte des Konjunkturzyklus. Neisser hat unter diesem Titel ein besonderes Buch veröffentlicht, das aber, im Gegensatz zu H., die Einwirkung der internationalen Handels-, Kapital- und Währungsverflechtungen auf den Konjunkturverlauf nur beiläufig erörtert. Seine eigentliche Aufgabe sieht N. vielmehr darin, zu zeigen, wie einzelne Ursachen und Erscheinungen des Konjunkturzyklus (partielle Überproduktion, „undersaving“, „oversaving“ usw.) durch die Eigentümlichkeiten des Landes, in dem sie auftreten, modifiziert werden. N. charakterisiert seinen theoretischen Standort selbst als „the orthodox angle“.

Harrod verspricht die Grundzüge einer neuen Krisentheorie. Er nennt als die Herkunft ihrer Leitgedanken vor allem die Ideen, die Keynes in seiner „general theory“ entwickelt hat, ferner die Studien über die Zusammenhänge zwischen der Wirtschaftstätigkeit in „durable goods“ und in „consumable goods“, von denen Clarks oben erwähnte Studie handelt, und schliesslich die neuesten Untersuchungen über „imperfect competition“. Die letzte Ursache der nach H.s Meinung unvermeidlichen Konjunkturschwankung liege in dem Missverhältnis zwischen der Schaffung neuen Kapitals einerseits, den Ersparnissen und der Konsumkraft der Gesellschaft andererseits. Diese Diskrepanz setze sich auf dem Weg über drei „dynamische Determinanten“ durch, nämlich 1. die Neigung zu sparen (Keynes' „propensity to save“, die selbst wieder eine abhängige Variable ist), 2. die Rentabilität („shift to profit“) und 3. den Umfang des in den Produktionsprozess eingehenden Kapitals. Das Ende der Konjunktur trete ein, wenn eine gegebene Rate von neuen Investitionen sich nicht länger als „gerechtfertigt“ erweise. „Dies geschieht, sobald die hemmende Kraft der ersten beiden Determinanten die Expansivkraft der letzten übersteigt.“ Ebensowenig wie in den hier gegebenen Beispielen kommt das ganze H.sche Buch über die Beschreibung von Oberflächenerscheinungen heraus. Daran ändert nichts, dass die Erörterungen relativ einfacher Zusammenhänge durch Einführung neuer Begriffe, wie sie gegenwärtig in der Cambridge-Schule beliebt sind („Relation“, „Multiplier“ usw.) den Anschein schwierigster Analysen erwecken. Jedoch findet sich in H.s Buch eine Reihe interessanter Thesen. So führt er aus, dass der Erfolg eines Eingriffs in das Abgleiten einer Konjunktur mit den von Keynes propagierten Mitteln (öffentliche Arbeiten, finanziert durch Kreditausweitung) davon abhänge, dass ein solcher Eingriff während des „breathing-space“ erfolge. Darunter versteht H. die Zeitspanne, in der die Produktionsmittelindustrien noch mit der Aufarbeitung früherer Aufträge gut beschäftigt sind, während die neuen Aufträge hinter dem Tempo der

Produktion zurückbleiben. H. hat eine klare Vorstellung davon, dass die Aussichten gering sind, in diesem frühen Zeitpunkt des Konjunkturumschlags die von ihm vorgeschlagenen Massnahmen durchzusetzen.

Adams hat in seinem kurz vor dem hier angezeigten Werk erschienenen Buch (National Economic Security, Norman 1936) versucht, den amerikanischen Wirtschaftszusammenbruch von 1929 auf die ungleiche Einkommensverteilung zurückzuführen. Seine Meinung, dass die modernen Depressionen ihre Hauptwurzel in dieser tendenziell immer stärker werdenden Ungleichheit haben, wird in dem vorliegenden Buch ausführlich begründet. Im Gegensatz zu anderen Vertretern der Unterkonsumtions- und „oversaving"-Theorien unterscheidet A. zwei Typen von Konjunkturzyklen, die er zwei verschiedenen Phasen industrieller Entwicklung zuordnet. Die „Überinvestitions-Unterkonsumtions"-Fluktuationen seien für einigermassen vollentwickelte Industrieländer charakteristisch. In jüngeren, technisch noch in der Entwicklung befindlichen und daher noch nicht mit genereller Überkapazität belasteten Ländern gerät das Wirtschaftssystem durch monetäre Fluktuationen periodisch aus dem Gleichgewicht. Für diese Länder akzeptiert A. also eine monetäre Krisentheorie. Er bekämpft die Meinung, dass sich an jeden Konjunkturzyklus unmittelbar ein neuer anschliessen müsse, vielmehr seien Perioden eines labilen industriellen Gleichgewichts durchaus möglich und nachweisbar. Da Depressionen in der Zukunft in den meisten Ländern nicht auf monetären, sondern auf „Überinvestitions-Unterkonsumtions"-Faktoren beruhen werden, müssen Massnahmen zu ihrer Verhinderung oder Überwindung auch an dieser Wurzel einsetzen. A. kritisiert die NRA-Politik, weil sie die Macht der „Monopolisten" und die Ungleichheit der Einkommen und damit die Ursachen künftiger Depressionen noch vergrössert habe. Für entscheidend hält er, dass die Konjunkturpolitik der Regierung Roosevelt während der ersten Amtsperiode von der verkehrten theoretischen Voraussetzung ausgegangen ist, die amerikanische Wirtschaft sei im Grunde gesund, und es komme nur darauf an, sie in Gang zu setzen, um eine dauernde Prosperität herbeizuführen. Es ist bemerkenswert, dass A. im Herbst des Jahres 1936 den im Frühjahr 1937 eingetretenen Umschlag der Konjunktur richtig für den Zeitpunkt vorausgesagt hat, wo die bestehenden Disproportionalitäten nicht mehr durch wachsende künstliche Stimulantien in Form von grossen Regierungsausgaben verdeckt werden.

Friedrich Pollock (New York).

Mills, Frederick C., *Prices in Recession and Recovery; a survey of recent changes. National Bureau of Economic Research. New York. Macmillan and Co. London* 1937. *(XV u.* 581 *S.;* $ 4.—, 16 *s.)*

Preiskontrolle und Bekämpfung von Preisdisparitäten nehmen einen wachsenden Raum in der konjunkturpolitischen Diskussion in den Vereinigten Staaten ein, aber die theoretische Durchdringung der damit aufgeworfenen Probleme ist bisher nicht über ziemlich allgemeine Feststellungen hinausgekommen. Es fehlte eine ihrer wichtigsten Voraussetzungen: zuverlässiges und nach einheitlichen Gesichtspunkten bearbeitetes Material

über Konjunkturbewegungen einzelner Preisgruppen, Kostenfaktoren, Gewinnspannen und Einkommensklassen in ihrem Verhältnis zueinander. Mills hat schon in seinen früheren Arbeiten „The Behavior of Prices", 1927, und „Recent Economic Tendencies", 1932, ein umfassendes Tatsachenbild der Zusammenhänge gegeben. Er rundet es in der vorliegenden Arbeit ab und führt die Beschreibung der Einzelbewegungen durch die Depressions- und Aufschwungsjahre 1929 bis 1936 fort. Die Arbeit ist ein Standardwerk, das bei jeder Auseinandersetzung mit den Preisproblemen als grundlegend herangezogen werden wird. Konrad Bekker (New York).

Robinson, Joan, *Introduction to the Theory of Employment. Macmillan and Co. London* 1937. *(127 S.; 4 s. 6 d.)*
Arbeitsbeschaffung und Krisenbekämpfung. Sonderheft der planwirtschaftlichen Weltkorrespondenz. Hrsg. v. Georg Kiser. Wien 1937. *(Sch.* 16.—*)*

Joan Robinson, die schon in ihren „Essays in the Theory of Unemployment" die Theorien von Keynes zur Grundlage ihrer Untersuchungen über Arbeitslosigkeit und Arbeitsbeschaffung gemacht hat, unternimmt es, die wichtigsten Faktoren, die den Wirtschaftsumfang und damit die Beschäftigungsintensität bestimmen, in einer für Studierende leicht fasslichen Weise zu untersuchen. Sie lehnt es von vorneherein ab, zu einer neuen Theorie der Arbeitslosigkeit zu gelangen. Um so gründlicher wird jeder einzelne der bestimmenden Faktoren wie Investitionshöhe, Lohnveränderungen, Höhe der Zinssätze, Aussenhandel untersucht. Dagegen fehlt der Einfluss der Arbeitsintensität und der Veränderungen, denen sie durch die Rationalisierung ausgesetzt war, in ihren Einwirkungen auf den Beschäftigungsgrad. Sehr anschaulich stellt die Verf. dar, wie jede unmittelbare Belebung der Wirtschaft eine zweite mittelbare Beschäftigungsvermehrung auslöst und wie Höhe- und Tiefpunkte der Konjunktur durch ausserökonomische Tatsachen, vor allem durch die Reaktionen der Bevölkerung übersteigert werden. Die Verf. kommt zu dem Ergebnis, dass diese ausserökonomischen Faktoren an Bedeutung zunehmen (Krieg, politische Krisen), während Antriebskräfte, die im 19.Jahrhundert wirkten, ihre Bedeutung so einbüssen (Bevölkerungszunahme, Kolonialeroberungen, Erfindungen), dass andauernde Arbeitslosigkeit nicht mehr durch den ökonomischen Mechanismus, nur durch bewusste Eingriffe in die Wirtschaft vermieden werden kann.

Weniger analysierend als auf der Suche nach konkreten Lösungen untersucht das Sonderheft der „Planwirtschaftlichen Korrespondenz", die auch sonst sehr verdienstvoll alles neue Material auf dem Gebiete der Planwirtschaft zusammenträgt, die Frage der Krisenbekämpfung. Walter G. Fare (London) zeigt, wie die Krise und die Notwendigkeit, die Rentabilität der Privatwirtschaft sicherzustellen, zum Investitionsstaat mit diktatorischen Tendenzen führt. Hans Richter-Altschäffer sieht in öffentlichen Investitionen nur dann ein Mittel wirksamer Konjunkturpolitik, wenn sie von einer am Gesamtziel der Wirtschaftssteuerung orientierten Kredit-, Währungs- und Finanzpolitik unterstützt werden. J. Tinbergen (Genf)

will eine planmässige Politik der öffentlichen Investitionen nur im Zusammenhang mit einer planmässigen Wechselkursgestaltung gelten lassen, die seines Erachtens gemeinsam zu einer Stabilisierung der Beschäftigung führen können. H. S. Person (New York) und Gaston Vandamme (Brüssel) berichten über Erfahrungen, die auf dem Gebiet der Arbeitsbeschaffung in Amerika und in den wichtigsten Ländern Europas gemacht wurden. Otto Leichter (Zürich).

Kruse, Alfred, *Technischer Fortschritt und Arbeitslosigkeit. Duncker & Humblot. München und Leipzig* 1936. *(*82 *S.; RM.* 3.80*)*

Nur Kapitalakkumulation und Erweiterung der Produktion führen zu Wiederbeschäftigung von Arbeitern, die durch den technischen Fortschritt freigesetzt worden sind. In Polemik gegen die Argumente der Kompensationstheorie leitet Kruse anfänglich ganz richtig den Prozess ab, durch den erst die Verwendung neuer Kapitalbeträge nach Ablauf der Zeit, die zur Herstellung zusätzlicher Produktionsmittel nötig ist, eine Resorption der Freigesetzten herbeiführen kann. Aber die Frage, woher diese neue Kapitalbildung stammt, wird von ihm ganz ungenügend behandelt. Er nennt drei Quellen : die Extraprofite der Unternehmer, die den technischen Fortschritt eingeführt haben ; die Rücklagen jener Konsumenten, die infolge der Preissenkung Einkommensteile ersparen, und schliesslich die Kreditausweitung. Aber die Kapitalbildung aus diesen Quellen ist z.T. an sehr spezielle Voraussetzungen gebunden ; sie sichert auch nach K.s Darstellung nicht die volle Kompensation. Die Rolle der Lohnbewegung für die Kapitalbildung wird ganz übergangen. Zwar führt auch K. im achten Kapitel die Lohnsenkung als eine Kompensationschance an, bei deren Darstellung das Kapitalproblem wieder ganz unter den Tisch fällt. Würde der Lohn gleich im Anschluss an die Freisetzung genügend sinken, so könnten nach K. alle Arbeiter sofort anderswo wiederbeschäftigt werden und die Notwendigkeit der Kompensation via Kapitalbildung tauchte gar nicht auf. Mit der Feststellung, dass sich bei voller Beweglichkeit der Arbeitskraft und des Lohns „kein Fall von Arbeitslosigkeit denken" liesse, diese also nur aus den Hemmungen folge, denen die Herausbildung der marktmässig richtigen Lohnhöhe unterliegt, kehrt K. zu den Vorstellungen der primitiven Gleichgewichtslehre zurück. Kurt Mandelbaum (London).

Dobb, Maurice, *Political Economy and Capitalism. Essays in Economic Tradition. George Routledge & Sons. London* 1937. *(VIII u.* 360 *S.;* 10 *s.* 6 *d.)*

Die acht Aufsätze, die dieses Buch enthält, decken ein ziemlich weites Gebiet. Einige sind dogmenkritischer Art, behandeln die klassische Ökonomie, das Verhältnis von Marx zu ihr und die Entwicklung der „modernen" Theorie. Daneben stehen positive Beiträge zur Theorie der Krisen, des Imperialismus, zur Diskussion über Friktionen und Antizipationen und zum Problem des Sozialismus. Der systematische Zusammenhang wird durch die ständige Anknüpfung an Marx und durch die prinzipielle Kritik

geschaffen, die Dobb von jedem Einzelproblem her am System der heutigen ökonomischen Wissenschaft übt.

Grundlegend ist der erste Aufsatz „The Requirements of a Theory of Value". Er wendet sich gegen die Tendenz, die Wertlehre aus der Ökonomie zu eliminieren oder sie vom Konsum und der Nachfrage her aufzubauen. Beidem gegenüber vertritt D. das Marxsche Arbeitswertprinzip. Er behauptet nicht, dass es in formaler Hinsicht das einzig schlüssige Prinzip sei — auch die Gleichungen der mathematischen Ökonomen gehen auf —, wohl aber, dass es allein den Zusammenhang mit den grundlegenden ökonomischen Verhältnissen wahre. Denn die reine Preistheorie ebenso wie die Theorie des subjektiven Werts steckt nach D. das Gebiet des Ökonomischen von vorneherein so ab, dass der Zugang zu allem verschüttet wird, was die kapitalistische Produktion in ihrer Klassennatur wesentlich charakterisiert. Die nachfolgenden Aufsätze — vor allem „The Trend of Modern Economics" — führen diese Kritik in vornehmlich einkommenstheoretischer Untersuchung weiter aus.

Unter den positiven Beiträgen verdient der über „Economic Crises" besondere Beachtung. In der Form einer Darstellung der Marxschen Theorie bietet er doch mehr als eine reine Interpretation. Das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate steht im Mittelpunkt dieser Analyse. Zu erklären ist nach D., unter welchen Bedingungen die Tendenz zu sinkender Profitrate stärker wird als die Gegenkräfte und aus welchem Grund sie dann zu periodischen Krisen führt (statt nur eine Verlangsamung der Akkumulation zu bewirken). Die Entwicklung des Arbeitsmarkts auf der einen Seite, der Unterschied zwischen autonomen und induzierten technischen Fortschritten auf der anderen spielen eine tragende Rolle in D.s Erklärung. Einige Ergänzungen dazu bringt der Aufsatz „Frictions and Expectations", denn er zeigt u. a., in welcher Weise das Moment der Profiterwartung die Bewegungen vom Gleichgewicht weg akzentuiert. Dies führt den Verf. zu methodischen Erörterungen über die Natur ökonomischer Gesetze in einer Wirtschaft, die konstitutiv unsicher ist, daher besonders für die Investitionsentscheidungen der Unternehmer immer wieder Spielräume schafft.

Der Schlussaufsatz über den Sozialismus behandelt vornehmlich die Probleme der ökonomischen Regulierung. Es sind darüber in der letzten Zeit verschiedene gute Arbeiten in England erschienen[1]), denen sich die D.sche jetzt anfügt. Nur in recht untergeordneten technischen Einzelfragen scheinen, wenn man diese Arbeiten zusammennimmt, noch Differenzen zu bestehen. Kurt Mandelbaum (London).

Pigou, A. C., *Socialism versus Capitalism. Macmillan and Co. London & New York* 1937. *(*139 *S.;* 4 *s.* 6 *d.,* $ 2.25*)*

Die schroffe Ungleichheit der Einkommen, die inadäquate Verteilung der Produktivkräfte und die periodische Vernichtung von Gütern in den Krisen lassen nach Pigou die Kritik an der bestehenden Wirtschaftsordnung im

---

[1]) Vgl. u. a. die Besprechungen im vorigen Heft dieser Zeitschrift.

wesentlichen als berechtigt erscheinen. Diese Kritik enthalte starke Argumente für den Sozialismus, der in der Tat Ungleichheit und Krisen in einer Weise beseitigen könne, wie das heute auch durch radikale Eingriffe nicht möglich sei. Eine bessere Verteilung der Produktivkräfte erfordere, wenn auch nicht generellen Sozialismus, so doch wenigstens die Kontrolle oder Verstaatlichung aller Zweige, die eine ausgeprägt monopolistische Position haben. Die Behauptung der Sozialismus-Gegner, dass mit Privateigentum, Profit und kapitalistischer Konkurrenz auch die Antriebe zur Steigerung der technischen Effizienz und der individuellen Arbeitsleistung wegfielen, ist nach P. nicht überzeugend. Die prinzipielle Möglichkeit einer rationalen Kostenrechnung im Sozialismus sei unbestreitbar : man könne, wo keine Märkte mehr bestehen, mit einem System von Verrechnungspreisen und -zinssätzen arbeiten, das theoretisch allen Anforderungen genügte. Aber die praktischen Schwierigkeiten seien hier immens „except in a world of supermen, many and grave lapses are certain to occur. In any country where socialism as an ideal is being weighed against capitalism as a fact, this truth must be borne in mind. Pro tanto, it constitutes an argument against change.“

Die Überlegenheit des Sozialismus ist — so schliesst P. ab — im vorhinein wissenschaftlich nicht zu demonstrieren. Der Erkenntnis fehlten wesentliche Anhaltspunkte, aber deswegen der praktischen Stellungnahme auszuweichen, bedeute bereits, zugunsten des Bestehenden zu entscheiden. P. selbst befürwortet eine graduelle Umformung der kapitalistischen Ordnung, etwa im Sinne eines sozialistischen Reformismus. Eine entwicklungstheoretische Fragestellung, die zugleich politisch-soziologisch sein müsste, hätte die Untersuchung an vielen Stellen weiter geführt, aber sie liegt der ökonomischen Theorie in ihrer heutigen Gestalt und liegt auch P. fern.

Kurt Mandelbaum (London).

Nonnenbruch, Fritz, *Die dynamische Wirtschaft. Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf. München* 1936. *(295 S.; RM.* 4.80*)*

Der Verf. gilt als der eigentliche Wirtschaftstheoretiker der NSDAP. Jedoch ist der Ausdruck Theoretiker mit Vorbehalt zu gebrauchen. Denn gleich zu Anfang seines Buches führt Nonnenbruch eine heftige Fehde gegen die Wirtschaftstheorie überhaupt, „weil es unmöglich ist, eine Theorie aufzustellen, die dem realen Sachverhalt in vollem Umfang gerecht wird und die die Dynamik der Tatsachen berücksichtigen kann.“

Aber gerade dieser Ausgangspunkt der Theorielosigkeit lässt sich durchaus ernst nehmen. Denn der Nationalsozialismus ist bewusst programmlose Praxis, und es ist nur folgerichtig, dass er keine Theorie sein will. Wohl aber bietet N., wenn man über die agitatorischen Elemente hinwegsieht, durchaus die Möglichkeit, die eigentliche Geisteshaltung kennenzulernen, die der deutschen Wirtschaftspolitik der letzten Jahre zugrunde liegt : vor allem den unbedingten Glauben an die wirtschaftspolitische Allmacht des Staates, an einen „deutschen Sozialismus“, der in Wirklichkeit ein staatlich straff zusammengefasster Kapitalismus ist. Diese Allmacht gilt nach N. vor allem auf dem Gebiete der Arbeitsbeschaffung ; zur Zeit als

das Buch geschrieben wurde, stand diese und noch nicht so sehr die Wehrwirtschaft im Vordergrund der deutschen Wirtschaftspolitik.

Diese Arbeitsbeschaffung ist laut N. das erste Erfordernis eines volkswirtschaftlich orientierten Rentabilitätsprinzips, ohne Rücksicht auf Eigenart des Produktes oder Höhe des Lohnes. Der Mechanismus dieser Wirtschaftspolitik ist der folgende : Der Staat vergibt Aufträge an die Privatwirtschaft, lässt diese grosse Gewinne machen, um dann das neugebildete Kapital durch Steuern oder Anleihen abzuschöpfen und daraus neue Arbeitsbeschaffung zu leisten. Da der Kapitalismus — und in diesem einen Punkte stimmen wir N. zu — mit ständiger privater Kaufkraft genügender Art und Ausdehnung unvereinbar ist, muss seines Erachtens der Staat zum Hauptträger der Kaufkraft werden ; N. glaubt, darin auch das Mittel zur Stabilisierung der Konjunktur durch den Nationalsozialismus zu sehen. Andererseits lehnt er an mehreren Stellen eine „Planwirtschaft" ab (was er vielleicht nach dem „Vierjahrplan" auch nicht mehr getan hätte).

Wenn man sich nun fragt, weshalb N. eine solche Wirtschaft als dynamisch bezeichnet, so wird man hier vergeblich nach einer Untersuchung der ökonomischen Dynamik etwa im Sinne Schumpeters oder Clarks forschen. Dynamisch heisst hier einerseits expansiv-imperialistisch, andererseits technisch-intuitiv. Die Vergötterung der Technik, die eines der wesentlichsten Merkmale dieses Buches ist, erscheint uns im übrigen als naheliegendes Korrelat zu jener Theorielosigkeit : aus dem Mittel wird der Selbstzweck. Der Glaube an die Allmacht einer vom Staate gesteuerten Technik wird namentlich auch auf die Aussichten künstlicher Rohstoffe angewandt. Das Buch enthält — ohne eine systematische Materialsammlung zu sein — ausführliche Erläuterungen der Motive und Methoden nationalsozialistischer Finanz-, Agrar- und Aussenhandelspolitik.

Albert Lauterbach (London).

Kaulla, Rudolf, *Staat, Stände und der gerechte Preis. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik des ökonomischen Wertproblems. Julius Springer. Berlin-Wien* 1936. *(*161 *S. ; RM.* 9.—*)*

Der Verf. enthüllt nach einem kurzen Überblick über die Bedeutung des Begriffs des „gerechten Preises" in den früheren Werttheorien seine eigene Wertlehre, die als Grundlage für seine Stellungnahme zum Problem der Preisgerechtigkeit dienen soll. Indem er von der Funktion des Warenwertes als Mittel zur Existenzsicherung der wirtschaftenden Menschen ausgeht, greift er auf das eherne Lohngesetz zurück, um es zum allgemeinen Preisgesetz auszuweiten. Dabei legt er den Nachdruck auf die Rechts- und Staatsbedingtheit der Wertbildung. Vor allem ist ihm daran gelegen, den Mechanismus der Eingriffe des autoritären Staates in die freie Wirtschaft als im Dienste der höheren Preisgerechtigkeit stehend ideologisch zu rechtfertigen. So werden Gesetze und Massnahmen, die im Sinne der bestehenden Gesellschaftsordnung zweckmässig sein mögen, dadurch als „gerecht" nachgewiesen, dass aus ihrer relativen Zweckmässigkeit ein Begriff der absoluten Gerechtigkeit abstrahiert wird, der nun seinerseits jene Zweckmässigkeit zu legitimieren hat. Selbstverständlich vermag Kaulla ebenso-

wenig wie seine zahlreichen Vorgänger für die den Preisgesetzen zugrunde zu legende Gerechtigkeit einen Massstab anzugeben, der über Gemeinplätze wie Unparteilichkeit, Gemeinwohl usw. hinausginge.

Ossip Flechtheim (Genf).

Daugherty, Carroll R., Melvin G. de Chazeau, Samuel S. Stratton, *The Economics of the Iron and Steel Industry.* 2 *Bde. McGraw Hill Book Company. New York und London* 1937. *(XXXIII u.* 1188 *S.;* $ 12.—, 70 *s.)*

Bonbright, James C., *The Valuation of Property. Publ. under the auspices of the Columbia University Council in the Social Sciences.* 2 *Bde. McGraw Hill Book Company. New York und London* 1937 *(XX u.* 1271 *S.;* $ 12.—, 73 *s.)*

How Profitable is Big Business? Hrsg. v. Alfred L. Bernheim. Twentieth Century Fund. New York 1937. *(XVIII u.* 201 *S.;* $ 2.—*)*

Big Business: Its Growth and Its Place. Hrsg. v. Alfred L. Bernheim. Twentieth Century Fund. New York 1937. *(XV u.* 102 *S.;* $ 1.35*)*

Sloan, L. H. u. a., *Two Cycles of Corporation Profit,* 1922-1933, 1934-19xx. *Harper & Brothers. New York* 1936. *(VII u.* 428 *S.;* $ 4.50*)*

Ökonomische Theorie wie ökonomische Praxis haben sich seit längerem in den Vereinigten Staaten in einer Zone der Unentschiedenheit bewegt. Die Probleme, die im Bereich der theoretischen Ökonomik aufgeworfen worden sind, ebenso wie die vorgeschlagenen Lösungsversuche, können nicht unmittelbar in wirtschaftspolitische Antworten übertragen werden. Verfechter der modernen theoretischen Ökonomie sind so zu dem Versuch gezwungen, das wirtschaftliche Leben in seinen gesamten Tatsachenaspekten im Sinne ihrer neuentwickelten Richtlinien umzuorganisieren. In einem solchen Prozess erfahren die theoretischen Konzeptionen, die zugrunde liegen, eine weitere Modifizierung und Anpassung an die empirische Wirklichkeit.

Die theoretische Diskussion der letzten Zeit zentrierte um die Probleme des Monopols, der Monopolpreise und der Monopolprofite, Probleme, die, in den Datenbestand der ökonomischen Theorie eingefügt, eine veränderte Blickrichtung für den Ablauf ökonomischer Phänomene erzwingen. Zugleich aber sieht sich die ökonomische Praxis vor die Frage gestellt, ob sie den neuen Datenbestand unangetastet akzeptieren oder ihn einer Veränderung unterwerfen soll, die ein reibungsloseres Funktionieren des gesamten Systems ermöglicht.

Was die theoretische Diskussion selbst betrifft, so haben sich während der letzten Jahre die grundlegenden Begriffe der ökonomischen Wissenschaft : Kapital, Privateigentum, Profit, Konkurrenz, Monopol wie viele andere mehr, in einem ausgesprochenen Umänderungsprozess befunden, der selbst wieder die Veränderung der ökonomischen Struktur reflektiert. Einen der bedeutendsten Beiträge der letzten Zeit stellt das kürzlich veröffentlichte zweibändige Werk von James C. Bonbright, Professor an der Columbia University, dar, das die sorgfältige Durchsicht jedes ökonomischen

Wissenschaftlers verdient. Seit der industriellen Revolution, wie auch schon vor ihr, hat der Begriff des Wertes und der ihm korrespondierende der Bewertung im Mittelpunkt der theoretischen Diskussion und des praktischen wirtschaftlichen Lebens gestanden. B.s Buch beschäftigt sich jedoch im wesentlichen nicht mit der Erforschung der Wertgesetze, wie wir sie in den ökonomischen Lehrbüchern zu finden gewohnt sind. Es nimmt den Begriff des Wertes und den der Bewertung als eine gegebene Erfahrungstatsache des wirtschaftlichen Lebens an und stellt fest, welches die zugrunde liegenden Tatbestände in den Wertentscheidungen der ökonomisch wirksamen Institutionen sind. Es analysiert Bewertungsvorgänge, wie sie sich in den Entscheidungen der Gerichte, der zuständigen staatlichen Regulierungsstellen, den Berichten von Taxatoren finden.

Der Sinn seiner Unternehmungen ist daher nicht der, das Gebiet der Werttheorie zu erweitern oder zu modifizieren. Es soll vielmehr die Funktion von Bewertungsvorgängen in der modernen Wirtschaft aufgezeigt werden, wobei die Verschiedenartigkeit und Vielfältigkeit des Wertbegriffs, wie er in der Praxis tatsächliche Anwendung findet, eine eigentümliche, für jeden theoretischen Ökonomen wertvolle Beleuchtung erfährt. Darüber hinaus dürfte aber auch die ökonomische Praxis Anregung von den in diesem Buch aufgezeigten Konflikten erfahren, die aus ökonomisch wirksamen Wertentscheidungen resultieren. Seit den Tagen, da die zunehmende Konzentration und Zentralisation von Kapital die rein private Interessensphäre des Einzelkapitalisten oder einer Gruppe von Kapitalisten überschritt und damit ein öffentliches Interesse in Anspruch nahm, haben sich solche Wertentscheidungen zu Brennpunkten des Kampfs und der Konflikte entwickelt, indem sie den Grenzbezirk der privaten Interessensphäre gegen die öffentliche abzustecken suchten. Es ist um solche Konflikte herum, dass sich ein grosser Teil der wirtschaftlichen Geschichte der Vereinigten Staaten während der letzten 40 oder 50 Jahre abspielt. In diesem Konflikt zwischen dem privaten und dem öffentlichen Interesse haben Fragen des materiellen und moralischen Verschleisses des Kapitals, die ja nur einen Aspekt des umfassenderen Wertbegriffs darstellen, eine wesentliche Bedeutung bekommen. Das vorliegende Buch behandelt diese daher in grosser Ausführlichkeit.

Es ist oft behauptet worden, dass monopolistische Kontrolle und Macht auf ökonomischem Gebiet sich zwangsläufig auf politischem in zunehmender Zentralisation und progressiv fortschreitender Einschränkung individueller Freiheit reflektieren. Es ist daher klar, dass ein wirtschaftliches Programm, das sich zum Ziel setzt, die Konkurrenz, wenn auch auf monopolistischer Basis, wiederherzustellen — wie es z. B. in dem Public Utility Holding Company Act der Roosevelt-Regierung vorliegt —, sich dem gesamten Fragenkomplex gegenüberbefinden wird, den B. behandelt.

Während B. sich mit den Fragen des Wertes von dem allgemeinen Gesichtspunkt aus beschäftigt, auf welchem Wege Wert bestimmt und etabliert wird, versuchen Daugherty, Chazeau und Stratton, die Autoren der zweibändigen Untersuchung über die Eisen- und Stahlindustrie in den Vereinigten Staaten, die neueren in der theoretischen Diskussion entwickelten Konzeptionen über Monopolpreis und monopolistische Konkurrenz auf

die Probleme einer bestimmten Industrie, nämlich der Eisen- und Stahlindustrie, anzuwenden. Die Untersuchung, die im Auftrag der ökonomischen Fakultät der Universität Pittsburgh unternommen wurde, hatte sich zunächst die Aufgabe gestellt, die Wirkungen des NRA-Codes auf die Stahlindustrie, d. h. der durch die NRA begünstigten Kartellisierung in der Industrie, einzuwerten. Da aber während der Zeit der Untersuchung die NRA und die mit ihr gegebene äussere Form des Kartells durch den Machtspruch des Obersten Gerichtshofes beseitigt wurde, haben die Verf. den Bereich ihrer Untersuchung auf die Probleme der Eisen- und Stahlindustrie in ihrer Gesamtheit erweitert.

Die Kapitel, die sich auf die Fragen der Arbeitsbedingungen, der Beziehungen zwischen Arbeitern und Unternehmern, der Löhne, der Gewerkschaften usf. beziehen, scheinen in keiner Weise von dem Standort, an dem die Untersuchung stattfand, beeinflusst zu sein. Anders liegen die Dinge jedoch, sobald sich die Aufmerksamkeit den Problemen zuwendet, die unmittelbar Fragen der Kontrolle, des Monopols, der monopolistischen Konkurrenz berühren. Hier finden wir, dass die Position der Industrie, die geschichtlichen Resultate ihrer Entwicklung und ihre daraus entspringende Struktur als eine Gegebenheit betrachtet wird, die keine weitere ökonomische Durchleuchtung erfordert. Die Preispolitik der Industrie, die sich auf ein System willkürlich angesetzter Frachtstandorte gründet, die Wirkung fixer Kosten bei einer industriellen Struktur, die diesen ein variables Gewicht im Wechsel der ökonomischen Konjunktur erteilt, die Kapitalzusammensetzung der Industrie selbst, insofern sie deren geschichtliche Entwicklung reflektiert — diese und andere Bereiche ökonomischer Analyse, die für die Beurteilung monopolistischer Verhältnisse in der Industrie von entscheidender Bedeutung wären, bleiben im wesentlichen ununtersucht. Dabei soll durchaus nicht das Verdienst der Autoren geschmälert werden, die gegen den Widerstand der Industrie Tatsachen ans Tageslicht fördern, die bis zu dieser Publikation der Öffentlichkeit unbekannt waren.

Die Untersuchungen, die der Twentieth Century Fund über die Rolle grosskapitalistischer Unternehmungen in den Vereinigten Staaten veröffentlicht und von denen die beiden ersten hier vorliegen, scheinen sich dem Problemkomplex mit einer ähnlichen Scheu zu nähern und kommen daher zu einer gewissen Unterbewertung der Rolle und Bedeutung solcher monopolistischen Gefüge in der gegenwärtigen ökonomischen Struktur. Der erste der beiden vorliegenden Bände sucht das Wachstum der kapitalistischen Organisationsformen in den Vereinigten Staaten nachzuzeichnen und eine statistische Übersicht über das spezifische Gewicht der Riesenunternehmungen im amerikanischen Wirtschaftsleben zu geben, ohne aber die Bedeutung der statistischen Tatsachen zu diskutieren. Das Buch enthält wenig Neues. Es gibt im wesentlichen das Ergebnis von Zensusuntersuchungen und die Einkommensstatistik der Steuerbehörden wieder. Aber es stellt immerhin eine kompetente Zusammenstellung der auf diesem Gebiet bekannten statistischen Tatbestände dar.

Die statistischen Tatsachen, die das Buch enthält, würden jedoch reichere Früchte gezeitigt haben, hätte die Arbeit zunächst die angewandten

theoretischen Konzeptionen einer kritischen Analyse unterzogen. So würde man z. B. erwarten, dass eine Arbeit dieser Natur von einer klaren Vorstellung ausginge, wie für den Zweck der Untersuchung eine Industrie oder eine industrielle Kombination zu definieren sei, besonders da diese Begriffe während der theoretischen Diskussion der letzten Jahre eine eingehende Behandlung erfahren haben. Die Abwesenheit solcher Klarstellungen hat in vielen Fällen die Schlüssigkeit der statistisch gewonnenen Resultate ausserordentlich beeinträchtigt.

Der zweite Band behandelt Fragen der Rentabilität grosskapitalistischer Unternehmungen. Er beschäftigt sich mit Fragen wie dem Verhältnis zwischen dem Umfang der Unternehmung und dem Profit, zwischen Unternehmungsgrösse und Kapitalumschlag, wie auch zwischen Umfang und Dividendenzahlungen. Dieser allgemeine, umfangreichere Teil der Untersuchungen ist auf eine zeitliche Spanne von wenigen Jahren beschränkt, während ein zweiter Teil sich mit Fragen ähnlicher Natur auf einer breiteren, zusammenhängenden zeitlichen Basis befasst. Die Ergebnisse, zu denen die Analyse insgesamt kommt, sind, dass grosse Kapitalgesellschaften eine geringere Rentabilität aufweisen als kleinere in Jahren, in denen sie mit Profit arbeiten, während die Verluste bei grösseren Kapitalgesellschaften proportional zur aufgewandten Kapitaleinheit kleiner sind als bei Gesellschaften mit geringerem Kapitalumfang. Weite des Kapitalumfangs wirkt daher, wie die Autoren behaupten, als ein Stabilisierungsfaktor.

Eine Ergänzung dieses Berichtes in bezug auf die Frage der Rentabilität findet sich in dem Buch von Sloan, das die publizierten Bilanzen von 135 führenden amerikanischen Industriegesellschaften für eine zusammenhängende Zeitspanne analysiert und den gesamten, während eines ökonomischen Zyklus auf die angewandte Kapitaleinheit entfallenden Profit grössenmässig abzugrenzen versucht, wobei natürlich das Ergebnis einer solchen Untersuchung für die Zwecke ökonomischer Theorie nur mit Vorsicht zu verwerten sein wird. Der Zyklus, der dieser Analyse zugrunde liegt, ist die Periode, die mit dem Aufschwung von 1922 beginnt und mit der Vorbereitung des neuen Aufschwungs im Jahre 1933 endet. Diese Analyse beschränkt sich jedoch nicht auf die Gesamtheit der zu untersuchenden Gesellschaften, sondern unternimmt es, die Eigentümlichkeit der Profitsituation in den verschiedenen industriellen Zweigen, denen die Gesellschaften angehören, zu untersuchen und den auf die Kapitaleinheit entfallenden Profit in einem Industriezweig mit dem in der Gesamtindustrie zu konfrontieren.

Die wichtigste Schlussfolgerung, zu der der Autor kommt, ist zahlenmässig die, dass für die Zwölfjahrperiode von 1922-1933 der jährliche Gewinn für die 135 grossen Industriegesellschaften 5,6 % auf das investierte Kapital betrug. „Diese Zahlen," fügt der Autor hinzu, „zerstören eine Tradition, nämlich die, dass der durchschnittliche amerikanische Geschäftskonzern, zumindest über eine Reihe von Jahren berechnet, ungeheure Profite einheimst; sie beweisen, dass die zur Ausschüttung gelangenden Profite, absolut gesehen, bescheiden sind und, relativ gesehen, niedrig. Sie sind besonders niedrig, wenn man sie mit den Einkommensmöglichkeiten

aus anderen Investitionen vergleicht und wenn man dabei das Risiko in Betracht zieht, das Anlagen dieser Art involvieren." Die statistische Zuverlässigkeit der Zahlen, die S. in seinem Buch verwendet, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Was jedoch theoretisch, wie auch für die praktische Wirtschaftspolitik von grösster Relevanz ist, ist ihre Bedeutung, die sich erst vom Blickpunkt einer ökonomischen Theorie ergeben wird, welche die Gesamtheit der neueren ökonomischen Phänomene in den wesentlichen Tendenzen ihrer Entwicklung zusammenfassend widerspiegelt.

Julian Gumperz (New York).

Tilden, Arnold, *The Legislation of the Civil-War Period Considered as a Basis of the Agricultural Revolution in the United States. The University of Southern California Press. Los Angeles* 1937. *(*160 *S.;* $ 2.—*)*

Noch während des Civil War hatte der Norden die Tore zu den gigantischen Land-Reserven West-Amerikas weit geöffnet. Diesen sich überstürzenden Strom in die „unbegrenzten Möglichkeiten" schildert und untersucht das ausgezeichnete Buch von Tilden.

Die relative Überbevölkerung der schon industrialisierten Gebiete, vermehrt um eine mit allen Mitteln der Aufmunterung herbeigezogene Immigration aus Europa, überflutete den Westen (zunächst den sogenannten Mittelwesten) in solchen Massen, dass nach 30 Jahren von mehr als einer Milliarde Acres nur 516 Millionen Acres zur Disposition der Regierung blieben. Aber von dem verteilten Land waren am Ende dieser 30 Jahre (1890) nur 216 Millionen Acres, das ist weniger als die Hälfte, unter Kultur. Schon damit war das Homestead-Gesetz Lincolns gescheitert. Denn Heimstätten sollten begründet werden, aber die wüsteste Spekulation war die Folge dieser generösesten Freilandzuweisung aller Zeiten. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten wurde in jenen drei Jahrzehnten um 31,5 Millionen Menschen vermehrt, eine Aufwärtsbewegung, die sich noch längere Zeit in ähnlichem Tempo fortsetzte. Indes, trotz enormer Steigerung der Einwohnerzahl von 1890 bis 1900, hat sich das unbesiedelte Gebiet, hauptsächlich in den Weststaaten, noch vermehrt.

Nunmehr folgt T. den Wegen dieser Erschliessung und Nichterschliessung, besonders der spekulativen Konstruktion der amerikanischen Überlandeisenbahnen, die durch riesige Landschenkungen an die Eisenbahngesellschaften ermöglicht wurde und begleitet war von einer die Freilandgewalt der Bundesregierung und der Staatenverwaltungen in geradezu grotesker Weise ausbeutenden „Buchführung".

Der schnell wachsenden Industrie und dem Bankkapital waren die erhofften Märkte und Anlagegelegenheiten fast im Übermass dargeboten, aber die trotz Riesenbrache aufschiessende Getreideproduktion vernichtete die Hoffnungen auf Preisbeständigkeit oder gar Preissteigerung und schlug erschütternd auch gegen den Nordacker, die Nordindustrie und deren Bankkapital. Mechanisierung der Ackerproduktion, Überlastung durch Hypotheken und andere Kredite, Freisetzung von Landarbeitskräften, Farmkonzentration (Landmonopole) verschärften die Unstabilität im

Norden. Wäre nicht der wachsende Getreideexport nach Europa gewesen, die furchtbarste Panik hätte die Vereinigten Staaten heimgesucht. USA. wurde das Land des „one crop system“, die rapide Expansion bedeutete zugleich extensive Farm- oder besser kapitalistische Plantagenwirtschaft ohne Sklaverei. Hier haben wir auch die Hauptursache der Erosionserscheinungen, der Dürren und vernichtenden Überschwemmungen in den letzten Jahren. Alfons Goldschmidt (New York).

Nourse, Edwin G., Joseph S. Davis, John D. Black, *Three Years of the Agricultural Adjustment Administration. Brookings Institution. Washington, D. C.* 1937. *(XIV u.* 600 *S.;* $ 3.50*)*

Goldstein, Joseph M., *The Agricultural Crisis. John Day Company. New York* 1935. *(VII u.* 257 *S.;* $ 4.—*)*

Schafer, Joseph, *The Social History of American Agriculture. The Macmillan Co. New York* 1936. *(IX u.* 302 *S.;* 2.50*)*

Farmgesetzgebung, wie sie in den Vereinigten Staaten in den letzten Jahren eingeführt worden ist, stellt nur der Methode und dem Umfang der aufgeworfenen administrativen Probleme nach etwas entschieden Neues dar. Die Grundsätze und Gedanken, die in ihr ihren Niederschlag gefunden haben, lassen sich durch die letzten zehn Jahre verfolgen oder gehen sogar in ihren Ursprüngen viel weiter zurück.

Jedenfalls bilden die Fragen der Durchführung, die durch die gesetzgeberischen Massnahmen aufgeworfen worden sind, ein eigenes Forschungsgebiet. Die ersten sieben Arbeiten über verschiedene Aspekte des Agricultural Adjustment Act und seiner Durchführung, die das Brookings Institute veröffentlicht hat, beschäftigen sich überwiegend mit Problemen dieser Art. Sie behandeln die Wirkungen der Regelung auf Weizen, Viehzucht, Baumwolle, Tabak und die Milchwirtschaft und gehen dem Funktionieren der Vereinbarungen zwischen den Produzenten und der Regierung nach, die unter dem Gesetz getroffen wurden.

Die vorliegende Untersuchung stellt sich eine grössere Aufgabe. Sie setzt sich zum Ziel, eine Übersicht über die wirtschaftlichen Ergebnisse des Agricultural Adjustment Act für die Landwirtschaft selbst zu geben und darüber hinaus ihren Beitrag zum gesamtwirtschaftlichen Aufschwung abzuwägen. Damit unternimmt der vorliegende Band eine Analyse der Farmgesetzgebung nicht in ihren unmittelbar administrativen Aspekten, sondern im gesamtwirtschaftlichen Rahmen der langen Geschichte der Agrartheorie und Agrarreform, der sie selbst angehört.

Das der Untersuchung zugrunde liegende Verfahren ist eingestandenermassen empirisch und induktiv. Denn die Autoren sind der Meinung, dass „alle Weisheit, die die Ökonomen in der Erforschung vergangener wirtschaftlicher Phänomene gewonnen haben, weder uns noch irgendeinen anderen in den Besitz eines Systems wissenschaftlicher Gesetze oder kategorialer Prinzipien gesetzt hat, das deduktiv auf das sich neu gestaltende Experiment des ‚agricultural adjustment‘ angewendet werden könnte.“

Es scheint indessen dem Autor dieser Besprechung, dass die Verf., wären sie nicht so bescheiden gewesen, eindrucksvollere Ergebnisse erzielt

hätten, wenn sie sich auf eine präzisere und vielleicht deduktivere Analyse der allgemeinen sozialen und politischen Lage eingelassen hätten, in der die Notwendigkeit und Wesentlichkeit der besprochenen Gesetzgebung begründet war. Warum haben die landwirtschaftlichen Depressionen der 70er Jahre keine Pläne hervorgebracht, wie sie unter dem Agricultural Adjustment Act Gesetz geworden sind, und warum kamen in unserer Generation Parolen auf wie „Gleichheit für die Landwirtschaft", die zu einer Gesetzgebung des Charakters führten, wie wir sie in den vergangenen Jahren erlebt haben ? Ist nicht die Annahme gerechtfertigt, dass die landwirtschaftlichen Depressionen früherer Zeiten von anderer Natur waren als die unserer Epoche ?

Man darf wohl annehmen, dass die Agrardepressionen nach der industriellen Revolution wesentlich durch Faktoren auf der Nachfrageseite bestimmt waren, die zu ernsthaften Preisstörungen führten. Gewiss spielen solche Faktoren immer noch eine wichtige Rolle, aber sie erscheinen unter den heutigen Bedingungen nicht als wesentlich oder allein massgebend. Es hat den Anschein, dass die kapitalistische Produktionsweise einen wachsenden Bereich der Landwirtschaft durchdringt und dass infolgedessen der für die Industrie charakteristische Konjunkturzyklus sich auch in der Landwirtschaft durchzusetzen beginnt. Indirekte Rückwirkungen des Industriezyklus auf Farmeinkommen und Farmpreise hat es immer gegeben, aber heute beginnt die Landwirtschaft unabhängige zyklische Schwankungen mit eigener Periodizität zu zeigen. Und es scheint daher, dass eine weniger begrenzte Interpretation und Analyse gegeben worden wäre, wenn das Brookings Institute den Versuch gemacht hätte, die Farmgesetzgebung nicht in erster Linie von einem landwirtschaftlichen Blickpunkt her zu sehen, sondern die Gesamtheit der ökonomischen und sozialen Tendenzen in Betracht zu ziehen.

In seiner Begrenzung stellt der Brookingsbericht heute jedoch die einzige zusammenfassende und einigermassen zureichende Behandlung des Themas dar. In seinen ersten 14 Kapiteln gibt er eine gedrängte Beschreibung des Agricultural Adjustment Act in der Praxis, in einem späteren Kapitel behandelt er die Wirkungen des Gesetzes auf den Konjunkturaufschwung im wesentlichen vom Standpunkt der Kaufkrafttheorie. Das Schlusskapitel analysiert die allgemeinen Gesichtspunkte des Gesetzes und bringt in einigen ergänzenden Erklärungen zweier Autoren abweichende Bewertungen, die manche Feststellungen der früheren Kapitel wesentlich erhellen.

Goldsteins Buch, das die Agrardepression in ihren weltwirtschaftlichen Aspekten behandelt, ist eine nützliche Ergänzung des Brookingsberichtes. Es beschreibt und analysiert die internationalen Probleme der landwirtschaftlichen Krise. Der Autor, der im Jahre 1913 in einem Bericht für die zaristische Regierung die Agrarkrise vorausgesagt hat, versichert mit Recht, dass die gegenwärtigen Schwierigkeiten der Landwirtschaft nicht vorübergehender Natur seien. Die ökonomischen und sozialen Implikationen dieser Annahme untersucht er allerdings nicht.

Schafers Buch behandelt die Landwirtschaft mehr unter sozialen als unter ökonomischen Gesichtspunkten. Es gehört der Anschauung zu, die im Boden den letzten Schrein aller menschlichen Werte sieht. Der

Autor erklärt : „Mittelstadt, Kleinstadt, Dorf und Land, die bisher noch von einer ländlichen Psychologie beherrscht sind, weisen noch immer die alten amerikanischen Grundtugenden auf : ein bestimmtes Wertgefühl, nachbarschaftliche Gesinnung, Moral und Religion.“ Die Zukunft der Landwirtschaft, ihre soziale und politische Rolle im amerikanischen Leben, wird weniger von den Eigenkräften der Landwirtschaft bestimmt werden als von den Tendenzen, die für den säkularen Niedergang der Landwirtschaft im Rahmen der amerikanischen Wirtschaft verantwortlich waren.

Julian Gumperz (New York).

Piettre, André, *L'évolution des ententes industrielles en France depuis la crise. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1936. *(*243 *p. ; fr. fr.* 30.—*)*

De Magondeaux, Odette, *Les ententes industrielles obligatoires et le corporatisme en France. Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris* 1937. *(*163 *p. ; fr. fr.* 30.—*)*

Ballande, Laurence, *Les ententes économiques internationales. Librairie Technique et Économique. Paris* 1937. *(VI et* 374 *p. ; fr. fr.* 30.—*)*

Kypriotis, M., *Les cartels internationaux. Librairie Technique et Économique. Paris* 1936. *(*327 *p. ; fr. fr.* 30.—*)*

Monographie des seules ententes françaises depuis la crise, le livre de A. Piettre vaut par des qualités de clarté dans la présentation du sujet. A. P. oppose les ententes libres aux ententes obligatoires et note que les accords volontaires, en raison même des incidences de la crise, ont dû se spécialiser : les uns visant (dans l'industrie métallurgique, les houillères, l'industrie chimique) à réduire la surproduction, les autres à remédier au suroutillage constant, à l'excès des capitaux fixes, au suréquipement.

L'effacement du libéralisme traditionnel devant l'étatisme, au cours de la crise, a permis l'apparition de deux sortes d'ententes obligatoires. Il arrive que l'initiative des accords reste aux particuliers, mais l'État en élargit le champ d'application ; parfois aussi, on se trouve en présence d'ententes imaginées et imposées par l'État dans les industries d'intérêt général ou même d'intérêt privé, au cas où les intéressés s'avèrent incapables d'organiser leur profession.

Traitant des ententes dans l'industrie textile, A. P. signale les différences entre entente et corporation : l'entente n'ayant pour but que de réaliser sur certains points particuliers des accords restrictifs de la liberté de vendre ou de produire, la corporation tendant à régir toute la profession mais laissant ses membres libres de produire et de vendre où et comme ils l'entendent. Ces différences, suivant A. P., expliqueraient que „l'industrie où est né le corporatisme (l'industrie lainière) est celle-là seule d'où ne soit sortie aucune entente classique contre la surproduction. “(p. 64).

Ces différences essentielles, Mlle O. de Magondeaux ne les a certes pas décelées. Elle confond curieusement la représentation professionnelle, telle qu'elle peut jouer en France au Conseil National Économique, avec le corporatisme et donne comme exemple d'ententes industrielles de simples

conventions collectives de travail. D'une façon générale, Mlle O. de M. n'est pas heureuse dans ses efforts d'élucidation doctrinale : c'est ainsi qu'elle attribue à M. Bernard Lavergne la paternité des conceptions de Fourier et qu'elle emprunte à M. Charles Maurras un raccourci des idées de la C. G. T. sur le fédéralisme et la représentation professionnelle. Son analyse du régime légal des ententes économiques en France et du projet Marchandeau relatif aux accords obligatoires est heureusement plus correcte.

Le livre de Mme Ballande est le complément de celui de A. P. Étude à la fois monographique et statistique de toutes les ententes internationales actuellement existantes, quelles que soient leurs modalités juridiques ou économiques, pourvu qu'elles exercent une influence sur l'évolution du marché international, il souligne l'importance du phénomène des ententes industrielles et la nécessité de son étude impartiale. L'inventaire patient de Mme B., dont nous ne connaissons pas d'analogue, apporte encore une contribution efficace et originale à l'étude des mouvements généraux de prix. Les recherches de Mme B. sont susceptibles de fournir en particulier des indications suggestives sur la formation des prix cartellisés.

Le livre de Kypriotis est une synthèse de la littérature allemande, anglaise, française et italienne concernant les cartels internationaux (terme qui paraît à l'auteur plus exact et plus approprié que celui d'ententes). K. a méticuleusement dépouillé livres, rapports, journaux et revues. Sa bibliographie est précieuse, bien qu'il faille ici encore regretter des négligences de transcription : il n'est presque aucun mot allemand qui ne soit déformé. Son étude est descriptive et critique. K. indique l'histoire, les causes du développement, la nature, les conditions de formation, l'organisation des cartels internationaux. Cette description élégante et précise s'accompagne de monographies particulières, illustrées de graphiques. Toute cette partie de son livre, la plus importante du reste, est en tous points excellente. L'appréciation critique des cartels internationaux paraît moins originale et moins heureuse. A. Dauphin-Meunier (Paris).

O'Brien, T. H., *British Experiments in Public Ownership and Control; A study of the Central Electricity Board, the British Broadcasting Corporation, London Passenger Transport Board. George Allen & Unwin. London* 1937. *(*340 *S.;* 10 *s.* 6 *d.)*

Der Verf. behandelt in diesem Buch drei der bedeutendsten englischen öffentlichen Betriebe und gibt dabei nicht nur eine Übersicht über ihre Entstehung, ihre Funktionen im öffentlichen Leben, ihre wirtschaftliche und finanzielle Lage, sondern geht auch auf technische Fragen ein, die bei der Zusammensetzung der Leitung, der Auswahl und Ausbildung des Personals usw. eine Rolle spielen. Der Autor glaubt, aus der Tätigkeit und den Erfahrungen dieser Betriebe allgemein gültige Feststellungen über Probleme der öffentlichen Wirtschaft treffen zu können.

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die Frage der Kontrolle der öffentlichen Betriebe. Die von dem Autor behandelten Betriebe unterstehen nicht der direkten Kontrolle des Parlaments, sondern werden nach Rentabilitätsgrundsätzen bewirtschaftet. Die Leitung verfügt dabei über

ein grosses Mass von Selbständigkeit in Bezug auf die Geschäftsführung des Unternehmens und ist lediglich der Kontrolle durch die öffentliche Meinung unterworfen. Der Verf. ist der Ansicht, dass diese Art der Kontrolle jeder politischen Kontrolle vorzuziehen sei, da sie eine Geschäftsführung nach Rentabilitätsgesichtspunkten gestatte und gewährleiste.

Wir sind überzeugt, dass entsprechende Untersuchungen über die Erfahrungen, die man gegenwärtig in Frankreich nach der Verstaatlichung der Rüstungsindustrie macht, und eine Darstellung der öffentlichen Betriebe in faschistischen Ländern aufschlussreiche Feststellungen über die Methoden und Ergebnisse dieses stärksten Grades staatlicher Intervention in das Wirtschaftsleben ermöglichen würden. K. W. Kapp (New York).

Goodrich, Carter u. a., *Migration and Economic Opportunity. University of Pennsylvania Press. Philadelphia. Oxford University Press. London* 1936. *(XVII and* 763 *pp.; $* 5.—, 22 *s.* 6 *d.)*

Wanderungen sind seit langem ein wichtiges Mittel zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage von einzelnen und Gruppen gewesen. „Migration and Economic Opportunity" bietet eine sorgfältige Analyse der heutigen Wanderungsmöglichkeiten und ihrer Verknüpfung mit den allgemeinen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Problemen der Vereinigten Staaten von heute. In den „Southern Appalachian Plateaus", dem „Old Cotton Belt", dem „Cut-over"-Gebiet der Seenstaaten und in den „Great Plains" sind niedrige Lebenshaltung, erhebliche Unterstützungslasten und hohe Geburtenraten Anzeichen einer Übervölkerung, die von verschiedenen Seiten auf 2 bis 7 Millionen geschätzt wird. Diese Millionen sind nicht die einzigen potentiellen Abwanderer, für die zusätzliche Einkommen erforderlich sind. Ein detaillierter Vergleich der Aussichten in verschiedenen Beschäftigungssparten ergibt, dass eine Ausdehnung am wahrscheinlichsten in der Industrie stattfinden wird, und zwar besonders in der Produktion dauerhafter Konsumgüter und in gewissen „allgemeinen Diensten", wie Verwaltung etc. Hierfür ist eine erhebliche Verbesserung des Lebensstandards die notwendige Voraussetzung. Beschäftigungsvermehrung ist eher in städtischen und industriellen Gebieten, besonders an ihren Rändern, zu erwarten als in abseits gelegenen Dörfern oder auf dem platten Lande.

Im zweiten Teil des Werkes, „The Control of Migration", werden die Unzulänglichkeiten einer ungeleiteten Wanderungsbewegung und die sich daraus ergebende Notwendigkeit einer umfassenden behördlichen Lenkung der Wanderungen behandelt. Die Untersuchung der nach den zugrunde liegenden Weltanschauungen, Zielen und Methoden so verschiedenen, in Russland, Deutschland und Grossbritannien angestellten Versuche ergibt übereinstimmend, dass die Hauptantriebskraft eher in wirtschaftlichem Anreiz denn in blossem Zwang liegen muss. Eine Kritik der amerikanischen Methoden zeigt die vielen Widersprüche und die allgemeine Unzulänglichkeit der bisherigen Regierungspolitik. Bemühungen, die Industriewirtschaft zu dezentralisieren, gemischt agrarisch-industrielle Beschäftigungen (part-time farming) aufzubauen oder endlich „zurück aufs Land"-Wanderungen anzuregen, sind nicht nur unzulänglich, sondern verfolgen möglicherweise

Nebentendenzen wie z. B. die „Dezentralisierung" gewisser Textilindustrien während der Depression auf der Suche nach billigen, „wirtschaftsfriedlichen" Arbeitern.

Die Verwickeltheit des ganzen Problems wird allmählich sichtbar. Wanderung (Umsiedlung) bietet keine Lösung für industrielle Unsicherheit und städtische Slums. Tatsächlich würde die an sich notwendige Abwanderung überschüssiger Landbevölkerung — sofern sie heute überhaupt möglich ist — manche Gegenwartsprobleme wohl nur noch verschärfen. Die Verf. sind sich dieses Dilemmas bewusst. Obwohl sie, nicht ohne Grund, daran festhalten, dass Fragen eines grundsätzlichen gesellschaftlichen Systemwandels ausserhalb ihres Untersuchungsbereichs liegen, verbergen sie doch nicht die mit ihren Ratschlägen notwendig verknüpften Voraussetzungen und Konsequenzen. Ihre Grundannahme ist ein Wiederanstieg der Produktion pro Kopf der Bevölkerung. Ihr wiederholter nachdrücklicher Hinweis, die Untersuchung müsse auf den Fall einer Wiedergewinnung des Niveaus von 1929 abgestellt sein, gibt besonders zu denken. Nirgends wird die Perspektive klarer und nirgends wird ihre gesamte Ausrichtung des Umsiedlungsproblems bestimmter als im Schlussatz des Bandes : „Aber keinerlei mögliche geographische Neuverteilung könnte die Menschen in einer unstabilen Gesamtwirtschaft sichern, und keine Wanderungspolitik kann von sich aus die für ihren Erfolg unbedingt erforderliche Zunahme von Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten garantieren."

Thomas R. Smith (New York).

Kuczynski, Robert R., *Population Movements. Oxford University Press. New York and London* 1936. *(*121 *pp. ;* $ 1.75, 5 *s.)*

Glass, D. V., *The Struggle for Population. Oxford University Press. New York and London* 1936. *(X and* 148 *pp. ;* $ 2.75, 7 *s.* 6 *d.)*

Carr-Saunders, A. M., *World Population : Past Growth and Present Trends. Oxford University Press. New York and London* 1936. *(*351 *pp. ;* $ 4.50, 12 *s.* 6 *d.)*

McCleary, G. F., *The Menace of British Depopulation. George Allen & Unwin. London* 1937. *(*148 *pp. ;* 4 *s.* 6 *d.)*

The decline in birth and reproduction rates in many countries of northwestern Europe and North America, the probable future decline in total population, and the efforts to stimulate population growth form the main themes of these books. The concise organization of Kuczynski's book is weakened by an effort to cover too much ground and the resulting misplaced emphasis. For instance, the reader feels the need for more elaboration of his generalization that important economic events of the past two decades have had comparatively little influence upon population growth (p. 61-62).

Glass's book, better organized, contains an excellent chapter illustrating the methods and concepts related to estimation of future population. It supplements K.'s general discussion by a more detailed analysis showing the ineffectiveness of governmental and private efforts to check the fall of the birth rate in Italy, Germany, France and Belgium.

Both writers recognize this decline as evidence of more basic maladjust-

ments in modern society. Glass frankly wonders whether the low urban birth rate is due to urbanization as such or to the particular type of urbanization which modern civilization has produced. He emphasizes the economic costs and social disadvantages of large families, particularly among poor people. Population increase is therefore dependent upon the provision of „conditions in which the working class is able to bring up children without suffering from economic and social hardship“.

The writers apparently share the apprehension, widespread among „responsible people“, of a declining population. The reader wonders to what extent this feeling is conditioned by contemporary economic and political institutions. Could not a more rationally organized society view with fewer qualms the prospect of a stable or slightly declining population ?

Carr-Saunders' book attempts a more detailed consideration of the general problems touched upon by K. and G. The factual material concerning past population growth and future estimates is more complete and includes discussions of the existing data and their limitations. Also more attention is given to the population problems of non-European peoples, particularly in Asia.

The major emphasis, however, is upon the declining rate of reproduction among European peoples, a characteristic of „new“ as well as „old“ countries. The causes of the resulting „small family problem“, chiefly economic and social but also psychological and medical, are briefly examined. Economic causes are mentioned but not closely related to the development of contemporary economic and social institutions.

In the discussion of solutions the necessity for reducing the economic costs and social disadvantages of large families is recognized. But much stress is also laid upon the need for a vague change in the attitude which has „degraded and vulgarized“ marriage. This will require a social revolution which, it is hoped, will evolve from the „mere logic of the population situation“ and not from „those creeds which loom so large to-day“.

The book is of value more for its factual material on past trends and future estimates of population than for an analysis of the causes and solutions of the problems described. Thomas R. Smith (New York).

The fall in the English birth-rate from 35.5, per 1000 in 1871-75 to 14.7 in 1935 and the fairly imminent decline in the population can not be disputed, especially if we avail ourselves of the precise population indices developed by Dr. Kuczynski. What can be disputed is not the possibility of British depopulation but its „menace“. Of this McCleary is convinced because he has the British Empire in mind. „If the Dominions“, he writes, „were not occupied by people of British stock, they would sooner or later be occupied by other people“. The chapters on the Dominions are the most valuable part of the book.

In explanation of the falling birth-rate M. is inclined to accept Dumont's theory of social capillarity. He does not, however, sufficiently recognize that Dumont's atomised and rational individuals, eager to get on and enjoy life at the expense of having children, are themselves products of a competitive social order charged with insecurity. J. Rumney (London).

Lösch, August, *Bevölkerungswellen und Wechsellagen. Gustav Fischer. Jena* 1936. *(X u.* 124 *S.; RM.* 6.—*)*

Es ist schwer, der Arbeit von Lösch mit wenigen Sätzen gerecht zu werden. Zweifellos enthält sie eine Fülle z.T. wertvollen Materials und manchen originellen Gedanken; aber die Originalität entartet doch nicht selten zu Phantastik, und obwohl der Autor durchaus nicht ohne Selbstkritik ist, greift diese meist gerade dort, wo das geboten wäre, nicht genügend Platz.

L. sucht zunächst an Hand älteren statistischen Materials die Existenz sog. „Bevölkerungswellen" nachzuweisen, die im wesentlichen auf „grosse Notzeiten": Kriege, Hungersnöte und Seuchen, zurückgehen. Der Abstand der Wellen wird auf rund 33 Jahre bemessen. Der Einfluss der politischen Geschichte wird als dominierend dargestellt, Abweichungen der statistischen Daten von der These werden als quantité négligeable behandelt. Im zweiten Teil wird die Frage untersucht, ob „Bevölkerungswellen" als Ursache von „Wirtschaftswellen" anzusehen sind. Diese Frage wird für die dem Industriekapitalismus vorhergehende Zeit bejaht, für die jüngere Vergangenheit und Gegenwart verneint. In der Tat spricht das — schwedische und deutsche — statistische Material weitgehend für die Richtigkeit der L.schen These; allerdings geht die Interpretation der Daten gelegentlich beträchtlich über das hinaus, was aus den mitgeteilten Ziffern selbst herauszulesen ist.

Auf die „Königswechseltheorie" u.dergl. sowie auf die seltsamen soziologischen Exkurse wird hier nicht eingegangen, in denen aus einem Altersunterschied von 2-3 Jahren (!) zwischen Hitler, Kemal Atatürk, Brüning einerseits, Ebert und Liebknecht andererseits eine Erklärung von Revolutionserfolgen bezw. -misserfolgen deduziert wird; es sei nur erwähnt, dass nach L. Bevölkerungswellen bezw. -wachstum zwar kaum „Bedingung" der „Wirtschaftswellen" sind, wohl aber — häufig — deren Auslösung bewirken. (Dass unter ganz bestimmten Umständen Bevölkerungszuwächse auch lähmend auf die Wirtschaftsaktivität einwirken können, ist übersehen.) Schliesslich wird noch kurz die Frage erörtert, inwieweit die Bevölkerungsbewegung „Merkmal der Wechsellagen" ist.

Fritz Neumark (Istanbul).

Friedensburg, Ferdinand, *Die mineralischen Bodenschätze als weltpolitische und militärische Machtfaktoren. Ferdinand Enke. Stuttgart* 1936. *(VII u.* 260 *S.; RM.* 16.—*)*

Friedensburg liefert den besten deutschen Beitrag zu der laufenden internationalen Diskussion über die ungleiche Verteilung der für Friedens- und Kriegswirtschaft benötigten Rohstoffe unter den Nationen. Er vermag dies, indem er gegen die imperialistische Hypokrisie, die verbietet, „ausgesprochen materielle Zielsetzungen der Politik offen zu verkündigen", die Erkenntnis von der „nüchternen Gewalt wirtschaftlicher Tatsachen in der Weltpolitik", von der überwältigenden Materialität und Unausweichlichkeit gerade der geologischen Gegebenheiten hält. Darum wirken F.s

Darstellungen und Vergleichungen trotz einiger zeit- und ortsgemäss erforderten Verwahrungen gegen eine materialistische Auffassung von Politik und Kriegführung wie eine Art Rauchverzehrer. Dies geht soweit, dass der Verf., wiewohl vergebens, nicht nur vor dem Abbau gewisser deutscher mineralischer Reservevorkommen in Friedenszeiten warnt, sondern auch ausspricht, dass „allein aus Gründen der bergwirtschaftlichen Machtverteilung heute Kriege von vornherein auf bestimmte Staatenkombinationen beschränkt sind und jede vernünftige Politik dem Rechnung tragen muss." In dieser Schlussfolgerung liegt letzten Endes die Antwort beschlossen auf die Vorschläge, die sogenannten ungesättigten Mächte durch koloniale und andere Rearrangements zufrieden zu stellen. Sie sind, heisst es wohl, unsaturiert und daher kriegerisch. Aber : sie vermögen zwar noch weit kriegerischer zu sein, wenn sie einmal besser mit Rohstoffen ausgestattet sind ; sie vermögen jedoch nichts gegen den Widerstand einer bergwirtschaftlich fundierten Staatenkombination.

Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

Pirou, Gaëtan, *Économie politique et facultés de droit. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1937. *(*124 *p. ; fr. fr.* 15.—*)*

Composé d'un article publié dans un numéro spécial de la Revue d'Économie Politique, consacré à l'enseignement économique en France et à l'étranger, et d'une conférence, ce livre a le double mérite de décrire l'enseignement de l'économie politique dans les facultés de droit et d'en marquer les lacunes et les insuffisances. La France ne connaît pas de faculté de sciences sociales ; l'économie politique, en dépit de toute logique, reste un appendice des études juridiques. Aussi, la culture moyenne des Français en matière économique reste lamentablement insuffisante. Bien des événements récents s'expliquent partiellement par là.

Raymond Aron (Paris).

Berichtigung.

In Heft 3, Jahrgang 1937, soll der Satz auf Seite 590, Zeile 23 bis 25 : „Sir Henry Maines berühmte Formel, in der die Entwicklung vom Vertrag zum Status beschrieben wird, ist heute generell akzeptiert" wie folgt lauten : „Sir Henry Maines berühmte Formel, in der die Entwicklung vom Status zum Vertrag beschrieben wird, ist heute auf den Kopf gestellt."

Le gérant : R. Lisbonne.

Seite

Psychologie :

Geschichte :

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Spezielle Soziologie :

Ökonomie :

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk « **Zeitschrift für Sozialforschung** » zu richten an die **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)
Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich.
Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100.—, der des Einzelhefts francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention « **Zeitschrift für Sozialforschung** » à la **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).
La Revue paraît 3 fois par an.
Le prix de l'année est de 100 francs français.
Le numéro : 35 francs français.

All correspondence of an editorial nature should be addressed to the « **Zeitschrift für Sozialforschung** », **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).
The review is published three times a year.
The subscription rate for the year is 100 French francs ; single copies are 35 French francs.

Das Heft III des Jahrgangs 1937 enthielt folgende Beiträge :

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

FÜNFTER BAND.

Studien über Autorität und Familie.

Aus Besprechungen :

Revue Internationale de Sociologie : Ce magnifique ouvrage... contient une partie des études entreprises par l'Institut de Recherches Sociales... sur la famille dans son attitude vis-à-vis de l'autorité et sur l'Autorité, prise in abstracto. (J. Duprat.)

Sociological Review : The title of the book might suggest that the subject chosen is a narrow one, that it embraces only one aspect of one sociological institution. That this is not the case is made abundantly clear in the introductory articles. Authority is a subject absolutely central to any analysis of the structure of society, and by whatever road one approaches it, whether through history, philosophy, psychology, or the study of institutions, one is led before long to the family, the point where all roads meet. (T. H. Marshall.)

American Sociological Review: It is an important and interesting book, with a manner of treating its problem quite different from current American research on the family... One is greatly impressed by the value of the historical orientation to such a problem as authority when one reads these studies... This publication shows a vigorous social science institute in function and is a real addition to the viewpoint and the methodology of American sociology. It is scholarly as well as realistic in a current sense. (J. Dollard.)

Social Forces : The Institut für Sozialforschung.. represents in many respects the first serious attempt to carry on comparable studies in different countries. The present volume.. will undoubtedly become a major source of reference in every public and institutional library as well as an important addition to personal libraries on sociology. (George A. Lundberg.)

Bolletino Bibliografico : L'interesse che questo grosso volume presenta per lo storico a noi sembra essere duplice : in sè, per la vasta e complessa quantità di materiale raccolto, e come oggetto di meditazione sulla differenza, che ancor una volta esso dimostra chiarissima, tra i campi della storia e della sociologia... Il volume, completato da utilissimi riassunti ed indici, è anche di facile consultazione e lettura. E un'opera che onora la serietà scientifica dell'Institut für Sozialforschung di Ginevra e che presenta un così vario interesse da poterla sicuramente raccomandare ai più diversi studiosi. (Paolo Treves.)

Neue Züricher Zeitung : Das Werk als Ganzes muss als eine erstaunliche Leistung der ins Ausland verbannten deutschen Sozialwissenschaft betrachtet werden. Daneben ist es wahrscheinlich das aufschlussreichste Buch, das wir bis heute über das wichtige, eigentlich jederman angehende Problem „Autorität und Familie" besitzen. (H. Honegger.)

Basler National-Zeitung : Wie immer auch die Fortsetzung dieses bedeutenden Unternehmens gedacht ist, wir stehen vor dem hier Gebotenen mit Hochachtung und Dankbarkeit. Im Rahmen eines kurzen Referates ist es natürlich unmöglich, auch nur eine Andeutung von der Fülle der in ihm niedergelegten Beobachtungen zu geben. Jedem, der sich über die hier berührten Probleme und ihre Kompliziertheit genauer orientieren will, wird es durchaus unentbehrlich sein. (Helene Stöcker.)

Inhaltsverzeichnis umstehend.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang VII 1938 Heft 3

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

An die Bezieher der « Zeitschrift für Sozialforschung » :

Verlag und Redaktion haben sich entschlossen, beginnend mit dem vorliegenden Heft eine Herabsetzung des Bezugspreises eintreten zu lassen. Damit ist jedoch keinerlei Veränderung der redaktionellen Gestaltung oder des Umfangs der Zeitschrift verbunden. Die mit dem vorliegenden Heft in Kraft tretenden Preise gelten auch für früher erschienene Hefte und Jahrgänge.

Ein gekürztes Inhaltsverzeichnis der bisher veröffentlichten Nummern befindet sich auf der Rückseite dieser Ankündigung. Ausserdem enthält jedes Heft einen ausführlichen Besprechungsteil über Neuerscheinungen auf folgenden Gebieten : Philosophie ; Allgemeine Soziologie ; Psychologie ; Geschichte ; Soziale Bewegung und Sozialpolitik ; Spezielle Soziologie ; Ökonomie.

Der neue Preis der Zeitschrift beträgt :

		Für den Jahrgang (drei Hefte) :	Für das Einzelheft :
		—	—
In Frankreich	frs.	**50.—**	**20.—**
Belgien	belgas	**8.—**	**3.—**
England	sh.	**6/—**	**2/6 d**
Holland	hfl.	**2.50**	**1.—**
Schweden	kr.	**5.50**	**2.50**
der Schweiz	schw. frs.	**6.—**	**2.50**
der Tschechoslowakei	kc.	**38.—**	**16.—**
den Vereinigten Staaten	$	**1.50**	**0.60**

Für die anderen Länder gelten entsprechende Preise, berechnet auf der Basis des oben angegebenen Preises in französischer Währung.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen. Die Zeitschrift kann auch direkt bezogen werden durch den Verlag, die **Librairie Félix Alcan,** Paris (6e), 108, Boulevard Saint-Germain (Postscheckkonto Paris 96-61) oder durch die **Buchhandlung Dr. Oprecht & Helbling A. G.,** Zürich, Rämistr. 5 (Postscheckkonto Zürich VIII.12244).

Zeitschrift für Sozialforschung

JAHRGANG 1932

Doppelheft 1/2. — Max Horkheimer : Bemerkungen über Wissenschaft u. Krise. **Friedrich Pollock** : Die gegenwärtige Lage des Kapitalismus und die Aussichten einer planwirtschaftlichen Neuordnung. **Erich Fromm** : Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie. **Leo Löwenthal** : Zur gesellschaftlichen Lage der Literatur. **Theodor Wiesengrund-Adorno** : Zur gesellschaftlichen Lage der Musik.

Heft 3. — Erich Fromm : Die psychoanalytische Charakterologie und ihre Bedeutung für die Sozialpsychologie. **Julian Gumperz** : Zur Soziologie des amerikanischen Parteiensystems. **Franz Borkenau** : Zur Soziologie des mechanistischen Weltbildes. **Andries Sternheim** : Zum Problem der Freizeitgestaltung.

JAHRGANG 1933

Heft 1. — Max Horkheimer : Materialismus und Metaphysik. **Leo Löwenthal** : Conrad Ferdinand Meyers heroische Geschichtsauffassung. **Georg Rusche** : Arbeitsmarkt und Strafvollzug. **Kurt Baumann** : Autarkie und Planwirtschaft.

Heft 2. — Max Horkheimer : Materialismus und Moral. **Leo Löwenthal** : Zugtier und Sklaverei. **Julian Gumperz** : Recent Social Trends in U. S. A. **Jeanne Duprat** : La famille et la société dans la sociologie française. **Gerhard Meyer** : Neue englische Literatur zur Planwirtschaft.

Heft 3. — Friedrich Pollock : Bemerkungen zur Wirtschaftskrise. **Robert Briffault** : Family Sentiments. **Erich Fromm** : Robert Briffaults Werk über das Mutterrecht. **Paul Ludwig Landsberg** : Rassenideologie und Rassenwissenschaft. **Max Horkheimer** : Zum Problem der Voraussage in den Sozialwissenschaften.

JAHRGANG 1934

Heft 1. — Max Horkheimer : Zum Rationalismusstreit in der gegenwärtigen Philosophie. **Walter Benjamin** : Zum gegenwärtigen gesellschaftlichen Standort des französischen Schriftstellers. **Fritz Karsen** : Neue Literatur über Gesellschaft und Erziehung.

Heft 2. — Herbert Marcuse : Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauffassung. **Erich Fromm** : Die sozialpsychologische Bedeutung der Mutterrechtstheorie. **Kurt Mandelbaum u. Gerhard Meyer** : Zur Theorie der Planwirtschaft.

Heft 3 .— Max Horkheimer : Zu Bergsons Metaphysik der Zeit. **Leo Löwenthal** : Die Auffassung Dostojewskis im Vorkriegsdeutschland. **C. Bouglé** : La société économique en France.

JAHRGANG 1935

Heft 1. — Max Horkheimer : Bemerkungen zur philosophischen Anthropologie. **K. A. Wittfogel** : The Foundations and Stages of Chinese Economic History. **Charles A. Beard** : The Social Sciences in the United States. **Ferdinand Tönnies** : Das Recht auf Arbeit.

Heft 2. — Henryk Grossmann : Die gesellschaftlichen Grundlagen der mechanistischen Philosophie und die Manufaktur. **Harold D. Lasswell** : Collective Autism as a Consequence of Culture Contact : Notes on Religious Training and Peyote Cult at Taos. **Walter Benjamin** : Probleme der Sprachsoziologie.

Heft 3. — Max Horkheimer : Zum Problem der Wahrheit. **Erich Fromm** : Die gesellschaftliche Bedingtheit der psychoanalytischen Therapie. **Gerhard Meyer** : Krisenpolitik und Planwirtschaft.

JAHRGANG 1936

Heft 1. — Herbert Marcuse : Zum Begriff des Wesens. **Walter Benjamin** : L'œuvre d'art à l'époque de sa reproduction mécanisée. **Margaret Mead** : On the institutionalized Rôle of Women and Character Formation. **Kurt Mandelbaum** : Neuere Literatur über technologische Arbeitslosigkeit.

Heft 2. — Max Horkheimer : Egoismus und Freiheitsbewegung. Zur Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters. **T. W. Adorno** : Über Jazz. **A. Koyré** : La sociologie française contemporaine.

Heft 3. — Leo Löwenthal : Das Individuum in der individualistischen Gesellschaft. Bemerkungen über Ibsen. **A. Demangeon** : La géographie humaine. **Max Horkheimer** : Zu Theodor Haecker : Der Christ und die Geschichte. **Erich Baumann** : Keynes' Revision der liberalistischen Nationalökonomie.

JAHRGANG 1937

Heft 1. — Max Horkheimer : Der neueste Angriff auf die Metaphysik. **Herbert Marcuse** : Über den affirmativen Charakter der Kultur. **Erich Fromm** : Zum Gefühl der Ohnmacht. **Paul F. Lazarsfeld** : Some Remarks on the Typological Procedures in Social Research. **Otto Neurath** : Inventory of the Standard of Living.

Heft 2. — Max Horkheimer : Traditionelle und kritische Theorie. **Leo Löwenthal** : Knut Hamsun. Zur Vorgeschichte der autoritären Ideologie. **Walter Benjamin** : Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker. **C. M. Bowra** : Sociological Remarks on Greek Poetry. **C. Bouglé** : Les sciences sociales en France.

Heft 3. — Raymond Aron : La sociologie de Pareto. **Paul Sering** : Zu Marshalls neuklassischer Ökonomie. **Franz Neumann** : Der Funktionswandel des Gesetzes im Recht der bürgerlichen Gesellschaft. **Ernst Schachtel** : Zum Begriff und zur Diagnose der Persönlichkeit in den « Personality Tests ». **Max Horkheimer** und **Herbert Marcuse** : Philosophie und kritische Theorie.

JAHRGANG 1938

Doppelheft 1/2. — Max Horkheimer : Montaigne und die Funktion der Skepsis. **Herbert Marcuse** : Zur Kritik des Hedonismus. **K. A. Wittfogel** : Die Theorie der orientalischen Gesellschaft. **Maxime Leroy** : Le Saint-Simonisme de Sainte-Beuve. **Ernst Krenek** : Bemerkungen zur Rundfunkmusik. **Felix Weil** : Neuere Literatur zur deutschen Wehrwirtschaft.

Heft 3. — T. W. Adorno : Über den Fetischcharakter in der Musik und die Regression des Hörens. **Maurice Halbwachs** : La psychologie collective du raisonnement. **Max Horkheimer** : Die Philosophie der absoluten Konzentration. **Rudolf Schlesinger** : Neue sowjetrussische Literatur zur Sozialforschung.

Über den Fetischcharakter in der Musik und die Regression des Hörens.

Von

T. W. Adorno.

Klagen über den Verfall des musikalischen Geschmacks sind kaum jünger als die zwiespältige Erfahrung, welche die Menschheit auf der Schwelle zum historischen Zeitalter machte : dass Musik zugleich die unvermittelte Kundgabe des Triebes und die Instanz zu dessen Sänftigung darstellt. Sie erweckt den Tanz der Mänaden, sie tönt aus der berückenden Flöte Pans, aber sie klingt ebensowohl aus der orphischen Leier, um welche die Gestalten des Dranges gestillt sich versammeln. So oft deren Frieden von bacchantischen Impulsen bedroht scheint, ist vom Verfall des Geschmacks die Rede. Wenn nun seit der griechischen Noetik die disziplinierende Funktion von Musik als hohes Gut hingenommen blieb, dann drängen gewiss heute mehr als je alle sich danach, musikalisch parieren zu dürfen wie anderwärts. So wenig das gegenwärtige musikalische Bewusstsein der Massen im Zeichen anarchischer Lust steht, so wenig haben aber auch dessen jüngste Veränderungen mit Geschmack überhaupt zu tun. Der Begriff des Geschmacks selber ist überholt. Er bezeichnet eine Verhaltensweise der ästhetischen Subjektivität, in welcher diese mit den ästhetischen Konventionen falsch sich versöhnt. Deren Ansprüche erscheinen nicht länger verdinglicht und äusserlich, sondern als gleichsam aus dem Wesen des Kunstwerks selbst hervorgehend, während doch die zu frühe Versöhnung den bestimmenden Antagonismus zwischen Konvention und Subjektivität nicht aufhebt. Von ihrer Einheit ist nicht einmal der Schein mehr übriggeblieben. Die verantwortliche Kunst richtet sich an Kriterien aus, die der Erkenntnis nahekommen : des Stimmigen und Unstimmigen, des Richtigen und Falschen. Sonst aber wird nicht mehr gewählt ; die Frage wird nicht mehr gestellt, und keiner verlangt die Rechtfertigung der Konvention durch deren subjektive Aneignung : die Existenz des Subjekts selbst, das solchen Geschmack bewähren könnte, ist so fragwürdig geworden wie am Gegenpol das Recht zur Freiheit einer Wahl, zu der es empirisch ohnehin nicht mehr

kommt. Sucht man etwa auszufinden, wem ein marktgängiger Schlager „gefalle“, so kann man sich des Verdachtes nicht erwehren, dass Gefallen und Missfallen dem Tatbestand unangemessen sind, mag immer der Befragte seine Reaktionen mit jenen Worten rationalisieren. Die Bekanntheit des Schlagers setzt sich anstelle des ihm zugesprochenen Wertes : ihn mögen, heisst fast geradeswegs ihn wiedererkennen. Das wertende Verhalten ist für den zur Fiktion geworden, der sich von standardisierten Musikwaren umzingelt findet. Er kann sich weder der Übermacht entziehen noch zwischen dem Präsentierten entscheiden, wo alles einander so vollkommen gleicht, dass die Vorliebe in der Tat bloss am biographischen Detail haftet oder an der Situation, in der zugehört wird. Die Kategorien der autonom intendierten Kunst sind für die gegenwärtige Rezeption von Musik ausser Geltung : auch für die der ernsten, die man unter dem barbarischen Namen des Klassischen umgänglich gemacht hat, um sich ihr weiter bequem entziehen zu können. Wird eingewandt, die spezifisch leichte Musik und alle zum Konsum bestimmte sei ohnehin niemals nach jenen Kategorien erfahren worden, so ist das gewiss einzuräumen. Gleichwohl ist sie vom Wechsel betroffen : nämlich eben gerade darin, dass sie die Unterhaltung, den Reiz, den Genuss, den sie verspricht, gewährt, bloss um ihn zugleich zu verweigern. Ein englischer Romancier hat in einem Essay die Frage aufgeworfen, wer in einem Amüsierlokal sich eigentlich noch amüsiere. Mit gleichem Recht liesse sich fragen, wen die Unterhaltungsmusik noch unterhalte. Viel eher scheint sie dem Verstummen der Menschen, dem Absterben der Sprache als Ausdruck, der Unfähigkeit, sich überhaupt noch mitzuteilen, komplementär. Sie bewohnt die Lücken des Schweigens, die sich zwischen den von Angst, Betrieb und einspruchsloser Fügsamkeit verformten Menschen bilden. Sie übernimmt allenthalben und unvermerkt die todtraurige Rolle, die ihr in der Zeit und der bestimmten Situation des stummen Films zukam. Sie wird bloss noch als Hintergrund apperzipiert. Wenn keiner mehr wirklich reden kann, dann kann gewiss keiner mehr zuhören. Ein amerikanischer Fachmann für die Radioreklame, die ja mit Vorliebe des musikalischen Mediums sich bedient, hat sich über den Wert dieser Reklame skeptisch geäussert, da die Menschen gelernt hätten, selbst während des Hörens dem Gehörten die Aufmerksamkeit zu versagen. Seine Beobachtung ist anfechtbar, was den Reklamewert von Musik anlangt. Ihre Tendenz ist richtig, wenn es um die Auffassung der Musik selber geht.

In den herkömmlichen Klagen über verfallenden Geschmack kehren einige Motive beharrlich wieder. Sie fehlen auch den

muffigen und sentimentalen Betrachtungen nicht, welche dem gegenwärtigen musikalischen Massenzustand als einem von „Degeneration" gelten. Das zäheste dieser Motive ist das des Sinnenreizes, der verweichlichen und zur heroischen Haltung untauglich machen soll. Das gibt es schon im dritten Buch des Platonischen Staats, wo die „klagenden" ebenso wie die „weichlichen" Tonarten, „die sich für Gelage eignen"[1]), verbannt werden, ohne dass im übrigen bis heute klar wäre, warum eigentlich der mixolydischen, lydischen, hypolydischen und jonischen Tonart jene Eigenschaften zugeschrieben werden. Im Platonischen Staat wäre das Dur der späteren abendländischen Musik, das dem Jonischen entspricht, als entartet tabuiert. Auch die Flöte und die „vielsaitigen" Zupfinstrumente verfallen dem Verbot. Von Tonarten werden nur die übriggelassen, „die in passender Weise Stimme und Ausdruck des Menschen" nachahmen, „der im Kriege oder bei jeder beliebigen Tat, die Kraft fordert, seinen Mann stellt, mag er sich auch einmal dabei irren und Wunden und Tod entgegengehn oder in ein Unglück geraten."[2]) Der Platonische Staat ist nicht die Utopie, als welche die offizielle Philosophiegeschichte ihn verzeichnet. Er verweigert seinen Bürgern die Lust um seines Bestehens und des Bestehenden willen auch in der Musik, wo die Teilung nach weichlichen und kraftvollen Tonarten selber bereits zu Platons Zeit kaum mehr war als ein Rückstand des dumpfesten Aberglaubens. Die Platonische Ironie gibt sich willig und hämisch dazu her, den vom massvollen Apollon geschundenen Flötenspieler Marsyas zu verspotten. Platons ethisch-musikalisches Programm trägt den Charakter einer attischen Säuberungsaktion. — In die gleiche Schicht gehören andere perennierende Züge der musikalischen Kapuzinerpredigt. Der Vorwurf der Oberflächlichkeit und der des „Personenkults" sind unter ihnen die markantesten. All diese inkriminierten Züge sind zunächst solche des Fortschritts : gesellschaftlich so gut wie spezifisch-ästhetisch. Die verbotenen Reize bilden Fermente des Genusses, der sich potenziert, indem er sich selber ins Auge sieht ; sinnliche Buntheit und differenzierendes Bewusstsein verschränken sich in ihnen. Die Präponderanz der Person über den kollektiven Zwang in Musik indiziert das Moment der subjektiven Freiheit, das sie in späteren Phasen durchdringt, und als Oberflächlichkeit stellt sich jene Profanität dar, welche sie aus ihrer magischen Beklemmung löst. So sind die beklagten Momente in die grosse abendländische Musik eingegangen : der Sinnenreiz als Einfallstor in die harmonische und schliesslich die koloristische Dimension,

---

[1]) Staat, Übertragung von Preisendanz. Jena 1920, S. 107.
[2]) a. a. O., S. 108.

die ungezügelte Person als Trägerin des Ausdrucks und der Vermenschlichung der Musik selber, die „Oberflächlichkeit" als Kritik der stummen Objektivität der „Formen" im Sinne von Haydns Entscheidung fürs „Galante" und gegen das Gelehrte. Freilich der Entscheidung Haydns und nicht der Sorglosigkeit eines Sängers mit Gold in der Kehle oder eines Instrumentators des schmeichelnden Wohllauts. Denn eingegangen sind jene Momente in die grosse Musik und in ihr aufgehoben; nicht aber ist die grosse Musik in ihnen aufgegangen. Am Mannigfaltigen von Reiz und Ausdruck erprobt sich ihre Grösse als Kraft zur Synthesis. Nicht bloss konserviert die musikalische Synthesis die Einheit des Scheins und behütet sie davor, in rebellische Augenblicke von Lust zu zerfallen. Sondern in solcher Einheit, in der Relation der partikularen Momente zu einem sich produzierenden Ganzen, wird auch das Bild eines gesellschaftlichen Zustands festgehalten, in dem allein jene partikularen Elemente von Glück mehr wären als gerade Schein. Bis zum Ende der Vorgeschichte bleibt das musikalische Gleichgewicht von partialem Reiz und Totalität, von Ausdruck und Synthesis, von Oberfläche und Unterliegendem so vergänglich wie die Augenblicke des Gleichgewichts von Angebot und Nachfrage in der bürgerlichen Wirtschaft. Die „Zauberflöte", in der die Utopie der Emanzipation und das Vergnügen am Singspielcouplet genau koinzidieren, ist ein Augenblick selber. Nach der „Zauberflöte" haben ernste und leichte Musik sich nicht mehr zusammen zwingen lassen. Was aber dann vom Formgesetz sich emanzipiert, sind nicht länger mehr produktive Impulse, die gegen Konventionen aufbegehrten. Reiz, Subjektivität und Profanität, die alten Widersacher der dinghaften Entfremdung, verfallen gerade dieser. Die überlieferten antimythologischen Fermente der Musik verschwören sich im kapitalistischen Zeitalter gegen die Freiheit, als deren Wahlverwandte sie einmal verfemt waren. Die Träger der Opposition gegen das autoritäre Schema werden zu Zeugen der Autorität des marktmässigen Erfolgs. Die Lust des Augenblicks und der bunten Oberfläche wird zum Vorwand, den Hörer vom Denken des Ganzen zu entbinden, dessen Anspruch im echten Hören enthalten ist, und der Hörer wird auf der Linie seines geringsten Widerstandes in den akzeptierenden Käufer verwandelt. Nicht länger mehr fungieren die Partialmomente kritisch gegenüber dem vorgedachten Ganzen, sondern sie suspendieren die Kritik, welche die gelungene ästhetische Totalität an der brüchigen der Gesellschaft übt. Die synthetische Einheit wird ihnen geopfert, aber sie produzieren keine eigene mehr anstelle der verdinglichten, sondern zeigen sich dieser willfährig. Die isolierten Reizmomente erweisen sich als mit der immanenten Konstitution des Kunstwerks

unvereinbar, und ihnen fällt zum Opfer, worin immer das Kunstwerk zur verbindlichen Erkenntnis transzendiert. Schlecht sind sie nicht als solche, sondern durch ihre abblendende Funktion. Dienstbar dem Erfolg, begeben sie sich selber des progressiven Zuges, der ihnen eignete. Sie verschwören sich zum Einverständnis mit allem, was der isolierte Augenblick einem isolierten einzelnen zu bieten vermag, der längst keiner mehr ist. Ja, in der Isolierung werden die Reize stumpf und geben Schablonen des Anerkannten ab. Wer ihnen sich verschreibt, ist so hämisch wie die Noetiker gegen den orientalischen Sinnenreiz. Die Verführungskraft des Reizes überlebt dort bloss, wo die Kräfte der Versagung am stärksten sind : in der Dissonanz, die dem Trug der bestehenden Harmonie den Glauben verweigert. Der Begriff des Asketischen selber ist in der Musik dialektisch. Schlug ehedem Askese den ästhetischen Anspruch auf Lust reaktionär nieder, so ist sie heute zum Siegel der progressiven Kunst geworden. Die antagonistische Gesellschaft, die verneint und bis in die innersten Zellen ihrer Glücksfeindschaft freigelegt werden muss, ist darstellbar allein in kompositorischer Askese. Kunst verzeichnet negativ eben jene Glücksmöglichkeit, welcher die bloss partielle positive Vorwegnahme des Glücks heute verderblich entgegensteht. Darum ist alle „leichte“ und angenehme Kunst scheinhaft und verlogen geworden : was in Genusskategorien ästhetisch auftritt, kann nicht mehr genossen werden, und die promesse du bonheur, als welche man einmal Kunst definiert hat, ist nirgends mehr zu finden, als wo dem falschen Glück die Maske heruntergerissen wird. Genuss hat seine Stelle nur noch in der unvermittelten, leibhaften Präsenz. Wo er des ästhetischen Scheins bedarf, ist er scheinhaft nach ästhetischen Massstäben und betrügt zugleich den Geniessenden um sich selber. Einzig wo sein Schein fehlt, wird seiner Möglichkeit die Treue gehalten.

Die neue Phase des musikalischen Bewusstseins der Massen wird definiert durch die Genussfeindschaft im Genuss. Es ähnelt sich den Verhaltensweisen an, mit denen auf Sport reagiert wird oder auf Reklame. Das Wort Kunstgenuss klingt komisch : wenn nirgends sonst, dann gleicht die Musik Schönbergs den Schlagern darin, dass sie sich nicht geniessen lässt. Wer sich noch an den schönen Stellen eines Schubertquartetts oder gar an der provokant gesunden Kost eines Händelschen Concerto grosso labt, rangiert als vermeintlicher Bewahrer der Kultur unter den Schmetterlingssammlern. Was ihn zu solcherlei Geniessern verweist, ist nicht etwa „neu“. Die Gewalt des Gassenhauers, des Melodiösen und all der wimmelnden Figuren des Banalen macht sich seit der bürgerlichen Frühzeit geltend. Sie hat vormals das Bildungsmonopol der herrschenden

Schicht attackiert. Heute aber, da jene Macht des Banalen sich übers Gesellschaftsganze erstreckt, hat sich ihre Funktion gewandelt. Der Funktionswechsel betrifft alle Musik; nicht bloss die leichte, in deren Bereich er sich bequem genug als bloss „graduell", unter Hinweis auf die mechanischen Verbreitungsmittel, verharmlosen liesse. Die auseinanderklaffenden Sphären der Musik müssen zusammengedacht werden. Ihre statische Trennung, wie jene Bewahrer der Kultur sie angelegentlich betreiben, — man hat etwa dem totalitären Rundfunk die Aufgabe gestellt, einerseits für gute Unterhaltung und Zerstreuung zu sorgen und andererseits die Kulturgüter zu pflegen, als ob es gute Unterhaltung überhaupt noch geben könnte und als ob nicht die Kulturgüter eben durch ihre Pflege in schlechte sich verwandelten — die säuberliche Aufteilung des gesellschaftlichen Spannungsfeldes der Musik ist illusionär. Wie die ernste Musik seit Mozart ihre Geschichte hat an der Flucht vor dem Banalen und als Negativ die Umrisse der leichten reflektiert, so legt sie heute in ihren entscheidenden Repräsentanten Rechenschaft ab von düsteren Erfahrungen, die noch in der ahnungslosen Harmlosigkeit der leichten ahnungsvoll sich indizieren. Umgekehrt wäre es ebenso bequem, den Bruch beider Sphären zu verhüllen und ein Kontinuum anzunehmen, das es der progressiven Erziehung erlaubte, von Jazz und Schlagern zu den Kulturgütern ungefährdet zu geleiten. Zynische Barbarei ist keineswegs besser als kulturelle Verlogenheit: was sie an Desillusionierung des Oberen zuwegebringt, macht sie wett durch die Ideologien von Ursprünglichkeit und Naturverbundenheit, durch welche sie die musikalische Unterwelt verklärt; eine Unterwelt, die längst nicht etwa mehr dem Widerspruch der vom Bildungsmonopol Ausgeschlossenen zum Ausdruck verhilft, sondern bloss noch zehrt von dem, was ihr von den Trustherrn oben zugeteilt wird. Die Illusion vom gesellschaftlichen Vorrecht der leichten Musik über die ernste hat zum Grunde eben jene Passivität der Massen, welche den Konsum der leichten Musik in Widerspruch zu den objektiven Interessen derer bringt, die sie konsumieren. Man beruft sich darauf, dass sie die leichte Musik in der Tat mögen und von der oberen nur aus Gründen des sozialen Prestiges Notiz nehmen, während die Kenntnis eines einzigen Schlagertextes genügt, zu enthüllen, welche Funktion das ehrlich Bejahte allein auszuüben vermag. Die Einheit der beiden Sphären der Musik ist danach die des ungelösten Widerspruchs. Sie hängen nicht zusammen etwa derart, dass die untere eine Art volkstümlicher Propädeutik für die obere ausmachte oder dass die obere ihre verlorene kollektive Kraft von der unteren ausborgen könnte. Aus den zersprungenen Hälften lässt das Ganze sich nicht zusammenaddieren, aber in jeder erscheinen, wie

sehr auch perspektivisch, die Veränderungen des Ganzen, das anders nicht sich bewegt als im Widerspruch. Wird die Flucht vor dem Banalen definitiv, schrumpft die Absatzfähigkeit der ernsten Produktion im Verfolg von deren sachlichen Anforderungen auf nichts zusammen, so bewirkt unten die Standardisierung der Erfolge, dass es zum Erfolg alten Stils gar nicht mehr kommt, sondern nur noch zum Mitmachen. Zwischen Unverständlichkeit und Unentrinnbarkeit ist kein Drittes : der Zustand hat sich nach Extremen polarisiert, die tatsächlich sich berühren. Für das „Individuum" ist zwischen ihnen kein Raum. Dessen Anforderungen, wo etwa sie noch ergehen, sind scheinhaft, nämlich den Standards nachgebildet. Die Liquidierung des Individuums ist die eigentliche Signatur des neuen musikalischen Zustands.

Sind die beiden Sphären der Musik bewegt in der Einheit ihres Widerspruchs, dann variiert ihre Demarkationslinie. Die vorgeschrittene Produktion hat sich vom Konsum losgesagt. Der Rest der ernsten Musik wird ihm ausgeliefert um den Preis ihres Gehalts. Er verfällt dem Waren-Hören. Die Unterschiede in der Rezeption der offiziellen „klassischen" und der leichten Musik haben keine reale Bedeutung mehr. Sie werden einzig noch aus Gründen der Absatzfähigkeit manipuliert : dem Jazzenthusiasten muss ebenso versichert werden, dass seine Idole nicht zu hoch für ihn seien, wie dem Besucher der Philharmoniker sein Niveau bestätigt. Je geflissentlicher der Betrieb Drahtzäune zwischen den musikalischen Provinzen errichtet, um so grösser der Verdacht, dass ohne diese die Bewohner nur allzu leicht sich verständigen könnten. Toscanini so gut wie Ben Bernie werden Maestro genannt, ob auch der letztere halb ironisch, und der Schlager „Music, maestro, please", dessen Text das Motiv des tragischen Clowns ausverkauft, hatte seinen Erfolg, unmittelbar nachdem Toscanini mit Hilfe des Rundfunks zum Marschall der Lüfte avancierte. Das Reich jenes Musiklebens, das von dem Kompositionsunternehmen Irving Berlin und Walter Donaldson — „the world's best composer" — über Gershwin, Sibelius und Tschaikowskij bis zu the Unfinished friedvoll sich erstreckt, ist eines von Fetischen. Das Prinzip des Stars ist totalitär geworden. Die Reaktionen der Hörer scheinen sich aus der Beziehung zum Vollzug der Musik zu lösen und unmittelbar dem akkumulierten Erfolg zu gelten, der seinerseits nicht entfernt durch vergangene Spontaneitäten des Hörens zureichend begriffen werden kann, sondern auf das Kommando der Verleger, Tonfilmmagnaten und Rundfunkherrn zurückdatiert. Stars sind keineswegs bloss die berühmten Personennamen. Die Werke beginnen ähnlich zu fungieren. Es erbaut sich ein Pantheon von best sellers. Die Programme schrumpfen ein,

und der Schrumpfungsprozess scheidet nicht nur das mittlere Gut aus, das die musikwissenschaftlichen Branchevertreter den Hörern aufschwatzen möchten, sondern die akzeptierten Klassiker selber unterliegen einer Selektion, die mit der Qualität nichts zu tun hat: Beethovens Vierte Symphonie rechnet bereits zu den Seltenheiten. Diese Selektion reproduziert sich in fatalem Zirkel: das Bekannteste ist das Erfolgreichste; daher wird es immer wieder gespielt und noch bekannter gemacht. Die Auswahl der Standardwerke selbst richtet sich nach ihrer „Wirksamkeit" im Sinne eben der Erfolgskategorien, welche die leichte Musik determinieren oder dem Crackdirigenten gestatten, programmgemäss zu faszinieren; die Steigerungen von Beethovens Siebenter Symphonie rangieren auf gleicher Stufe mit der unsäglichen Hornmelodie aus dem langsamen Satz von Tschaikowskijs Fünfter. Melodie heisst da soviel wie achttaktig-symmetrische Oberstimmenmelodie. Diese wird als „Einfall" des Komponisten verbucht, den man meint, als Besitz nach Hause nehmen zu können, so wie er dem Komponisten als dessen Grundeigentum zugeschrieben wird. Der Begriff des Einfalls ist gerade der als klassisch etablierten Musik ganz unangemessen. Ihr thematisches Material, meist zerlegte Dreiklänge, gehört keineswegs dem Autor in jener spezifischen Weise an wie etwa im romantischen Lied, und Beethovens Grösse misst sich an der völligen Unterordnung des zufällig-privaten melodischen Elements unter das Formganze. Das hindert nicht, dass alle Musik, wäre es selbst Bach, der einige der wichtigsten Themen des Wohltemperierten Klaviers entlehnte, unter der Kategorie des Einfalls wahrgenommen und dass mit allem Eifer des Besitzglaubens nach musikalischen Diebstählen gefahndet wird, so dass schliesslich ein Musikkommentator seinen Erfolg an den Titel eines Melodiendetektivs heften konnte. — Am leidenschaftlichsten bemächtigt sich der musikalische Fetischismus der öffentlichen Einschätzung von Singstimmen. Ihr sinnlicher Zauber ist traditionell und ebenso die enge Bindung des Erfolgs an die Person des mit „Material" Begabten. Aber heute wird vergessen, dass es Material ist. Eine Stimme haben und ein Sänger sein, sind für den musikalischen Vulgärmaterialisten synonyme Ausdrücke. In früheren Epochen wurde von Gesangsstars, von Kastraten und Primadonnen, zumindest technische Virtuosität verlangt. Heute wird das Material als solches, bar jeglicher Funktion, gefeiert. Nach der musikalischen Darstellungsfähigkeit braucht man gar nicht erst zu fragen. Selbst die mechanische Verfügung über die Mittel wird eigentlich nicht mehr erwartet. Eine Stimme muss nur noch besonders dick oder besonders hoch sein, um den Ruhm ihres Eigentümers zu legitimieren. In Deuschland ist die Sängerin Erna Sack wegen ihres Koloraturso-

prans arriviert. Dieser Sopran ist sehenswert wie eine klinische Abnormität, aber die Sängerin ist unfähig, zwei Noten rein zu singen oder gegeneinander abzusetzen. Wer es jedoch wagen wollte, auch nur in der Konversation die entscheidende Wichtigkeit der Stimme zu bezweifeln und die Ansicht zu vertreten, dass man mit einer mässigen Stimme ebenso schön musizieren könne wie auf einem mässigen Klavier gut spielen, der wird sich sogleich einer Situation der Feindseligkeit und Abwehr gegenüberbefinden, die affektiv weit tiefer reicht als der Anlass und ihr Modell an der Aufnahme gewisser politischer Überzeugungen hat. Die Stimmen sind heilige Güter gleich einer nationalen Fabrikmarke oder dem Mysterium der Mutterschaft. Als wollten sich die Stimmen dafür rächen, beginnen sie eben den sinnlichen Zauber einzubüssen, in dessen Namen sie gehandelt werden. Meist klingen sie wie Imitationen der arrivierten, auch wenn sie selber arriviert sind. — All das steigert sich ins offen Absurde beim Kultus der Meistergeigen. Man gerät prompt in Verzückung über den gut annoncierten Klang einer Stradivarius oder Amati, die nur das Spezialistenohr von einer anständigen modernen Geige unterscheiden könnte, und vergisst darüber, der Komposition und der Aufführung zuzuhören, aus der sich immer noch etwas entnehmen liesse. Je mehr die moderne Technik des Geigenbaus fortschreitet, um so höher werden offensichtlich die alten Instrumente geschätzt. Seltenheit garantiert auch den Wunderkindern stets noch ihren Markt. Aber gerade er scheint im neuen Zustand von Gegentendenzen nicht frei. Kaum eine Kritik eines Wunderkindes, die nicht von der übelwollenden Sorge begleitet wäre, man dürfe das zarte Wesen nicht geistiger Überanstrengung aussetzen, es nicht altklug machen und nicht seine Naivität durch Erfolg verderben. So schickt die Familie Kinder nach dem Abendessen ins Bett. Eigentlich wünschen sie den Wunderkindern den Tod. Der Grund ist wohl der, dass durch den Erfolg, der hier ohne mühselige Arbeit von solchen errungen wird, die als Rechtspersonen im Konkurrenzkampf noch nicht mitzählen, der Erfolgsfetisch kompromittiert erscheint, an den man sich hält: wozu kauft man eigentlich das teure Kreislerbillett, wenn einer es ebenso gut kann, den man von rechtswegen umsonst hören müsste, davon zu schweigen, dass es um die Werte der Reife, Innerlichkeit und Persönlichkeit in der musikalischen Reproduktion windig bestellt sein muss, wenn der Gestalter noch mit Autos spielt, anstatt sie ehrfürchtig zu kaufen. Dabei tun die Wunderkinder, die selbst die affektuöse César Franck-Sonate sich nicht verdriessen lassen, ihrerseits alles, um in den Betrieb hineinzuwachsen. Werden die sensuellen Reizmomente des Einfalls, der Stimme, des Instruments fetischisiert und aus allen Funktionen

herausgebrochen, die ihnen Sinn verleihen könnten, so antworten ihnen in gleicher Isoliertheit, gleich weit weg von der Bedeutung des Ganzen und gleich determiniert durch den Erfolg, die blinden und irrationalen Emotionen als die Beziehungen zur Musik, in welche Beziehungslose treten. Das sind aber die gleichen, in welchen der Schlagerkonsument zu den Schlagern steht. Nahe ist ihnen nur noch das vollendet Fremde und fremd, wie durch einen dichten Schleier vom Bewusstsein der Massen geschieden, was für die Stummen zu reden versucht. Wo sie aber reagieren, macht es schon keinen Unterschied mehr, ob es sich um die Siebente Symphonie oder Goody-Goody handelt.

Der Begriff des musikalischen Fetischismus ist nicht psychologisch herzuleiten. Dass „Werte" konsumiert werden und Affekte auf sich ziehen, ohne dass ihre spezifischen Qualitäten vom Bewusstsein des Konsumenten überhaupt noch erreicht würden, ist ein später Ausdruck ihres Warencharakters. Denn das gesamte gegenwärtige Musikleben wird von der Warenform beherrscht : die letzten vorkapitalistischen Rückstände sind beseitigt. Die Anwendung der Warenkategorie auf Musik ist keine Analogie. Ja der Tausch von „Kulturgütern", wie sehr auch vermittelt, terminiert in materiellen Dingen : Opern- und Konzertkarten, Klavierfassungen der Schlager, Grammophonplatten, Radioapparaten und vollends in Amerika den Gegenständen, zu deren Anpreisung die musikalischen Exekutionen beitragen. Musik, mit all den Attributen des Ätherischen und Sublimen, die ihr freigebig gespendet werden, dient wesentlich nur noch der Reklame von Waren, die man erwerben muss, um Musik hören zu können. Wird die Reklamefunktion im Bereich der ernsten Musik sorgfältig abgeblendet, so schlägt sie in der leichten allenthalben durch. Der ganze Jazzbetrieb mit der Gratisverteilung der Noten an die Kapellen ist darauf abgestellt, dass die tatsächliche Aufführung für den Kauf der Klavierauszüge und Grammophonplatten wirbt ; ungezählte Schlagertexte preisen den Schlager selber an, dessen Titel sie in Majuskeln wiederholen. Was aus solchen Buchstabenmassiven götzenhaft blickt, ist der Tauschwert, in dem das Quantum möglicher Lust verschwunden ist. Marx bestimmt den Fetischcharakter der Ware als die Veneration des Selbstgemachten, das als Tauschwert Produzenten und Konsumenten — den „Menschen" — sich gleichermassen entfremdet : „Das Geheimnisvolle der Warenform besteht also einfach darin, dass sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eignen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein

ausser ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen."[1]) Dies „Geheimnis" ist auch das wahre Geheimnis des Erfolgs. Er ist die blosse Reflexion dessen, was man auf dem Markt für das Produkt zahlt : recht eigentlich betet der Konsument das Geld an, das er selber für die Karte zum Toscaninikonzert ausgegeben hat. Buchstäblich hat er den Erfolg „gemacht", den er verdinglicht und als objektives Kriterium akzeptiert, ohne darin sich wiederzuerkennen. Aber „gemacht" hat er ihn nicht dadurch, dass ihm das Konzert gefiel, sondern dadurch, dass er die Karte kaufte. Freilich setzt sich im Bereich der Kulturgüter der Tauschwert auf besondere Weise durch. Denn dies Bereich erscheint in der Warenwelt eben als von der Macht des Tausches ausgenommen, als eines der Unmittelbarkeit zu den Gütern, und dieser Schein ist es wiederum, dem die Kulturgüter ihren Tauschwert allein verdanken. Zugleich jedoch fallen sie vollständig in die Warenwelt hinein, werden für den Markt verfertigt und richten sich nach dem Markt. So dicht ist der Schein der Unmittelbarkeit wie der Zwang des Tauschwerts unerbittlich. Das gesellschaftliche Einverständnis harmonisiert den Widerspruch. Der Schein von Lust und Unmittelbarkeit bemächtigt sich des Tauschwerts selber. Setzt die Ware allemal sich aus Tauschwert und Gebrauchswert zusammen, so wird der reine Gebrauchswert, dessen Illusion in der durchkapitalisierten Gesellschaft die Kulturgüter bewahren müssen, durch den reinen Tauschwert substituiert, der gerade als Tauschwert die Funktion des Gebrauchswertes trügend übernimmt. In diesem Quid pro quo konstituiert sich der spezifische Fetischcharakter der Musik : die Affekte, die auf den Tauschwert gehen, stiften den Schein des Unmittelbaren, und die Beziehungslosigkeit zum Objekt dementiert ihn zugleich. Die Beziehungslosigkeit zum konsumierten Objekt gründet in der Abstraktheit des Tauschwerts. Von der gesellschaftlichen Substitution hängt alle spätere „psychologische" ab : dass die Lust gar keine mehr ist, sondern bloss als solche sich rationalisiert. Der Hörmasochismus, der zumal die Beziehung der Massen zum Jazz bezeichnet, ist die Antwort auf technische Eigentümlichkeiten, die selber der ökonomischen Deduktion prinzipiell offen sind.

Der Funktionswechsel der Musik rührt an Grundbestände des Verhältnisses von Kunst und Gesellschaft. Wie die bestehende Ordnung Lust versagt, so kann Kunst sie nur versprechen, indem sie sie negiert in der Unmittelbarkeit. In die Höhlen der Versagung, die in aller Kunst so sich formieren, ist der Tauschwert

---

[1]) Das Kapital, Volksausgabe. Wien-Berlin 1932, Bd. I, S. 77.

eingezogen. Je unerbittlicher mit dem Verfall der bürgerlichen Wirtschaft das Prinzip des Tauschwerts die Menschen um die Lust an den Gebrauchswerten betrügt, um so dichter vermummt sich der Tauschwert selbst als Gegenstand der Lust. Man hat nach dem Kitt gefragt, der die Warengesellschaft jetzt noch zusammenhält, nachdem sie ökonomisch bereits gerichtet ist. Zur Erklärung mag die Übertragung der Lust vom Gebrauchswert der Konsumgüter auf ihren Tauschwert innerhalb einer Gesamtverfassung beitragen, in der schliesslich jeder Genuss, der vom Tauschwert sich emanzipiert, subversive Züge annimmt. Die Erscheinung des Tauschwerts an den Waren hat eine spezifische Kittfunktion übernommen. Die Frau, die Geld zum Einkaufen hat, berauscht sich am Akt des Einkaufens. Having a good time heisst unter Gehobenen : beim Vergnügen der andern dabeisein, das seinerseits auch bloss das Dabeisein zum Inhalt hat. Die Autoreligion lässt im sakramentalen Augenblick zu den Worten „das ist ein Rolls Royce" alle Menschen zu Brüdern werden. Noch die freizügige Sexualität wird desexualisiert : die Mädchen lassen sich in Situationen der Intimität die Erhaltung von Frisur und Schminke angelegener sein als die Situation, der Frisur und Schminke zubestimmt sind. Die Beziehung zum Beziehungslosen verrät ihr gesellschaftliches Wesen im Gehorsam. Das chauffierende Paar, das seine Zeit damit zubringt, jeden begegnenden Wagen zu identifizieren und froh zu sein, wenn es über die lancierten Marken verfügt, das Mädchen, das seine Lust nur darin noch hat, dass es und sein Geliebter „gut aussehen", die Expertise des Jazzenthusiasten, der sich legitimiert, indem er über das ohnehin Unausweichliche Bescheid weiss : all das bewegt sich nach dem gleichen Befehl. Vor den theologischen Mucken der Waren werden die Konsumenten zu Hierodulen : die nirgends sonst sich preisgeben, hier vermögen sie es, und hier vollends werden sie betrogen. Denn diese Preisgabe entäussert sie der letzten Spontaneität.

Im Warenfetischisten neuen Stils, im „sadomasochistischen Charakter" und im Akzeptanten der heutigen Massenkunst stellt sich die gleiche Sache nach ihren verschiedenen Seiten dar. Die masochistische Massenkultur ist die notwendige Erscheinung der Produktion selber. Nämlich der monopolistischen. Die affektive Besetzung des Tauschwerts ist keine mystische Transsubstantiation. Sie entspricht der Verhaltensweise des Gefangenen, der seine Zelle liebt, weil nichts anderes zu lieben ihm gelassen wird. Die Preisgabe der Individualität, die in die Regelhaftigkeit des Erfolgreichen sich einpasst ; das Tun dessen, was jeder tut, folgt aus dem Grundfaktum, dass von der monopolisierten Produktion der Konsumgüter in weiten Grenzen jedem dasselbe angeboten wird. Die markt-

mässige Notwendigkeit zur Verhüllung dieser Gleichheit aber führt zum manipulierten Geschmack und zum individuellen Schein der offiziellen Kultur, der notwendig proportional mit der Liquidierung des Individuums wächst. Auch im Bereich des Überbaus ist der Schein nicht bloss die Verhüllung des Wesens, sondern geht aus dem Wesen selber zwangvoll hervor. Die Gleichheit des Angebotenen, das alle abnehmen müssen, maskiert sich in die Strenge des allgemein verbindlichen Stils; die Fiktion des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage lebt fort in den fiktiv-individuellen Nuancen. Wenn die Geltung des „Geschmacks" in der gegenwärtigen Situation bestritten ward, so lässt sich recht wohl erkennen, woraus Geschmack in dieser Situation sich komponiert. Das Sicheinfügen rationalisiert sich als Zucht, Feindschaft gegen Willkür und Anarchie: so gründlich wie die musikalischen Reize ist heute auch die musikalische Noetik verkommen und hat ihre Parodie an den stur ausgezählten Taktschlägen. Dazu gehört ergänzend die zufällige Differenzierung im strikten Rahmen des Gebotenen. Wenn aber das liquidierte Individuum wirklich die vollendete Äusserlichkeit der Konventionen leidenschaftlich zur eigenen Sache macht, dann ist das goldene Zeitalter des Geschmacks angebrochen im gleichen Augenblick, in dem es keinen Geschmack mehr gibt.

Danach lässt über den musikalischen Fetischismus einiges sich ausmachen. Die Werke, die der Fetischisierung unterliegen und zu Kulturgütern werden, erfahren dadurch konstitutive Veränderungen. Sie werden depraviert. Der beziehungslose Konsum lässt sie zerfallen. Nicht bloss, dass die wenigen wieder und wieder gespielten sich abnutzen wie die Sixtinische Madonna im Schlafzimmer. Die Verdinglichung ergreift ihre inwendige Struktur. Sie verwandeln sich in ein Konglomerat von Einfällen, die durch die Mittel von Steigerung und Wiederholung den Hörern eingeprägt werden, ohne dass die Organisation des Ganzen über diese das mindeste vermöchte. Der Erinnerungswert der dissoziierten Teile, wie er sich den Steigerungen und Wiederholungen verdankt, besitzt in der grossen Musik selber seine Vorform an spätromantischen Kompositionstechniken, zumal der Wagnerschen. Je verdinglichter die Musik, um so romantischer klingt sie dann den entfremdeten Ohren. Gerade damit wird sie zum „Eigentum". Eine Beethovensche Symphonie als ganze, spontan mitvollzogen, liesse nie sich aneignen. Der Mann, der in der Untergrundbahn das Thema des Finales der Ersten von Brahms laut triumphierend pfeift, hat es bereits nur mehr mit deren Trümmern zu tun. Indem aber dieser Zerfall der Fetische diese selber gefährdet und virtuell den Schlagern annähert, produziert er eine Gegentendenz, um ihren Fetischcharakter zu bewahren. Zehrt die Romantisierung des

einzelnen am Körper des Ganzen, dann wird der gefährdete galvanisch verkupfert. Die Steigerung, welche eben die verdinglichten Teile unterstreicht, nimmt den Charakter eines magischen Rituals an, indem all die Mysterien von Persönlichkeit, Innerlichkeit, Beseelung und Spontaneität vom Reproduzierenden beschworen werden, welche aus dem Werk selber entwichen sind. Gerade weil das zerfallende Werk der Momente seiner Spontaneität sich begibt, werden diese, stereotyp so gut wie die Einfälle, von aussen ihnen injiziert. Allem Gerede von neuer Sachlichkeit zum Trotz ist die wesentliche Funktion konformistischer Aufführungen nicht sowohl mehr die Darstellung des „reinen" Werkes als die Präsentation des depravierten mit einer Gestik, welche Depravation emphatisch und ohnmächtig von ihm fernzuhalten strebt.

Depravation und Magisierung, feindliche Geschwister, hausen gemeinsam in den Arrangements, die über weite Bezirke der Musik angesiedelt sind. Die Praxis der Arrangements erstreckt sich nach den verschiedensten Dimensionen. Einmal bemächtigt sie sich der Zeit. Sie bricht die verdinglichten Einfälle handgreiflich aus ihrem Zusammenhang heraus und montiert sie zum Potpourri ; sie zerschlägt die vielschichtige Einheit ganzer Werke und führt bloss einzelne gewinnende Sätze vor : das Menuett aus Mozarts Es-Dur-Symphonie, ohne die anderen Sätze gespielt, büsst seine symphonische Verbindlichkeit ein und verwandelt sich unter den Händen der Aufführung in ein kunstgewerbliches Genrestück, das mehr mit der Stephanie-Gavotte zu tun hat als mit jener Art Klassizität, für die es Reklame machen soll. Dann aber wird das Arrangement zum Prinzip der Koloristik. Die klangliche Veränderung, die jedes Orchesterstück erfährt, wenn es durch den Lautsprecher im Zimmer erklingt, ist selber bereits vom Schlage der Arrangements. Aber damit gibt sich die Tüchtigkeit nicht zufrieden. Sie arrangieren, wessen immer sie sich bemächtigen können, solange nicht das Diktat berühmter Interpreten es verbietet. Sind im Bereich der leichten Musik die Arrangeure die einzigen geschulten Musiker, so fühlen sie sich berufen, die Kulturgüter desto unbefangener in Beschlag zu nehmen. Von ihnen werden für die Besetzungsarrangements allerlei Gründe vorgebracht : im Falle grosser Orchesterwerke sollen sie zur Verbilligung helfen, oder es wird den Komponisten mangelhafte Instrumentationstechnik vorgeworfen. Diese Gründe sind jämmerliche Vorwände. Der der Billigkeit, der ästhetisch sich selber richtet, erledigt sich praktisch durch den Hinweis auf die überreichen orchestralen Mittel, die gerade jenen Instanzen zur Verfügung stehen, die die Praxis der Arrangements am eifrigsten betreiben, und durch die Tatsache, dass überaus häufig, etwa bei instrumentierten Klavierliedern, die

Arrangements wesentlich teurer zu stehen kommen als eine Aufführung in der Originalbesetzung. Der Glaube vollends, ältere Musik sei der koloristischen Auffrischung bedürftig, nimmt eine Zufälligkeit der Relation von Farbe und Zeichnung an, wie sie nur die krudeste Unkenntnis von der Wiener Klassik und dem so gern arrangierten Schubert behaupten könnte. Mag immer die eigentliche Entdeckung der koloristischen Dimension erst in die Ära von Berlioz und Wagner fallen : die koloristische Kargheit Haydns oder Beethovens steht im tiefsten Zusammenhang mit der Präponderanz des Konstruktionsprinzips über das melodisch einzelne, das in leuchtenderen Farben aus der dynamischen Einheit heraussspränge. Gerade in solcher Kargheit gewinnen die Fagott-Terzen am Anfang der dritten Leonorenouvertüre oder die Oboenkadenz in der Reprise des ersten Satzes der Fünften eine Gewalt, die in vielfarbigerem Klang unwiderbringlich verloren ginge. Man muss danach annehmen, dass die Praxis der Arrangements Motive sui generis hat. Vorab will sie den grossen distanzierten Klang, der allemal Züge des Öffentlichen und Unprivaten besitzt, assimilierbar machen. Der müde Geschäftsmann kann arrangierten Klassikern auf die Schulter klopfen und die Kinder ihrer Muse abtätscheln. Es ist ein ähnlicher Drang wie jener, der die Radiolieblinge nötigt, als Onkel und Tanten sich in die Familienangelegenheiten ihrer Hörer einzuschalten und menschliche Nähe zu posieren. Die radikale Verdinglichung produziert ihren eigenen Schleier von Unmittelbarkeit und Intimität. Umgekehrt wird das Intime, eben als zu karg, von den Arrangements aufgebläht und angefärbt. Die Augenblicke des sinnlichen Reizes, die aus den zerfallenden Einheiten hervortreten, sind als solche, da sie einmal bloss als Momente des Ganzen determiniert waren, zu schwach, um eben den sinnlichen Anreiz auszuüben, der von ihnen verlangt wird, damit sie ihre Reklamepflicht erfüllen. Die Aufschmückung und Vergrösserung des Individuellen lässt die Züge des Protests, die in der Beschränkung des Individuellen auf sich selber gegenüber dem Betrieb angelegt waren, ebenso gut verschwinden, wie in der Intimisierung des Grossen der Blick auf die Totalität verloren geht, an dem die schlechte individuelle Unmittelbarkeit in grosser Musik ihre Grenze fand. Statt dessen bildet sich ein falsches Gleichgewicht heraus, das sich auf Schritt und Tritt durch den Widerspruch zum Material als falsch indiziert. Schuberts Ständchen, im aufgeplusterten Klang der Kombination von Streichern und Klavier, mit der albernen Überdeutlichkeit der imitierenden Zwischentakte, ist so sinnwidrig, als wenn es im Dreimäderlhaus entstanden wäre. Nicht ernster aber tönt das Preislied der Meistersinger, wenn es vom blossen Streichorchester exekutiert wird. In der Einfar-

bigkeit verliert es objektiv die Artikulation, die es in Wagners Partitur plastisch machte. Eben damit aber wird es recht plastisch für den Hörer, der den Körper des Liedes nicht mehr aus differenten Farben zu komponieren braucht, sondern sich der einen und undurchbrochenen Oberstimmenmelodik getrost überlassen kann. Hier ist der Antagonismus zur Hörerschaft mit Händen zu greifen, in welchen heute die „klassischen" Werke geraten. Als dunkelstes Geheimnis der Arrangements aber mag man jenen Zwang vermuten, nichts so lassen zu können, wie es ist, alles anzutasten, was einem in die Quere kommt; einen Zwang, der um so grösser wird, je weniger die Grundlagen des Bestehenden selber sich antasten lassen. Am liebsten möchten sie immerzu das zerstören, was sie in blindem Respekt hält. Die Pseudoaktivität, die den gegenwärtigen Hörer charakterisiert, findet sich bereits auf der Seite der Produktion vorgebildet und empfohlen.

Die Praxis des Arrangements stammt aus der Salonmusik. Es ist die Praxis der gehobenen Unterhaltung, die ihr Niveau von Kulturgütern entlehnt, aber diese in der Tat in Unterhaltungsstoffe von Art der Schlager umfunktioniert. Diese gehobene Unterhaltung, die früher der Begleitung von Menschengesumm und Tellergeklapper vorbehalten war, breitet sich heute über das ganze Musikleben aus, das im Grunde von keinem mehr ernst genommen wird und bei allem Kulturgerede selber immer mehr in den Hintergrund sich verzieht. Das Gehobene, das als Warenzeichen von der grossen Musik allein noch übrig ist, hat deutlich klassenmässigen Sinn. Es dient dazu, die Konsumenten der kostspieligen Kulturgüter säuberlich von der zahlungsunfähigen misera plebs zu scheiden. Diese hat die Wahl, entweder den gehobenen Betrieb, wäre es auch schlicht vor dem Lautsprecher am Samstagnachmittag, beflissen mitzumachen oder hämisch und verstockt geradeswegs zu dem Schund sich zu bekennen, der für die angeblichen oder wirklichen Massenbedürfnisse hergestellt wird. Die Unverbindlichkeit und Scheinhaftigkeit der Objekte gehobener Unterhaltung diktiert die Zerstreutheit der Hörer. Man macht sich dabei noch ein gutes Gewissen, indem man den Hörern prima Ware offeriert und auf den Einwand, diese sei bereits im Zustand von Ladenhütern, den Gegeneinwand parat hält, gerade das wollten sie haben; ein Gegeneinwand, der sich am letzten durch eine Diagnose des Zustandes der Hörer entkräften liesse, sondern nur durch Einsicht in den Gesamtprozess, der Produzenten und Konsumenten in teuflischer Harmonie aufeinander einstimmt. Aber der Fetischismus ergreift selbst die angeblich seriöse Musikübung, die gegen die gehobene Unterhaltung das Pathos der Distanz mobilisiert. Die Reinheit des Dienstes an der Sache, mit der sie die

Werke darstellt, ist dieser so feindlich wie Depravation und Arrangement. Das offizielle Aufführungsideal, das im Gefolge Toscaninis ausserordentlicher Leistung über die Erde zieht, verhilft einem Zustand zur Sanktionierung, der, mit dem Ausdruck Eduard Steuermanns, Barbarei der Vollendung heissen darf. Gewiss, hier werden nicht länger die Namen der berühmten Werke fetischisiert, obwohl die unberühmten, die in die Programme einrücken, beinahe die Beschränkung auf den kleinen Vorrat als wünschbar erscheinen lassen. Gewiss, hier werden nicht die Einfälle breitgetreten und nicht die Steigerungen zwecks Faszination ausgekostet. Es herrscht eiserne Disziplin. Aber eben eiserne. Der neue Fetisch ist der Apparat als solcher : das lückenlose Funktionieren einer metallglänzenden Maschinerie, in der alle Rädchen so exakt ineinander passen, dass für den Sinn des Ganzen nicht die kleinste Lücke mehr offenbleibt. Die im jüngsten Sinn perfekte, makellose Aufführung konserviert das Werk um den Preis seiner definitiven Verdinglichung. Sie führt es als ein mit der ersten Note bereits fertiges vor : die Aufführung klingt wie ihre eigene Grammophonplatte. Die Dynamik ist so prädisponiert, dass es Spannungen überhaupt nicht mehr gibt. Die Widerstände der Klangmaterie sind im Augenblick des Erklingens so erbarmungslos beseitigt, dass es zur Synthesis, zum Sich-Selbst-Produzieren des Werkes, wie es die Bedeutung jeder Beethovenschen Symphonie ausmacht, nicht mehr kommt. Wozu noch die symphonische Kraftanstrengung, wenn der Stoff bereits zermahlen ist, an dem die Kraft sich bewähren könnte ? Sie läuft leer. Die bewahrende Fixierung des Werkes bewirkt dessen Zerstörung : denn seine Einheit realisiert sich bloss in eben der Spontaneität, die der Fixierung zum Opfer fällt. Der letzte Fetischismus, der die Sache selbst ergreift, erstickt sie : die absolute Angemessenheit der Erscheinung an das Werk dementiert dieses und macht es gleichgültig hinter dem Apparat verschwinden, so wie die Städtebauten und Sumpfentwässerungen durch Arbeitskolonnen bloss noch um der Arbeit und nicht ihres Nutzens willen geschehen. Nicht umsonst gemahnt die Herrschaft des arrivierten Dirigenten an die des totalitären Führers. Gleich diesem bringt er Nimbus und Organisation auf den gemeinsamen Nenner. Er ist der eigentlich moderne Typ des Virtuosen : als band leader so gut wie in der Metropolitan. Er hat es so weit gebracht, dass er schon nichts mehr selber zu tun braucht ; selbst vom Partiturlesen entlastet ihn häufig der Stab der Korrepetitoren. Er leistet Normung und Individualisierung auf einen Schlag : die Normung wird seiner Persönlichkeit zugutegehalten, und die individuellen Kunststücke, die er verübt, geben allgemeine Maximen ab. Der Fetischcharakter des Dirigenten ist der evidenteste und verborgenste : die Standardwerke könnten

von den virtuosen gegenwärtigen Orchestern wahrscheinlich ebenso perfekt schon ohne den Dirigenten gespielt werden, und das Publikum, das dem Kapellmeister zujubelt, wäre unfähig zu bemerken, dass im verdeckten Orchesterraum der Korrepetitor für den erkälteten Heros einspringt.

Das Bewusstsein der Hörermassen ist der fetischisierten Musik adäquat. Es wird vorschriftsmässig gehört, und freilich, die Depravation selber wäre nicht möglich, wenn Widerstand erfolgte ; wenn die Hörer überhaupt noch vermöchten, in ihren Anforderungen irgend über den Umkreis des Angebotenen hinauszugehen. Wer es aber versuchte, den Fetischcharakter der Musik durch Erforschung von Hörerreaktionen, durch Interviews und Fragebogen zu „verifizieren", der könnte unversehens vexiert werden. In der Musik wie sonstwo ist die Spannung von Wesen und Erscheinung derart angewachsen, dass überhaupt keine Erscheinung unvermittelt mehr zum Beleg des Wesens taugt.[1]) Die unbewussten Reaktionen der Hörer sind so dicht abgeblendet, ihre bewusste Rechenschaft orientiert sich so ausschliesslich an den herrschenden Fetischkategorien, dass jede Antwort, die man erhält, vorweg sich der Oberfläche jenes Musikbetriebs konformiert, welche von der Theorie attackiert wird, der die „Verifizierung" gilt. Schon wenn man einem Hörer so primitive Fragen wie die nach Gefallen oder Missfallen vorlegt, kommt durch die Versuchsbedingungen der gesamte Mechanismus wirksam ins Spiel, von dem man meint, er könne durch die Reduktion auf diese Fragen transparent gemacht und eliminiert werden. Trachtet man aber gar, elementare Versuchsbedingungen durch solche zu ersetzen, die der realen Abhängigkeit des Hörers vom Mechanismus Rechnung tragen, so bedeutet jede Komplikation des Versuchsmodus nicht bloss eine Erschwerung der Interpretierbarkeit der Resultate, sondern potenziert die Widerstände der Versuchspersonen und treibt sie nur um so tiefer in die konformistische Verhaltensweise hinein, in der sie sich vor der Gefahr von Enthüllungen geborgen meinen. Man mag bei solchen Verifizierungsversuchen der Fragwürdigkeit alles sozialwissenschaftlichen Positivismus in der gegenwärtigen Situation konkret innewerden : mit der List der Unvernunft weicht das Wesen stets einen Schritt vor der Schlinge seiner indices zurück, und die verifizierende Forschung trägt zuweilen zur Sabotage der wahren Theorie bei. Sie steht auf dem Sprung, jede Aussage, die ernsthaft den phänomenalen Verblendungszusammenhang durchschlägt, als unwissenschaftliche Generalisierung zu diffamieren. In einer voll-

[1]) Vgl. Max Horkheimer, Der neueste Angriff auf die Metaphysik. In : Zeitschrift für Sozialforschung, Jahrgang VI (1937), S. 28 ff.

ends verblendeten Realität wird die enthüllende Wahrheit leicht genug in die kompromittierende Nähe des Wahnsystems gerückt. Die kritische Theorie beschreibt nicht sowohl „vorurteilsfrei" Reaktionen, als dass sie solche deduziert und empirische Daten über die Hörer in Konsequenz und Verfeinerung der Deduktion zu interpretieren trachtet. Sie treibt die Kritik weit genug, um den Begriff der Reaktionen selber zu suspendieren. Es lässt sich kein Kausalnexus etwa zwischen isolierten „Einwirkungen" des Jazz und deren psychologischen Effekten auf die Hörer säuberlich herauspräparieren. Wenn wirklich heute die Individuen nicht länger sich selbst mehr gehören, dann bedeutet das auch, dass sie nicht länger mehr „beeinflusst" werden. Die Gegenpunkte von Produktion und Konsumtion sind jeweils streng einander zugeordnet, nur eben nicht isoliert voneinander abhängig. Ihre Vermittlung selber entzieht sich keinesfalls der theoretischen Mutmassung. Es genügt die Erinnerung daran, wieviel Leiden dem erspart wird, der keinen Gedanken zuviel mehr denkt, wieviel „realitätsgerechter" tatsächlich der sich verhält, der die Realität als die rechte bejaht, wie sehr nur dem noch die Verfügungsgewalt über den Mechanismus zufällt, der sich ihm einspruchslos fügt, damit die Korrespondenz des Hörerbewusstseins und der fetischisierten Musik auch dann noch verständlich bleibt, wenn jenes nicht eindeutig auf diese sich reduzieren lässt.

Am Gegenpunkt zum Fetischismus der Musik vollzieht sich eine Regression des Hörens. Die hörenden Subjekte büssen mit der Freiheit der Wahl und der Verantwortung nicht bloss die Fähigkeit zur bewussten Erkenntnis von Musik ein, die von je auf schmale Gruppen beschränkt war, sondern trotzig negieren sie die Möglichkeit solcher Erkenntnis überhaupt. Sie fluktuieren zwischen breitem Vergessen und jähem, sogleich wieder untertauchendem Wiedererkennen ; sie hören atomistisch und dissoziieren das Gehörte, entwickeln aber eben an der Dissoziation gewisse Fähigkeiten, die in traditionell-ästhetischen Begriffen weniger zu fassen sind als in solchen von Fussballspielen und Chauffieren. Sie sind nicht kindlich, wie etwa eine Auffassung es erwarten möchte, die den neuen Hörtyp in Zusammenhang bringt mit der Einbeziehung ehedem musikfremder Massen in das Musikleben vermöge der Mittel technischer Reproduktion. Sondern sie sind infantil : ihre Primitivität ist nicht die des Unentwickelten, sondern des zwangshaft Zurückgestauten. Sie offenbaren, wann immer es ihnen erlaubt wird, den verkniffenen Hass dessen, der eigentlich das andere ahnt, aber es sich verbieten muss, um ungeschoren leben zu können, und der darum am liebsten die mahnende Möglichkeit ausrotten möchte. Es ist diese präsente Möglichkeit oder, konkre-

ter gesprochen, die Möglichkeit einer anderen und oppositionellen Musik, vor der eigentlich regrediert wird. Regressiv ist aber auch die Rolle, welche die gegenwärtige Massenmusik im psychologischen Haushalt ihrer Opfer spielt. Sie werden nicht nur von Wichtigerem abgezogen, sondern in ihrer neurotischen Dummheit konfirmiert, ganz gleichgültig, wie ihre musikalischen Fähigkeiten zur spezifisch musikalischen Kultur früherer gesellschaftlicher Phasen sich verhalten, ganz gleichgültig auch, ob die Individuen selber musikalische Rückschritte machen oder nicht. Es fällt schwer, diesen Regressionsbegriff zureichend zu artikulieren. Nirgends ist die Gefahr der Verwechslung mit den Klagen über den Verfall des Geschmacks grösser; nirgends aber auch ist die Theorie allen Widerständen des Konformismus mehr exponiert, der den Zustand in bester Ordnung findet und das neue Hören als fröhlichen Beginn willkommen heisst. Der Vergleich des musikalischen Geschmacks der heutigen Massen mit vergangenen Epochen ist auf jeden Fall sinnlos : vergliche man sie mit der gebildeten Liebhaberschicht zur Zeit Mozarts oder Beethovens, so geriete die Parallele von Anbeginn schief, und mit Massen jener Zeit lassen sie sich deshalb nicht konfrontieren, weil damals die überwiegende Mehrheit der Individuen von der Kunstmusik nicht erreicht wurde und Vorstellungen über den musikalischen Zustand jener Mehrheit nur vermutungsweise möglich sind. Ginge man jedoch soweit, den Begriff der Masse generell durch die passive Bewusstseinsverfassung der Mehrheit in der monopolistischen Phase zu bestimmen, dann würden sich als regressiv eben jene Eigenschaften indizieren, die für die heutigen Massen charakteristisch sind. Die Dokumente populärer Musik, die etwa aus dem achtzehnten Jahrhundert vorliegen, geben immerhin Anlass zu der Vermutung, dass das „Augsburger Tafelkonfekt" oder die „singende Muse an der Pleisse", über deren musikalische Qualitäten man sich keine übertriebenen Vorstellungen zu machen braucht, nicht in der gleichen Weise dem Wiederholungszwang eines verstümmelten und verkrüppelten Bewusstseins gedient haben können wie „I want to be happy" — selbst wenn der Jazzschlager an technischer Versiertheit den saftigen Couplets des achtzehnten Jahrhunderts überlegen sein sollte. Ebenso falsch, wie eine Regression des Geschmacks anzunehmen, wäre der Glaube, es regredierten etwa tatsächlich die gegenwärtigen Individuen durch die ihnen offerierte Musik auf ein früheres Stadium ihrer eigenen Entwicklung. Regression des Hörens heisst nichts anderes als : das Hören Regredierter. Das Einstimmen auf die Schlager und die depravierten Kulturgüter fällt in den gleichen Symptomzusammenhang wie jene infantilen Gesichter, von denen man schon nicht mehr weiss, ob sie der Film der Realität oder die Realität dem Film

entwendet hat; jene Gesichter, die einen unförmig grossen Mund mit blitzenden Zähnen zum gefrässigen Lachen aufreissen, während trist und zerfahren die angestrengten Augen darüberstehen. Mit Sport und Film tragen die Massenmusik und das neue Hören dazu bei, das Ausweichen aus der infantilen Gesamtverfassung unmöglich zu machen. Das Krankheitssymptom hat konservierende Bedeutung: die zerfallende Gesellschaftsform nutzt es zur eigenen Stabilisierung. Auch die Hörweisen der gegenwärtigen Massen sind gewiss keineswegs neu, und man mag willig konzedieren, dass die Rezeption des Vorkriegsschlagers „Puppchen" von der des Jazzkinderlieds „A-tisket, a-tasket" nicht so gar verschieden gewesen sei. Aber die Konfiguration, in der „A-tisket, a-tasket" erscheint: die masochistische Verhöhnung des eigenen Wunsches nach dem verlorenen Kinderglück, oder die Kompromittierung des Glücksverlangens selber durch Retrovertierung in eine Kindheit, deren Unerreichbarkeit für die Unerreichbarkeit der Freude zeugt — das ist die spezifische Leistung des neuen Hörens, und nichts, was ans Ohr schlägt, bleibt von diesem Schema der Aneignung verschont. Wohl gibt es dabei klassenmässige Differenzen, aber das neue Hören umfasst so weit die Volksgemeinschaft, wie die Verdummung der Unterdrückten die Unterdrücker selber affiziert und wie vor der Übermacht des sich selbst entrollenden Rades die zu Opfern werden, die seine Bahn zu bestimmen meinen.

Mit der Produktion hängt das regressive Hören durch den Verbreitungsmechanismus sinnfällig zusammen: eben durch Reklame. Regressives Hören tritt ein, sobald die Reklame in Terror umschlägt: sobald dem Bewusstsein vor der Übermacht des annoncierten Stoffes nichts mehr übrigbleibt als zu kapitulieren und seinen Seelenfrieden sich zu erkaufen, indem man die oktroyierte Ware buchstäblich zur eigenen Sache macht. Im regressiven Hören nimmt die Reklame Zwangscharakter an. Ein englischer Brauereikonzern hat für einige Zeit zu Propagandazwecken sich eines Plakats bedient, das täuschend einer jener weissgefugten Backsteinmauern gleicht, die in den Armenquartieren Londons und den Industriestädten des Nordens so häufig sind. Geschickt placiert ist das Plakat von einer wirklichen Mauer nicht zu unterscheiden. Auf ihm befindet sich, kreideweiss, die sorgfältige Imitation einer ungelenken Schrift. Die Worte lauten: What we want is Watney's. Die Marke des Biers wird als politische Parole demonstriert. Nicht bloss gewährt dies Plakat Einsicht in die Beschaffenheit der modernen Propaganda, welche ihre Parolen ebenso als Waren an den Mann bringt, wie hier die Ware als Parole sich maskiert. Die Verhaltensweise, die das Plakat suggeriert: dass Massen eine ihnen empfohlene Ware zum Gegenstand ihrer eigenen Aktion

machen, findet sich in der Tat als Schema der Rezeption leichter Musik wieder. Sie brauchen und verlangen das, was ihnen aufgeschwatzt wird. Das Gefühl der Ohnmacht, das sie im Angesicht der monopolistischen Produktion beschleicht, bewältigen sie, indem sie sich mit dem monopolisierten Produkt identifizieren. Dadurch heben sie die Fremdheit der ihnen zugleich fernen und drohend nahen musikalischen Marken auf und erzielen obendrein den Lustgewinn, an den Unternehmungen des Herrn Kannitverstan sich beteiligt zu fühlen, die ihnen allenthalben in die Quere kommen. Das erklärt, warum nirgends so oft Äusserungen individueller Vorliebe — oder natürlich auch Abneigung — begegnen wie auf einem Felde, wo Objekt und Subjekt solche Reaktionen gleich zweifelhaft machen. Der Fetischcharakter der Musik produziert durch Identifikation der Hörer mit den Fetischen seine eigene Verdeckung. Diese Identifikation erst verleiht den Schlagern die Gewalt über ihre Opfer. Sie vollzieht sich in der Folge von Vergessen und Erinnern. Wie jede Reklame aus unauffällig Bekanntem und unbekannt Auffälligem sich zusammensetzt, so bleibt der Schlager im Halbdämmer seines Bekanntseins wohltätig vergessen, um momentan, wie im Lichtkegel eines Scheinwerfers, durch Erinnerung schmerzhaft überdeutlich zu werden. Fast ist man in Versuchung, den Augenblick dieser Erinnerung mit dem gleichzusetzen, wo dem Opfer der Titel oder die Worte des Coupletanfangs seines Schlagers einfallen : vielleicht identifiziert er sich mit diesem, indem er ihn identifiziert und damit seinem Besitz einverleibt. Dieser Zwang wohl mag ihn dazu treiben, sich auf den Schlagertitel jeweils zu besinnen. Die Schrift unter dem Tonbild jedoch, welche die Identifikation erlaubt, ist nichts anderes als die Warenmarke des Schlagers.

Die perzeptive Verhaltensweise, durch die das Vergessen und das jähe Wiedererkennen der Massenmusik vorbereitet wird, ist die Dekonzentration. Wenn die genormten, mit Ausnahme schlagzeilenhaft auffälliger Partikeln einander hoffnungslos ähnlichen Produkte konzentriertes Hören nicht gestatten, ohne den Hörern unerträglich zu werden, dann sind diese ihrerseits zu konzentriertem Hören überhaupt nicht mehr fähig. Sie können die Anspannung geschärfter Aufmerksamkeit nicht leisten und überlassen gleichsam resigniert sich dem, was über sie ergeht und womit sie sich anfreunden nur, wenn sie nicht gar zu genau hinhören. Benjamins Hinweis auf die Apperzeption des Films im Zustand der Zerstreuung gilt ebensowohl für die leichte Musik. Jazz etwa kann seine Funktion bloss ausüben, weil er nicht im Modus der Attentionalität aufgefasst wird, sondern während des Gesprächs und vor allem als Begleitung zum Tanz. Man wird denn auch immer wieder dem

Urteil begegnen, zum Tanzen sei Jazz höchst angenehm, zum Hören abscheulich. Wenn aber der Film als Ganzes der dekonzentrierten Auffassungsweise entgegenzukommen scheint, dann macht das dekonzentrierte Hören die Auffassung eines Ganzen unmöglich. Realisiert wird nur, worauf gerade der Scheinwerferkegel fällt; auffällige melodische Intervalle, umkippende Modulationen, absichtliche oder unabsichtliche Fehler oder was etwa durch besonders intime Verschmelzung von Melodie und Text sich als Formel kondensiert. Auch darin stimmen Hörer und Produkte zusammen : die Struktur, der sie nicht folgen können, wird ihnen gar nicht erst angeboten. Bedeutet bei der oberen Musik das atomistische Hören fortschreitende Dekomposition, so gibt es bei der unteren schon nichts mehr zum Dekomponieren; die Formen der Schlager sind bis auf die Taktzahl und die exakte Zeitdauer so strikt genormt, dass beim einzelnen Stück eine spezifische „Form“ überhaupt nicht mehr in Erscheinung tritt. Die Emanzipation der Teile von ihrem Zusammenhang und allen Momenten, die über ihre unmittelbare Gegenwart hinausgehen, inauguriert jene Verschiebung des musikalischen Interesses auf den partikularen, sensuellen Reiz, die von Kulturrettern so sehr missverstanden wird. Bezeichnend die Anteilnahme, welche die Hörer nicht bloss besonderen instrumentalen Akrobatenkunststücken, sondern den einzelnen Instrumentalfarben als solchen entgegenbringen; eine Anteilnahme, welche von der Praxis des swing wieder dadurch gefördert wird, dass jede Variation — „chorus“ — mit Vorliebe eine besondere Instrumentalfarbe, die Klarinette, das Klavier, die Posaune quasikonzertant ausstellt. Das geht oft so weit, dass die Hörer sich mehr um Behandlung und „Stil“ als um das ohnehin indifferente Material zu kümmern scheinen : nur dass jene Behandlung eben allein in partikularen Reizeffekten sich bewährt. Bei der Neigung für die Farbe als solche ist selbstverständlich die Verehrung des Werkzeugs und der Drang zum Nach- und Mitmachen im Spiel; möglicherweise aber auch etwas von dem mächtigen Entzücken der Kinder am Bunten, das unter dem Druck der gegenwärtigen Musikerfahrung tröstend wiederkehrt. Die Verschiebung des Interesses auf den Farbreiz und den einzelnen Trick, weg vom Ganzen, ja vielleicht von der „Melodie“ könnte nun als erneuter Durchbruch der Genussfunktion durch die disziplinierende optimistisch gedeutet werden. Gerade diese Deutung jedoch wäre irrig. Einmal verbleiben die apperzipierten Reize widerstandslos im starren Schema, und wer sich ihnen verschreibt, wird am letzten gegen jenes aufmucken. Dann aber sind sie selber von der beschränktesten Art. Sie alle halten sich im Umkreis einer impressionistisch aufgeweichten Tonalität. Es kann keine Rede davon sein, dass etwa das Inter-

esse an der isolierten Farbe oder dem isolierten Klang zur Lust an neuen Farben und neuen Klängen führe. Vielmehr sind die atomistisch Hörenden die ersten, solche Klänge als „intellektuell“ oder schlechtweg misstönend zu denunzieren. Die Reize, die sie geniessen, müssen von approbierter Art sein. Wohl kommen in der Jazzpraxis Dissonanzen vor, und selbst Techniken des absichtsvollen zu tief Spielens haben sich mittlerweile herausgebildet. Aber allen diesen Gepflogenheiten ist eine Unbedenklichkeitsbescheinigung mitgegeben : jeder extravagante Klang muss so beschaffen sein, dass der Hörer ihn als Substitut für einen „normalen“ erkennen kann ; und während er sich an der Misshandlung freut, welche die Dissonanz der Konsonanz angedeihen lässt, für die sie eintritt, garantiert die virtuelle Konsonanz zugleich, dass man im Kreise verbleibt. Solche Zweideutigkeit und der Verschleiss des beschränkten Vorrats an Reizmodellen jedoch machen eben den Genuss illusorisch, an welchen der Konsument sich klammert. Bei Tests über die Rezeption von Schlagern kann man oft Versuchspersonen finden, die fragen, wie sie sich zu verhalten hätten, wenn eine Stelle ihnen zugleich gefalle und missfalle. Man mag wohl vermuten, dass diese Versuchspersonen eine Erfahrung anmelden, die auch jene machen, die von ihr keine Rechenschaft ablegen. Die Reaktionen auf die isolierten Reize sind ambivalent. Ein sinnlich Wohlgefälliges schlägt in Ekel um, sobald ihm anzumerken ist, wie sehr es bloss noch dem Betrug des Konsumenten dient. Der Betrug besteht hier im Angebot des immer Gleichen. Noch der stumpfeste Schlagerenthusiast wird nicht immer des Gefühls sich erwehren können, das dem genäschigen Kind aus der Konditorei vertraut ist. Stumpfen sich die Reize ab und tendieren sie zu ihrem Gegenteil — die immer kürzere Lebensdauer der meisten Schlager gehört in den gleichen Erfahrungskreis — dann bewirkt vollends die Kulturideologie, welche den oberen Musikbetrieb umkleidet, dass die untere mit schlechtem Gewissen gehört wird. Keiner glaubt so ganz an die kommandierte Lust. Denn das Kommando tötet die Lust selber. Regressiv aber bleibt das Hören dennoch insofern, als es diesen Zustand trotz allen Misstrauens und aller Ambivalenz bejaht. Die Verschiebung der Affekte auf den Tauschwert bewirkt, dass der Lustanspruch selber in Musik eigentlich gar nicht mehr erhoben wird. Die Substitute erfüllen darum so gut ihren Zweck, weil das Verlangen, dem sie sich anmessen, selber bereits substituiert ist. Der Mann, der die zwei solistischen Glockenspieltakte aus der Whitemanplatte von Avalon besonders schön findet, hat an ihnen kein Glück. Er würdigt sie, weil sie ihm als in Ordnung befindlich, den Spielregeln entsprechend gegenübertreten. Ohren aber, die bloss noch fähig sind, von Gebote-

nem das zu hören, was man von ihnen verlangt, und die den abstrakten Reiz registrieren, anstatt die Reizmomente zur Synthesis zu bringen, sind schlechte Ohren : selbst am „isolierten“ Phänomen werden ihnen entscheidende Züge entgehen, nämlich eben die, durch welche es seine eigene Isoliertheit transzendiert. Es gibt tatsächlich einen neurotischen Mechanismus der Dummheit auch im Hören : die hochmütig ignorante Ablehnung alles Ungewohnten ist sein sicheres Kennzeichen. Die regredierten Hörer benehmen sich wie Kinder. Sie verlangen immer wieder und mit hartnäckiger Tücke nach der einen Speise, die man ihnen einmal vorgesetzt hat.

Für sie wird eine Art musikalischer Kindersprache präpariert, die sich von der echten dadurch unterscheidet, dass ihr Vokabular ausschliesslich aus Trümmern und Entstellungen der musikalischen Kunstsprache besteht. In den Klavierauszügen der Schlager finden sich sonderbare Diagramme. Sie beziehen sich auf Guitarre, Ukulele und Banjo — ebenso wie die Ziehharmonika der Tangos, verglichen mit dem Klavier, infantile Instrumente — und sind Spielern zugedacht, die nicht die Noten lesen können. Sie stellen graphisch die Griffe auf den Saiten der Zupfinstrumente dar. Der rational aufzufassende Notentext wird durch optische Kommandos ersetzt, gewissermassen durch musikalische Verkehrssignale. Diese Zeichen beschränken sich natürlich auf die drei tonischen Hauptakkorde und schliessen jeden sinnvollen harmonischen Fortgang aus. Ihrer würdig ist der geregelte musikalische Verkehr. Mit dem auf den Strassen kann er nicht verglichen werden. Es wimmelt von Fehlern in Satz und Harmonie. Dabei handelt es sich um Querstände, falsche Terzverdoppelungen, Quinten- und Oktavfortschreitungen und unlogische Stimmführungen aller Art, zumal im Bass. Man möchte sie zunächst den Amateuren zur Last schreiben, von denen meist die Schlageroriginale stammen, während die eigentliche musikalische Arbeit erst von den Arrangeuren geleistet wird. So wenig jedoch die Verleger einen unorthographischen Brief in die Welt gehen liessen, so wenig ist vorstellbar, dass sie, von ihren Sachverständigen wohlberaten, Amateurversionen unkontrolliert publizieren. Die Fehler sind entweder von den Sachverständigen bewusst produziert oder bleiben absichtlich stehen — mit Rücksicht auf die Hörer. Man könnte den Verlegern und Sachverständigen den Wunsch unterlegen, sich bei den Hörern anzubiedern, indem man so hemdsärmelig und nonchalant setzt, wie etwa ein Dilettant einen Schlager nach dem Gehör wiedergibt. Solche Intrigen wären vom gleichen Schlag, wenn auch psychologisch anders berechnet, wie die unkorrekte Orthographie in zahlreichen Reklame-Inschriften. Aber auch wenn man ihre Annahme als zu weit hergeholt ausschliessen wollte, liessen die stereotypen

Fehler sich verständlich machen. Auf der einen Seite verlangt das infantile Hören sinnlich reichen, vollen Klang, wie ihn zumal die üppigen Terzen repräsentieren, und es ist gerade diese Forderung, in welcher die infantile Musiksprache dem Kinderlied aufs brutalste widerspricht. Andererseits verlangt das infantile Hören überall die bequemsten und geläufigsten Lösungen. Die Konsequenzen, die sich aus dem „reichen" Klang bei korrekter Stimmführung ergäben, wären von den standardisierten harmonischen Verhältnissen so weit entfernt, dass die Hörer sie als „unnatürlich" ablehnen müssten. Die Fehler wären danach die Gewaltstreiche, welche die Antagonismen des infantilen Hörerbewusstseins beseitigten. Nicht weniger charakteristisch für die regressive Musiksprache ist das Zitat. Sein Verwendungsbereich führt von der bewussten Zitierung von Volks- und Kinderliedern über zweideutige, halb zufällige Anspielungen bis zu ganz latenten Ähnlichkeiten und Anlehnungen. Die Tendenz triumphiert dort, wo ganze Stücke aus dem klassischen Vorrat oder aus dem Opernrepertoire verjazzt werden. Die Praxis des Zitierens spiegelt die Ambivalenz des infantilen Hörerbewusstseins. Die Zitate sind autoritär zugleich und parodistisch. So macht ein Kind dem Lehrer nach.

Die Ambivalenz der regredierten Hörer drückt sich extrem darin aus, dass immer wieder die Individuen, noch nicht vollkommen verdinglicht, dem Mechanismus der musikalischen Verdinglichung sich entziehen wollen, dem sie ausgeliefert sind, dass aber jegliche ihrer Revolten gegen den Fetischismus sie nur um so tiefer in diesen verstrickt. Wann immer sie dem passiven Zustand des Zwangskonsumenten sich zu entwinden trachten und sich „aktivieren", verfallen sie der Pseudoaktivität. Aus der Menge der Regredierten heben sich die Typen derer heraus, die durch Pseudoaktivität sich unterscheiden und doch die Regression eindringlicher bloss vor Augen stellen. Am ersten Platz rangieren da die Enthusiasten, die Begeisterungsbriefe an Radiostationen und Kapellen schreiben und auf wohlgelenkten Jazztagungen ihre eigene Begeisterung vorführen als Reklame für die Ware, die sie konsumieren. Sie nennen sich selber jitterbugs, als wollten sie den Verlust ihrer Individualität, die Verwandlung in fasziniert schwirrende Käfer, zugleich bejahen und verhöhnen. Zur Entschuldigung haben sie bloss, dass das Wort jitterbugs, wie die ganze Terminologie derer vom imaginären Bau in Film und Jazz, ihnen von den Unternehmern eingehämmert wird, um sie glauben zu machen, dass sie hinter den Kulissen sich befänden. Ihre Ekstase ist ohne Inhalt. Dass sie zustande kommt, dass der Musik gehorcht wird, das ersetzt den Inhalt selber. Ihren Gegenstand besitzt die Ekstase an ihrem eigenen Zwangscharakter. Sie ist stilisiert nach

den Verzückungen zum Schlag der Kriegstrommel, wie sie die Wilden exerzieren. Sie hat konvulsivische Züge, die an Veitstanz oder an die Reflexe verstümmelter Tiere gemahnen. Leidenschaft selber scheint von Defekten hervorgebracht. Aber das ekstatische Ritual verrät sich als Pseudoaktivität durch das Moment des Mimischen. Es wird nicht „aus Sinnlichkeit" getanzt oder zugehört, gewiss nicht durchs Zuhören Sinnlichkeit befriedigt, sondern es werden Gesten Sinnlicher imitiert. Ein Analogon liegt vor zu der Darstellung partikularer Regungen im Film, wo es physiognomische Schemata der Angst, des Verlangens, des erotischen Glanzes gibt ; zum keep smiling ; zum atomistischen espressivo der depravierten Musik. Es verschränkt sich die imitierende Aneignung von Warenmodellen mit folkloristischen Gepflogenheiten des Nachmachens. Im Jazz ist die Beziehung jener Mimik auf die imitierenden Individuen selber ganz gelockert. Ihr Medium ist die Karikatur. Tanz und Musik bilden Stadien der sexuellen Erregung nach, bloss um sie zu verspotten. Es ist, als wendete sich das Surrogat der Lust selber sogleich missgünstig gegen diese : das „realitätsgerechte" Verhalten des Unterdrückten triumphiert über seinen Traum von Glück, indem es diesem selber einbeschrieben wird. Und wie um Scheinhaftigkeit und Verrat jener Art Ekstase zu bestätigen, sind die Füsse unfähig, das zu vollziehen, was das Ohr prätendiert. Die gleichen jitterbugs, die sich benehmen, als wären sie von den Synkopen elektrisiert, tanzen fast ausschliesslich die guten Taktteile. Das schwache Fleisch straft den willigen Geist Lügen ; die gestische Ekstase des infantilen Hörers versagt vor der ekstatischen Geste. — Sein Gegensatz scheint der Eifrige, der sich aus dem Betrieb zurückzieht und im stillen Kämmerlein mit Musik sich „beschäftigt". Er ist scheu und gehemmt, hat vielleicht kein Glück mit den Mädchen, will sich jedenfalls seine Sondersphäre erhalten. Das versucht er als Bastler. Zwanzigjährig regrediert er auf das Stadium der Knaben, die sich als Matadore ihrer Baukästen hervortun oder den Eltern zu Gefallen Laubsägearbeiten ausführen. Der Bastler ist im Radiowesen zu hohen Ehren gelangt. Er konstruiert geduldig Apparate, deren wichtigste Bestandteile er fertig erwerben muss, und erforscht die Luft nach Kurzwellengeheimnissen, die keine sind. Als Leser von Indianergeschichten und Reisebüchern hat er einmal unbekannte Länder entdeckt und seinen Pfad durch den Urwald gebahnt. Als Bastler wird er zum Entdecker eben der industriellen Erzeugnisse, die daran interessiert sind, von ihm entdeckt zu werden. Nichts bringt er nach Hause, was ihm nicht ins Haus geliefert würde. Schon haben die Abenteurer der Pseudoaktivität in hellen Haufen sich organisiert : die Radioamateure lassen sich von den von ihnen entdeckten Kurzwel-

lenstationen vorgedruckte Verifikationskarten schicken und veranstalten Wettstreite, bei denen siegt, wer die meisten solcher Karten vorzuweisen hat. All das wird von oben her sorgsam gepflegt. Es soll sogar vorkommen, dass die Reklamemarkensammler des Äthers den Sendern Informationen zuführen, welche diese wieder zur Verbesserung ihrer Apparate benutzen können. Von den fetischistischen Hörern ist der Bastler vielleicht der vollkommenste. Was er hört, selbst wie er hört, ist ihm ganz gleichgültig; ihn interessiert nur noch, dass er hört und dass es ihm gelingt, mit seinem privaten Gerät in den öffentlichen Mechanismus sich einzuschalten, ohne dass er auf diesen auch nur den geringsten Einfluss ausübte. Gleichen Sinnes hantieren ungezählte Radiohörer den Rückkoppler und den Tonregulator, ohne selber zu basteln. — Andere sind sachverständiger, jedenfalls aggressiver. Das sind die patenten Kerle, die überall sich zurechtfinden und alles auch selber könnten: der höhere Schüler, der in jeder Gesellschaft sich bereitfindet, zum Tanz und zur Unterhaltung Jazz mit maschineller Präzision herunterzuspielen; der Junge von der Tankstelle, der unbefangen seine Synkopen singt oder pfeift, wenn er das Benzin auffüllt; der Hörexperte, der jede band zu identifizieren vermag und sich in die Geschichte des Jazz versenkt, als handle es sich um die grosse Revolution. Er steht dem Sportsmann am nächsten: wenn nicht dem Fussballspieler selbst, dann dem schwadronierenden Gesellen, der die Tribünen beherrscht. Er weiss zuzupakken und rühmt sich dessen; mit dem Whisky ist er vertraut wie mit den Mädchen. Er glänzt durch Fähigkeit zur rüden Improvisation, selbst wenn er insgeheim stundenlang Klavier üben muss, um die widerspenstigen Rhythmen zusammenzubringen. Er gibt sich als der Unabhängige, der auf die Welt pfeift. Aber was er pfeift, ist ihre Melodie, und seine Kniffe sind weniger Erfindungen des Augenblicks als aufgespeicherte Erfahrung aus dem Umgang mit den umworbenen technischen Dingen. Seine Improvisationen sind allemal Gesten der behenden Unterordnung unter das, was der Apparat von ihm verlangt. Der Chauffeur ist das Vorbild für den Hörtyp des patenten Kerls. Sein Einverständnis mit allem Herrschenden geht so weit, dass er gar nicht erst mehr Widerstände produziert, sondern von sich aus bereits je und je das leistet, was von ihm verlangt wird um des zuverlässigen Funktionierens willen. Der Typ hat unter den Komponisten seinen genauen Vertreter in Hindemith gefunden, von dem Paul Bekker einmal sagte, dass er nicht sowohl für die Instrumente schriebe und denke, als sich selber im Augenblick des Komponierens in eine Klarinette oder eine Bratsche verwandle. Der patente Kerl lügt sich die Vollkommenheit seiner Unterordnung unter den verdinglichten Mechanismus in

dessen Beherrschung um. So ist die souveräne Routine des Jazzamateurs nichts anderes als die passive Fähigkeit, in der Adaptation der Modelle von nichts sich irremachen zu lassen. Er ist das wahre Jazzsubjekt : seine Improvisationen kommen aus dem Schema, und das Schema steuert er, die Zigarette im Mund, so nachlässig, als hätte er es gerade selber erfunden.

Die regressiven Hörtypen scheinen klassenmässig indifferent. Aber ein soziales Moment ist ihnen eingeprägt. Es sind virtuelle Arbeitslose. Der Junge, der sich an der Tankstelle zu schaffen macht, hilft seinem Vater oder auch dem gleichaltrigen Freund, weil er sonst keine Stelle findet. Er muss Kniffe kennen, um stets wieder ein Stück weit von dem Produktionsprozess mitgenommen zu werden, der ihn noch nicht absorbiert oder schon wieder ausgestossen hat : sein Fortkommen hat er als hitch-hiker. Mit dem Mann, der seine Zeit totschlagen muss, weil er seine Angriffslust an nichts anderem auslassen darf, und mit dem Gelegenheitsarbeiter haben die regressiven Hörer Entscheidendes gemeinsam. Man muss viel freie Zeit und wenig Freiheit haben, um sich zum Jazzexperten auszubilden oder den ganzen Tag am Radio zu hängen ; und die Geschicklichkeit, die mit den Synkopen so gut sich abfindet wie mit den Grundrhythmen, ist die des Autoschlossers, der auch den Lautsprecher und das elektrische Licht reparieren kann. Die neuen Hörer ähneln den Mechanikern, spezialisiert zugleich und fähig, die Spezialkenntnisse an unverhoffter Stelle ausserhalb der gelernten Arbeit einzusetzen. Aber die Entspezialisierung hilft ihnen bloss scheinbar aus einem System heraus, dem weniger sie selber opponieren, als dass es sie rotierend von sich schleudert. Je wendiger sie den Forderungen ihres Tages nachkommen, um so starrer werdem sie jenem System unterworfen. Die Researchbeobachtung, dass unter den Radiohörern die Freunde leichter Musik sich entpolitisiert zeigen, ist nicht zufällig. Sie koinzidiert genau mit der europäischen der Entradikalisierung der Arbeitslosen. Die Möglichkeit des individuellen Unterschlupfens und der wie immer fragwürdigen Sekurität verbaut den Blick auf die Änderung des Zustands, in den man unterschlupfen will, und auf das Bild einer Sicherheit, welche die Abschaffung des Zustands zur Voraussetzung hätte. Schemata solchen Unterschlupfens sind die regressiven Verhaltensweisen der Hörer. Daher ist ihre Entpolitisierung durchaus vorläufiger Art. Sie hat zunächst bloss die Funktion, den Widerstand gegen den gesellschaftlichen Druck zu liquidieren, der die einzelnen bedroht und den sie durch inständige Subordination zu versöhnen trachten. Diese Subordination ist aber durchaus danach angetan, selber den politischen Aspekt anzunehmen : die Jazzexperten sind die verschlagenen Führer, die jitterbugs die

tobende Gefolgschaft der Zukunft. Das regressive Hören ist kein harmloses Fassadenphänomen. Selbst wenn die musikalische Regression nicht unmittelbar zur neurotischen Verdummung der Massen beitrüge, wäre sie deren beängstigendes Symptom. Die neuen Hörer sind Kandidaten totalitärer Organisationen so gut wie die Arbeitslosen. Oberflächliche Erfahrung widerspricht dem. Die „junge Generation" — der Begriff selber ist ein blosses ideologisches Deckbild — scheint eben durch die neue Hörweise im Widerspruch zu ihren Eltern und deren Plüschkultur. In Amerika findet man gerade sogenannte Liberale und Progressive unter den Anwälten der leichten populären Musik, die sie um der Breite ihrer Wirkung willen als demokratisch klassifizieren. Der Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen, dass es sich bei dem Generationsgegensatz um einen handle von der Art dessen, der die schon totalitären Staaten von den noch nicht totalitären trennt, ohne im Ernstfall deren Solidarität Abtrag zu tun. Ist das regressive Hören gegenüber dem „individualistischen" fortgeschritten, dann jedenfalls bloss in dem dialektischen Sinn, dass es der fortschreitenden Brutalität besser sich anmisst als dieses. Aller mögliche Muff wird von der Schnödheit weggefegt, und legitim ist die Kritik an den ästhetischen Rückständen eines Individuellen, das längst den Individuen entwunden ward. Aber aus der Sphäre der leichten populären Musik kann diese Kritik um so weniger zwingend geübt werden, als gerade diese Sphäre die depravierten und verwesenden Rückstände des romantischen Individualismus mumifiziert. Ihre Innovationen sind unabtrennbar den Rückständen verschwistert.

Die virtuelle Arbeitslosigkeit erklärt die Ambivalenz des regressiven Hörens. Denn der Hörmasochismus definiert sich nicht bloss in der Selbstpreisgabe und der Ersatzlust durch Identifikation mit der Macht. Zugrunde liegt ihm die Erfahrung, dass die Sicherheit des Unterschlupfs unter den herrschenden Bedingungen ein Provisorium sei, dass sie blosse Erleichterung, relief darstelle und dass endlich doch alles zu Bruch gehen müsse. Noch in der Selbstpreisgabe ist man sich selber nicht gut : geniessend fühlt man sich als Verräter des Möglichen und zugleich verraten vom Bestehenden. Das regressive Hören ist allemal bereit, in Wut auszuarten. Weiss man, dass man selber im Grunde auf der Stelle tritt, so richtet sich die Wut vorab gegen alles, was die Modernität des Mitdabei- und Uptodateseins desavouieren und offenbaren könnte, wie wenig in der Tat sich verändert hat. Man kennt aus Photographie und Film den Effekt des veraltet Modernen, der, ursprünglich vom Surrealismus als Chok verwandt, seitdem zum billigen Amüsement derer herabgesunken ist, deren Fetischismus an die abstrakte Gegenwärtigkeit sich heftet. Dieser Effekt kehrt für die regre-

dierenden Hörer in wilder Verkürzung wieder : sie möchten verlachen und zerstören, woran sie sich noch gestern berauschten, als wollten sie sich noch nachträglich dafür rächen, dass der Rausch keiner war. Man hat diesem Effekt seinen eigenen Namen gegeben und ihn wiederum in Radio und Zeitung propagiert. Corny heisst aber keineswegs, wie man denken könnte, die rhythmisch simplere leichte Musik der Vorjazzperiode und deren Relikte, sondern alle synkopierte, die sich nicht gerade aus den im Augenblick approbierten rhythmischen Formeln zusammensetzt. Ein Jazzexperte kann etwa in schallendes Gelächter ausbrechen, wenn er ein Stück hört, das auf gutem Taktteil ein Sechzehntel mit nachfolgendem punktiertem Achtel bringt, obwohl dieser Rhythmus zwar aggressiver, keineswegs aber dem eigenen Charakter nach etwa provinzieller ist als die heute praktizierten synkopischen Bindungen. Die regressiven Hörer sind tatsächlich „destruktiv". Die hausbackene Beschimpfung hat ihr ironisches Recht : ironisch, weil die Destruktionstendenzen der regredierenden Hörer in Wahrheit gegen das Gleiche sich richten, was die altmodischen hassen ; gegen die Unbotmässigkeit als solche, es sei denn, dass sie sich durch die tolerierte Spontaneität kollektiver Ausschreitungen deckt. Der Scheingegensatz der Generationen wird nirgends durchsichtiger als in der Wut. Die Mucker, die sich in pathetisch-sadistischen Briefen an die Sendegesellschaften über das Verjazzen heiliger Güter beklagen, und die schäumende Jugend, die an solchen Exhibitionen ihre Freude hat, sind eines Sinnes. Es bedarf nur der geeigneten politischen Situation, um sie zur Einheitsfront zusammenzuschweissen : jene verüben platonische Reinigungsaktionen, diese starten ihre Volks- und Jugendmusik. Verbrennen werden sie dasselbe.

Damit ist Kritik gesetzt an den „neuen Möglichkeiten" im regressiven Hören. Man könnte versucht sein, das regressive Hören zu retten, so als ob es eines wäre, in welchem der „auratische" Charakter des Kunstwerks, die Elemente seines Scheins, zugunsten des spielerischen zurücktreten. Wie immer es damit beim Film sich verhalte, die heutige Massenmusik zeigt wenig von solchem Fortschritt in der Entzauberung. Nichts überlebt in ihr standhafter als der Schein ; nichts ist scheinhafter als ihre Sachlichkeit. Das infantile Spiel hat mit dem produktiven der Kinder kaum mehr als den Namen gemein. Nicht umsonst möchte der bürgerliche Sport vom Spiel so strikt sich geschieden wissen. Sein kindischer Ernst besteht darin, dass man, anstatt in der Distanzierung von den Zwecken dem Traum der Freiheit die Treue zu halten, die Spielhandlung als Pflicht unter die nützlichen Zwecke aufnimmt und damit die Spur von Freiheit an ihr vertilgt. Das gilt verstärkt für die heutige Massenmusik. Spiel ist sie bloss noch als

Wiederholung vorgegebener Modelle, und die spielerische Entlastung von Verantwortung, die dabei sich realisiert, nimmt nicht sowohl einen von den Malen der Pflicht geheilten Zustand vorweg, als dass sie die Verantwortung auf die Modelle abschiebt, denen nachzufolgen man sich selber zur Pflicht macht. Solches Spiel ist blosser Schein von Spiel ; darum inhäriert der Schein notwendig dem herrschenden Musiksport. Es ist illusorisch, die technisch-rationalen Momente der heutigen Massenmusik — oder die Sonderfähigkeiten der regredierenden Hörer, die diesen Momenten korrespondieren mögen, — auf Kosten eines faulen Zaubers zu fördern, der doch dem blanken Funktionieren selber die Regel vorschreibt. Illusorisch wäre das aber auch, weil die technischen Innovationen der Massenmusik überhaupt keine sind. Für Harmonik und Melodiebildung versteht sich das von selbst : die eigentliche koloristische Errungenschaft der neuen Tanzmusik, die Annäherungen der verschiedenen Farben aneinander so weit, dass bruchlos ein Instrument fürs andere eintreten oder eins ins andere sich maskieren kann, ist der Wagnerschen und nachwagnerschen Orchestertechnik ebenso vertraut wie die Dämpfereffekte der Blechbläser ; selbst unter den synkopischen Künsten aber ist keine, die nicht bei Brahms rudimentär vorhanden, von Schönberg und Strawinskij seit fünfundzwanzig Jahren nicht überboten wäre. Die Praxis der heutigen leichten populären Musik hat jene Techniken nicht sowohl entwickelt als konformistisch entschärft. Die Hörer, welche diese Künste sachverständig bestaunen, werden dadurch keineswegs technisch geschult, sondern reagieren mit Widerstand und Abneigung, sobald ihnen die Techniken in jenen Zusammenhängen vorgeführt werden, in denen sie ihren Sinn haben. Von diesem Sinn, von ihrer Stellung im Gesellschaftsganzen so gut wie in der Organisation des einzelnen Kunstwerks hängt allein ab, ob eine Technik als fortschrittlich und „rational" gelten kann. Die Technisierung als solche, unbezogen auf eine vernünftige Einrichtung der Gesellschaft und auf die ästhetische Aussprache essentieller Erfahrungen, kann in den Dienst der kruden Reaktion treten, sobald sie sich als Fetisch etabliert und durch ihre Perfektion die versäumte gesellschaftliche als schon geleistet hinstellt. Daher sind denn alle Versuche, Massenmusik und regressives Hören auf dem Boden des Bestehenden umzufunktionieren, gescheitert. Konsumfähige Kunstmusik hat mit dem Preis ihrer Konsistenz zu zahlen, und die Fehler, die sie enthält, sind nicht „artistische", sondern in jedem falschgesetzten oder rückständigen Akkord spricht sich die Rückständigkeit derer aus, deren Nachfrage man sich anpasst. Technisch konsequente, stimmige und von den Elementen des schlechten Scheins gereinigte Massenmusik aber

schlüge in Kunstmusik um : sie verlöre sogleich die Massenbasis. Alle Versöhnungsversuche, sei es marktgläubiger Artisten sei es kollektivgläubiger Kunsterzieher, sind fruchtlos. Sie haben nicht mehr zustandegebracht als entweder Kunstgewerbe oder jene Art von Erzeugnissen, denen eine Gebrauchsanweisung oder ein sozialer Text beigegeben werden muss, damit man über ihre tieferen Hintergründe sich rechtzeitig informiere.

Das Positive, das der neuen Massenmusik und dem regressiven Hören nachgerühmt wird : Vitalität und technischer Fortschritt, kollektive Breite und Beziehung zu einer undefinierten Praxis, in deren Begriffe die flehentliche Selbstdenunziation der Intellektuellen eingegangen ist, die doch ihre gesellschaftliche Entfremdung von den Massen am letzten dadurch beseitigen können, dass sie sich dem gegenwärtigen Massenbewusstsein gleichschalten — dies Positive ist negativ : Einbruch einer katastrophischen Phase der Gesellschaft in die Musik. Positives liegt beschlossen allein in ihrer Negativität. Die fetischisierte Massenmusik bedroht die fetischisierten Kulturgüter. Die Spannung zwischen den beiden musikalischen Sphären ist derart angewachsen, dass es der offiziellen schwerfällt, sich zu behaupten. Wie wenig es auch mit den technischen Standards des standardisierten Massenhörens auf sich hat : vergleicht man die Sachkenntnis eines Jazzexperten mit der eines Toscaniniverehrers, so ist jener diesem weit überlegen. Aber nicht nur den musealen Kulturgütern, sondern der uralten, sakralen Funktion der Musik als der Instanz zur Bändigung des Triebes wächst im regressiven Hören ein erbarmungsloser Feind heran. Nicht ungestraft, darum auch nicht ungezügelt, werden die depravierten Erzeugnisse der Musikkultur respektlosem Spiel und sadistischem Humor überantwortet. Vor dem regressiven Hören beginnt Musik insgesamt, einen komischen Aspekt anzunehmen. Man braucht nur dem unverzagten Klang einer Chorprobe von aussen zu lauschen. Mit grossartiger Eindringlichkeit ist diese Erfahrung in den Filmen der Marx Brothers festgehalten, die eine Operndekoration demolieren, als sollte die geschichtsphilosophische Einsicht in den Zerfall der Opernform allegorisch zugerichtet werden, oder mit einem hochachtbaren Stück gehobener Unterhaltung den Flügel in Trümmer schlagen, um sich des Rahmens der Klaviersaiten als der wahren Zukunftsharfe zu bemächtigen, auf der sich präludieren lässt. Das Komischwerden der Musik in der gegenwärtigen Phase hat vorab den Grund, dass etwas so gänzlich Nutzloses mit allen sichtbaren Zeichen der Anstrengung ernster Arbeit betrieben wird. Die Fremdheit der Musik zu den tüchtigen Menschen stellt deren Entfremdung voneinander bloss, und das Bewusstsein der Fremdheit macht sich Luft im Gelächter. In Musik — oder

ähnlich im lyrischen Dichter — wird die Gesellschaft komisch, die sie zur Komik verurteilt. Teil aber hat an jenem Gelächter der Verfall der sakralen Versöhnlichkeit. Sehr leicht klingt alle Musik heute so wie für Nietzsches Ohren der Parsifal. Sie mahnt an unverständliche Riten und überlebende Masken aus der Vorzeit, sie provoziert als Brimborium. Das Radio, das Musik zugleich abschleift und überbelichtet, trägt vorab dazu bei. Vielleicht nun hilft solcher Verfall einmal zu Unerwartetem. Einmal mag selbst den patenten Kerlen ihre bessere Stunde schlagen. Revolutionäre Situationen verlangen eher das prompte Schalten mit schon vorgegebenen Materialien, die improvisatorische Versetzung der Dinge, als jene Art von radikalem Beginnen, das nur im Schutz der unerschütterten Dingwelt gedeiht; selbst Disziplin kann den Ausdruck freier Solidarität übernehmen, wenn Freiheit zu ihrem Inhalt wird. So wenig das regressive Hören ein Symptom des Fortschritts im Bewusstsein der Freiheit ist, so jäh vermag es doch umzuspringen, wenn jemals Kunst in eins mit der Gesellschaft die Bahn des immer Gleichen verlässt.

Für diese Möglichkeit hat nicht die leichte populäre, wohl aber die Kunstmusik ein Modell hervorgebracht. Mahler ist nicht umsonst das Ärgernis aller bürgerlichen Musikästhetik. Sie nennen ihn unschöpferisch, weil er ihren Begriff des Schaffens selber suspendiert. Alles, womit er umgeht, ist schon da. Er nimmt es hin in der Gestalt seiner Depravation; seine Themen sind enteignete. Dennoch klingt keines, wie man es gewohnt war : alle sind wie durch einen Magneten abgelenkt. Gerade das Ausgeleierte gibt der improvisierenden Hand schmiegsam nach; gerade die vernutzten Stellen gewinnen ihr zweites Leben als Varianten. Wie die Kenntnis des Chauffeurs von seinem alten, gebraucht gekauften Wagen ihn befähigen kann, diesen pünktlich und unerkannt zum vereinbarten Ziel durchzusteuern, so kann der Ausdruck einer ausgefahrenen Melodie, angespannt unterm Hebel von Es-Klarinette und Oboen in hoher Lage, an Stellen ankommen, welche die gewählte Musiksprache ungefährdet niemals erreichte. Es ist Musik der spontanen Aktion : mit der der Pseudoaktivität hat sie nichts gemein. Ihr schiesst das Ganze, worein sie die depravierten Fragmente fügt, wirklich zum Neuen zusammen, aber ihren Stoff übernimmt sie vom regressiven Hören ; ja fast könnte man denken, in Mahlers Musik sei dessen Erfahrung seismographisch verbucht, vierzig Jahre ehe sie die Gesellschaft durchdrang. Wenn aber Mahler quer stand zum Begriff des musikalischen Fortschritts, so mag man ebensowenig die neue und radikale Musik, die in ihren avanciertesten Vertretern scheinbar so paradox auf ihn sich beruft, länger unter dem Begriff eines Fortschritts subsumieren, der da

vom allgemein Verbindlichen in stetiger Differenzierung zur immer vollständigeren Materialbeherrschung und zugleich zur unverbrüchlichen Entfremdung führe. Die neue Musik setzt es sich vor, der Erfahrung des regressiven Hörens bewusst standzuhalten. Der Schrecken, den Schönberg und Webern heute wie vor dreissig Jahren verbreiten, rührt nicht von ihrer Unverständlichkeit her, sondern davon, dass man sie nur allzu richtig versteht. Ihre Musik gestaltet jene Angst, jenes Entsetzen zugleich, jene Einsicht in den katastrophischen Zustand der Gesellschaft, dem die anderen bloss ausweichen können, indem sie regredieren. Man nennt sie Individualisten, und doch ist ihr Werk nichts als ein einziger Dialog mit den Mächten, welche die Individualität zerstören — Mächten, deren „ungestalte schatten" übergross in ihre Musik einfallen. Die kollektiven Mächte liquidieren auch in Musik die unrettbare Individualität, aber bloss Individuen sind fähig, ihnen gegenüber, erkennend, das Anliegen von Kollektivität noch zu vertreten.

The Fetish Character of Music and the Retrogression of Listening.

This essay offers a theoretical analysis of the changes which are taking place in the musical consciousness of listeners in the present phase of society. The author seeks rather to deduce the conditions of musical reception from the present stage of musical production. The first part of the article deals with changes in production as they affect the general consciousness of listeners. Light music is discussed as well as serious music insofar as it reaches the consumer. Changes in reception are revealed in certain characteristics like the cult of the melody, of the voice, of the master violin, and they are tied up with specific economic concepts. Success plays a particularly important role in this connection.

The second part is devoted to the retrogression in listening, analyzed psychologically. Docile passivity, imitation of pre-given patterns, and bitter resentment of the „abnormal" have become characteristic for the listener. The author shows how this retrogression has become concretized in the formation of a „musical child's language."

Many listeners seek to overcome passivity by a pseudo-activity. The social function of certain types like the jitter-bug, the radio amateur, or the man with a knack for jazz, are discussed.

Sur le caractère de fétiche dans la musique et les phénomènes de régression chez l'auditeur.

L'article entreprend d'interpréter sous forme d'une esquisse théorique les transformations qu'a subies la conscience musicale des auditeurs dans la phase actuelle de l'évolution sociale.

On n'analyse pas psychologiquement les réactions des auditeurs ; mais

on prend pour point de départ l'état de la production, et de celui-ci on déduit celui de la réception.

La première partie traite de la transformation de la production dans la mesure où celle-ci atteint la conscience commune des auditeurs. L'auteur considère aussi bien la musique légère que la soi-disant musique sérieuse et les modifications que connaît celle-ci pour parvenir à la consommation.

Ces modifications font de la musique un fétiche. On en prend pour exemple le culte des „idées" musicales, de la voix et des „violons de maître". Le caractère fétiche de la musique se mesure au succès accumulé.

Ensuite, on développe quelques catégories du fétichisme musical : dépravation, arrangement, „divertissement élevé", idolâtrie de la perfection.

Au fétichisme de la musique correspond du côté de l'auditeur une régression de la faculté d'entendre — phénomène qui fait l'objet de la deuxième partie de l'étude. On l'interprète comme l'attitude auditive caractéristique des „régressifs". Soumission passive, imitation de l'antérieurement donné, fureur contre ce qui sort de la norme — définissent cette attitude, qui s'objective en un langage musical puéril en formation et dont quelques éléments sont esquissés.

A cette passivité, de larges groupes d'auditeurs cherchent vainement à échapper par une pseudo-activité. Quelques types de pseudo-activité sont décrits : l'enthousiaste, le bricoleur et le „chic type". On montre la fonction sociale de ces types.

Enfin, on traite des possibilités dialectiques de l'audition du régressif. Une confrontation de l'expérience fondamentale de la musique radicalement neuve avec le mode régressif d'entendre termine l'article.

La psychologie collective du raisonnement.

Par
Maurice Halbwachs.

Le raisonnement, en même temps qu'il se décompose en plusieurs propositions, reproduit schématiquement un véritable débat à l'intérieur de nous-mêmes, mais qui n'est possible et dont nous n'avons sans doute eu l'idée que parce que nous avons déjà débattu et discuté avec d'autres personnes. Robinson Crusoë nous raconte que, dès son arrivée dans l'île, il délibéra sur le moyen qu'il devait employer pour se rendre à l'épave : „alors, je convoquai un conseil — je veux dire dans ma pensée — pour savoir comment je ramènerais le radeau". Nos diverses opinions et nos points de vue ne sont enfermés en effet qu'en apparence dans notre esprit. On peut dire, autrement que sous forme métaphorique, que notre pensée est souvent comme une salle de délibération où prennent rendez-vous et se rencontrent des arguments, idées ou abstractions que nous devons dans une large mesure aux autres : si bien que ce sont les autres qui débattent en nous, qui soutiennent des thèses, formulent des propositions qui ne sont dans notre esprit que l'écho du dehors.

Cependant, si nous empruntons aux autres la matière de nos pensées, n'est-ce point nous qui les enchaînons à notre manière ? Un homme qui raisonne, en particulier un homme à système, ne nous donne-t-il pas l'impression d'être comme un îlot de logique, battu par des courants d'opinions contraires et souvent contradictoires ?

En effet, le raisonnement, si on le met en regard de l'opinion, paraît prendre son point d'appui sur l'individu, ou sur les choses, et non sur la société.

On raisonne, d'abord, pour justifier son point de vue, tel qu'il résulte de nos sentiments et de nos habitudes d'esprit, quelle qu'en soit l'origine — pour le justifier en lui-même, contre les autres, et aussi (puisque nous sommes souvent divisés intérieurement) contre nous-mêmes. Comme nous subissons l'influence de nos semblables, ceux-ci, étant divers, ont pu déposer dans notre esprit les germes de pensées qui ne s'accordent pas : il s'agit alors pour nous de les accorder à tout prix, ou de sacrifier celles qui ne peuvent s'assimiler à celles auxquelles nous tenons le plus. Pensées qui

sont le plus souvent à base de sentiments, d'où une logique affective, qui n'est pas la moins répandue, et qu'il faut appeler de ce nom, alors même qu'il s'agit moins de sentiments que de croyances, mais qui ne sont pas des savoirs proprement dits.

Mais nous raisonnons aussi pour retrouver, à travers et au delà des formes multiples de l'ignorance, de l'erreur, et de la croyance, non plus le système de notre pensée, mais le système des choses. Second pôle du raisonnement, l'objectif ; le premier étant le subjectif : entre les deux, comme entre les jambes du colosse de Rhodes et perdu dans leurs ombres qui se rejoignent, coulerait le flot des opinions communes, qui seul porterait la marque du social. Après tout, la pensée sociale n'est peut-être qu'un mélange qui s'opère nécessairement entre deux logiques, affective et objective, et c'est pour cela qu'elle est illogique essentiellement. Comme l'a montré M. Lévy-Bruhl dans son dernier livre[1]), expérience mystique et expérience positive coexistent chez les primitifs ; sans se confondre, elles s'entrepénètrent. On ne pousse pas à l'eau un canot sans avirons, mais un filet n'est pas lancé autrement qu'avec des rites associés. Ce n'est pas vrai que des sociétés primitives.

Raisonnement objectif : l'expression ne surprendra pas, si l'on songe aux philosophes du XVII[e] siècle, pour qui la raison n'était dans notre corps ou dans notre âme que parce qu'elle était au fond des choses ou dans les choses. Si la réalité est rationnelle en elle-même, dans sa nature et dans son fonctionnement, on n'apprendra comment raisonner sur elle qu'en s'efforçant de prendre contact avec elle, — mais en perdant contact, au préalable, avec les autres, dont les prénotions s'interposent, comme un milieu non conducteur, entre nous et les choses (ou, sur un autre plan, entre nous et la vérité intelligible). François Simiand, contre les doctrines économiques qu'il appelait conceptuelles, se réclamait d'un rationalisme positif : retrouver les liaisons intelligibles entre les facteurs, les conditions, les résultats non pas dans une construction de l'esprit, mais dans le monde réel, tel qu'il se construit, suivant une logique que nous étions incapables d'inventer. — L'expérimentateur paraît être bien loin de la société, ne voyant plus ce que voient les autres, absorbé dans ce qui est hors du champ de leur vision. La société serait naturellement portée à le considérer avec défiance, parce qu'il cherche ailleurs qu'en elle son point d'appui. Ou plutôt, comme elle ne peut rien envisager autrement que sous l'angle du social, elle le soupçonne de se rattacher à quelque secte maçonnique, ou à une confrérie secrète, dont il y a

---

1) *L'Expérience mystique et les symboles chez les primitifs.* Alcan. Paris 1938.

tout lieu de craindre les entreprises et les maléfices.[1]) — Mais, même s'il n'est pas un savant, et s'il n'effectue pas de raisonnement proprement scientifique, tout homme qui croit qu'il y a une vérité, qu'elle n'est pas une vérité d'opinion, qu'elle se place hors de la pensée sociale, doit s'efforcer de l'atteindre par une méthode de raisonnement qui ne doit rien non plus à la société.

Ainsi s'explique que le raisonnement ait pu être présenté comme l'opération par excellence grâce à laquelle nous échappons aux influences collectives, soit pour nous affirmer contre les autres (logique affective), soit pour nous subordonner (et les autres avec nous) aux lois des choses (logique objective) : ce qui ne va pas sans un effort contre-nature, en ce sens qu'il s'exerce contre notre nature d'être sociaux, soumis aux forces d'opinion. — Est-ce là une illusion ?

***

S'il existe une logique du sentiment et de la croyance, c'est qu'il n'y a pas entre notre intelligence et notre sensibilité une véritable cloison étanche. Certes, le sentiment s'oppose quelquefois au raisonnement, et il est difficile de raisonner avec un homme passionné ou avec un croyant. Pourtant, la passion et la croyance raisonnent, elles se développent, elles s'affermissent, par les arguments mêmes qu'elles mettent en forme, ou sur lesquels elles prétendent se fonder.

Ces arguments, d'où les tirent-elles ? Non d'elles-mêmes, de leur substance, car en elles-mêmes, la croyance, la sensibilité, la passion sont irrationnelles. Mais représentons-nous différentes régions ou milieux, dans une société même, entre lesquels il y a bien des rapports, parce qu'un grand nombre d'individus circulent et passent sans cesse de l'un à l'autre. Alors on comprendra que, chez tel d'entre eux toutes les formes de pensée logique ou illogique, à base de raison positive ou de données sentimentales, puissent se heurter, s'opposer et se contredire, mais aussi s'organiser ensemble et s'unifier, et qu'en particulier on puisse mettre au service d'une croyance ou d'un sentiment toutes les ressources de dialectique que nous offrent les divers groupes auxquels nous nous trouvons reliés.

De cet enchevêtrement presque inextricable du logique et de

---

[1]) On se rappelle Rousseau, imaginant un dispositif pour observer le soir, par reflet, le ciel étoilé dans la campagne, surpris et menacé par les paysans qui croient à une opération de sorcellerie. A Venise, lorsqu'Einstein fut obligé de quitter l'Allemagne, nous avons lu, dans un grand journal italien : « Qu'il s'en aille ! Qu'il s'en aille ! Qu'il retourne à son grimoire, à sa cabale ! »

l'illogique dans les façons de penser des hommes vivant en société, Pareto nous a tracé un tableau que nous aurons avantage à reproduire ici, bien qu'on puisse trouver sa classification assez arbitraire. Mais il a eu le mérite d'explorer très largement ce vaste champ des raisonnements faux et vraisemblables, préjugés, superstitions, théories, arguments, polémiques, tels qu'il les rencontrait, par exemple, chez les Pères de l'Église, ou dans les journaux contemporains à grand tirage.[1])

Tout d'abord, il distingue les actions humaines en logiques et non logiques (ce qui ne veut pas dire illogiques, comme nous allons le voir).

A propos des actions non logiques il se demande si elles ont par ailleurs une fin logique objectivement, alors que ceux qui les accomplissent ne s'en doutent pas ou se proposent une fin qui est logique pour eux, mais qui ne l'est pas en réalité, c'est-à-dire qui est une fin logique subjective. En d'autres termes, il y a des cas où nos actes sont logiques, en ce sens qu'ils se conforment à la logique véritable, objective, indépendante des individus ou même des groupes. Dans d'autres cas, il n'en est pas ainsi. Mais nous sommes amenés, alors, à faire plusieurs distinctions, dans cette catégorie des actions non logiques, la plus vaste en réalité, car il est bien rare que nous agissions pour des raisons purement objectives.

Il y a des actions non logiques, non seulement en soi, mais pour ceux mêmes qui les accomplissent. Elles sont en somme peu importantes, car „les hommes ont une tendance très prononcée à donner un vernis logique à leurs actions“. En d'autres termes, il est rare que, même si nous suivons notre fantaisie, ou si nous agissons au hasard, nous ne cherchions pas à nous donner au moins l'illusion que notre acte pourrait être approuvé et pris à son compte par le groupe, par une partie du groupe. D'autres actions, non logiques en soi, sont cependant accomplies en vue d'une fin imaginaire, mais imaginaire pour le groupe tout entier : par exemple, les actions magiques. Autre et dernière catégorie : beaucoup d'actions non logiques (c'est-à-dire non conformes, dans la pensée de leurs membres, à la logique objective qu'ils ne connaissent pas) ont cependant une fin logique aux yeux de ces membres, et de plus atteignent souvent la fin objective, bien qu'on ne l'ait pas recherchée. Ainsi, „la majeure partie des actes politiques procédant de

---

[1]) Vilfredo Pareto, *Traité de sociologie générale*, édition française 1917-1919, 2 vols. Nous en avons parlé dans deux articles publiés dans la *Revue d'économie politique*, septembre-décembre 1918 et juillet-août 1920. M. Aron a étudié la sociologie de Pareto en un article très pénétrant dans la *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang VI (1937), p. 489 ss.

la tradition, de la prétendue mission d'un peuple ou d'un homme" rentrent dans ce cadre. De même la plupart des actions économiques. On peut d'ailleurs y distinguer deux espèces : le sujet accepterait le but objectif, s'il le connaissait, ou bien il ne l'accepterait pas.

Cette distinction, à vrai dire, ne prend de sens, que si l'on reconnaît qu'il y a plusieurs logiques, qui s'étendent à des groupes de plus en plus larges, au moins en droit. Dira-t-on que l'action pleinement logique est celle qui se conforme à la raison, et à elle seule ? Mais à quelle raison, c'est-à-dire à la raison de quel groupe ? L'essentiel est que nous cherchons toujours à justifier notre action vis-à-vis d'un groupe quelconque, au nom de raisonnements dont nous empruntons les prémisses quelquefois au même groupe, quelquefois à deux groupes différents, mais tels que l'un embrasse et domine le second. Par exemple, la proposition de Stuart Mill, le duc de Wellington est homme, est empruntée à un groupe limité, restreint dans le temps et dans l'espace, celui de ceux qui ont connu, directement ou par témoignage le duc en question : c'est la mineure. Quant à la majeure : tout homme est mortel, elle vaut pour un groupe bien plus étendu, pour tous ceux qui ont pu observer l'homme, simplement, et son évolution organique. Lorsqu'on dit qu'une action est logique subjectivement, non objectivement, cela signifie qu'elle est conforme à la logique d'une société restreinte, non d'un groupe plus large, qui comprend en droit le premier, et n'existe pas encore, mais qui se constituera. Les pratiques de la magie sont illogiques, par rapport à la science de demain, elles sont logiques par rapport aux croyances de la tribu d'aujourd'hui.

C'est dire qu'il y a de la logique jusque dans les actions qui nous paraissent étrangères ou contraires à la raison. Pareto le reconnaît. Examinant l'histoire des doctrines politiques et sociales, il constate que les auteurs, s'ils reconnaissent implicitement les actions non logiques, exaltent explicitement les actions logiques. Le plus grand nombre d'entre eux considèrent qu'elles sont seules à intervenir dans les phénomènes sociaux. Mais lui-même distingue, dans les actions qu'on appelle logiques, deux éléments.

D'une part, les *résidus*, c'est-à-dire ce qu'on trouve lorsqu'on écarte toutes les justifications et les raisonnements : par exemple l'instinct des combinaisons, propre à certains individus, qui les porte à inventer et imaginer pour leur compte, pour le plaisir ; la persistance de traditions qui ne correspondent plus aux croyances et manières d'agir actuelles ; le besoin de manifester ses sentiments (personnels) par des actes extérieurs ; un besoin confus de sociabilité, qui ne se satisfait pas assez dans les formes et coutumes

actuelles ; l'égoïsme instinctif, encore. Tout cela, qui résiste à l'action rationnelle de la société, peut être appelé en effet résidu : „les simples appétits, les goûts, et, dans les faits sociaux, cette classe très importante qu'on appelle les intérêts", entendons sans doute les intérêts sous la forme la plus personnelle et antisociale. Au reste, nous demeurons sur le plan de la pensée, car, d'après Pareto, les résidus sont des principes, correspondant à certains sentiments et instincts, mais qui les manifestent, et ne se confondent pas avec eux.

De ces résidus, nous distinguerons les *dérivations*, c'est-à-dire les arguments le plus souvent déductifs qui visent à expliquer, justifier, démontrer ces pensées à base d'instincts. Ces dérivations, Pareto les a réparties en quatre classes : 1° les affirmations pures et simples, qu'elles s'appuient sur des faits, le plus souvent imaginaires, ou sur des sentiments, ou sur un mélange des uns et des autres. Si ces affirmations se distinguent des résidus eux-mêmes, c'est sans doute qu'elles se présentent sous forme générale, qu'elles imitent donc les propositions rationnelles ; 2° les raisonnements qui invoquent l'autorité d'un ou de plusieurs hommes (mais des hommes représentatifs d'un groupe, qu'il s'agisse, suivant les exemples donnés ici, de saint Augustin ou de Roosevelt), l'autorité de la tradition et des coutumes, l'autorité d'un être divin, ou d'une personnification, le progrès par exemple. Mais tout cela est bien du collectif ; 3° les raisonnements qui s'accordent avec des sentiments ou des principes, intérêt individuel et social, entités juridiques, métaphysiques, et surnaturelles. Ici, on envisage en somme des doctrines et des croyances, par exemple la morale de Bentham, la croyance aux sorciers (qui justifie les procès contre les animaux), les idées de Rousseau, de Kant et d'Auguste Comte, membres et représentants des groupes de philosophes ; 4° les preuves verbales : l'usage de termes d'un sens indéterminé, douteux, équivoque, en s'en tenant „aux cas où le caractère verbal de la dérivation est bien tranché et l'emporte sur tout le reste", sinon cette dernière classe comprendrait le langage. Il s'agit des idola linguæ, comme aurait dit Bacon : c'est que chaque mot de la langue est riche de significations sociales, diverses souvent pour le même mot.

De ces réflexions nous pouvons retenir les deux points suivants.

En premier lieu, la logique d'un raisonnement doit s'entendre dans un sens tout relatif, d'abord, parce que ce qui est logique pour un groupe ne l'est pas pour l'autre, et ensuite parce que derrière une logique apparente, qui nous paraît illogique, il y a quelquefois une logique objective et cachée, une sorte d'instinct rationnel. Lorsque nous la découvrons, elle vaut même pour nous qui nous inspirons d'autres règles et d'autres critères. Par exemple, pour les marins

grecs, les sacrifices à Poseidon et l'action de ramer étaient des moyens également logiques de naviguer. Logique religieuse dans un cas, puisque l'acte du sacrifice s'accordait avec la croyance aux dieux et à leur pouvoir, telle qu'elle existait dans la société des Grecs. Logique technique ou technicienne dans l'autre, puisque l'acte de ramer s'accordait avec les principes et l'expérience du groupe des marins. Dira-t-on que seule est logique une action qui est appropriée au but poursuivi, c'est-à-dire une action utile ? Mais il y a bien des degrés dans l'utilité, bien des façons de concevoir l'intérêt, si bien qu'il n'y a guère d'action qui ne puisse être dite utile, c'est-à-dire logique, de quelque point de vue. Si les sacrifices à Poseidon ne sont pas utiles objectivement (puisque nous savons qu'ils ne peuvent favoriser la navigation), ils servent du moins à entretenir la foi religieuse, et un certain type de société et d'institutions. C'est en ce sens qu'il est inexact d'appeler prélogiques les façons de raisonner des primitifs parce qu'elles ne sont pas conformes à notre logique à nous.

Nous accusons d'illogisme un sauvage qui, ayant manqué sa pêche ou sa chasse, bien qu'il ait emporté son *grigri*, explique cet échec par un mauvais sort qu'un sorcier a dû lui jeter. Mais il se conforme à un principe qui est, pour lui, d'une application générale, savoir que les amulettes ont un pouvoir, exactement comme nous nous conformons au principe de causalité, quand nous refusons d'admettre un fait surnaturel dont il y a des témoins, en déclarant qu'ils ont mal vu.

D'autre part, et c'est le second point, si absurdes en apparence que soient nos instincts et nos goûts, nos préférences, nous cherchons toujours, et nous trouvons souvent, des raisons pour les justifier. Or tous ces arguments sont „dérivés“, en effet, de quelque courant de pensée sociale. Il semble que nous soyons préoccupés de faire approuver notre action et même d'en faire accepter la responsabilité, de la faire „endosser“ par une raison collective ; entendez, par une pensée rationnelle commune à un groupe. Or, des pensées de ce genre, bien différentes l'une de l'autre, et qui même quelquefois se contredisent, on en trouve un grand nombre parce que la société se décompose en beaucoup de groupes et sous-groupes secondaires, auxquels nous participons et pouvons participer en même temps. C'est ce qui explique que, quel que soit le degré où il se trouve dans l'échelle sociale, intellectuelle ou morale, chacun prétend avoir raison, l'enfant contre la grande personne, le serviteur contre le maître, l'ignorant contre le savant, le débauché contre le vertueux, et chacun trouve pour défendre sa thèse ou son erreur, ou son vice, des raisonnements qui sont regardés comme valables dans certains milieux.

„Deus tradidit mundum disputationi." Chaque homme veut se convaincre qu'il a raison, et pour cela, il lui faut bien, comme disait Kant, rattacher „la maxime de son action", qui repose souvent sur des tendances organiques, à une proposition universelle, universelle absolument en droit, mais universelle en fait à l'intérieur d'un groupe. C'est ainsi que les pratiques ascétiques se rattachent peut-être à un trouble nerveux, à un déséquilibre organique : mais, bien qu'anormales dans leur nature, elles paraissent rationnelles du jour où elles se fondent sur une doctrine ascétique, qu'une communauté accepte comme la vérité, reconnue par elle, mais qui vaut à ses yeux pour tout le monde.

De même la pitié, le pardon des injures, a pu paraître dans le monde romain le signe d'une honteuse faiblesse individuelle, jusqu'au jour où elle s'est réclamée d'une croyance commune à un groupe, à l'ensemble des chrétiens.

Il ne faut pas s'étonner, dès lors, de ce que les procédés dont use la logique du sentiment et de la croyance diffèrent de ceux qu'applique la logique purement intellectuelle. Ribot a montré que la première procède, le plus souvent, par accumulation, ou par gradation, c'est-à-dire par effet de masse, ou par entraînement progressif, tandis que la logique intellectuelle se moque de l'éloquence. Traduisons cette différence en termes sociologiques. Nous dirons que le raisonnement intellectuel (comme nous le verrons) doit se conformer strictement aux règles d'un groupe défini, celui des logiciens, des mathématiciens, etc. Quand il s'agit d'un sentiment ou d'une passion, nous ne nous en tenons pas à une section limitée de la communauté. Nous cherchons partout des arguments, c'est-à-dire des appuis, des adhésions, parce que nous voulons satisfaire ou développer notre désir, et qu'il faut pour cela qu'il apparaisse conforme aux tendances de la plupart des groupes, ou des groupes les plus étendus.

C'est pourquoi nous usons du procédé par accumulation. "Le charlatan qui pérore devant un public de foire éveille tour à tour la curiosité, le désir, la peur, l'hilarité. Il invite, gourmande, et, à travers ce désordre apparent, vise avec logique un seul but : l'écoulement de sa marchandise. La brocanteuse de mariages, qui vante un parti, énumère les qualités physiques, morales, intellectuelles, la position, la dot, omettant soigneusement les valeurs négatives. Le discuteur passionné se fait une arme de tout, au hasard, pour étourdir son adversaire."

„Le procédé par gradation exige plus d'art et se rapproche davantage de la logique réfléchie. L'habileté, dans la logique rationnelle, consiste en la rigueur inattaquable du raisonnement. Dans la logique affective, l'habileté est autre. On suppose l'auditeur uni-

quement ou principalement capable d'émotion : il faut le persuader, le subjuguer, l'entraîner. Pour cela, le mieux est de l'ébranler peu à peu comme un arbre qu'on veut abattre et qui finira par tomber sous les coups. " Mais cela revient à invoquer successivement des sentiments ou des motifs émotionnels qui ont de plus en plus de force, qui doivent exercer de plus en plus d'action sur le public parce qu'ils sont communs à des groupes de plus en plus étendus, ou auxquels ceux à qui l'on parle se rattachent de plus en plus étroitement, soit qu'on s'élève du groupe local à l'humanité, soit l'inverse.

L'essentiel est, cependant, que ces procédés, nous les appliquons aussi bien lorsqu'il s'agit de fortifier en nous un désir ou une passion, de la justifier à nos yeux, que lorsque nous nous efforçons de la faire partager aux autres. Qu'il s'agisse d'un ambitieux, d'un amoureux, de l'envie, de la haine, d'une passion politique ou religieuse, il en sera de même. Les procédés de l'art oratoire sont alors ceux-là mêmes dont nous usons pour développer notre sentiment, pour le fortifier de raison, c'est-à-dire pour lui assurer la place à laquelle il a droit non seulement en nous-mêmes, mais dans la société. Alors il change d'aspect, il est entraîné dans le courant de l'opinion, de la morale, au moins d'une certaine opinion, d'une certaine morale. Il reste sans doute individuel en son fond, mais il s'étoffe d'éléments sociaux. Il perd en partie, à nos yeux comme à ceux des autres, sa singularité et son étrangeté.

Mais ce n'est pas seulement par les procédés dont il use pour se défendre, se justifier, s'affirmer et s'imposer, qu'un sentiment prend forme collective, c'est aussi par le contenu des arguments qu'il invoque, des représentations qu'il appelle à son secours, et qui doivent s'accorder avec la conception d'un milieu plus ou moins large, et aussi d'une époque.

***

Rentrons maintenant dans le domaine de la science et de la recherche désintéressée, et attachons-nous d'abord à la forme des raisonnements. — Le raisonnement consiste toujours à rapporter un jugement singulier ou particulier à un jugement (ou à plusieurs) plus général, un fait pris dans des conditions déterminées d'espace ou de temps à une théorie ou à une loi ; — et nous voyons assez clairement qu'une opération de ce genre est synthétique : synthèse entre la démarche d'un esprit ou d'un groupe d'esprits particuliers, et la règle admise dans une société plus large où ils sont compris ; synthèse entre une section et le tout.

Il y a une différence profonde à cet égard entre le raisonnement

et le jugement. Tout jugement (même celui qu'on appelle synthétique) est une analyse. Jugements de fait, par exemple, ce mur est blanc : je choisis, parmi tous les éléments de ma perception, ces deux-là, le mur et la blancheur, et j'affirme qu'il y a un lien entre eux. Mais ce lien, je ne le crée pas : il est donné, dans la perception même. Jugements d'idée, par exemple, la justice est une vertu : ce rapport est simplement abstrait par moi de beaucoup d'autres où la justice se trouve prise, dont elle est en quelque sorte encadrée : la justice est impersonnelle, est imprescriptible, est un bien, est relative à certains égards, etc. ; je n'ai pas à rapprocher ce sujet et cet attribut, ils sont déjà donnés, en quelque sorte l'un dans l'autre, dans ma pensée. — Si la société intervient dans le jugement, c'est qu'elle nous pose des questions, nous oblige à examiner tel objet ou telle idée sous un aspect seulement, à oublier ou ne plus envisager temporairement les autres. Elle nous aide à mettre de l'ordre dans nos pensées et nos perceptions, et à préparer ainsi, si l'on veut, la matière de rapprochements entre ces rapports ainsi distingués, la matière, en d'autres termes, de raisonnements. Tout raisonnement en effet implique des jugements divers, correspondant à des affirmations particulières (ou générales) et s'efforce de les lier l'une à l'autre, d'en constituer une sorte d'unité.

Mais si le jugement doit être ainsi la matière du raisonnement, en quel sens dirons-nous qu'il est, lui-même, particulier ou général ? Général, il l'est toujours en quelque mesure, puisqu'en résultat de l'analyse qui l'élabore, au lieu de se présenter comme un état complexe individuel, il est une réponse à la question posée par un groupe, c'est-à-dire une affirmation à la fois intelligible et valable pour celui-ci. Mais le groupe lui-même peut être très restreint (une petite section, déterminée localement ou d'une autre manière, d'une communauté qui en comprend beaucoup d'autres) : c'est pourquoi le jugement est dit alors particulier, comme intelligible et valable pour une partie seulement de la communauté.

Soit, maintenant, le raisonnement déductif sous sa forme pure, le syllogisme. On a longtemps débattu au sujet de sa valeur, et soutenu qu'il ne nous apprenait rien que nous n'ayons su déjà. Tout dépend de ce qu'on entend par savoir. Deux jugements peuvent exister à l'intérieur d'une société, mais n'être aperçus et acceptés que dans des milieux différents de celle-ci, si bien que ces jugements n'ont pas été, jusqu'ici, mis en rapport. Par exemple, dans les milieux de moralistes, on admettra que „toute personne responsable de ses actes peut être punie, et doit l'être si elle a transgressé les lois“, et que „toute personne qui n'est pas responsable ne doit pas être exposée à des sanctions“ ; dans les milieux

de médecins, que „les sujets atteints d'aliénation ou de dérangement cérébral ne sont pas responsables de leurs actes". Mais il s'écoulera peut-être longtemps avant qu'on conclue : „les sujets atteints d'aliénation, etc. ne doivent pas être exposés à des châtiments ou à des sanctions pénales quelconques", le temps nécessaire pour que les deux jugements soient rapprochés, pour que les deux milieux soient amenés à les confronter. Alors c'est la société dans son ensemble, ou ceux qui se considèrent comme membres, à la fois, des deux milieux, qui tirera la conclusion. On peut dire, d'ailleurs, que la conclusion était contenue dans les prémisses, parce que chacune des deux prémisses, bien qu'elle ait été formulée d'abord dans un seul milieu, aurait été cependant admise par l'ensemble, si la question lui avait été posée, c'est-à-dire qu'elle était admise implicitement par la société toute entière. Mais, pour qu'elle le fût explicitement, il a fallu que les deux propositions et les deux milieux fussent rapprochés.

Il en est autrement, et la synthèse s'opère dans des conditions différentes, quant au raisonnement inductif. Ici, nous partons de plusieurs propositions particulières dont chacune est valable pour un groupe, mais n'est valable que pour lui, puisqu'elle correspond à son expérience et aux conditions où il se trouve, qui ne sont pas celles des autres. Conditions de temps, de lieu, dont on ne peut dire a priori qu'elles n'influent pas sur le fait observé. Maintenant, supposons que tous ces groupes particuliers soient compris dans une société plus large. Les membres de cette société, qui font partie en droit de tous les groupes, vont rapprocher ces propositions particulières, et constater qu'elles énoncent toutes les mêmes faits, dont la réalité apparaît donc indépendante de ces conditions de temps et de lieu. Pourtant, ce n'est pas là, comme eût dit Aristote, une *énumération complète.* Ces groupes, si nombreux et divers soient-ils, n'épuisent pas, leur expérience ne comprend pas toutes les conditions possibles où le fait pourrait se présenter. Si l'on passe outre, cependant, si l'on donne à la proposition une forme entièrement générale et universelle, c'est qu'on considère, au delà de la société actuelle, une société plus large qui comprendrait d'autres groupes encore, tous les groupes et toutes les conditions possibles. Or, ce qui permet et paraît légitimer ce passage à la limite, c'est que les propriétés particulières sont générales, chacune pour son groupe. C'est ce qu'on ne pourrait faire si l'on partait de propositions individuelles. Car de cas individuels, même nombreux, on ne tirera jamais rien de général.

En d'autres termes, la différence entre les deux formes de raisonnement c'est que la déduction se fonde sur l'autorité de la société tout entière, qui pose les prémisses, c'est-à-dire des

propositions générales qui valent pour tous les groupes en lesquels elle se décompose ou pourra se décomposer. Dans l'induction, au contraire, la valeur de la conclusion résulte de propositions particulières, mais de forme générale chacune, puisqu'elles sont collectives et correspondent à l'expérience de groupes : l'autorité, au lieu de descendre, remonte de bas en haut ; mais ce n'est pas, même après la synthèse, l'équivalent d'une proposition entièrement générale, parce que la société que forment ces groupes est incomplète : la proposition synthétique véritable (qui pourrait, en retournant le raisonnement, servir de base à une déduction) ne vaut que pour une société virtuelle, c'est-à-dire qu'elle n'est valable qu'en droit.

Au reste, l'induction sous cette forme même n'est possible, et toutes ces propositions particulières ne sont ainsi rapprochées, que parce qu'on a déjà l'idée dans tous ces groupes qu'il doit y avoir une proposition générale. Ou, encore, les vérités partielles des groupes paraissent des aspects ou des éléments partiels d'une même vérité, précisément parce que nous sommes dans le monde des groupes, dont chacun n'a de réalité que par rapport à une société plus large : comme si les propositions partielles n'étaient que des fragments d'une plus générale, affirmée par une société dont les groupes ne sont eux-mêmes que des parties. Ainsi, l'autorité qu'ont les propositions particulières, et qui remontera à la conclusion générale, elles l'empruntent à celle-ci, envisagée comme ce qui les légitime elles-mêmes (c'est ainsi que, pour Kant, un raisonnement de causalité repose sur l'idée que la causalité est une condition nécessaire a priori de toute expérience). Dans le raisonnement par induction, il y a, au fondement même, une part de déduction et d'a priori. C'est la preuve qu'aucun raisonnement n'est possible en dehors d'un cadre, même très large et lointain, posé par la société en principe, et sous une autre garantie que la sienne : ce qu'on peut exprimer en disant qu'aucune conclusion même empirique n'est valable, si elle n'est pas conforme à la logique du raisonnement.

Il est vrai que cette logique peut s'entendre en plusieurs sens. On sait qu'il existe une logique formelle, qui comprend les lois les plus générales du raisonnement, inférences immédiates et médiates, quel que soit leur contenu ou leur matière. Mais il ne suffirait pas, pour les dégager et les formuler, d'un effort de la pensée individuelle. Car celle-ci pourrait raisonner à sa guise, si elle ne rencontrait pas de contradicteur. Comment songerait-elle à ces règles, et pourquoi s'imposerait-elle ces prescriptions ? En fait, la logique formelle n'a pu prendre naissance et se préciser que dans une société de philosophes et de logiciens.

Nous attribuons quelquefois à Socrate le mérite d'avoir le premier posé les bases de la logique vraiment rationnelle, d'avoir découvert la vertu de la définition, le pouvoir de la dialectique. Mais, si l'on replace Socrate dans son milieu historique, on s'aperçoit que sa méthode a pris forme au contact des sophistes, que nous ne connaissons guère que par ce qu'il nous en dit, lui ou Platon, mais qui paraissent déjà avoir poussé très loin l'art de discuter. La dialectique en somme, s'est constituée dans une société très ouverte et très mouvante, où se rencontraient non seulement des individus, mais des écoles, où s'affrontaient des essais et procédés de démonstration élaborés dans des régions très diverses, en Grèce, en Asie, en Italie. C'est en raison de leurs oppositions, et de leurs contradictions internes, qu'a pu se constituer une logique supérieure, qui était comme un tribunal avec son code, ses lois, sa procédure, et dont relevait l'ensemble des logiciens, création collective qui a mis sa marque sur les esprits.

Plus tard, au moyen âge, dans le cadre des universités médiévales, la scolastique nous présente une évolution du même genre. C'est le débat, la dispute, non pas dans le for intérieur de chacun, mais dans les assemblées publiques, où les rôles sont distribués entre les docteurs ou les maîtres, où, avec la thèse et l'antithèse, les opinions des différentes écoles s'affirment et s'opposent devant le groupe des logiciens. Pour qu'un raisonnement paraisse vrai, pour qu'il soit reconnu tel, il n'importe pas qu'il s'appuie sur l'expérience, ou sur une forte conviction individuelle. C'est plutôt la tradition ou l'assentiment universel qu'on invoque, et qui ne sont qu'en somme les applications d'un même principe, dans le temps et l'espace, qui font appel à une raison dont les groupes sont les agents et les dépositaires. Il faut, surtout, que les arguments soient mis en forme. C'est la règle du jeu, à laquelle doivent se soumettre tous ceux qui entrent dans l'arène. C'est-à-dire qu'ils doivent être présentés dans un cadre et suivant une disposition logique qui est essentiellement collective. Cette façon de concevoir et de pratiquer le raisonnement se retrouvera bien au delà du moyen âge, chez les métaphysiciens du XVIIe siècle.

Rien n'est plus édifiant à cet égard que la polémique entre Arnauld et Leibniz sur la liberté. Arnauld ne peut pas comprendre son interlocuteur, jusqu'à ce que celui-ci s'avise de présenter sa théorie sous une forme scolastique ; que la notion singulière de l'individu contient en elle-même tous les attributs de celui-ci, en particulier le fait que celui-ci accomplira librement telle ou telle action. La force d'une telle conclusion, qui nous échappe aujourd'hui, à nous qui ne faisons plus partie de ce milieu, s'impose cependant au vieux logicien, qui ne prend la thèse au sérieux qu'à

partir de ce moment. Tant il est vrai que ce n'est pas un individu qui raisonne, mais une époque et une société.

Avec le raisonnement mathématique, nous sortons de la logique formelle pour entrer dans un autre domaine. Ici encore, on a pu croire qu'un esprit, livré à ses seules forces, pourrait reconstruire toute la mathématique, toute la géométrie. En fait, il n'irait pas bien loin, s'il ne faisait point partie de la société des mathématiciens. Cette société existe en effet, elle a ses principes, ses règles, ses conventions, ses formules, son langage, ses signes, qu'elle a élaborés peu à peu, au cours du temps, au prix d'un effort collectif. La démonstration mathématique n'est une analyse qu'en apparence et après coup. En réalité, elle suppose une synthèse, c'est-à-dire le rapprochement de plusieurs propositions qui ont été établies par des groupes de chercheurs distincts. Tout problème nouveau est d'ailleurs une question qui est posée à un ensemble de mathématiciens par l'ensemble des autres. Il y a enfin une logique spéciale, qui s'applique à tout ce domaine, mais à lui seul, et qui est comme une législation qui a pour frontières les limites d'un pays. Étendue au delà, elle ne vaut plus. L'esprit géométrique doit faire alors place à un autre esprit : c'est qu'en réalité on est passé d'un groupe à un autre, qui ne reconnaît pas les mêmes lois.

Il y a eu aussi, il s'est constitué plus tardivement une société des physiciens avec une logique spéciale également, la logique et le raisonnement expérimental, qui s'est fait péniblement sa place dans un milieu intellectuel dominé par les mathématiciens. Pendant longtemps elle n'a pu se faire admettre qu'en se réclamant de la logique mathématique, et Leibniz, encore, a cru devoir démontrer mathématiquement le principe de la conservation de la force vive, et déclaré que cette démonstration était celle qui avait le plus de valeur à ses yeux.

Nous avons dit qu'on se représentait souvent le raisonnement objectif à base de données positives comme une opération de l'esprit par laquelle celui-ci entrerait en contact immédiat avec les choses, comme un décalque pris directement sur les séquences et les liaisons telles qu'elles sont données dans la réalité, sans que s'interpose entre la pensée individuelle et les objets aucune opinion préexistante, aucune représentation collective. Mais on oublie ordinairement qu'il faut un effort considérable pour adopter, en face des choses, une telle attitude, un effort dont l'individu isolé ne serait pas capable.

Sans doute, pour s'en tenir aux faits, aux données de l'expérience, il semble que ce soit assez de se maintenir en une position toute passive, de se refuser à toute interprétation qui ne résulte pas des faits eux-mêmes. Cependant, comme l'a montré

M. Lévy-Bruhl, pour un sauvage (et pour beaucoup d'hommes civilisés) l'expérience „mystique", telle qu'elle est constituée par la tradition, par les croyances de notre groupe, est aussi naturelle, elle s'impose à eux avec autant de force que ce que nous appelons l'expérience sensible, physique et objective. Avant que celle-ci pût se dégager de la première, acquérir assez de consistance et de cohérence pour se présenter comme un tout indépendant, et même comme le tout de la réalité, il n'a pas suffi de quelques observations et de quelques réflexions suivies chez des individus isolés. L'expérience physique supposait, pour se constituer et passer ainsi au premier plan, l'existence continuée d'un groupe d'hommes n'ayant d'autre objet que de découvrir les caractères et les lois de la nature physique, d'un groupe d'hommes ayant ses définitions propres, des traditions déjà anciennes, et une méthode qui n'était qu'à lui. Aujourd'hui encore, pour devenir physicien, il faut entrer dans un tel groupe, s'y incorporer et se pénétrer de son esprit.

Ces groupes ont une histoire qu'il est bien difficile d'écrire, car on ne les aperçoit, ils ne se manifestent que lorsqu'ils ont conquis le droit d'exister. Une façon nouvelle de raisonner, telle que le raisonnement expérimental, ne pouvait se greffer simplement sur la plante encore si vivante de la vieille dialectique, qui couvrait alors de son ombre toute la société (toute la pensée sociale sous toutes ses formes). Il y avait entre l'une et l'autre une opposition trop visible. Les physiciens se sont fait peu à peu leur place en se laissant en quelque sorte oublier, parce que l'objet sur lequel ils travaillaient paraissait trop spécial, et sans rapport avec les objets ordinaires de la pensée commune. Toutes les sciences et les idées nouvelles ont poussé ainsi, ont été élaborées d'abord dans de petits groupements sans prétention apparente, en marge des disciplines officielles — qui les auraient étouffées dans leur germe, si elles avaient pu soupçonner que c'était là, pour elles, des idées ou des sciences dangereuses. Mais elles ne l'ont pas soupçonné précisément parce qu'il y avait séparation personnelle entre ceux qui les pratiquaient et les autres. De là ce qu'Auguste Comte a appelé le compromis cartésien : le monde des choses matérielles à la physique, le monde spirituel (et vivant aussi) à la vieille dialectique : en réalité, un traité au sujet de la ligne frontière qui sépare les deux groupes. Il arrive d'ailleurs, au XVIIe siècle, qu'elle passe à l'intérieur d'une pensée individuelle : c'est qu'un individu peut faire partie de la société des physiciens et de la société religieuse. Mais il n'en fait point partie en même temps, et il réserve l'emploi exclusif de chacun des deux genres de raisonnement au groupe qui le pratique lui-même exclusivement.

Dans la société des savants, nous voyons ainsi apparaître des

divisions, qui correspondent à une forme nouvelle du savoir, à un renouvellement de l'activité rationnelle ou raisonnante, manifesté et qui a pris naissance au sein d'une section restreinte de la communauté. Le raisonnement part dans une nouvelle direction, en même temps qu'une colonie nouvelle se détache dans la corporation scientifique, dès qu'elle se sent capable de constituer une société d'esprit autonome, avec une autorité sociale originale, sur laquelle ses divers membres prennent leur point d'appui. Les physiciens en face de l'esprit géométrique. Mais l'esprit expérimental va lui-même se diversifiant, malgré l'exclusivisme des groupes, peut-être à cause de cet exclusivisme même. C'est parce qu'une section scientifique croit que sa compétence s'étend, en droit, à l'ensemble des choses, qu'elle ne peut faire obstacle à la formation d'autres sections scientifiques. Il faudrait, pour les combattre, qu'elle se transporte sur leur terrain, revête leurs armes logiques, emprunte leurs instruments rationnels. Mais alors elle cesserait d'être elle-même.



Mais il y a encore d'autres logiques, collectives aussi, et constituées plus anciennement que les précédentes, développées avant elles d'abord, puis subsistant en même temps, et qui, toujours avec elles, se partagent l'esprit des hommes associés : principalement la logique des prêtres, des groupes religieux, définie, approfondie et codifiée par la société des théologiens; la logique des tribunaux, des magistrats, des avocats et hommes de loi, en vigueur de tout temps, et dans tous les pays évolués, à l'intérieur de ce qu'on peut appeler la société des juristes. L'une et l'autre, les savants d'aujourd'hui sont fondés à les sous-estimer, parce qu'elles ont un caractère normatif et prescrivent surtout ce qui doit être. Mais toute logique, en somme, est normative, puisqu'elle consiste en prescriptions que la pensée du groupe s'impose à elle-même et impose à ses membres : qu'on raisonne en mathématicien ou en physicien, on doit „se conformer à des lois, obéir à des règles", on s'expose au reproche d'avoir „commis des fautes et enfreint telle ou telle prescription".

Disons plutôt que ce sont des logiques des valeurs, des valeurs sociales, à la différence de la logique du sentiment, qui repose (mais en partie seulement) sur des jugements de valeur individuels[1]),

[1]) „L'intelligence, disait Eisler, n'est pas créatrice de valeurs, elle ne fait que reconnaître les valeurs existantes, lesquelles sont biologiques en leur fond." Ribot déclare : „La valeur des choses est dans leur aptitude à provoquer le désir, elle est

et qu'elles utilisent sans doute certaines données réelles, psychologiques et morales aussi bien que physiques, mais que, à la différence des logiques objectives, elles les subordonnent à des préférences collectives, et s'inspirent à cet égard du principe de finalité.

On voit bien, d'ailleurs, comment le raisonnement religieux ou juridique (politique) s'explique à l'origine, et pourquoi il a dû s'introduire le premier. Quand des milieux différents se constituaient en une société, ou que des groupes jusque-là séparés se fondaient en une communauté plus large, il fallait tenir compte des croyances diverses ou opposées dans ces milieux et ces groupes, et opérer entre elles une synthèse. On conservait les affirmations formulées dans des sociétés restreintes, dans la mesure où elles pouvaient se combiner entre elles, et, surtout, s'adapter aux principes d'une société plus large où elles étaient comprises. C'est peut-être dans la religion et dans le droit, c'est-à-dire dans la société religieuse et dans la société politique, que de tels problèmes se sont posés d'abord. Mais il en a été de même, progressivement, sur d'autres plans, philosophique, scientifique, pratique, et dans les communautés correspondantes.

Or, il se peut qu'à l'origine, et en certaines périodes de l'évolution historique, ces sociétés diverses aient tendu à s'inspirer dans leurs raisonnements d'une même logique : au moyen âge, de la dialectique, aussi bien en matière de théologie et de politique que de science et de philosophie. Toutefois, progressivement, divers domaines se sont constitués, avec des groupes correspondants. La philosophie s'est distinguée de la théologie, la science de la philosophie, la science expérimentale de la mathématique, cependant que les diverses organisations nationales, politiques, économiques se différenciaient de leur côté. Ainsi se sont constituées autant de logiques distinctes, dont chacune n'est valable qu'à l'intérieur du groupe qui s'en inspire et qui l'a fixée.

Il se trouve que des hommes appartenant à ces communautés diverses se rencontrent, opposent leurs méthodes de raisonnement, appliquent des méthodes différentes, développées et mûries à l'écart l'une de l'autre à une même question. Partout, même, bien des individus font partie à la fois de plusieurs de ces groupes, si bien que

---

proportionnelle à la force du désir.“ (Logique des sentiments.) Il en conclut que les valeurs sont purement subjectives, c'est-à-dire individuelles. Pourtant, même dans l'ordre des sentiments, il existe et se manifeste des préférences collectives, des approbations et condamnations par un groupe, et la société peut développer et créer de toutes pièces en nous des désirs et des passions. Nous les trouvons, formulés et acceptés collectivement, dans certains milieux, et nous pouvons d'ailleurs chercher ceux qui s'accordent avec nous à cet égard.

dans leur esprit se heurtent plusieurs logiques. Il y en a autant, en effet, que de sociétés distinctes. N'en concluons pas, cependant, que la pensée individuelle est comme une tour de Babel, ou un asile de Bedlam. Toutes ces logiques partielles ont en effet une même origine. Elles se sont différenciées à l'intérieur d'une logique plus large qui s'exprime dans le langage (grammaire, syntaxe), dans la vie pratique, dans la vie commune, de même que les divers groupes font partie de la société en général. Cela suffit pour que, si diverses soient-elles, elles puissent subsister côte à côte, à condition, bien entendu que chacune d'elles n'empiète pas systématiquement et de façon trop durable sur des domaines qui ne sont pas le sien.

Il y a autant de logiques distinctes que d'aspects déterminés ou déterminables des choses, pouvant devenir centres d'intérêt pour une communauté. De ces logiques, chacune d'elles doit être rigoureusement exclusive, et cependant tolérante aussi, dans la mesure où elles développent toutes quelqu'attribut de l'espèce, et s'en rendent compte, pour elles comme pour les autres.

Zur Sozialpsychologie des Raisonnement.

Die Psychologie des Raisonnements hat bisher keine zureichende Beachtung gefunden. Das Raisonnement wurde nur als eine innersubjektive Reflexion oder als eine Beziehung zwischen dem Individuum und den gegebenen Sachen behandelt, nicht aber als ein weitgehend durch die gesellschaftliche Situation des Individuums begründetes Verhalten. Die Arbeit von H. will diesen Aspekt zur Diskussion stellen. H. unterscheidet das Raisonnement, das auf „sentiment" und „passion" beruht, von dem „raisonnement intellectuel". Während letzteres nach den allgemeinsten logischen Grundprinzipien verfährt und dementsprechend Allgemeingültigkeit beansprucht, benutzt ersteres als Prämissen bestimmte Urteile und Anschauungen, die nur für einzelne Gruppen der Gesellschaft Gültigkeit haben, und wendet sie auf den individuellen Fall an. H. versucht, einige gesellschaftliche Charaktere dieses Raisonnements herauszuarbeiten. Erläutert wird die Unterscheidung der beiden Arten von Raisonnement an Hand von Paretos Begriff der nichtlogischen Handlung und durch die Kategorien der „résidus" und „dérivats".

Remarks on the Social Psychology of Reasoning.

The psychology of reasoning (raisonnement) has not received special attention. Reasoning is analyzed only as inner subjective reflection or as a relationship between the individual and given subjects, not as an activity based largely on the social situation of the individual. This article discusses the latter aspect. H. differentiates reasoning based on „sentiment" or „passion" from „intellectual reasoning." The latter follows general logical

principles and therefore lays claim to universal validity, whereas the former type has as its premises specific judgments and notions which are valid only for individual groups in society and it applies these premises to the individual case. H. seeks to work out certain social characteristics of the latter type. The distinction between the two sorts of reasoning is developed with the views of Pareto's concept of non-logical activity and the categories of „residues" and „derivatives".

Die Philosophie der absoluten Konzentration.

Von
Max Horkheimer.

Das neue Buch von Marck[1]) stellt offenbar den Entwurf einer Ideologie dar, zu der sich die verschiedenen Gruppen der Opposition in Deutschland und ausserhalb verstehen sollen, eine Art weltanschaulichen Einigungsprogramms. Angesichts der vielen ähnlichen Versuche fordert es keine besondere Kritik heraus. Die Angemessenheit des Zwecks, der deutlich aus jeder Zeile spricht, im einzelnen zu erörtern, kann hier ohnehin nicht die Aufgabe sein. Die lautere Gesinnung, die Marck stets praktiziert hat und die sich auch in diesem Buch wieder zu erkennen gibt, rechtfertigt es jedoch, dass wir uns an dieser Stelle mit ihm befassen. Das unversöhnliche Urteil gilt nicht dem Autor, sondern der Sache. Jenem traut es zu, sie doch noch aufzugeben. Die pazifistische Haltung, die 1918 vor dem Frieden dem Philosophen als ein Ausweg aus dem Dunkel erschien, ist inzwischen ein dunkler Ausweg aus der Philosophie geworden.

Marck bekennt sich zum „Neuhumanismus". Es ist nicht ganz klar, was er unter dem alten Humanismus versteht, den christlichen Humanismus, die Philologie der Renaissance oder gar Feuerbachs Materialismus. Jedenfalls lässt er keinen Zweifel daran bestehen, dass der neue über den alten Humanismus erhaben sei. „Eine Bewegung, die sich als Phönix aus der Asche erhebt, hat ihre naive Unmittelbarkeit verloren." Das Gefieder des mythischen Vogels schimmert diesmal in blauer, gelber und roter Farbe; er wiederholt kurrente philosophische Begriffe der Nachkriegszeit. Es gibt unter den philosophischen und wissenschaftlichen Modeströmungen seit dem Expressionismus, die in Deutschland eine vorübergehende Stätte gefunden und ihre Ausläufer jetzt in die weite Welt gesandt haben, kaum eine, die im Neuhumanismus nicht wenigstens durch terminologische Anspielungen beschworen würde. So ziemlich allen politischen und religiösen Gruppen, die mit dem Faschismus vielleicht unzufrieden sein könnten, wird etwas ge-

[1]) Siegfried Marck, Der Neuhumanismus als politische Philosophie. Der Aufbruch. Zürich 1938. (211 S.; schw. Fr. 6.—; geb. schw. Fr. 8.—)

bracht, worin sie sich wiedererkennen. Die einzelnen Anschauungen werden dabei so zugerichtet, dass immer auch die anderen Kontrahenten sich damit einverstanden erklären können. Die Gedanken verlieren jeden Unterschied gegeneinander und damit den letzten Rest ihrer ohnehin problematischen Substanz. Der Neuhumanismus ist eigentlich nicht einmal bunt, sondern eintönig grau.

Am schlimmsten ergeht es der Religion. In den Gottesbegriffen der Geschichte reflektierten sich die Wünsche der Menschen, die Sehnsucht nach ewigem Leben, Macht, Gerechtigkeit. Das neuhumanistische Gottesbild verrät bloss die Sehnsucht nach der regierungsfähigen Mehrheit, die in der Weimarer Republik schliesslich nicht mehr zustande kam. Gott ist „die eigentliche Mitte, zu der die Gegensätze, die Totalität, zu der die Teile konvergieren. Er ist die absolute Konzentration, dem alles Begrenzte und Dämonische als Exzentrizität gegenübersteht." Wer gegen solche Bestimmungen Gottes nicht durch die Erinnerung an eine bessere theologische Tradition gefeit ist, könnte allein schon durch die geschichtliche Erfahrung gewarnt werden, dass Konzentrationen, welche die „Exzentrizitäten" rechts und links als dämonisch austreiben, sich in der Praxis schliesslich entscheiden müssen, mit welchem Teufel der Anfang zu machen sei. Nachdem in Deutschland im Jahr 1919 diese Entscheidung gefallen war, ist die Entwicklung bis 1933 konsequent gewesen. Die Vorstellung, welche die angebliche Mitte von sich selbst besass, blieb als politische Ideologie erhalten, während ihre längst erschütterte gesellschaftliche Grundlage vollends zerfiel.

„Gott ist ein Grenzbegriff", sagt Marck, damit auch der Neukantianismus nicht leer ausgehe. Aber bei Cohen, dem diese grausliche Behauptung so kaum zuzutrauen ist, gibt es wenigstens kein rechts und links, kein oben und unten von einer göttlichen Mitte, geschweige denn bei irgendeinem, der „in naiver Unmittelbarkeit" auf himmlisches Erbarmen hofft. Die Vorstellung von den dämonischen „Exzentrizitäten" ist in der Religion wie in der Politik unmöglich. Die unfreiwillige Offenheit, mit der in den scheinbar tiefsinnigen Ausdrücken der neuhumanistischen Religionsphilosophen eine falsche politische Absicht zum Vorschein kommt, rührt daher, dass die religiösen Impulse nicht in der richtigen Politik zum Vorschein kommen. Die in der Politik aus Taktik gemässigte Wahrheit nimmt Rache und macht die Religion zum Bekenntnis einer mässigen Politik.

Die Religion bildet nur eine der Komponenten des Neuhumanismus. Auch der Liberalismus liefert „unsterbliche Motive zur humanistischen Konzentration". Der Liberalismus aber ist in

Europa dahin. Das nach ihm benannte Gesellschaftssystem des letzten Jahrhunderts war die schrankenlose Herrschaft des kapitalistischen Wertgesetzes : die Aufklärung, übergegangen in die Praxis des Konkurrenzprinzips. Soweit die gegen Kirche und Absolutismus gerichteten Losungen über die Bedürfnisse des Bürgertums hinausgingen und den Anspruch aller Menschen auf freie Entfaltung und auf Anteil an den Glücksmöglichkeiten zum Ausdruck brachten, wurden sie hypostasiert. Die Harmonie wurde in der Idee gepriesen und von der Praxis desavouiert. Das Mittelalter hatte den Herrn einen Herrn und den Knecht einen Knecht genannt. In der Neuzeit verschwand die Ungleichheit hinter dem Begriff des Bürgers. Der Übergang zu dieser Wirtschaftsweise war ein geschichtlicher Fortschritt, der eine Periode der Produktivität und des Grauens eingeleitet hat. Die Geschichte dieser Periode enthält nicht bloss das Kapitel der Judenemanzipation, sondern auch das der Workhouse Tests, der Niederwerfung der Kommune und des Schreckens der Kolonialverwaltung. Die Fortdauer ihrer Ideologie ist ebensowenig möglich wie diejenige ihrer ökonomischen Grundlagen. Der Einwand, dass der klassische Liberalismus wenigstens die richtigen Ideen hatte und es nun bloss darum zu tun sei, sie auch anzuwenden, kann hier nicht verfangen. Wer heute Freiheit sagt, muss sehr genau verständlich machen, was er meint. Die Freiheit in abstracto verträgt sich zu gut mit den Erlassen französischer Polizeipräfekturen und der Erlösung unserer österreichischen Brüder.

Der isolierte Gebrauch solcher Kategorien ist seit Hegel unmöglich geworden. Sie sind wahr nur im Ganzen der Erkenntnis, und zwar als kritische, die partikularen Wahrheiten und Zustände im einzelnen negierende, über sie hinaustreibende Funktionen. Sie bewähren sich als solche nicht dadurch, dass man sie verkündet oder dass man sie zustimmend oder missbilligend den Menschen vorhält. Die Darstellung der je herrschenden Wirklichkeit als einer widerspruchsvollen, inadäquaten, schlechten Wirklichkeit, die erst noch zu sich selbst kommen muss, und die entsprechende Praxis ist die einzig legitime Art, von den Ideen Gebrauch zu machen. In der Französischen Revolution gingen die Losungen der Menschenrechte noch nicht völlig in den Zwecken auf, die in ihrem Namen angestrebt wurden. Im 19. Jahrhundert aber ist das Reden von Freiheit und Gleichheit bereits neuhumanistisch geworden, nicht weil die Ziele schon verwirklicht gewesen wären, sondern weil jede klare Beziehung zur historischen Gegenwart und Aktivität verschwunden ist. Sie sinken zu Idealen herab. Im Liberalismus verklärt das Ideal die Wirklichkeit, der man es vorhält; die dem Verfall zutreibende Entwicklung der

herrschenden Gesellschaftsform erscheint als Teil des ungebrochenen Fortschritts. Das Ideal übt einen versittlichenden Einfluss aus. Das Bekenntnis zur Freiheit, die ihren Sinn behält, „gerade weil sie niemals voll realisiert wird", sanktioniert die stets realisierte Unfreiheit. Die Massen waren damit nicht zu halten. Auch für die sinnvolle Teilnahme an „Konzentrationen" ist die Voraussetzung, dass man illusionslos analysiert und theoretisch stichhaltige Ziele hat.

„Bildungsliberalismus, Prinzip der Kritik, Religion der Freiheit, Menschenrechte, die ‚droben hangen unveräusserlich', bilden die gegenüber dem Machtstaat defensiven Elemente des Liberalismus, ohne die keine Zivilisation möglich ist, mit deren Vernichtung die Barbarei beginnt." Die defensiven Elemente haben es nicht verhindert, dass die Liberalen, die es durften, in Deutschland zum „Machtstaat" übergelaufen sind, nicht weil sie schlechte Liberale waren, sondern weil im Liberalismus die droben hangenden Menschenrechte ihren wahren Sinn und Halt, ihren Daseinsgrund im fest gegründeten Verfügungsrecht über Produktionsmittel besitzen und daher folgerichtig preisgegeben werden, wo eben dieses in Gefahr steht. Die richtigen Liberalen sassen damals nicht in der Frankfurter Zeitung, sondern im Direktorium der I. G. Farbenindustrie, und sie sind sich alle treu geblieben. Wie stark die „gegenüber dem Machtstaat defensiven Elemente des Liberalismus" sich in der übrigen Welt erweisen, bleibt abzuwarten.

Auch der Sozialismus darf in der Konzentration nicht fehlen. Der Neuhumanismus will eine gerechte genossenschaftliche Ordnung des ökonomischen Lebens und „vor allem" eine krisenfeste Wirtschaft. Marx hat den Sozialismus nicht richtig verstanden. Der Marxismus enthält zwar „humanistische Motive, aber er kann den sozialistischen Humanismus nicht positiv definieren, da er als politische Philosophie unzureichend ist." Marck lehnt den „revolutionären Opportunismus" ab. „Eine autonome Geschichtsphilosophie und Anthropologie wird der christlichen wie der marxistischen die kritische Dialektik der immanent transzendenten Betrachtungsweise entgegenstellen." Wie mit so etwas die gerechte Ordnung des ökonomischen Lebens und vor allem die krisenfeste Wirtschaft herzustellen ist, wird bloss angedeutet. Die Annahme scheint jedoch begründet, dass eher Oppenheimer als Marx zur positiven Definition des Sozialismus berufen wäre, den der Neuhumanismus im Sinne hat. Oder sollte Marck überhaupt an keine Theorie des Eigentums und der Klassen denken ? Dann bliebe nicht nur vom Liberalismus, sondern auch vom Sozialismus bloss eine „Bildungsidee" übrig, er rückte in die Nähe des Grossen Kurfürsten und des vulgären unverbindlichen Sprachgebrauchs.

Marck stimmt sonach nicht dem marxistischen, sondern einem „kulturell und antimaterialistisch gerichteten Sozialismus“ zu und hätte gegen seine Bezeichnung als einen idealistischen nichts einzuwenden, wäre nicht „das Wort Idealismus durch den Gebrauch schöngeistiger Epigonen abstrakt geworden und in Misskredit gekommen.“ Er zitiert so viele Philosophen der Gegenwart mit offenkundigem Respekt, dass nicht leicht zu erraten ist, wen er hier im Auge hat. Die Schöngeistigen unter den approbierten deutschen Philosophen der Gegenwart sind bekanntlich alle realistisch und konkret. Nicht der idealistische, sondern der „sozialistische Humanismus“ ist nach Marck der richtige Begriff. „In seinem Namen bereits bringt er es deutlich zum Ausdruck, was er sein will : ein Kultursozialismus, ein freiheitlicher Sozialismus. Freilich ein Kultursozialismus, der sich der ‚materiellen‘ Emanzipation des Proletariats nicht entgegensetzt, der diese vielmehr zu seiner Voraussetzung hat und sich als ein ihr notwendiges und sie geradezu konstituierendes Element betrachtet.“ Der Sozialismus ist „als Gesamtbewegung ein Kampf für Kultur“ — und nicht einmal gegen die „materielle“ Emanzipation des Proletariats gerichtet. Die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie sollte vor der Kulturliebe warnen. Anstelle des kritischen Verhaltens zur herrschenden Kultur, das die einzige Zukunftschance für die Erhaltung ihrer Elemente gewesen wäre, war vielfach das Bestreben zu erkennen, sich die bürgerliche Weisheit von vorgestern als Prunkstück umzuhängen, wie die Bauern die vergangene Mode ihrer Herren anlegen. Eben weil der Kampf um Kultur zugleich ein Kampf gegen eine bestimmte Kultur ist, ja als solcher unmittelbar in Erscheinung tritt, ist er keine „Gesamtbewegung“ im Sinne Marcks.

Der Neuhumanismus unterhält auch enge Beziehungen zu Wissenschaft und Literatur. Ein wenig verspätet stellt Marck die Behauptung auf, die philosophische Anthropologie, die doch vor 15 Jahren in Köln in Blüte stand, beginne „sich heute ihr Recht zu erobern“. Die Vorstellung, gerade jene Schelersche Invention stelle „die Freiheit als konstitutives Element des menschlichen Wesens wieder her“, ist recht übertrieben. Die Herstellung der menschlichen Freiheit geschieht, wenn überhaupt, so jedenfalls nicht durch die falsche anthropologische Versicherung, dass sie in „sterblichen Erscheinungsformen“ und „vergänglichen Gewändern“ existiere, sondern durch die theoretische und praktische Kritik der bestehenden Unfreiheit. Marck bekennt sich ferner zur „Gestaltwissenschaft“. Überall findet er neuhumanistische Ansätze und erklärt deshalb, dass „die Gegenwart von den verschiedensten Seiten her zu einem konkreten Bild des Menschen“

vordringt. „Kritische Denkpsychologie, neue Monadologie, Gestaltdenken, Philosophie der schöpferischen Mitte, organische Ganzheit" — Begriffe, die eben an die wahren „schöngeistigen Epigonen" gemahnen — führt er als solche hoffnungsvollen Namen an. Marck meint, sie bringen den Menschen zu sich selbst, „zur Erkenntnis des eigenen Mittelpunkts, zu jenem ‚Bei-sich', das die Freundschaft mit dem Sein nicht ausschliesst, das aber vor der Auslieferung an ein impersonales Sein schützt." Philosophie ist hierzu nicht imstande. Solange die Welt nicht von Grund auf verändert ist, gibt es keine Freundschaft mit irgendeinem Sein, und wäre es das des Führers, die auf die Dauer vor der Auslieferung an das impersonale Sein der Wand schützt, an die man gestellt wird. Es wäre ein grosser Fehler anzunehmen, dass vor den Herren des „Machtstaats" die schöpferische Mitte oder der eigene Mittelpunkt oder wie solche dubiosen Namen für ein angebliches personales Zentrum lauten mögen, sich frei erhalten könnten, wenn die Peripherie verhaftet wird. Seit den guten alten Zeiten der Inquisition ist die Technik fortgeschritten, und eben deshalb trifft die philosophische Anthropologie nicht zu.

Als höchster Protektor des Neuhumanismus aber ist nicht Cohen oder Scheler, sondern Thomas Mann auserwählt. In grenzenloser Bewunderung wird seine „philosophische und politische Sendung" gepriesen. Sie fasst alles zusammen. „In dichterischer und prophetischer Form konzentriert diese Botschaft das, was eine philosophische Anthropologie der Epoche reflektierend herausarbeitet." Wir wollen der sachlichen Begründung dieser Krönung Thomas Manns zum summus philosophus nicht auf den Grund gehen. Sie ist im wesentlichen auf einem Satz aus dem „Zauberberg" aufgebaut : „Der Mensch ist Herr der Gegensätze." Der Satz, übrigens von Nietzsche inspiriert, enthält nach Marck „das Programm eines der Menschenliebe durchaus nicht entbehrenden, sie im Gegenteil bedingenden Nichtkonformismus. Es stellt die Person und ihren Urgrund über jede, auch die erhabenste Sache. Die Person erst muss diese weihen in ihrer freien Entscheidung." In Hegels Philosophie werde der Mensch „logisch und historisch zur Marionette des Weltgeistes herabgesetzt". Die Wahrheit der Hegelschen Logik, ganz zu schweigen von der Marxschen Theorie, kann sich mit Thomas Manns humanistischem „Personalismus" nicht messen. Mann stellt sich „ausserhalb des Schemas der impersonalen Dialektik". Er hütet das Weimarer Erbe und formt das Bild des neuen Menschen : „ältester Mythos und jüngste Gegenwart begegnen sich in seinem Schaffen."

Die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, dass Thomas Mann sich bei der „philosophisch-politischen Botschaft", die ihm

der Neuhumanismus aufträgt, nicht ganz wohl fühlt. Dem Autor des Felix Krull mag es schwer fallen, als Verkünder einer autonomen Geschichtsphilosophie und Anthropologie und als Parteigänger der kritischen Dialektik der immanent transzendenten Betrachtungsweise zu figurieren. Sein Werk enthält auch virtuell kein der Gegenwart angemessenes Programm, gewiss nicht dasjenige eines „die Menschenliebe... im Gegenteil bedingenden Nichtkonformismus." Die Lasurfarbe der Ironie jedoch, die der Erfahrene noch über Thomas Manns politischen Kompositionen entdecken mag, lässt etwas vom Grunde durchscheinen : eine sehr passive Resistenz. Sie hat mehr mit unkonformistischer Praxis zu tun als die weltanschaulichen Deckfarben, an denen das Auge des Neuhumanisten haftet. Dass Thomas Mann sich heute, ebenso wie es sein von Marck nur beiläufig erwähnter Bruder schon seit langem getan hat, gegen die Vollstrecker der totalen Weltordnung erklärt, ist befreiend. Auf Grund seiner literarischen Leistung wiegt sein Zeugnis schwerer als das eines Unbekannten. Prophetische Ambitionen liegen ihm fern.

Thomas Mann darf erwarten, dass die politische Theorie und Praxis sich selbständig und notfalls im Widerspruch zu seinen Ideen entwickeln. Er hätte das Zeug, sich auch dann für sie zu entscheiden. Nach seinem eigenen Wort besitzt er „die Selbstkritik, die unsere bedingte Lebens- und Geistesform sich öffnen lässt dem, was wir nicht mehr sind, was nach uns kommt, der Zukunft." Bei der Hochflut ergebenen Ansinnens an ihn muss ihm zuweilen die Unterscheidung schwer fallen, ob für eine neue Menschheit eingetreten oder Reklame für betriebsame Eliten durch ihn gedeckt werden soll. Die Ausführung der Absicht, nicht einfach seiner gütigen Natur zu folgen, sondern mit Vorsicht und Gerechtigkeit seine Entscheidung zu treffen, wird Thomas Mann in diesem Lärm nicht leicht gemacht. Für Politiker jedoch, die aus der korrupten Umwelt herausführen wollen, sollte ein guter Name in ihr noch keine Empfehlung sein. Die krampfhafte Bemühung um Grössen möglichst unverdächtiger Herkunft ist Opportunismus, wenn auch kein revolutionärer.

Auch Goethe wird dem Neuhumanismus eingegliedert. Man könne „den Sinn des Schöpferischen, Übergegensätzlichen und Menschlichen am besten an ihm studieren. Die Auswertung der Goethebotschaft, die Erfassung seines Mittlertums in seinem kritischen Sinn... gehört zum spezifisch neuhumanistischen Betätigungsfeld." Dabei haben die deutschen Nachkriegsuniversitäten sich auf diesem Betätigungsfeld doch nach Kräften getummelt. Marck ist nicht damit zufrieden. 1932, das hundertste Todesjahr Goethes, „wurde von der Auseinandersetzung Hindenburg-Hitler

beherrscht, vom Hunger der Arbeitslosen, vom schleichenden Bürgerkrieg. Die schöpferische Mitte hatte in jenem Jahr keine Erfüllungschancen. Wird einmal die Zeit kommen, in der den Deutschen ihre grösste Gestalt zu einem Modell für Verwirklichungen im Bereich von Volk und Staat werden wird?" Hindenburg und Hitler haben sich nicht auseinander-, sondern zwecks Verwirklichungen im Bereiche von Volk und Staat zueinandergesetzt. Hitler entspricht viel besser dem Begriff einer „grössten Gestalt" und erst recht der Vorstellung des Modells als Goethe. Marck ist ein ehrlicher Gegner des Faschismus. Deshalb sollte die Durchsetzung seines Denkens mit Klischees der bekämpften Geistesart ihn an seinem Neuhumanismus irremachen. Bei aller Besorgnis vor dem Dogmatismus und sonstigen Unannehmlichkeiten, welche der Gebrauch der alten Terminologie im Gefolge hat, ist es immer noch theoretisch einwandfreier und zeitgemässer, sich für die Entfesselung der Produktivkräfte einzusetzen, als nach Erfüllungschancen für die schöpferische Mitte Umschau zu halten. Die Wahrscheinlichkeit, in eine hoffnungslose Minorität zu geraten, ist zu einer Zeit, wo die Hoffnung der Menschheit nicht so sehr bei Konzentrationen als im Konzentrationslager aufgehoben ist, kein ganz so vernichtendes Kriterium, wie es manchem politischen Philosophen scheint. Eine Vereinigung philosophischer Anthropologen und anderer Autonomisten, mit dem massenfeindlichen Ortega y Gasset an der Spitze, kann von der Theorie und Praxis der Geschichte hermetischer abgeschlossen sein als der isolierteste Literat, der an jenen Konzentrationen bloss zu nörgeln weiss.

Marck verkennt den Nationalsozialismus, weil er die Republik verkennt, in der er gross geworden ist. Der autoritäre Staat charakterisiert den Abschnitt der europäischen Gesellschaft, der den Liberalismus ablöst. Er bedeutet Unterdrückung auf höherer Stufe. Die Aufgabe, die von den Produktionsmitteln getrennten Massen zu beherrschen und das Volk für den Kampf auf dem Weltmarkt zu ertüchtigen, die jetzt von der eigens dafür etablierten Bürokratie systematischer betrieben wird, hat sich aus dem Liberalismus ergeben. Weil sie mit der Trennung der Gewalten, mit der Parlamentsregierung nicht mehr zu lösen war, hat die Bourgeoisie, d. h. ihr wenn nicht bilanzmässig, so ökonomisch mächtigster Kern wohl oder übel zum Faschismus gegriffen. Die Entscheidung war mit Risiken und schweren Kosten verknüpft. Sie hat sich inzwischen als richtig erwiesen. Die deutsche Armee war keine Fehlinvestition. In der internationalen Konkurrenz ist es nicht anders als in der nationalen: den letzten beissen die Hunde. Den Vorteil haben die, welche sich unter dem Druck der Verhältnisse am rasche-

sten zur Umstellung entschliessen. Die anderen müssen mit weniger vorlieb nehmen. Die Beute aber, die dem Faschisten zufällt, gehört ihm von rechtswegen, er ist des Liberalismus legitimer Sohn. Die grossen Vermögen haben ihm nichts vorzuwerfen. Noch das äusserste Entsetzen heute hat seinen Ursprung nicht 1933, sondern 1919 in der Erschiessung von Arbeitern und Intellektuellen durch die feudalen Helfershelfer der ersten Republik. Die sozialistischen Regierungen waren essentiell ohnmächtig. Anstatt zur Basis vorzudringen, blieben sie lieber auf dem schwankenden Boden der Tatsachen stehen. Die Theorie hielten sie im Herzen für eine Schrulle. Die Regierung machte die Freiheit zur politischen Philosophie anstatt zur politischen Praxis. Selbst wer privat allen Grund dazu hätte, sollte der Menschheit keine Wiederholung wünschen. Sie verliefe genau so wie das Original.

Der Nationalsozialismus ist nicht eine Art kitschiger Literatur, über die man sich in der Emigration mokieren könnte, sondern das geschliffenste politische System der Gegenwart. Die autoritären Regierungen schauen dem Neuhumanismus der Staatsmänner des Völkerbunds bis auf den Grund. Auf die durchgebildete Begrifflichkeit der Ideologie kann der Nationalsozialismus verzichten und seine sogenannte Weltanschauung nach Bedarf konstruieren, weil er die unterdrückten Massen durch Gewalt, ökonomische Zukunftschancen und seine Art Befriedigung bei der Stange hält. In verkehrter Form zeigt seine theoretische Kritik der parlamentarischen Ideologie und seine Praxis einer Planwirtschaft der Herrschenden mehr Sinn für die gesellschaftliche Wirklichkeit, als der Neuhumanismus sich träumen lässt. Die Nation im Munde Hitlers ist so substantiell wie das Christentum des amtierenden Erzbischofs von Canterbury. Der Versuch, den Nationalsozialismus wesentlich bei der nordischen Physik, der Rassenlehre oder der Machtphilosophie anstatt stets zugleich in seinem „Quellpunkt“, den er mit dem Liberalismus gemein hat, anzupacken, ist oberflächlich, wie gut gemeint er sei. Der Nationalsozialismus kann es sich gestatten, in der idealistischen Philosophie ein Stümper zu sein, weil er in der kapitalistischen Realität ein Meister ist.

Das Ende des Buches eröffnet einen politischen Ausblick. Marck will „keine schöngefärbten Bilder der Zukunft malen“, denkt jedoch „bei all dem hier Angeführten an die Möglichkeit einer zweiten deutschen Republik.“ Sie hat wie die erste andere Staaten zum Vorbild. „Die drei grossen westlichen Demokratien, der Staat Masaryks und Beneschs haben Wirklichkeiten dieser Art vorgelebt, — mit allen Relativitäten und Beschränktheiten, die dem Menschlichen eigen sind.“ Die Vorbilder, die damals alle noch existiert haben, werden von Marck als freiheitliche Volksstaa-

ten interpretiert. Vom Dritten Reich aber übernimmt die zweite Republik drei Errungenschaften : „den Einheitsstaat, das Propagandaministerium und die Wehrsouveränität“. Diese neuhumanistische Lösung ist nach Marck nur im Rahmen einer Lösung „des gesamteuropäischen Problems in demselben Sinne“ möglich. In einer Anmerkung erklärt er bekümmert, der Verlauf des Jahres 1938 habe „bisher unsere Hoffnungen sinken lassen“. Auch eine richtige Theorie kann zu trügerischen Hoffnungen Anlass geben. Die Enttäuschung kann zu Revisionen und zuweilen auch zur Überwindung von Revisionen führen. Die grossen westlichen Demokratien haben seit dem Erscheinen des Buches dem Staate Masaryks und Beneschs eine Lektion erteilt, die auch dem Neuhumanismus dienen könnte.

Marck erhebt gegen die Zeitschrift für Sozialforschung den Vorwurf, dass nach ihrer Auffassung alle philosophischen und wissenschaftlichen Kategorien „durch ihre Verflechtung in den menschlichen Arbeits- und Produktionsprozess definiert werden. Begründungen dieser Forderung aus der Sache selbst, d. h. den immanenten Gesetzlichkeiten des Philosophierens und der Analyse der Zeitkategorien wird man allerdings bei Horkheimer vergeblich suchen.“ Wenn unsere Intention damit auch nicht eigentlich getroffen ist, so meinen wir immerhin, dass Philosophie, die sich als politische bezeichnet, längst in die Kritik der politischen Ökonomie umgeschlagen ist. Sie demaskiert entweder die geschichtliche Situation oder fällt den schöngeistigen Epigonen zu. In der Immanenz der gesellschaftlichen Verhältnisse des Monopolkapitalismus lässt sich die immanent transzendente Behandlung der Freiheit nicht durchhalten : sie ist ihnen zu transzendent. Die philosophische Anthropologie muss zur denunzierenden Physiognomik werden. Vor vier Jahren sind in dieser Zeitschrift Bemerkungen zur philosophischen Anthropologie publiziert worden. Ein Vergleich jenes Aufsatzes mit der Lehre vom Herrn der Gegensätze kann die Differenz erhellen. Unter anderen anthropologischen Qualitäten wird die der Treue zum gegebenen Wort erörtert. Die Grundlage von Versprechungen, heisst es im Zusammenhang mit einem ökonomischen Exkurs, „wird schmäler von Tag zu Tag. Denn nicht mehr der Vertrag, sondern Befehlsgewalt und Gehorsam kennzeichnen jetzt in steigendem Mass den inneren Verkehr. Die ökonomischen Vorgänge wirken durch die sozialen Verhältnisse auf die gesamte geistige Welt und damit auf die Verfassung der menschlichen Natur. Früher galt die Macht als unmoralisch, wenn sie mit Verträgen in Konflikt kam. Heute verstösst ein Vertrag gegen die Moral, wenn er den Machtverhältnissen zuwiderläuft. Das wissen alle, die damit zu tun haben, und schon darum

müssen Verträge sich zuweilen rascher folgen, und der Abschluss mag leichter fallen als ehedem. Ihre Tragweite steht fest : sie gelten praemissis praemittendis, sie umreissen oberflächlich die Landkarte der Interessen in einem historischen Moment."[1])

Wir haben inzwischen unsere Auffassung noch differenziert und publizierten geraume Zeit vor dem meeting in Godesberg eine weitere Reflexion über ein mit jenem ersten verwandtes Thema.

„Verhandeln hat zu verschiedenen Zeitaltern ein verschiedenes Gesicht. Was jetzt dadurch erreicht wird, ist die Festigung der Herrschaft des schwersten Kapitals in ganz Europa. Die nationalen Gegensätze zwischen den industriellen europäischen Grossmächten werden im Augenblick hinter die Notwendigkeit politischer Neuorganisation zurückgestellt. Schleichend oder in auffälligen organisatorischen Akten nähert sich die Welt innen- und aussenpolitisch der Diktatur als der dem Monopol am besten angepassten Regierungsform... Die skeptischen Diplomaten der nichtautoritären Länder in Europa, die aus Kulturliebe der Barbarei Konzessionen machen, haben dogmatische Bankiers hinter sich, die um ihre Guthaben bangen. Und selbst diese werden schwerlich gerettet werden. Machiavelli schreibt, ‚dass ein Feldherr der Schlacht nicht ausweichen kann, wenn der Gegner durchaus schlagen will'. Er verhöhnt die ‚Müssiggänger von Fürsten oder solche weibische Republiken', die ihren Feldherrn bloss die Instruktion der Vorsicht geben. Die skeptischen Individuen und Gemeinwesen, die am Ende der bürgerlichen Epoche diese kraftlose Taktik einschlagen, sind solchem Vorwurf entrückt, sie wollen gar nicht siegen."[2])

Solche Analyse von Zeitkategorien, die freilich zu Existentialen des Daseins nur umständlich sich verdünnen liessen, verzichtet gern darauf, sich wie die neuhumanistische Ontologie des Völkerbunds aus angeblichen immanenten Gesetzlichkeiten des Philosophierens herzuleiten.

Das illusionäre Bild der grossen westlichen Demokratien ist einer „politischen Philosophie" nicht so äusserlich, dass sie vom Schicksal der Demokratien nicht betroffen wäre. Der philosophische Begriff des Menschen wird besser noch durch die getreue Zeichnung des verhandelnden Staatsmanns negativ bestimmt als positiv durch das Lob des Herrn der Gegensätze. In dieser Zeit, in der eine saubere Elite von Wirtschafts- und anderen Führern sich verschwört, um die Massen mit Blindheit und die Intellektuellen mit dem unentwegten Sinn fürs Grosse zu schlagen, ist die Theorie

---

[1]) Zeitschrift für Sozialforschung, Jahrgang IV (1935), S. 14/5.
[2]) a. a. O., Jahrgang VII (1938), S. 32/3.

mit dem Versuch identisch, bei dem Verstand zu bleiben, zu dem die Menschheit kommen muss, wenn sie nicht von vorne anfangen soll. Die Furcht vor der Isolierung, die in bestimmten Phasen der Aktion das Handeln des Politikers mit Recht bestimmen mag, steht dem Philosophen nicht an. Marck wird eines Tages noch begreifen, dass „die Weltveränderung, ganz in der Art einer dogmatischen Prämisse des Philosophierens" mehr Wahrheit enthält als die Prämisse der absoluten und eben deshalb vergeblichen Konzentration.

Neue sowjetrussische Literatur zur Sozialforschung II*) : Juristisch-ökonomische Diskussionen.

Von
Rudolf Schlesinger.

Neben der historischen Diskussion, die durch ihr dem Ausländer halbwegs vertrautes Objekt eine gewisse Aufmerksamkeit, wenn auch wenig sachliches Verständnis gefunden hat, sind andere Auseinandersetzungen in der Sowjetsoziologie ganz in den Hintergrund getreten : ihr Gegenstand, der unmittelbar mit den Problemen der neuen Gesellschaftsordnung verbunden ist, erfordert ein genaueres Verständnis der Sowjetverhältnisse. Die Grundprobleme dieser Auseinandersetzungen zu zeigen, ist Aufgabe dieser Zeilen. Rein als Diskussion betrachtet, war die juristische Auseinandersetzung einerseits langwieriger und allmählicher — andererseits schroffer und kürzer als die historische : denn unter dem Druck der Tatsachen hat auf diesem mit der Praxis ganz nahe verbundenen Gebiet die herrschende Schule — mit ihrem Haupt Paschukanis an der Spitze[1]) — schon seit 1930 eine teilweise Revision ihrer alten Anschauungen vollzogen, die 1936 unter dem Druck der historischen Diskussion nochmals ins Rollen kam, aber gewisse Grundkonzeptionen unangetastet liess. Anfang 1937 aber folgte auf einen politischen Anstoss (die Beschuldigung, dass die grosse Mehrzahl der Führer der P.-Gruppe an bestimmten Verschwörerorganisationen Anteil genommen hatte) eine neue, tiefergreifende Welle der Kritik, die nun das theoretische Gesamtsystem und insbesondere auch die Anwendung der Theorie auf die verschiedenen Rechtsgebiete erfasste. Wir glauben, dieser Situation am besten Rechnung zu tragen, indem wir hier — wobei wir uns von vornherein auf das vorhandene Gesamtmaterial stützen — eine Darstellung der historischen Entwicklung der Probleme versuchen.

Die ersten Formulierungsversuche der Sowjetjuristen (oder Soziologen) waren rein negativer Natur : in dieser Zeit, für die die Arbeiten von Heichberg, Reissner u. a. charakteristisch sind,[2]) fielen Losungen wie „Recht ist Opium, so wie die Religion" oder günstigstenfalls Reissners

---

*) Vgl. den Literaturbericht in Heft 1/2 (1938), S. 166 ff.

[1]) Sein Hauptwerk „Allgemeine Rechtslehre und Marxismus", das dann von ihm selbst (vor allem in Artikeln des „Sowjetskes Gossudarstwo", des Hauptorgans der Sowjetjuristen) mehrfacher Revision unterzogen wurde, ist auch deutsch erschienen. Wien und Berlin 1929. Wir kürzen P(aschukanis) hier stets ab.

[2]) Wir halten uns hier, da diese Probleme vor allem im letzten Stadium der Diskussion aufgeworfen wurden, an die Artikel von Wyschinsky (in der „Prawda" vom 9. IV. 1937 und im „Sow. Goss." 1937, Heft 3/4 — letzterer die Wiedergabe einer am 3. Mai vor den Mitarbeitern der Staatsanwaltschaft gehaltenen Rede).

Behandlung des Rechts als eines „Kompromisses zwischen den Klassen". Schon 1919 formulierte Heichberg eine Grundthese der folgenden Schulen in der Theorie vom „Absterben des Rechtes" mit dem Siege des Kollektivismus[1]), die These vom Kampf gegen „den bürgerlichen Fetisch" des Gesetzes. Dieser Gedanke zieht sich lange durch die Sowjetjurisprudenz — bis in die Arbeiten von Stutschka, der noch 1931 sagen konnte : „Wenn wir das Recht im bürgerlichen Sinne auffassen, können wir von proletarischem Recht nicht einmal sprechen, denn das Ziel der sozialistischen Revolution besteht eben in der Beseitigung des Rechts (im bürgerlichen Sinne. R. S.) und seiner Ersetzung durch eine neue sozialistische Ordnung."

So eingefressen war die Polemik gegen den „Rechtsfetisch", dass selbst der angesehenste Vertreter einer neuen, sozialistischen Rechtsauffassung dieser Abneigung Konzessionen machte und am liebsten das Wort „Recht" durch „Ordnung" ersetzt hätte. Die Realität, die hinter jener Polemik stand, liegt auf der Hand — es war die Zerstörung der alten Rechtsordnung, die unzulässigerweise zur Negation jeglicher (also im Grunde auch der neuen) Ordnung erweitert wurde — ein Zug, der ja der Ideologie jener Jahre in vieler Hinsicht[2]) eigen war.

Als nun in den Jahren der Noep eine feste Rechtsordnung, ohne ständige Eingriffe im Namen der „revolutionären Zweckmässigkeit" sich entwickelte, fand diese Rechtsordnung in P.s „Allgemeiner Rechtslehre und Marxismus" ihre zunächst wohl allgemein anerkannte Darstellung. Es war eine Synthese zwischen der Realität des — damals der kapitalistischen Privatproduktion einen bestimmten Spielraum einräumenden — Sowjetrechts und dem hergebrachten Kampf gegen den „Rechtsfetisch" für das „Absterben des Rechts", zwei Dingen, die angesichts der verschiedenen oberflächlich dem Sozialismus widersprechenden Züge des damaligen Rechtslebens ja leicht vereinbar schienen. Grundsatz dieser Synthese war die Theorie vom „Warencharakter des Rechts", deren innere Verwandtschaft mit der „handelskapitalistischen" Grundkonzeption der Pokrowsky-Schule dem Leser wohl auch in die Augen springt.[3]) „Jegliche allgemeine

---

[1]) Man sieht, dass hier noch die begriffliche Trennung von Sozialismus und Kommunismus fehlt — trotz des Gothaer Programmbriefs Marx' und Lenins „Staat und Revolution".

[2]) Man denke nur an die Theorien vom „Absterben des Geldes" aus der Periode des Kriegskommunismus.

[3]) In „Sow. Goss." 1936, Heft 2, hat ein „B. R. P." gezeichneter Leitartikel geradezu den Zusammenhang mit der historischen Diskussion aufgeworfen. Allerdings war dieser Zusammenhang schon seit der Selbstkritik, die P. seit 1930 an seiner „Warenkonzeption" des Rechts geübt hatte, zerrissen; denn P. hat (wie Wyschinski, „Sow. Goss." 1937, Heft 3-4 bemerkt) zwar anerkannt, dass es antikes, feudales und anderes vorbürgerliches Recht gegeben habe und also nicht jedes Recht „Warenrecht" sei, aber gerade über das geschwiegen, worauf es politisch ankam : nämlich über die Frage, ob es Sowjetrecht nicht bürgerlicher Natur geben könne (Wyschinski, a. a. O., S. 39). Das ist genau die entgegengesetzte Haltung wie bei Pokrowsky, der alle vorkapitalistischen Gesellschaftsformen kapitalistisch interpretierte, um den Gegensatz zur sozialistischen schärfer herauszuarbeiten — und politisch war denn auch P. ein von Pokrowsky wesensverschiedener Typ.

In der Sowjetjurisprudenz hat es neben allen diesen Konzeptionen, die der Anforderung des Marxismus nach historischem Verständnis des Rechts als historischer Kategorie

Theorie des Rechts" — heisst es bei P. (russische Ausgabe, S. 10) — „ist eine einseitige, von allen anderen Bedingungen abstrahierende Beschreibung der Beziehungen von Menschen, die auf dem Markt als Warenproduzenten auftreten." Und : „Ehe die Warenbesitzer einander als Eigentümer anerkannten, waren sie es natürlich schon, doch in einem anderen, organischen, ausserjuristischen Sinne." (3. Aufl., S. 78)

Der Übergang aber von der Noep zum Sozialismus erschien für diese Konzeption notwendigerweise als fortschreitendes Absterben des Rechtes überhaupt im Zusammenhang mit dem Absterben der Warenbeziehungen als Teilerscheinung eines angeblichen „Absterbens des Staates", und zwar schon in der ersten Phase des Sozialismus.[1]) Selbst bei Stutschka findet sich die These, dass der Zivilkodex der Sowjetunion mit dem Siege des Sozialismus gebrochen werde „ähnlich, wie wir den bürgerlichen Staat in der Oktoberrevolution zerbrochen haben" — womit zumindest das Zivilrecht also wiederum mit der Noep und der privaten Warenproduktion identifiziert ist.

Diese ganze Konzeption erwies sich natürlich als unvereinbar mit den realen Bedürfnissen eines auch nach Liquidierung des privatkapitalistischen Sektors durchaus nicht absterbenden, sondern sich im Gegenteil kräftig entwickelnden und nun erst recht seine adäquate Rechtsordnung ausbauenden Staates. In der Diskussion von 1930/31 übte die Paschukanis-Schule Selbstkritik an ihren bisherigen Lehren vom „Absterben" des Staates, des Rechtes und selbst der Moral mit fortschreitender Verwirklichung des Sozialismus[2]) und an der zugrunde liegenden Auffassung des Rechtes wesentlich als Recht von Warenproduzenten, als wesentlich „bürgerlich" — wobei, wie P. in dem oben erwähnten Artikel des „Sow. Goss." 1936 zugab, Privatkapitalismus und Rechnungslegung der sozialistischen Betriebe, ja überhaupt jede Anwendung der Geldform in der sozialistischen Wirtschaft, in einen Topf geworfen wurden. Doch wenn P. nun darauf verzichtete, die Beziehungen der sozialistischen Wirtschaft als einfach bürgerliche Rechtsbeziehungen darzustellen, so tat er das weitgehend einfach durch Aufgabe ihres Rechtscharakters (womit also doch der bürgerliche Charakter jedes Rechts implizite vorausgesetzt war). So, wenn er in der Selbstkritik von 1930 erklärte : „Wir können uns durch keinerlei Systeme binden, denn jeden Tag brechen wir die Struktur der Produktions-

---

Rechnung zu tragen suchen, auch Auffassungen gegeben, die dem naivsten Niveau der herkömmlichen Jurisprudenz entsprechen — so Korowins These : „wo eine Gemeinschaft, da ist auch Recht" („Das internationale Recht der Übergangsperiode", S. 6).

[1]) Die praktischen Realisierungsversuche gab es z. B. in Gestalt der Bestrebungen zur Liquidierung der Dorfsowjets in Gebieten mit vollständiger Kollektivisierung — mit der Begründung, dass die Wirtschaftsgenossenschaft ja nun auch die Aufgaben der politischen Selbstverwaltung übernehmen könne.

[2]) In seinem Artikel im „Sow. Goss." 1936, Heft 3 verweist P. als Analogie zu seinen früheren Auffassungen selbst auf Bucharins in der „Ökonomik der Transformationsperiode" ausgesprochene These, wonach zuerst die bewaffnete Macht, dann die Repressionsorgane (Gefängnisse usw.) und endlich der Zwangscharakter der Arbeit wegfalle — wozu Lenin in seinen Anmerkungen bemerkte, dass die Reihenfolge gerade umgekehrt sei.

verhältnisse und stellen an ihren Platz neue, tun das bewusst, vermittels des Staates."

Auch hier kein Gedanke daran, dass der Staat dies eben vermittels der Schaffung neuer Rechtsformen tut, dass diese nicht — wie es bei der Konzeption des „Warenrechts" herauskam — automatische Widerspiegelungen vorhandener Wirtschaftsbeziehungen, sondern (zumindest in der sozialistischen Revolution) auch Waffen der Partei zur Schaffung neuer Beziehungen[1]) sind, dass aber eben deshalb dieser Kampf in einem bestimmten Stadium nicht Sache einer mehr oder minder anarchischen Masseninitiative ist, sondern sich nach bestimmten Normen einer revolutionären Gesetzlichkeit vollzieht. Erst 1934, also nach vollzogener Liquidierung des privatkapitalistischen Sektors, erkannte P. an, dass man nun in eine Zone geraten sei, wo neue Rechtsformen fixiert werden könnten, und auch in jenem Artikel im „Sow. Goss." 1936/3 über „Staat und Recht im Sozialismus" hält er daran fest, dass juridische Festlegungen in der revolutionären Übergangsperiode unmöglich waren. Doch im gleichen Artikel meint P., dass — wenn nun auch das bürgerliche Recht in Bezug auf die Produktionsmittel aufgehoben sei — „im Bereiche der Verteilung ein Recht wirkt, das man bedingt, in Anführungszeichen, als bürgerliches Recht bezeichnen kann, denn es stellt (nämlich als Prinzip der Entlohnung nach der geleisteten Arbeit. R. S.) die Anwendung eines gleichmässigen Massstabs an faktisch ungleiche Menschen dar."

In der gleichen Nummer des „Sow. Goss." findet sich ein Artikel Dozenkos über „Das sozialistische Sowjetrecht", der zusammen mit dem P.schen die Grenzen zeigt, bis zu denen die Selbstkritik der „Schule" vor ihrer politischen Diskreditierung ging. Gegenüber P. und Stutschka, der z. B. das Agrarrecht (zu einer Zeit, wo die Privatwirtschaft auf dem Dorfe noch eine gewaltige Rolle spielte) als „Konstitution der ganzen gesellschaftlichen Klasse der mit dem Lande verbundenen Werktätigen"[2]) auffasste, wird hier der Kampfcharakter des Sowjetrechts, seine Funktion als Verkörperung der befolgten Politik, nicht als blosse Widerspiegelung gegebener ökonomischer Tatbestände, hervorgehoben. Als positive Konzeption aber vertritt D. gegenüber der P.schen Deklaration auch des Rechts der sozialistischen Gesellschaft als „bürgerlichen" die These, dass die Sowjetmacht die Formen des bürgerlichen Rechts ausnütze, um den tatsächlichen Inhalt dieses Rechts zu negieren, eine These, der gegenüber Bratuss in dem unten zu besprechenden Artikel darauf verwiesen hat, dass auch sie ein Hineinwachsen des kapitalistischen Rechts in das sozialistische oder aber eine Negation des sozialistischen Charakters des letzteren bedeute, welche Konsequenzen man nur vermeiden könne, indem man Form und Inhalt des Rechts als Einheit betrachte.

---

[1]) Die Analogie mit Pokrowskys ökonomischem Materialismus und seiner sich daraus ergebenden Vernachlässigung der Bedeutung des Staates als Hebels des Klassenkampfes liegt auf der Hand.

[2]) P.s uns schon bekannter Satz, dass die Kollektivisierungsjahre sich nicht zur Agrargesetzgebung eigneten, ist eigentlich nur die andere Seite der gleichen Auffassung des Rechts als Wiedergabe fixierter Produktionsverhältnisse.

Praktisch hat D. der bisherigen Sowjetjurisprudenz vorgeworfen, dass sie — eben in der „Warenkonzeption" des Rechts befangen — die Rechtsbeziehungen zwischen den staatlichen Organisationen und das ganze Staatsrecht negiere, das Recht eigentlich auf den Grundsatz der „Verteilung nach Mass der Arbeit" beschränke, die noch obendrein (was wir bei D. ja eben kennen lernten) in der ganzen Sowjetjurisprudenz (bei Rubinstein, Ginsburg u. a.) als Residuum des bürgerlichen Rechts behandelt werde. Woher aber, so fragt D., komme, wenn man die Sache so auffasse, die doch evidente Stärkung des sozialistischen Rechts der Gegenwart ? Und er findet die Antwort, indem er als Grundinstitut dieses Rechts das sozialistische Eigentum an den Produktionsmitteln ansieht, auf das bezogen auch das Prinzip der Verteilung nach Mass der Arbeit zu betrachten sei.

Nachdem wir die Diskussion bis zu diesem Punkte — d. h. so weit, als sie von der P.schen Schule selbst getragen wurde — verfolgt haben, liegt es nahe, die Frage zu untersuchen, inwieweit mit den bisher gewonnenen Begriffsbestimmungen des Rechts die tatsächlichen Rechtsbeziehungen in der Sowjetunion erfasst werden können. Ein oder mehrere Versuche zur Darstellung der gesamten — wenigstens staatsrechtlichen — Verhältnisse, bezogen auf das Grundinstitut des sozialistischen Eigentums, sind tatsächlich gemacht worden, und zwar in der sehr umfangreichen Literatur zur Erläuterung der Bürgerrechte der neuen Verfassung. Es genügt, dass wir uns hier auf die auch in deutscher Sprache (Verlagsgenoss. Ausländischer Arbeiter in der USSR, Moskau 1936) erschienene Schrift von Krylenko „Rechte und Pflichten der Sowjetbürger" beschränken, in der die Grundprobleme gut zum Ausdruck kommen. K. geht aus vom Recht auf Arbeit als „dem grundlegenden Recht", und damit vom sozialistischen Eigentum, das ja in der Verfassung als die Garantie des Rechts auf Arbeit angeführt wird. Was bedeutet dieses Recht ? K. zitiert natürlich „das Recht aller Werktätigen auf gesicherte Arbeit bei Entlohnung ihrer Arbeit gemäss ihrer Quantität und Qualität", setzt dann aber einfach erläuternd hinzu : „Es garantiert also, dass der Werktätige in der USSR immer Arbeit haben wird." Es fehlt also die Erläuterung gerade des gegenüber der faschistischen Praxis Wichtigsten, nämlich der Zusicherung der Verfassung, dass es sich hier nicht um irgendeine Zwangsarbeit gegen Gewährung des physischen Existenzminimums oder eines Taschengelds handle,[1]) sondern um die reale Möglichkeit des freien Abschlusses von Arbeitsverträgen mit einer der Arbeitsleistung entsprechenden Entlohnung. Es würde tatsächlich auch schwer fallen, diesen konkreten Inhalt des Rechts auf Arbeit aus der blossen Tatsache des sozialistischen Eigentums an den Produktionsmitteln abzuleiten, das ja ebenso beispielsweise auch in einer kommunistischen Gesellschaft, die „jeden nach seinen Fähigkeiten" arbeiten lässt und „jeden nach seinen Bedürfnissen" entlohnt, fortbestehen würde : man kann diese Dinge wie das gesamte gesellschaftliche Leben in der Sowjetunion nur

---

[1]) Von Rechtsbrechern, bei denen die Arbeit als Erziehungsmittel angewandt oder denen ein gewisser Teil ihres Verdienstes an der normalen Arbeitsstelle für eine gewisse Zeit als Busse abgezogen wird, — eine in der Sowjetunion bei leichteren Vergehen häufige Strafform — ist natürlich nicht die Rede.

verstehen als Zusammenwirken zweier Pole, von denen der eine das sozialistische Eigentum an Produktionsmitteln ist, der andere aber die z. B. in Artikel 10 der Verfassung festgelegte privatrechtliche[1]) Sphäre der Bürger. Aus dieser einseitigen Auffassung ergibt es sich, dass K. zwar die übrigen Grundrechte, besonders in sehr glücklicher Weise die auf Erholung und Bildung[2]), weiter die Gleichberechtigung der Geschlechter und der Nationalitäten sowie die politischen Rechte aus dem Recht auf Arbeit und dem sozialistischen Eigentum ableiten kann, bei seinem Gegenstück aber, der Arbeitspflicht, zu einer höchst überflüssigen künstlichen Konstruktion gedrängt wird : er liest sie aus Artikel 130 über die Pflichten der Sowjetbürger[3]) heraus, obgleich sie offenbar aus sehr guten Gründen (nämlich deshalb, weil die unmittelbare Verbindung des Rechts auf Arbeit mit einer Arbeitspflicht die Freiwilligkeit des Arbeitsvertrages problematisch machen würde) dort nicht statuiert ist, dafür aber ausdrücklich an einer anderen, von K. nicht erwähnten Stelle, nämlich im Artikel 12 des Kapitels über den Gesellschaftsaufbau, ebendort, wo — in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Grundsatz der Verteilung — Eigentumsrecht und Wirtschaftsstruktur abgehandelt werden. „Artikel 12 : Die Arbeit ist in der UdSSR Pflicht und Ehrensache jedes arbeitsfähigen Bürgers nach dem Grundsatz : ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.' In der UdSSR wird der Grundsatz des Sozialismus verwirklicht : ‚Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seiner Leistung'." Das sind Grundsätze für die Gesellschaftsmoral und für die künftige Gesetzgebung, aber an sich noch keine Statuierung unmittelbarer Verbindlichkeiten und Ansprüche jedes einzelnen Bürgers, die eben deshalb dann im Artikel 118 („Recht auf Arbeit, d. h. ... auf garantierte Anstellung mit Entlohnung ihrer Arbeit nach Menge und Qualität") und 130 (Verpflichtung, „die Arbeitsdisziplin zu beobachten" — d. h. also einen einmal eingegangenen Arbeitsvertrag gewissenhaft zu erfüllen) ausdrücklich begründet werden. Dies verkennen, heisst die gesellschaftlichen Verhältnisse in der Sowjetunion einseitig darstellen.

Wir haben diesen Punkt, der eigenartigerweise in den bisherigen juristischen Diskussionen in der Sowjetunion nicht beachtet wurde, deshalb

---

[1]) In seiner Broschüre über „Rechte und Pflichten der Sowjetbürger" unterlässt aber K. bemerkenswerterweise jede Erwähnung des Privateigentums an den Arbeitserträgen und des Eigentums überhaupt.

[2]) Er behandelt sie als zur Verwirklichung des Rechts auf Arbeit notwendige Ergänzungen desselben — was aber in Bezug auf das Recht auf Bildung mit voller Klarheit erst herauskommen würde, wenn K. bei der Begriffsbestimmung des Rechts auf Arbeit die Entlohnung nach Quantität und Qualität herausgearbeitet hätte : das Recht auf Bildung ist wesentlich doch auch Recht jedes Bürgers, sich zu höherbezahlter Arbeit zu qualifizieren, und somit Garantie, dass die Arbeitsentlohnung nur nach den persönlichen Fähigkeiten verschieden ist.

[3]) „Jeder Bürger... ist verpflichtet, die Verfassung der USSR einzuhalten... die Arbeitsdisziplin innezuhalten, seiner gesellschaftlichen Pflicht ehrlich nachzukommen, die Regeln des sozialistischen Gemeinschaftslebens zu achten." Das ist, insofern keine konkreten gesetzlichen Verpflichtungen vorliegen (aber es gibt kein Gesetz über die Arbeitspflicht), ein allgemeiner Appell, dessen Verletzung gesellschaftliche Missachtung und Verlust mannigfacher Begünstigungen nach sich ziehen kann, doch kein Befehl zum Eingehen bestimmter konkreter Arbeitsverträge, sondern nur zu ihrer Einhaltung.

erwähnt, weil er uns geeignet scheint, die Unhaltbarkeit des Gegenpols des „Warenrechts", nämlich eine einseitig öffentlich-rechtliche Begründung (und das sozialistische Eigentum ist natürlich öffentliches Recht) sämtlicher Sowjetrechtsverhältnisse zu illustrieren. Die Frage, welche gesellschaftlichen Beziehungen nun aber konkret von einer Darstellung des Sowjetrechts zu erfassen und welches also die notwendigen Anforderungen an eine solche Darstellung sind, hängt wesentlich ab vom Verständnis der typischen sozialen Beziehungen als solcher. Wir erhalten einen Beitrag zum Verständnis dieser Probleme, wenn wir — in kurzen Zügen und beschränkt auf die uns in diesem Zusammenhang interessierenden Grundfragen — auf eine Diskussion eingehen, die sich auf scheinbar ganz anderem Boden abgespielt hat. Im Herbst 1936 veröffentlichte der Akademiker Strumilin in den führenden ökonomischen Organen des Landes[1]) einen Artikel über „Die Bilanz der Volkswirtschaft", der auch die Grundlage seines Referats in der Oktoberberatung des ökonomischen Instituts der Akademie der Wissenschaften[2]) bildete. In dieser Diskussion, und sehr viel entschiedener in einem Artikel Laptews im „Bolschewik" (1937, Heft 7), dem dann Artikel in den Organen, die den Strumilin-Artikel veröffentlicht hatten, folgten[3]), wurde eine Reihe von Fragen aufgeworfen, die unmittelbar die Einschätzung der gesellschaftlichen Beziehungen in der gegenwärtigen Phase beleuchten, die der Funktion des Sowjetrechts zugrunde liegen.

Str. wurde erstens dafür kritisiert, dass er die Sowjetgesellschaft als „ein einheitliches Kombinat"[4]) betrachtete : dies bedeute Verwischung der noch vorhandenen Unterschiede der Eigentumsformen auch innerhalb des sozialistischen Eigentums (zwischen staatlichem und genossenschaftlichem Eigentum) und damit auch — wie Notkin-Zagolow hervorheben — des Prozesses, in dem die heute noch bestehenden Unterschiede zwischen Arbeitern und Bauern überwunden werden. Ganz allgemein aber könne bei der Analyse der heutigen Wirtschaft auf die Gegenüberstellung der — wenn auch einem einheitlichen Plane dienenden — Wirtschaftseinheiten nicht verzichtet werden : eine Frage, die sich schon in der Diskussion des ökonomischen Instituts dahin zuspitzte, ob die in der Sowjetstatistik vorkommen-

---

[1]) In der Zeitung „Ekonomitscheskaja Shisnj" und in den Zeitschriften „Planowoje Chosaistwo" und „Problemi Ekonomii" (1936, Heft 5). Die Texte sind — infolge von Verbesserungsvorschlägen der verschiedenen Redaktionen — in den einzelnen Publikationen verschieden, was in der Diskussion eine Rolle spielte, uns aber, da es sich hier um die Grundfragen handelt, gleichgültig sein kann.

[2]) Vgl. „Problemi Ekonomii", 1936, Heft 6.

[3]) A. Notkin und A. Zagolow in „Planowoje Chosaistwo" 1937, Heft 4 und S. Mendelsohn in „Problemi Ekonomii" 1937, Heft 2.

[4]) Im Schlusswort jener Diskussion (Pr. Ek. 1936, Heft 6, S. 202), erklärte Str. — die typischste, weil schon durch die Kritik beeinflusste Formulierung — „er betrachte die ganze Volkswirtschaft als einheitliches Produktionskombinat, in dem es organisch miteinander verbundene Grundabteilungen gibt, die materielle Werte erzeugen, Hilfsabteilungen medizinischer und pädagogischer Art und endlich ein ‚Fabrikskontor'. Die Bedienungsarbeit der Hilfsabteilungen schafft Werte und nimmt auch an der Akkumulation teil."

Die Teilung dieses „Kombinats" in einen staatlichen und einen kollektivwirtschaftlichen Sektor kann nach Str. als sekundär betrachtet werden — ist nicht Voraussetzung des Verständnisses der Gesamtbilanz.

den Gesamtsummen der Produktionswerte aller Industriezweige[1]) nur eine — wie Str. behauptete — rein formal statistische Bedeutung haben oder reale gesellschaftliche Vorgänge widerspiegeln. Insbesondere in dem Artikel von Notkin-Zagolow wurde hervorgehoben (unter Berufung auf Marx' Ausführungen im 1. Band des „Kapital"), dass in der sozialistischen Gesellschaft die gesellschaftliche Arbeit eine doppelte Rolle spiele : nicht nur als Massstab der Verteilung des Konsumtionsfonds unter den an der Produktion beteiligten, sondern auch als Massstab der Verteilung der gesamten verfügbaren gesellschaftlichen Produktionskraft zwischen den einzelnen Produktionssphären. In unmittelbarem Zusammenhang damit steht Mendelsohns Polemik gegen Str.s, insbesondere in der in „Ekonomitscheskaja Shisnj" veröffentlichten Fassung seines Artikels scharf herausgearbeitete These, dass mit der Entwicklung der Planwirtschaft die Rolle der Geldumsätze sinke, also auch (im Gegensatz zur tatsächlichen Wirtschaftspolitik der Sowjetunion) die Rolle des Sowjethandels.

Der zweite Hauptpunkt der insbesondere von Laptew erhobenen Kritik wendet sich dagegen, dass Str. — als eigenartige Ergänzung seiner schematischen Auffassung der Gesamtwirtschaft als „sozialistisches Kombinat" — innerhalb dieses „Kombinats" den privatwirtschaftlichen Sektor ungebührlich erweitert, indem er[2]) die Privatwirtschaft der Kollchosbauern nicht als Nebenzweig der Kollektiven, sondern als Parallele der Privatwirtschaft der noch vorhandenen Einzelbauern behandelt. Für unsere Betrachtung der juristischen Beziehungen innerhalb der Sowjetgesellschaft ist diese Frage insofern bedeutsam, als in Str.s Betrachtungsweise ebenso wie in den uns schon bekannten Theorien die formale Seite der privaten, teilweise sogar für den Markt bestimmten Produktion der kollektivbäuerlichen Nebenwirtschaft hervorgehoben wird auf Kosten der objektiven Funktion dieser Wirtschaft im gesellschaftlichen Produktionsprozess als Nebenprodukt der Kollektivwirtschaft, dessen Entwicklung von der Anteilnahme seines Inhabers am kollektiven Arbeitsprozess abhängig[3]) und das selbst wesentlich Mittel zur Stärkung dieser Anteilnahme und damit der Kollektivwirtschaft ist. Der politische Inhalt beider Theorien ist derselbe — nur von verschiedenen Seiten her definiert : die juristische Theorie des „Austauschrechtes" sagt, dass die Gesellschaft, insoweit sie juristische,

---

[1]) Welche, da im Verlauf des Wirtschaftsjahres das Wertprodukt eines Industriezweiges natürlich häufig (und insbesondere häufig das in Rohstoffen bestehende Produkt des kollektivwirtschaftlichen Sektors) in das Wertprodukt anderer, staatlicher Produktionszweige übergeht, mehrfache Doppelzählungen enthalten.

[2]) Am schärfsten in der Formulierung von „Planowoje Chosaistwo", wo der staatlichen und der kollektivwirtschaftlichen Produktionsweise als dritte die privatwirtschaftliche, untergeteilt in Privatwirtschaft der Einzel- und der Kollektivbauern, gegenübergestellt wird.

[3]) Da das Kollchosmitglied nur ein kleines Stück Gartenland und praktisch keinerlei für den Feldbau geeignete Produktionsmittel besitzt, so dass seine Privatwirtschaft völlig von den Futtermitteln abhängig ist, die es gemäss seiner Teilnahme an der Arbeit der Kollektivwirtschaft auf seine Arbeitseinheiten erhält. Stärkere Marktproduktion der einzelnen Kollektivbauern (praktisch wesentlich an Viehzuchtprodukten) ist also nur als Nebenerscheinung ihrer stärkeren Teilnahme an der Kollektivproduktion und entsprechend stärkerem Wachstum deren Ertrages möglich.

d. h. (für diese Theorie) Austauschbeziehungen kennt, nicht sozialistisch ist — und Str. bezeichnet alles als privatwirtschaftlich, was mit dem Austausch verbunden ist, und erkennt die Gesellschaft erst in dem Masse als sozialistisch an, als sie die Austauschbeziehungen, das Geld usw. überwindet. Man braucht sich nicht zu wundern, wenn diese Theorie von der Partei kritisiert wird, die die sozialistische Wirtschaft eben vermittels der stärksten materiellen Interessiertheit des einzelnen Produktionsteilnehmers (in Gestalt seines persönlichen Anteils am gesellschaftlichen Produkt[1]), bzw. der Zulassung einer von diesem Anteil abhängigen Privatwirtschaft der Kollektivbauern) am Ertrage der gesellschaftlichen Produktion (was natürlich steigenden Warenumsatz bedeutet) zu entwickeln sucht und die „die Verflechtung der individuellen mit den gesellschaftlichen Interessen" (Stalin) auf ihre Fahne geschrieben hat.

Ein dritter, schon in der Diskussion des ökonomischen Instituts hervorgehobener Punkt der Kritik an Str. ist für uns unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses zwischen Gesellschaft und Einzelbürger bedeutsam : Str. zeichnete die Befriedigung der Massenkonsumtionsbedürfnisse als die Hauptorientierung der gesellschaftlichen Produktion, stellte den Massenverbrauch selbst aber wesentlich als Reproduktion der Arbeitskraft dar, die also eigentlich den Hauptinhalt des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses ausmachen würde. Darin sahen die Kritiker ein Abgehen von der Marxschen Methode der Unterscheidung des die gesellschaftliche Entwicklung determinierenden Reproduktionsprozesses von der (individuellen) Konsumtion und eine Verwischung des Problems des den übrigen Teilen des gesellschaftlichen Produktes gegenüberstehenden Konsumtionsfonds überhaupt. Insbesondere Notkin-Zagolow haben diese Gesichtspunkte herausgearbeitet — auch nachdem Str. (im Schlusswort jener Diskussion) wenigstens auf die erste Frage eine einigermassen befriedigende Antwort gegeben hatte, indem er anerkannte, dass nicht der Verbrauch, sondern die Schaffung einer kommunistischen Gesellschaft das Ziel des Kreislaufes sei. Für uns hier liegt auf der Hand, dass die Frage des Konsumtionsfonds der materielle Unterbau der Rechte des einzelnen Produzenten in und gegenüber der sozialistischen Gesellschaft ist und dass seine Verwischung einer Negation dieser Rechte entspricht.

Viertens richteten sich die — politisch wohl sogar heftigsten, aber für uns minder interessanten — Angriffe dagegen, dass Str. die Teilung der Arbeit in produktive und unproduktive Arbeiten als eine dem Kapitalismus eigene Kategorie in Gestalt einer Teilung der Volkswirtschaft in produktive und unproduktive Sphären wieder einführte (Notkin-Zagolow). Besonders verschärft wurde die Sache noch dadurch, dass Str. die Tätigkeit der kommunistischen Partei nicht in der Leitung des Produktionsprozesses (welche

---

[1]) Bei Str. findet sich dementsprechend auch die These, dass die individuelle Konsumtion der Gesellschaftsmitglieder im Vergleich mit der Kollektivkonsumtion (kommunale und kulturelle Dienste, Erziehung, Erholung usw.) mit Entwicklung der Planwirtschaft zurückgehe — ein angesichts der tatsächlichen Entwicklung mehr als problematischer Satz, mit dem Str. freilich das Problem der Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft umgeht.

er in wirtschaftliche Leitung und politisch-militärischen Schutz des Systems unterteilt), sondern — wie die der übrigen gesellschaftlichen Organisationen — unter der Rubrik der „gesellschaftlich-kulturellen Bedienung der Bevölkerung" eingereiht hatte. Aber auch ganz abgesehen davon würde natürlich N.-Z.s Hinweis gelten, dass der sozialistische Staat — zum Unterschied vom bürgerlichen — nicht als mehr oder minder notwendiger Schützer, sondern als Leiter und Träger des Produktionsprozesses zu betrachten und seine Tätigkeit ebenso unmöglich von der der „produktiven Arbeitszweige" zu trennen ist wie die des Ingenieurs von der des Arbeiters ein und derselben Fabrikabteilung. Die Frage ist politisch entscheidend, für uns in diesem Zusammenhang aber höchstens insofern bemerkenswert, als Str., der einen Gegensatz des „unproduktiven" Leitungsapparates zur gesellschaftlichen Produktion herausarbeitete, in letztere dafür z. B. die Hauswirtschaft der Produzenten weitgehend einbezog und so deren privaten Charakter verwischte.

Nach diesen Betrachtungen wird der Leser vielleicht besser die vorläufig jüngste[1]) Phase der juristischen Diskussionen verstehen, die im wesentlichen in einer Gesamtkritik der ganzen bisher auf allen Rechtsgebieten geleisteten Arbeit bestand.[2]) In der Kritik der früheren theoretischen Grundkonzeptionen finden sich kaum neue Momente, sondern nur eine gewisse Systematisierung der schon bisher besprochenen. Bratuss beispielsweise registriert als P.s und seiner Schule Grundfehler : „a) Behandlung jeglichen, darunter auch des Sowjetrechts, als Form der Vermittlung von Marktbeziehungen (Austauschkonzeption), b) Loslösung des Rechts vom Staat, c) Herantreten an das Sowjetrecht als absterbendes bürgerliches Recht" — woraus sich die Konsequenz der Unmöglichkeit der Schaffung eines sozialistischen Rechts ergebe. Bei Stutschka, dessen Verdienst um die erstmalige Kritik von P.s Lehre vom bürgerlichen Recht als einzig möglichem anerkannt wird, kritisiert B. den ökonomischen Materialismus, der sich in der Betrachtung des Rechts als reinen Überbaus der jeweiligen Wirtschaftspolitik (z. B. der Noep) äusserte und aus dem sich die Teilung des Rechts in zwei Sektionen ergab : das — wie bei P. — absterbende Zivilrecht, daneben aber (zum Unterschied von P.) das fortschreitende sozialistische Recht. Auch hier also würden — wenn auch formal innerhalb der Rechtssphäre — Planwirtschaft und Zivilrecht einander gegenübergestellt. Basis dieser Fehler sei einerseits die rechtsopportunistische Auffassung von einer Konkurrenz der beiden Rechtssysteme[3]), andererseits die „linke" Theorie

---

[1]) Denn ein — sei es auch relativer — Abschluss, wie ihn die historische Diskussion mit der Herausgabe des neuen Geschichtslehrbuchs gefunden hat, fehlt und ist bei der Natur der Sache wohl auch nicht so rasch zu erwarten.

[2]) Wir benützen als wichtigste allgemeine Quellen den Artikel von S. Bratuss über den Stand der Arbeit am Zivilrecht der Sowjetunion in „Sow. Goss." 1937, Heft 1/2, und Wyschinskis in der folgenden Nummer (3/4) abgedrucktes Referat „über die Lage an der juristischen Front", das am 3. Mai vor den Mitarbeitern der Staatsanwaltschaft gehalten wurde.

[3]) Im Sinn ihres friedlichen Nebeneinanderbestehens, wobei jedes der beiden Rechtssysteme einem wirtschaftlichen Sektor entspricht und das sozialistische sich in dem Masse durchsetzt, als sich seine Betriebe den privatkapitalistischen überlegen erweisen.

vom Absterben des Warenumlaufes mit der Überwindung der Privatwirtschaft, das Unverständnis für das sozialistische Wesen des Staatshandels, der Rechnungsführung und der Verträge der staatlichen Unternehmungen.

Diese Gedanken haben wir schon vorher gefunden, nur wird die Kritik jetzt wesentlich erweitert. Wyschinski findet ernste Zugeständnisse an P. auch in Krylenkos Theorie, wonach das Sowjetrecht seinem Gesamtinhalt nach sozialistisch sei, die zunächst bürgerlichen Formen aber erst im Verlaufe der Entwicklung abgestorben seien, so dass es also zweierlei grundsätzlich verschiedenes Sowjetrecht (das der Noep-Periode und der Gegenwart) gebe. „Jene", fährt W. unter Bezugnahme auf das gesamte Sowjetrecht a. a. O., S. 48 fort, „die eine Identifizierung dieses Rechts mit dem bourgeoisen Recht auf der Basis zulassen, dass hier wie dort ungleichen Menschen für ungleiche (faktisch[1]) ungleiche) Arbeitsmengen gleiche Produktenmengen zugemessen werden, vergessen, dass der Inhalt dieser Ungleichheit selbst in der sozialistischen Gesellschaft ein vollkommen anderer ist als in der kapitalistischen. Diese Ungleichheit ist grundsätzlich verschieden von der in der kapitalistischen Gesellschaft, ebenso wie z. B. die Gewaltanwendung des proletarischen Staates von der des bürgerlichen, die Diktatur des Proletariats von der der Bourgeoisie, die proletarische von der bürgerlichen Demokratie."

Als weiteres prinzipielles Unterschiedsmerkmal führt W. an, dass in der sozialistischen Gesellschaft mit den formal gleichen Rechten (für ungleiche Menschen) auch gleiche Pflichten verbunden, dass die durch ihre persönlichen Eigenschaften (statt, wie im Kapitalismus, durch ihre soziale Stellung) Begünstigten dafür jedenfalls auch verstärkten Anforderungen ausgesetzt sind. In der Verteidigung des sozialistischen Charakters der gesamten Sowjetgesetzgebung geht W. gegenüber Krylenko so weit, dass er sogar der gesamten Noep-Gesetzgebung nicht nur wie dieser sozialistische Zielsetzung, sondern damit auch Inhalt und Form sozialistischen Charakters zuerkennt — während Kr. nur für das heutige Sowjetrecht bereit ist, die Analogie mit dem bürgerlichen Recht als bloss oberflächlich formal anzuerkennen.

Die wichtigste nunmehrige Erweiterung der Diskussion aber ist die Ausdehnung der grundsätzlichen Kritik auf die konkrete Literatur der einzelnen Rechtsgebiete. Für das Zivilrecht hebt Bratuss a. a. O., S. 49, mit Recht hervor, dass sich aus den herrschenden Theorien die Konsequenz seines „Absterbens" mit dem der Privatwirtschaft und der Ersetzung des freien Warenmarktes durch die Planwirtschaft ergeben habe. Diese Theorien werden dann konkret in ihrer Ausführung durch die Anhänger der Schule verfolgt — bis zu solchen Konsequenzen wie denen Liebermanns, der 1930 („Sow. Goss.", Heft 8) meinte, dass mit dem Absterben der kapitalistischen Produktion das Recht auf blosses Arbeitsrecht beschränkt werde. Auch nach der Diskussion von 1931 lebte die alte Konzeption in neuen Formen weiter — z. B. bei Amfiteatrow, der 1932

[1]) Gemeint ist der Marxsche Gedankengang, wonach formale Gleichheit der Arbeitsleistung, bezogen auf die ungleichen Menschen, faktisch ungleiche Beanspruchung bedeutet (Kritik des Gothaer Programms).

zwei Typen von Verträgen, ein „System der Planverträge" und eines der „zivilrechtlichen Verträge" (letztere im nicht direkt von der Planwirtschaft erfassten Sektor) unterschied, wovon das letztere sich natürlich mit Entwicklung der Planwirtschaft zurückbilden musste.[1]) Sämtliche Zivilrechtler hätten die Tatsache vernachlässigt, dass Entwicklung der sozialistischen Wirtschaft auch Entwicklung des Anteils der Bürger an ihren Ergebnissen und damit auch des Bedürfnisses nach gesetzlichem Schutz dieses Anteils bedeute. Weiter heisst es : „Unsere Zivilrechtler vergassen, dass die Beseitigung des Privateigentums an Produktionsmitteln die Hauptvoraussetzung ist für weiteres Wachstum und weitere Festigung des persönlichen Eigentumsrechts der Werktätigen an Konsumtionsmitteln. Daraus erklärt sich auch die Tatsache, dass das persönliche Eigentumsrecht, das vom Privateigentumsrecht wesentlich verschieden ist, mit letzterem identifiziert wurde."

Praktisch wurden dann in der Darstellung des geltenden Rechts die zivilrechtlichen Ansprüche der Einzelpersonen — abgesehen von dem mit Überwindung der Noep aufgehobenen Recht auf privaten Handels- und Gewerbebetrieb — vernachlässigt, was Br. dann durch die gesamte Literatur hindurch nachzuweisen unternimmt. In den Arbeiten von 1935/36 wird der Zivilrechtsfaktor zwar anerkannt, aber wiederum einseitig mit dem Privateigentum an Konsumtionsmitteln identifiziert und dem „Wirtschaftsrecht", das vom sozialistischen Eigentum handelt, gegenübergestellt (Amfiteatrow). Umgekehrt sei bei Rubinstein alles Recht im „Wirtschaftsrecht" eingeschlossen, doch die Behandlung des Wirtschafts„rechts" erschöpfe sich hier in der Darstellung der tatsächlichen Wirtschaftsbeziehungen, unter Vernachlässigung des bindenden und formenden Charakters des Rechts. Wyschinski wirft a. a. O. dem herrschenden „Wirtschaftsrecht" vor, dass es die Persönlichkeit überhaupt nur in der Verbrauchssphäre anerkenne. Offenbar klaffen beide Seiten des Problems noch auseinander, was der Leser nach unseren früheren Ausführungen wohl verstehen wird.

In der gleichen Nummer 1/2 des „Sow. Goss." 1937 finden wir Alexandrows Artikel „Gegen Entstellungen des sozialistischen Arbeitsrechts". Hauptobjekt der Kritik sind Wojtinski und die früheren Arbeiten des Autors selbst, vor allem insofern sie die Ausdehnung des Bereichs des Arbeitsrechts auf die Beziehungen innerhalb der Kollchos ablehnten (und

[1]) Man sieht hier auch die andere praktische Seite (neben der Grundfrage der Rechte des Einzelbürgers), die die Beschränkung des Zivilrechts auf die Privatproduktion hatte : Bestreitung der zivilrechtlichen Natur der zwischen sozialistischen Unternehmungen abgeschlossenen Verträge bedeutet eine gewisse Abschwächung ihrer Verbindlichkeit und damit der Wirtschaftsdisziplin ; schon in dem blossen Wort „Planverträge" wird jeder Kenner des Landes Analogien zu gesellschaftlichen Erscheinungen des sozialistischen Wettbewerbs finden, die nur moralische, aber durchaus keine juristische Bedeutung besitzen. So selbstverständlich und wertvoll das bei Formen der Masseninitiative ist, so unmöglich ist es selbstverständlich, die Innehaltung der Wirtschaftspläne auf solchen Bindungen aufzubauen : der Arbeiter, der seinen Wettbewerbsvertrag nicht erfüllt, setzt sich damit selbstverständlich keinen anderen Sanktionen als kameradschaftlicher Kritik aus — aber einen Lieferungsbetrieb muss man auch im Sozialismus zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zwingen können, wozu die Anerkennung der Rechtsnatur dieser Verpflichtung natürlich Voraussetzung ist.

damit den sozialistischen Charakter der letzteren negierten), dann aber auch das Sowjetarbeitsverhältnis überhaupt als blosses Lohnarbeitsverhältnis interpretierten. Auch in Zukunft müsse man natürlich innerhalb des Arbeitsrechts nach den beiden Grundformen des sozialistischen Eigentums (staatliches und genossenschaftliches) differenzieren — doch bei aller Verschiedenheit der Leitungsformen seien auch die Beziehungen im Kollchos durch das Musterstatut, das mit Sanktion von Partei und Regierung als massgebend veröffentlicht wurde, staatlich[1]) geregelt. Der Arbeitsvertrag bzw. die Mitgliedschaft im Kollchos müssten in ihrer Eigenschaft als Realisierungsmittel des in Verbindung mit der Arbeitspflicht aufgefassten Rechts auf Arbeit betrachtet werden.

Interessant ist, dass Wyschinski in der erwähnten Rede die Kritik an der herrschenden Rechtsschule auch auf das Strafrecht ausdehnte, ein Verfahren, das in der Sowjetpresse zahlreiche interessante, aber uns hier zu weit führende Nachfolger fand. Wyschinski stellt fest, dass P. gegen feste Strafrechtsbestände, überhaupt gegen den juristischen Charakter der sozialen Schutzmassnahmen war, was ja vom Standpunkte der „Warenkonzeption" des Rechts und überhaupt des Ökonomismus in Rechtsfragen selbstverständlich ist. Auch Krylenko wird die Verteidigung derartiger Konzeptionen, insbesondere im Sinne einer Negation der Schuld und der Verantwortung vorgeworfen und diesbezüglich auf den Entwurf des Strafgesetzbuches von 1930 verwiesen. Zum Verständnis der Diskussion trägt es bei, wenn W. in diesem Zusammenhang gegen Piontkowski den Vorwurf erhebt, faschistische Auffassungen des Strafrechts als „soziale Schutzmassnahmen", als Annäherungen an das Sowjetrecht, als Ausfluss eines — im Bucharinschen Sinne — „organisierten Kapitalismus" begrüsst zu haben. Aus dem Sowjetrecht selbst suchte Piontkowski in seiner Darstellung den Schuldbegriff und alle damit zusammenhängenden Begriffe — wie Vorsatz, Fahrlässigkeit, Versuch, Teilnahme usw. — zu eliminieren. Der Leser wird auch hier jene Tendenz finden, die wir in der gesamten Sowjetideologie der letzten Jahre und speziell auch in der juristischen Diskussion verfolgen konnten : den Kampf gegen den Relativismus in jeglicher Form, das Streben nach einer festen Ordnung der neuen Gesellschaft, die willkürliche Eingriffe und sprunghafte Veränderungen der einmal gewonnenen Basis ausschliesst und eben dadurch eine stabile Grundlage für deren Weiterentwicklung zu schaffen bestrebt ist.

Eine spezielle, aber ihrem Thema nach ausserordentlich interessante

---

[1]) Ob die Publikation eines durch eine Delegiertenversammlung der vorgeschrittensten Kollchose und Kollchosarbeiter angenommenen „Musterstatuts", das schon dem Namen nach nicht mehr sein wollte als Richtschnur für die Eigengesetzgebung der Kollchose, mit den Unterschriften der Staats- und Parteiführung mehr war, als eine autoritative Empfehlung an die Kollchosversammlungen, wird man — zumindest im Sinne der neuen Verfassung — formal juristisch bestreiten können. Praktisch würde wohl jedes Sowjetgericht die auf diese Empfehlung hin angenomenen Punkte der konkreten Kollchosstatuten anders werten als die der freien örtlichen Regelung überlassenen und ernste Verletzungen der ersteren als Gesetzwidrigkeit ahnden (während gegen einen blossen Statutenbruch das Kollchos natürlich keine anderen Mittel hat als seine innere Disziplin, bis zum Ausschluss), und die Regierung selbst hat seither verschiedene Änderungen des „Musterstatuts" in derselben Form erlassen.

Diskussion, mit deren Darstellung wir deshalb auch unsere Ausführungen abschliessen wollen, entwickelte sich über die P.sche Konzeption des internationalen Rechts.[1]) In seinem Artikel „Internationales Recht" (in Band II der sowjetistischen Staats- und Rechtsenzyklopädie, 1926) fand P. das qualitativ Neue am Völkerrecht nach der Oktoberrevolution darin, dass dieses Recht „zur Form des zeitweiligen Kompromisses zwischen zwei antagonistischen Klassensystemen wurde."

Das war, wie der Leser unserer Arbeit nun schon verstehen wird, eine typisch P.sche Konzeption der Noep-Periode : das Wesen der aktuellen Sowjetpolitik wurde als Kompromiss, als Sichabfinden mit dem alten, aber eben deshalb der angestrebte Inhalt künftiger sozialistischer Politik als Bruch mit dem seinem Wesen nach bürgerlichen Recht definiert. 1935 änderte P. in dem „Abriss des internationalen Rechts" diese Konzeption und sah für unsere Periode im Recht ein „Mittel des Kampfes verschiedener und entgegengesetzter ökonomischer und sozialer Systeme". Aber dieser Kampf liegt nur in der verschiedenartigen Ausnützung ein und desselben, seinem Ursprung und Grundcharakter nach also immer noch bürgerlichen Völkerrechts, wie P. gleich hinzufügt : „In dieser Periode können in einer Reihe von Fällen ein und dieselben Formen zu verschiedenen Klassenzielen ausgenützt werden... Die juridische From erfasst nicht nur die Wechselbeziehungen der kapitalistischen Staaten untereinander und mit der kolonialen Welt, sondern auch solche Beziehungen, die dem Komplex des Kampfes der beiden Systeme — des kapitalistischen und des sozialistischen — angehören."[2])

Jakowlew und Petrow kritisieren diese Position folgendermassen : „Die Frage des Klassencharakters jener ‚allgemeineren' internationalrechtlichen Formen wird hier sorgfältig umgangen. Indem Paschukanis zwischen jenen der ‚allgemeinen' völkerrechtlichen Normen, die von der Sowjetunion angewandt werden, und jenen von ihnen, die von ihr zweifellos abgelehnt werden, keinen Unterschied macht, legt er uns voll und ganz das Gesamtsystem des bürgerlichen internationalen Rechtes auf. — Unsere Aussenpolitik gibt zahllose Beweise der Falschheit eines derartigen Standpunktes. Hat die Sowjetunion nicht ein für allemal jenen juristischen Vorteilen entsagt, die das zaristische Russland gemeinsam mit anderen imperialistischen Staaten in einer Reihe von Ländern insbesondere des Ostens genoss ? Kann irgendein ehrlicher und geistig normaler Mensch die Begriffe ‚Konzessionen', ‚Internationale Siedlungen', ‚Kapitulations-

---

[1]) Als Quelle dienen uns die Artikel von Rappoport in „Sowjetskoe gossudarstwo" 1937, Heft 1/2 und von Jakowlew-Petrow in der „Prawda" vom 27.IV.37.

[2]) Koworin, der neben P. das Hauptobjekt der Kritik an den bisherigen Theorien des Völkerrechts bildet, hat — wir folgen hier Rappoport — einerseits (sichtlich an die alte These vom „Hineinwachsen des Kapitalismus in den Sozialismus" erinnernde) Theorien aufgestellt, wonach unter dem Einfluss der Oktoberrevolution das ganze internationale Recht seinen Inhalt geändert habe, und andererseits den Versuch unternommen, das allgemein als einheitlich aufgefasste Völkerrecht in verschiedene Rechtskonzentrate verschiedener Staatenbeziehungen (z. B. der Staaten des amerikanischen Kontinents, der imperialistischen Mächte untereinander, der Imperialisten im Verhältnis zu halbkolonialen Ländern) zu zerlegen.

regimes', Militärgarnisonen in fremden Ländern mit der Aussenpolitik der Sowjetunion vereinbaren ? Es ist vollkommen klar, dass unsere Beziehungen zu den schwachen Ländern durchaus nicht auf der Grundlage jener Ordnung aufgebaut sind, die von den imperialistischen Staaten gegenüber diesen Ländern verwirklicht wird. — Jene Ordnung der Beziehungen, auf Grund deren wir unsere ganze Aussenpolitik durchführen, ist wesensverschieden von der im imperialistischen System verwirklichten Ordnung der Beziehungen. Ist denn die Sowjetdefinition des Angreifers, die die ganze Heuchelei der bürgerlichen Lehre vom Kriege enthüllt, nicht etwas vollständig Neues ? Oder beispielsweise das Prinzip unseres Aussenhandelsmonopols ? Die Zahl der Beispiele liesse sich leicht vermehren."

Als Beispiel für die verfehlte Identifizierung von Begriffen des bürgerlichen und des Sowjet-Völkerrechts wird in beiden Artikeln P.s Anwendung der These von der „Souveränität der Völker", die bei ihm als Ergebnis der französischen Revolution erscheint, hervorgehoben und bemerkt, dass der bürgerliche Souveränitätsbegriff durchaus mit solchen Institutionen wie Konzessionen, „Einflussphären", „Prinzip der offenen Türe" und ähnlichen Formen halbkolonialer Beziehungen vereinbar ist, welche alle (gegenüber Iran, China u. a. Ländern) von der Sowjetaussenpolitik liquidiert wurden, die zum Unterschiede von der bürgerlichen „nicht nur formal, sondern real"[1]) auch im Verkehr mit schwächeren Staaten deren Gleichheit, Unabhängigkeit und Souveränität anerkennt (Rappoport, a. a. O.). Dann geht R. noch einen Schritt weiter als Jakowlew und Petrow, die immerhin die Gemeinsamkeit bestimmter Rechtsinstitute für beide Völkerrechtssysteme anerkannten, indem er sagt : „Als beweisendes Beispiel für seine Annahme (dass das hergebrachte, bürgerliche Völkerrecht international sei und in der Hand der beiden Systeme nur verschiedenen Inhalten diene. R. S.) führt P. an, dass unser System ebenso wie das imperialistische ein und dieselbe Rechtsform des Vertrages zur Verwirklichung ihrer verschiedenen Klassenziele ausnützen. Ein solcher Schluss kann nur bei völliger Ignorierung der prinzipiellen Verschiedenheit und des Wesens des Vertrages in der internationalen Praxis beider Systeme gezogen werden. Charakteristisch für die imperialistische Praxis ist der aufgezwungene Vertrag. Der imperialistische Vertrag stellt auch formal nicht jene „Übereinstimmung zweier Willen" dar, als welche die bürgerliche Theorie gewöhnlich die Verträge definiert. Darüber kann man auf Grund eines beliebigen imperialistischen Vertrages — des Versailler und anderer — Schlüsse ziehen. Der Zwangsvertrag ist in der internationalen Praxis des Imperialismus nichts Gelegentliches, sondern umgekehrt die typische Methode.... Einen grundsätzlich anderen Charakter tragen unsere Verträge, nicht nur

---

[1]) Wie wir gleich sehen werden, begeht R. mit dieser Formulierung, die den bürgerlichen Staaten immerhin die Innehaltung der offenbar gemeinsamen Form des Souveränitätsbegriffs zugesteht, eine Inkonsequenz. In dieser speziellen Frage gehen J. und Petrow weiter, indem sie ausdrücklich betonen, dass all jene Institutionen halbkolonialer Beziehungen „nicht entgegen den bourgeoisen Prinzipien von Souveränität, Gleichheit und Unabhängigkeit der Staaten, nicht im Widerspruch mit ihnen existieren, sondern dies umgekehrt einander ergänzende und innerlich übereinstimmende Teile eines einheitlichen Systems sind."

ihrem Inhalt, sondern auch ihrer juristischen Struktur nach. Die Grundlinie unserer Aussenpolitik... findet hier besonders klaren Ausdruck darin, dass als Grundlage der Verbindlichkeit des internationalen Vertrages die Freiwilligkeit des Abkommens selbst gestellt wird."

Gegenüber der P.schen Gesamtkonzeption einer Anwendung von Formen des seinem Wesen nach bürgerlichen Völkerrechts zur Verwirklichung andersgearteter Klassenziele formuliert Rappoport : „Das qualitative Hauptcharakteristikum dieser internationalen Beziehungen, wo Staaten antagonistischer Klassen einander gegenüberstehen, besteht darin, dass entsprechend dem Grundinhalt dieser Beziehungen — dem Kampf prinzipiell verschiedener Linien der internationalen Politik — das heutige Völkerrecht kein seinem Klasseninhalt nach einheitliches Recht darstellt, sondern den Kampf zweier prinzipiell verschiedener Linien des internationalen Rechts : der imperialistischen und der sowjetistischen."

Besprechungen.

Philosophie.

Geyl, Ernst-Günther, *Die Philosophie des sozialen Lebens im deutschen Idealismus. Junker und Dünnhaupt. Berlin* 1938. *(*154 *S.; RM.* 6.80*)*

Kellner-Manger, Eva, *Mann und Frau im Deutschen Idealismus. Junker und Dünnhaupt. Berlin* 1937. *(*109 *S.; RM.* 4.80*)*

Hartmann, Albert, *Der Spätidealismus und die Hegelsche Dialektik. Junker und Dünnhaupt. Berlin* 1937. *(*191 *S.; RM.* 8.50*)*

Dürr, Agnes, *Zum Problem der Hegelschen Dialektik und ihrer Formen. Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte. Berlin* 1938. *(VIII u.* 99 *S.; RM.* 5.—*)*

Freyer, Hans, *Über Fichtes Machiavelli-Aufsatz. S. Hirzel. Leipzig* 1936. *(*26 *S.; RM.* 1.—*)*

Fichte, J. G., *Nachgelassene Schriften : Bd. II : Schriften aus den Jahren* 1790-1800. *Hrsg. v. Hans Jacob. Junker und Dünnhaupt. Berlin* 1937. *(XXXV u.* 611 *S.; RM.* 14.—, *geb. RM.* 16.—*)*

Die philosophische Beschäftigung mit dem Deutschen Idealismus geschieht in Deutschland gegenwärtig gleichsam nur abseits der Staatsideologie; offiziell gehört diese Philosophie noch immer auf die feindliche Seite. Die Verfemung reflektiert sich in der Unsicherheit, Subalternität und Belanglosigkeit der erscheinenden Arbeiten. Nur durch die Titel und die Zitierungen haben sie noch etwas mit den Problemen des Idealismus, der Vernunft und der Freiheit zu tun.

Was Geyl über die Sozialphilosophie des Deutschen Idealismus zu sagen hat, kann nur in seinen eigenen Worten wiedergegeben werden. Er meint, dass Kant „den Menschen in der Menschheit trotz aller Anthropologie keine rechte Stellung anzuweisen wusste, ja hier offenbar ein Problem ganz übersehen hat", dass der kategorische Imperativ „infolge der erbärmlichen Beschaffenheit des Menschenmaterials... nur einer Elite erreichbar ist" und dass aus Hegels Geschichtsphilosophie herauszulesen sei : „die tatsächlich herrschenden Gewalten soll man beständig anerkennen, solange sie herrschen, ihnen nach dem Sturze aber keine Treue mehr halten." Hegel sei der Ansicht gewesen, dass der Mensch „den höheren Gewalten rein passiv untergeordnet sei" und dass „der Gedanke des geschichtlichen Fortschritts rücksichtslos auf Kosten der menschlichen Freiheit" verlaufe. Was nach G.s Meinung den „grossen und tiefen Gedanken" enthält, „dass es nämlich nicht auf die Wohlfahrt der Menschen im kosmischen und irdischen Gesche-

hen ankomme, sondern der Menschheit ganzes Streben nur ausser ihm liegenden, gewaltigeren Zwecken diene."

Alfred Bäumler sagt im Vorwort zu Kellner-Mangers Buch, Mann und Frau im Deutschen Idealismus sei nur ein Einzelproblem, an dem das „Konstruktionsprinzip" des Idealismus aufgezeigt werden solle. Dies wird ermöglicht durch die Begriffspaare Mann-Frau, Form-Stoff, Spontaneität-Rezeptivität, Person-Natur. So könnte das Thema in der Tat auf ein Grundproblem des Idealismus führen : die Konzeption der freien vernünftigen Person (als des Wesens des Menschen) tritt in einen prinzipiellen Gegensatz zur Natur, um dessen Überbrückung sich die verschiedenen idealistischen Systeme bemühen. In der Ausarbeitung wird die Schrift jedoch nur zu einer nationalsozialistischen Attacke : dass der Deutsche Idealismus der Natur und dem Natürlichen nicht gerecht wird, heisst, dass er die „natürlichen Gemeinschaften" nicht versteht, in die der Mensch von Geburt aus gestellt ist. — Bemerkenswert ist, dass auch Fichte völlig diesem Verdikt unterworfen wird.

A. Hartmann behandelt die Nachwirkung der Hegelschen Dialektik bei Christian Hermann Weisse und Immanuel Hermann Fichte. Das Material ist sorgfältig zusammengetragen, und die Probleme sind sachlich und gründlich dargestellt ; die behandelten Philosophen werden jedoch dadurch aus ihrer Belanglosigkeit nicht gerettet.

A. Dürr gibt zunächst einen Überblick über die Beurteilung der Hegelschen Dialektik bei G. H. Haring, Trendelenburg, E. v. Hartmann, J. Bahnsen, R. Kroner, W. Seemann und N. Hartmann. Schon diese Zusammenstellung, welche die einzige wirkliche Auseinandersetzung mit der Hegelschen Dialektik im neunzehnten Jahrhundert beiseite lassen musste, zeigt die Tendenz, die Dialektik zu einem innerphilosophischen Teilproblem zu entgiften und zu bagatellisieren. Dies wird vollends deutlich im zweiten, systematischen Teil der Arbeit. D. ist der Ansicht, dass nur einigen der von Hegel gegebenen Gestalten und Formen der Dialektik wirkliche „realdialektische" Sachverhalte zugrunde liegen, während „die Übergänge der Kategorien ineinander und der Gruppen ineinander nicht echte Dialektik sind." Nur einzelne „dialektisch strukturierte Einzelkategorien" bleiben so als „echte" Dialektik übrig. Die Dialektik des Etwas und des Anderen wird von D. als solche Gestalt echter Dialektik ausführlich behandelt. Ebensowenig wie bei den sonst noch von ihr ausgeführten Dialektiken des Seins, der Form und Materie und des Substanzialitätsverhältnisses kommt D. über eine zusammenfassende Wiedergabe des Hegelschen Textes hinaus.

Freyer glaubt in Fichtes Machiavelli-Aufsatz aus dem Jahre 1807, der bisher hauptsächlich als eine blosse Gelegenheitsschrift beachtet worden ist, ein entscheidendes Stück zwischen den beiden getrennten Strömen des Fichteschen Denkens : der Wissenschaftslehre und der politischen Publizistik, gefunden zu haben. Der Aufsatz stelle die Kategorien einer konkreten „Philosophie des Politischen" bereit, durch welche die aus der Wissenschaftslehre hervorgetriebene Geschichts- und Staatsphilosophie erst zur Erfüllung komme. Die einzelnen Völker und Staaten erscheinen nun nicht mehr als jeweilige Träger des allgemeinen Fortschritts der ganzen Menschheit ; ihre nationale Besonderheit wird zu ihrem Wesen : nur im imperiali-

stischen Machtkampf gegen andere Völker können sie ihre „göttliche Berufung" durchführen. „Die Weltgeschichte, die für Fichte bisher der Fortschritt der einen Menschheit durch Vernunft zur Freiheit gewesen war, wird zum Forum, vor dem die nationalen Machtstaaten um ihre Geltung ringen."

Der zweite Band der schönen und sorgfältigen Ausgabe von Fichtes nachgelassenen Schriften enthält eine unveröffentlichte Vorlesung über Logik und Metaphysik, die Fichte zum erstenmal 1794/95 gelesen hat, und eine ebenfalls unveröffentlichte Wissenschaftslehre aus den Jahren 1796/98, beide nach anscheinend sehr zuverlässigen Kollegheften. Die Logik-Vorlesung, der Platners „Philosophische Aphorismen" als Leitfaden zugrunde gelegt sind, soll eine Einleitung in die Transzendentalphilosophie darstellen. Für Anfänger gedacht und von den traditionellen philosophischen Einteilungen und Begriffen ausgehend, gibt sie eine besonders klare und ausführliche Explikation der transzendentalen Methode, wie Fichte sie versteht. — Die Wissenschaftslehre in der hier vorliegenden Gestalt ist die erste lehrhafte Darstellung des Fichteschen Systems, nicht mehr, wie die vorangehenden Schriften zur Wissenschaftslehre, nur kritische Arbeiten zur Grundlegung des Systems.

Herbert Marcuse (New York).

Böhm, Franz, *Anti-Cartesianismus. Deutsche Philosophie im Widerstand. Felix Meiner. Leipzig* 1938. *(VI u.* 284 *S.; RM.* 6.50, *geb. RM.* 8.20*)*

Nicht um seiner selbst willen verdient B.s Buch eine ausführlichere Anzeige. Es enthält keinen neuen Gedanken, es ist von einer unerträglichen Breite und Langweiligkeit. Aber als der umfassende Versuch, die geläufige Ideologie des deutschen Faschismus auf die Geschichte und Geschichtsschreibung der Philosophie anzuwenden, ja mit dieser Ideologie eine Geschichte der Philosophie zu konstruieren, soll es im folgenden besprochen werden.

Die Einleitung will die Idee einer neuen „politischen Geistesgeschichte" entwerfen : nicht die gesellschaftlichen Arbeitsverhältnisse, sondern die völkische Gemeinschaft der Rasse und des Blutes sei die eigentliche „Wirklichkeit", aus der die geistige Welt zu verstehen und zu bewerten sei. In der begeisterten Darlegung dieser Idee gelingen B. prachtvoll-offene Formulierungen des totalen heroischen Konformismus, der Selbstabdankung des Denkens : „Indem die Wirklichkeit für uns als Mass und Gesetz offenbar geworden ist, entleeren sich für uns die Ideale der abendländischen Welt." Ideale seien überhaupt nicht über, sondern nur in der Wirklichkeit, und an Stelle der „alten Autonomieansprüche" bleibe für die Erkenntnis „im Grunde nur die Anerkennung der Wirklichkeit". Die bisherige Geschichte der Philosophie sei eine „Geschichte des intellektuellen Müssiggangs der Menschheit", denn in ihr handele es sich um Probleme und Systeme, nicht um die Verantwortung vor der völkischen Gemeinschaft. Die „Beschäftigung mit dem Denken" sei „ohne jedes Interesse". Kein Wunder, dass das nächste Kapitel die Überschrift „Hegel und wir" trägt : Hegel war

schliesslich ein deutscher Philosoph (sogar ein sehr grosser, wie B. bescheinigt), und es gibt kaum eine Philosophie, deren Geiste solche Haltung mehr zuwider und widerlich wäre als der hegelschen. Mit dem nötigen Respekt, aber streng und deutlich wird das gesamte Anklagematerial gegen Hegel zusammengetragen : Seine „universalistische Konzeption", welche alle völkischen Unterschiede der geistigen Tätigkeit zugunsten der allgemeinen Entwicklung der Vernunft einebnet, hat die abendländische Philosophie „für ein Jahrhundert verschüttet". Nach „Kants schlichtem Heroismus der Pflicht" und Fichtes politischer Spätphilosophie fällt Hegel wieder „in die blosse Beschaulichkeit und in die sich selbst geniessende Spekulation zurück". Vor allem aber ist es der in der hegelschen Philosophie noch wirksame „Humanitätsgedanke", der Hegel schliesslich zum „Symbol einer jahrhundertlangen, überwundenen Vergangenheit" und zu dem „philosophischen Gegenwillen unserer Zeit" macht. Durch die Überzeugung von der Wirklichkeit der Vernunft ist Hegel mit Descartes verbunden, ja der Vollender und Vollstrecker des „Cartesianismus". B. spürt, dass in dem Anspruch der autonomen kritischen Vernunft der Hinweis auf eine gefährliche Freiheit und eine gefährliche „Allgemeinheit" liegt : sein Hass überschärft das Bild der freien, ihr Dasein vernünftig gestaltenden Menschheit im bürgerlichen Rationalismus. Als der Begründer dieses Rationalismus wird Descartes zum Gegenspieler einer Ideologie, die in der Tat alle Ideale des Abendlandes und vor allem jenes Ideal einer befreiten und vernünftigen Menschheit verraten musste. B.s neue Geschichtsschreibung zieht aus solchem Verrat mit grotesker Unbekümmertheit die Konsequenz, indem er — wirklich ein Novum in der Historik — die „Moderne", die Epoche von Descartes bis zum Machtantritt des Nationalsozialismus, die Epoche der grössten Entfaltung aller Produktivkräfte, als ein „blosses Zwischenreich" aburteilt, als „die grosse Senkung" zwischen der „unreflektierten" Wirklichkeitsgestaltung des Mittelalters und der „bewussten und damit vertieften Wirklichkeitsverpflichtung aus der neuen Erfahrung des volkhaft bedingten Lebens". Womit er für den „Mut zur Ungeschichtlichkeit", die er als ein Postulat der wahren politischen Geistesgeschichte aufstellt, eine schöne Probe ablegt.

Nach dieser Einleitung folgt der erste Hauptteil des Buches : die neue Descartes-Interpretation. Die ganze bisherige Philosophiegeschichtsschreibung habe Descartes verkannt, verflacht, missdeutet. Vergebens aber sucht man in B.s. Interpretation einen einzigen Gedanken, der nicht schon in dem billigsten Kompendium der Philosophiegeschichte stünde. Von der Kompendienliteratur unterscheidet sie sich nur durch die hochtrabende Sprache und die besagte „Ungeschichtlichkeit". Unter dem Titel „der geschichtliche Ort Descartes'" wird eine Charakteristik vorgelegt, die auch nicht den kleinsten Hinweis auf die wirklichen geschichtlichen Kräfte der Zeit enthält und nach der das Ereignis Descartes in jedem Jahrhundert und an jedem Ort der Welt nach der Auflösung der mittelalterlichen Gesellschaft möglich wäre. Die von der Tradition so verkannte „epochale Zäsur" Descartes sieht nach B. etwa so aus : „Der Welt- und Geschichtsverlust erzeugt die Leere, in der die Verselbständigung und Radikalisierung der rationalen Haltung möglich wird, ein Ereignis, das ins Positive umgewertet

als Ausgangspunkt der ‚neueren Philosophie' in Erscheinung tritt. Mit Descartes tritt an die Stelle des abendländisch gebundenen Menschen in seiner Einheit von volkhafter Verwurzelung und universalem Ausgreifen der europäische Mensch — die Schöpfung einer unwirklichen und geschichtslosen Rationalität." Auch die Kritik Descartes' wiederholt nur längst Gesagtes : das abstrakte Subjekt des Denkens anstelle des konkreten wirklichkeitsgebundenen Menschen, die Zerreissung der Welt in die res cogitans und die res extensa, die Verselbständigung der Methode, die Hypertrophie der Rationalität. Hinzukommen die Sünden gegen die Ideologie des autoritären Staates : Descartes habe nicht den Begriff der Gemeinschaft, des Volkes, des Opfers. Und bei alledem als Leitmotiv die Angst vor der Idee der Humanität, die im Rationalismus verborgen ist, die Angst vor der „verfälschenden Macht gemein-europäischer Begrifflichkeit" : Descartes hat „auf der Grundlage der allgemeinen und gleichen Rationalität die Menschheit geeint und die Schranken niedergelegt, die bis dahin die Völker aus dem grossen allmenschlichen Verband abgesondert haben. Mit anderen Worten : die gesamte Ideologie des modernen Europa entstammt dem cartesischen Ansatz." Deshalb ist er der Todfeind echter deutscher Philosophie.

Diese echte Philosophie, die deutsche Gegenwelt in ihrem Widerstand gegen den Cartesianismus, behandelt der zweite Hauptteil des Buches. Ein Referat hierüber ist uns unmöglich, weil nun alle konkreten philosophiegeschichtlichen Inhalte in einem endlosen Schwall von Worten begraben werden. Deutsche Philosophie sei erschliessendes Denken im Gegensatz zu logischem Systemdenken; sie sei „nur im Tiefgang möglich". Die „Tiefe" als die eigentliche Dimension deutscher Philosophie soll „zunächst" keine qualitative Auszeichnung, sondern eine „vertikale Fragerichtung" meinen. Die Vollzugsform solchen Denkens sei die „Bewegung" ; Mut, Ursprünglichkeit, Glaube und Geheimnis gehören zu seinen entscheidenden Charakteren; es arbeite mit Symbolen anstatt mit abstrakten Begriffen. Besonders aber sei es der Ausschluss alles „allgemeinen humanen Sinns", das Fragen aus der Verantwortung gegenüber der völkischen Gemeinschaft, welches deutsche Philosophie kennzeichne. Als ihre wahren Vertreter werden genannt : Meister Eckhart, Paracelsus, Leibniz, Hamann, Kant, Goethe und Fichte. Das Erstaunen, den Namen Kants unter den Wegbereitern völkisch-rassischer Philosophie zu finden, vergeht bei der Lektüre von B.s Kantinterpretation schnell : durch seine Deutung wird Kants Philosophie in ihr Gegenteil verkehrt. Der Mut zur Ungeschichtlichkeit hat jede Verantwortung vor der Wahrheit verloren. B. scheut sich nicht — was kein anständiger Philosophiedozent einem Studenten im ersten Semester durchgelassen hätte — den Pflichtbegriff gegen den Autonomiebegriff auszuspielen und von einer „Begrenzung des Autonomiegedankens" durch die „neue Mitte" der Pflicht zu sprechen, wodurch das Autonomieprinzip zu einer blossen „Stufe begrifflicher Vorverständigung herabsinke". Im Zuge einer solchen Überwältigung Kants legt B. dann auch das schöne masochistische Bekenntnis zur Opferung des Individuums und der Wahrheit ab : anstelle des Glaubens an den Satz „Die Wahrheit wird euch frei machen" proklamiert er : „Das Opfer wird uns frei machen."

Herbert Marcuse (New York).

Krieck, Ernst, *Völkisch-politische Anthropologie. Dritter Teil*[1]) *: Das Erkennen und die Wissenschaft. Armanen-Verlag. Leipzig* 1938. *(*231 *S.; RM.* 5.40*)*

Von den drei Teilen der Völkisch-politischen Anthropologie ist dieser letzte weitaus der schönste. Niemals noch ist die Erkenntnislehre — wahrlich einer der trockensten Zweige der Philosophie — so frisch und fröhlich abgehandelt worden. Die neuen Einsichten überstürzen sich : es ist ein endloses Feuerwerk von Überraschungen. Gleich mit dem ersten Satz beginnt es : „Erkenntnislehre ist eine der auszeichnenden und eigentümlichen Leistungen nordischer Rasse, vorwiegend eine geistige Schöpfung der Deutschen." Aber sie ist durch den Idealismus verschandelt worden, dessen Grundlage für eine Wirklichkeitsgestaltung deutschen Menschentums unzureichend blieb. So muss K. ganz von vorne anfangen. „Der Wissenschaft liegt zugrunde das gesamte Bewusstsein und diesem das rassisch bestimmte Leben der Einzelmenschen und der Lebensgemeinschaften." Nötig ist also eine allumfassende Bewusstseinslehre als Unterbau für eine Lehre „von der Wissenschaft wie vom Tun und vom Gemeinschaftsdasein". Die Aufgabe ist ungeheuer, und mit Recht schreibt K. : „Soweit ich die Philosophie übersehe, ist noch niemals der Versuch gemacht worden, das Bewusstsein in seiner Gesamtheit, in seiner Grundstruktur und Gliederung in gleich umfassender Weise zu umgreifen und beschreibend darzustellen wie in diesem dritten Band der Völkisch-politischen Anthropologie." (Nach solchem berechtigten Stolz wirkt das Ressentiment etwas befremdend, das in den gleich anschliessenden Abschnitten zum Ausdruck kommt : Wut auf die Philosophieprofessoren, die K. in Deutschland nicht ernst nehmen oder gar totschweigen.)

Als eine der wichtigsten Absichten seines Buches bezeichnet es K. dann, die Verschrobenheiten und das Begriffs-Tabu in der Philosophie zu beseitigen. Letzteres ist ihm wieder glänzend gelungen. Auch nicht der armseligste Begriff bleibt Tabu : alle fallen sie K. zum Opfer. Nur eines stört ihn noch, ehe die von allen Begriffen unbeschwerte Philosophie losgehen kann : „Das Fremdwort bin ich trotz vieler Mühe nicht los geworden." Ein schwacher Trost : dies kann erst gelingen „in einem zäh durchgehaltenen Verdrängungsprozess durch einige Geschlechterfolgen". Es folgt eine Kant-Kritik, die man ganz lesen muss, um sie geniessen zu können, und die so prächtig nur geschrieben werden konnte von einem, der Kant entweder nie gelesen oder nie verstanden hat. Alles wird widerlegt : Kants Subjektbegriff, Vernunftbegriff, seine Lehre von der Anschauung und vom Verstand. Wir zitieren den Anfang des „Bewegung, Raum, Zeit" überschriebenen Kapitels : „Kant weist die Bewegung aus den Grundformen der Anschauung hinaus, weil sie etwas Empirisches, nämlich den bewegten Gegenstand, voraussetze. Es können indessen auch die Grundformen des Raumes und der Zeit nur am Gegenstand zur Anschauung werden. Der Einwand des Empirischen trifft die Bewegung ebensowenig und ebensoviel

---

[1]) Vgl. Zeitschrift für Sozialforschung, Jhrg. VI (1937), S. 653 f.

als der andere, dass in ihr Raum und Zeit vereinigt seien, die auch nur am Gegenstand anschaubar werden. Kant hat sich durch die Sprache verführen lassen...". (Der Raum ist übrigens nicht, wie Kant fälschlicherweise behauptet hatte, die Form der äusseren Anschauung, sondern nach K. „das Prinzip der inneren Ordnung" des Gegebenen.) Wie klärt sich doch alles, wenn nur die philosophischen Probleme aus der „germanischen Grundhaltung" angegriffen und durch die Belange der Rasse, des Blutes und der Volksgemeinschaft erledigt werden. Dann weiss man wenigstens : „Dem Schicksal antwortet im Menschen... das jedem als eigentümliche Lebenspotenz zuerteilte Heil oder lykke", und : „Ausser Mittgart aber ist Elend das schlimmste, was dem Menschen widerfahren kann." Alles aber gipfelt in der Kategorie des Befehls, der nicht nur „Elementarform des Handelns", sondern auch der Sprache ist : der „sprachliche Ausdruck des Befehls ist stets die sprachliche Elementarform : bei ‚Hinweg', ‚Fort', ‚Her zu mir', die keineswegs verstümmelte Sätze sind, sondern völliger Ausdruck eines Sinnganzen, liegt der Zusammenhang mit den Ortsadverbien und Pronomen offen. Befehl ist Urform der Sprache." Kein Wunder, dass dann die Sprache, sofern sie nicht gerade einen Befehl ausdrückt, etwas verstümmelt wirkt, das „Sinnganze" nicht mehr so klar herauskommt und K. mit den gewählten Bildern sich etwas verwirrt : „Gleich einem Strom, immer mächtiger anschwellend und breiter tragend, zieht sich das Problem der Kausalität durch die Jahrtausende abendländischen Denkens, zeitweilig, in den Perioden, da die exakten Naturwissenschaften Weltbild und Oberbewusstsein beherrschten, Achse und Leitlinie der Gedankenwelt überhaupt. Der Zustrom von allen Wissenschaften in das Bett der Kausalität spaltet dann schliesslich den Lauf. Die Zertrennung in das Realverhältnis von Ursache und Wirkung und in die notwendige Denkverknüpfung von Grund und Folge, die jenem ersten Verhältnis gerade entgegengerichtet verläuft, reicht weit zurück und ist bei Schopenhauer weiter aufgespalten in die ‚vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde', um dann rasch mit Verfliessen in die Breite das ganze Problem zu versanden." Herbert Marcuse (New York).

Caillois, Roger, *La Mante religieuse. Recherche sur la nature et la signification du mythe. La Maison des Amis des Livres. Paris* 1937. *(*41 *S.; fr. fr.* 7.50*)*

Die Abhandlung dient der Tendenz, die gemeinhin durch wissenschaftliche Arbeitsteilung abgetrennten Gebiete der Biologie, der Mythenforschung und der Psychologie in Beziehung zu setzen und an einem Modell ihre bruchlose Kontinuität zu entwickeln. Dieses Modell ist die Gottesanbeterin, ein Insekt von höchst auffallender Verhaltensweise ; die Weibchen verschlingen die Männchen während oder unmittelbar nach der Begattung. Es wird der Gottesanbeterin überdies menschenähnliche Gestalt nachgesagt. C. weist an einem ausgebreiteten mythographischen und psychologischen Material das hartnäckige Interesse nach, das die Menschen von je an der Gottesanbeterin genommen haben, und belegt weiterhin an Mythen Züge, die der Verhaltensweise der Gottesanbeterin ähnlich sind. Es handelt sich dabei um die Vorstellung der dämonischen weiblichen Gestalt,

die den Mann verzehrt, den sie verführt hat. Die Intention der Arbeit ist, diese Mythen und ihre Stellvertreter im psychischen Leben des einzelnen auf Urerfahrungen biologischer Art zurückzuführen. Für C. ist der Mensch ein Wesen, das dem Ritual der Gottesanbeterin gewissermassen gerade nur entronnen ist, und schon der älteste Mythos erscheint als nachbildliches Äquivalent eines vor Zeiten real vollzogenen Aktes. Der Unterschied des Menschen vom animalischen Dasein wird prinzipiell darin gesehen, dass jene biologischen Gesetze, denen der Mensch „entronnen" ist, nicht mehr sein Handeln, sondern bloss noch seine Vorstellungswelt beherrschen.

Der Zusammenhang von C.s Theorie mit Freuds Lehre vom Todestrieb, freilich auch mit dem Jungschen kollektiven Unbewussten und der modischen Anthropologie liegt auf der Hand. Dabei ist der Drang, durch Reduktion auf den Mythos und die Natur alle menschlichen Versuche, dem blinden Naturzusammenhang sich zu entwinden, als zufällig, isoliert und lebensfremd zu kompromittieren, unverkennbar. In die gleiche Richtung zielt C.s Kritik an Freud : dass dieser um jeden Preis aus der individuellen Ätiologie der Fälle zu entnehmen trachte, was allein aus ihrem „dynamischen Schema", nämlich der biologischen Vorgeschichte der Gattung verstanden werden könne. Trotz dieser konformistischen Züge jedoch ist die Abhandlung von Interesse nicht bloss um ihres Materialreichtums willen. Die Kritik an der Isolierung der Sphären von Gesellschaft und Natur, wie sehr auch bei C. gegen die gesellschaftliche Reduktion gemünzt, hat ihre progressive Seite, und der Versuch, psychologische Tendenzen nicht auf das Bewusstseinsleben des autonomen Individuums, sondern auf reale somatische Tatbestände zurückzuführen, bietet einen echt materialistischen Aspekt. Dieser wäre allerdings der mythisierenden Denkweise C.s erst abzutrotzen. T. W. Adorno (New York).

Gurvitch, Georges, *Morale théorique et science des mœurs. Librairie Félix Alcan. Paris* 1937. *(*208 *S.; fr. fr.* 12.—*)*

Der Ausgangspunkt der Schrift von G. ist die Position Lévy-Bruhls gegen die sogenannten Meta-Moralen zugunsten einer Erkenntnis der verschiedenen historischen Moralen, die sich auf dem Boden der Tatsachenwissenschaft hält. Lévy-Bruhl macht aller theoretischen Moral zum Vorwurf, dass sie die soziologische Tatsachenerkenntnis mit der Aufstellung moralischer Vorschriften verquicken will. G. will von seinem phänomenologischen Standpunkt aus eine Überbrückung des Gegensatzes zwischen der theoretischen Moral und der Wissenschaft von den Sitten schaffen. Es gibt für ihn eine Moralwissenschaft, die nicht blosse Kausal- und Seinswissenschaft ist, auch wenn sie die ethische Erfahrung zu ihrem Fundament macht. Denn diese Art der Erfahrung hat eben einen phänomenologischen Charakter : sie ist innere Erfahrung, die zu einem empirischen Apriori, nicht zum rationalen Apriori und zum Formalismus hinführt.

G. gibt eine genaue und knappe Darstellung und Kritik der historischen Vorläufer einer Theorie der moralischen Erfahrung. Er schildert den

Gefühlsmoralismus der englischen Schule des 18. Jahrhunderts, er behandelt den intuitiven Voluntarismus bei Duns Scotus, Descartes und Kant. Es folgt eine Darstellung der modernen Werttheorie, deren Vertreter Lotze, Brentano und schliesslich auch Nietzsche ebenfalls ethische Phänomenologen sind, die aber bei Konkretisierung ihres Wertbegriffs immer zum Anschluss an objektive soziale Gebilde gedrängt werden. Ein besonderes Kapitel ist der ethischen Phänomenologie bei Frédéric Rauh und Max Scheler gewidmet. Diese Positionen, besonders Rauhs „rationaler Empirismus", sind der Position von G. selbst sehr nahe. Er ist Personalist, der die Höhe der moralischen Werte nur in der Aktion selbst erfährt und die schöpferische Haltung des Menschen zum eigentlichen Fundament der Moral macht.

Der systematische Versuch, die Struktur der moralischen Erfahrung aufzuweisen, der das Buch beschliesst, zeigt sehr deutlich diese Züge. In der moralischen Erfahrung wird eine Schicht deutlich, die sich unterhalb der Erfahrung des täglichen Lebens befindet. Entscheidung und Schöpfung, die unabhängig vom Intellekt sind, spielen hier die wesentliche Rolle. G. unterscheidet drei Schichten innerhalb der moralischen Erfahrung : die Erfahrung der Pflichten, die Erfahrung der Werte, die Erfahrung der schöpferischen Freiheit. Je tiefer der Mensch in der vollen Aktion, deren kontinuierlicher Übergang von der Entscheidung zum Verhalten ein unteilbarer Akt ist, fortschreitet, desto mehr revoltiert er im Namen der Werte gegen die objektiv gesetzten Zwecke und Imperative und schliesslich im Namen der schöpferischen Freiheit gegen die Werte selbst.

Von dieser personalistischen Fassung ist auch die kollektive moralische Erfahrung durchaus betroffen. Ja sie ist sogar noch reicher als die individuelle moralische Erfahrung, wenn man sie nur in dem Sinne der Erfahrung einer Gesamtperson zu erfassen versteht. Auch hier können die drei Schichten unterschieden werden : Träger der Pflichten und Imperative ist die Gesellschaft, Träger der Werte die Gemeinschaft, Träger der schöpferischen Freiheit in der kollektiven Sphäre ein Gebilde, das G. „la communion" nennt und als solches von der „communauté" unterscheidet. Die beste Übersetzung wäre hier wohl mit „Bund" zu geben, und wir hätten dann die Kategorien vor uns, die Tönnies herausgearbeitet und die Schmalenbach eben durch die Kategorie des Bundes ergänzt hat.

Siegfried Marck (Dijon).

Allgemeine Soziologie.

Lévy-Bruhl, Lucien, *L'expérience mystique et les symboles chez les primitifs. Librairie Félix Alcan. Paris* 1938. *(*314 *p. ; fr. fr.* 45.—*)*

Richard, Gaston, *La conscience morale et l'expérience morale. Hermann & Cie, Éditeurs. Paris* 1937. *(*74 *p. ; fr. fr.* 15.—*)*

Richard, Gaston, *La loi morale. Les lois naturelles et les lois sociales. Hermann & Cie, Éditeurs. Paris* 1938. *(*61 p. *; fr. fr.* 15.—*)*

Caillois, Roger, *Le mythe et l'homme. N. R. F. Paris* 1938. *(*222 *p. ; fr. fr.* 24.—*)*
Joussain, André, *Psychologie des masses. Ernest Flammarion, Éditeur. Paris* 1937. *(*212 *p. ; fr. fr.* 15.—*)*
Halbwachs, Maurice, *Morphologie sociale. Librairie Armand Colin. Paris* 1938. *(*204 *p. ; fr. fr.* 15.—*)*
Lhomme, Jean, *Le problème des classes. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1938. *(*345 *p. ; fr. fr.* 50.—*)*
Centre International de Synthèse. Sixième semaine de synthèse : La notion de progrès devant la science actuelle. Librairie Félix Alcan. Paris 1938. *(*188 *p. ; fr. fr.* 18.—*)*
Sartiaux, Félix, *La civilisation. Librairie Armand Colin. Paris* 1938. *(*223 *p. ; fr. fr.* 15.—*)*
Seignobos, Charles, *Essai d'une histoire comparée des peuples d'Europe. Les Éditions Rieder. Paris* 1938. *(*486 *p. ; fr. fr.* 25.—*)*

Les livres théoriques et historiques que nous avons rassemblés permettent une sorte de revue des idées directrices, ou plutôt des problèmes caractéristiques, de la sociologie générale en France.

Les livres de Lévy-Bruhl et de Richard complètent, sans les modifier sensiblement, des œuvres qu'on peut tenir pour achevées. A sa conception, trop connue pour qu'il soit besoin de la résumer une fois de plus, M. L.-B. ajoute des exemples, des éclaircissements ou des précisions. On lira avec un particulier intérêt les chapitres sur les rêves, les morts et les symboles. On ne s'étonnera pas que les symboles apparaissent aux primitifs comme participant des forces qu'ils figurent, moins symboles que doubles, équivalents efficaces de ce qu'ils symbolisent. On notera avec quel soin M. L.-B. souligne la juxtaposition de l'expérience positive et de l'expérience mystique. Qu'il s'agisse de culture, de technique ou de jeux, le primitif fait tout ce qui est nécessaire au succès selon l'ordre des séquences naturelles. Mais il applique aussi des procédés mystiques qu'il regarde comme aussi indispensables que les procédés que nous jugeons positifs. Ce double aspect de l'expérience mystique serait à l'origine de tout le développement mental de l'humanité. „Que les choses puissent être autrement qu'elles ne sont, cette idée ne pouvait naître que de l'expérience mystique, rendue possible elle-même par le langage articulé, par les institutions sociales et par le progrès mental de l'homo faber". M. L.-B. penche ici vers l'évolutionnisme traditionnel : le primitif n'est pas simplement l'autre pour nous, il est notre ancêtre. Dans la catégorie affective du surnaturel, dans l'émotion mystique est donné pour la première fois le monde différent du monde sensible, dont devaient sortir les religions, la philosophie et même la science.

Les deux brochures de M. Richard qui fut longtemps professeur à l'Université de Bordeaux et s'opposa toujours au sociologisme durkheimien, s'inspirent de la préoccupation qui domine toute son œuvre : concilier les recherches de sociologie positive avec les dogmes et la morale d'un christianisme dépouillé. Cette fois, M. R. s'efforce de démontrer la réalité d'une conscience morale dont les variations ne disqualifieraient pas plus le témoignage que les erreurs commises en physique ou en astronomie ne compro-

mettent la vérité scientifique. La hiérarchie des valeurs trouverait son fondement et sa justification dans la hiérarchie des attributs de la nature humaine (la raison, la volonté morale occuperaient le premier rang). La loi de perfectibilité, rattachée à la perfection divine, commanderait à l'existence individuelle, de même qu'elle expliquerait, au moins partiellement, le progrès social et moral à travers l'histoire. Les discussions qui remplissent la deuxième brochure ont pour but de limiter la compétence de la sociologie, de démontrer que celle-ci ne peut opposer son témoignage à celui de la conscience, que la morale sociale laisse en dehors d'elle l'authentique morale, sans qu'on aboutisse à un dualisme radical, puisque la morale contribue à modifier la solidarité sociale. Ajoutons que la société à son tour contribue au développement de la moralité en libérant l'individu. Ni les arguments ni les conclusions ne semblent bien neufs : la sociologie en tant que science ne peut évidemment rien contre une foi transcendante, elle n'autorise pas davantage la négation dogmatique de la conscience morale, mais les questions les plus difficiles sont à peine abordées : comment réfuter les explications naturalistes qu'on donne des jugements moraux, si intériorisés soient-ils ? Comment concilier la morale subjective, qui serait éternelle, avec les transformations des structures sociales ? Quel est le contenu, quelle est la portée de la morale religieuse ?

Le livre de Caillois, élégamment écrit, suggestif, vaut autant par l'intention philosophique qui oriente les recherches particulières que par la précision des connaissances utilisées. Intention double : M. C. veut montrer le caractère complémentaire des explications sociologiques, psychologiques, psychanalytiques que trop de spécialistes se plaisent à opposer. D'autre part, le mythe est pour M. C. voie d'accès à l'inconscient humain. On y saisit „la collusion des postulations les plus secrètes, les plus virulentes du psychisme individuel et des pressions les plus impératives et les plus troublantes de l'existence sociale". Et encore „le mythe représente à la conscience l'image d'une conduite dont elle ressent la sollicitation". Moins convaincant en revanche m'apparaît le rapprochement des conduites des insectes et des mythes humains. Dans le cas de similitudes frappantes, il resterait encore à démontrer que „la même orientation biologique organise le parallélisme et détermine la convergence". On discuterait également l'usage que fait C. des instincts de mort de Freud et l'explication du mimétisme animal comme „une incantation fixée à son point culminant". On lira avec intérêt le chapitre sur „Paris, mythe moderne" qui pose la question des mythes dans la société moderne et envisage à ce point de vue certaines œuvres littéraires.

Le livre de M. Joussain nous renvoie à des problèmes traditionnels, il est contemporain du livre célèbre de Le Bon dont il partage, dont il aggrave même les défauts. Comme „tous les groupements d'individus placés à certains égards dans des conditions identiques et assez semblables entre eux pour réagir de même sous les mêmes influences" entrent, d'après J., dans le concept de masse, celui-ci finit par englober presque tous les groupements humains, y compris les États, les castes, les Églises sous le nom de „masses organisées". A partir d'une telle définition, nulle analyse scientifique n'est possible. Le livre en réalité manifeste surtout les passions politiques de l'auteur, son mépris pour les masses. L'interprétation psychologique est

banale (abaissement du niveau moral, intellectuel, etc., des individus intégrés dans les masses). Est-il besoin d'ajouter que l'on rencontre bien, çà et là, des remarques justes, mais notre auteur tombe précisément dans le travers qu'il reproche aux masses, à savoir l'incapacité de distinguer, de préciser, de nuancer.

Le remarquable petit livre de M. Halbwachs témoigne d'une connaissance approfondie de la matière en même temps que d'un effort souvent heureux pour organiser cette matière de manière intelligible. M. H. divise son livre en deux parties. Prenant d'abord le terme de morphologie au sens large, M. H. étudie la morphologie religieuse, politique, économique, c'est-à-dire l'aspect matériel de ces fonctions sociales, la structure du corps religieux ou économique, ce qui revient essentiellement à analyser l'action réciproque des faits de population et des faits religieux, politiques, etc. (par exemple les mouvements de population que déterminent ou qui causent les transformations religieuses). Dans la deuxième partie, prenant le terme de morphologie au sens strict (science de la population), M. H. étudie successivement les conditions spatiales (densité, migration) et les mouvements de la population (sexe, âge, natalité, nuptialité, mortalité). Nous ne pouvons suivre M. H. dans le détail de ses études, nous indiquerons et discuterons seulement les conceptions théoriques qui président à la mise en œuvre. L'ambition de M. H. est de faire de la morphologie une science autonome, l'autonomie étant justifiée tantôt subjectivement par l'intérêt du savant qui isole un secteur de la réalité, tantôt objectivement par l'indépendance des faits démographiques. Dans le premier cas, la tentative réussit inévitablement : reste à savoir si elle est utile. Dans le deuxième cas, M. H. dépense des trésors d'ingéniosité pour démontrer l'autonomie de la démographie, tout en consentant, dans la discussion, des réserves qui diminuent singulièrement la portée de la thèse. M. H. reprend l'idée de Durkheim sur le primat de la population, il met les transformations de celle-ci à l'origine des transformations économiques (p. 65, 191, etc.). Enfin il admet que les faits démographiques traduisent des représentations collectives, de telle manière que l'auto-régulation de ces faits équivaut à une sorte d'auto-régulation par la société de sa masse. D'où un singulier optimisme : M. H. a tendance à croire que les sociétés ont à peu près le chiffre de population qui leur convient. Pour notre part, nous n'admettrions pas qu'il faille toujours „expliquer les faits de population par d'autres faits de population", règle qui me paraît contredire l'action réciproque des divers faits sociaux que M. H. reconnaît ici et là. Certes, le sociologue peut toujours isoler ces faits, mais ce procédé d'abstraction paraît difficilement justifié si les faits de population ne permettent pas de caractériser les structures sociales. Il ne convient pas de séparer les divers aspects de la société, mais de faire concourir les analyses partielles à la compréhension des totalités sociales. L'opposition dérive de l'antithèse entre une sociologie conçue comme une science théorique qui formerait un système clos de lois solidaires, et la conception qui vise à saisir les ensembles historiques dans leur singularité.

Le livre de M. Lhomme, du moins par son sujet, se rattache à la tradition marxiste. Il rendra certainement des services, étant donné la pauvreté de la littérature sociologique française en cette matière. M. L. expose

un grand nombre de théories avec un effort indiscutable d'objectivité et d'honnêteté, il indique aussi quelques faits ou statistiques. Mais ces mérites, auxquels on rend volontiers hommage, ne sauraient dissimuler les défauts de forme et de fond. M. L. abuse des exposés de doctrines, celles-ci étant exposées sur le même plan, sans distinction suffisante de valeur, sans référence au milieu social ou aux circonstances politiques. De plus, chacune des doctrines revient à divers endroits du livre, du fait que M. L. sépare des problèmes (définition, fonctionnement des classes, etc.), qui sont en fait inséparables. Enfin et surtout, l'élaboration conceptuelle du livre est insuffisante. L'auteur ne choisit pas entre une théorie des classes, qui vaudrait pour toutes les sociétés, et une théorie des classes dans la société moderne. De même il utilise simultanément, sans en approfondir les rapports, les deux notions de classe et d'élite. Ni le fonctionnement, ni l'évolution des classes ne sont rattachés nettement à la structure économique. La notion de fonction sociale par laquelle est définie la classe a, me semble-t-il, un caractère équivoque et s'applique mal, en tout cas, à la classe moyenne.

Venons-en maintenant aux ouvrages de sociologie historique. Dans l'ouvrage collectif sur la notion du progrès se manifeste assez souvent une attitude faite à la fois de scepticisme et de scientisme : scepticisme proclamé à l'égard de toutes les valeurs, considérées comme radicalement subjectives, ce qui interdirait une détermination objective du progrès, mais la confiance en la science subsiste de telle manière que l'accent se trouve mis sur le développement de la vérité positive.

Les diverses contributions portent sur l'histoire de l'idée de progrès : M. Huber souligne justement, à la fin, l'anti-progressisme actuel ; sur les stades de l'évolution psychologique : M. Janet expose sa théorie bien connue de la hiérarchie des conduites ; sur l'invention : M. Le Roy reprend quelques-unes de ses théories concernant le cheminement de la pensée ; sur l'évolution du système nerveux ; sur l'hérédité et le changement : M. Rostand rappelle les données de la génétique et les limites des changements qu'explique le mutationnisme ; enfin sur l'idée de progrès et l'idée de retour : M. Rey tâche de conclure et de dégager les divers aspects du progrès selon les ordres du réel.

Nous avons mis à part la communication de M. Ferrero qui définit le progrès humain par le recul de la peur, de l'angoisse animale, éliminée peu à peu par le savoir et le pouvoir. M. F. esquisse une théorie de l'homme double, transposition de la conception chrétienne, et il rattache ainsi le progrès à l'essence humaine. Un historien comme M. Febvre s'opposa nettement dans la discussion à une telle tentative, parce qu'il voulait retenir la multiplicité des civilisations et appliquer à chacune un critère propre. Mais la question : „cette civilisation réalise-t-elle pleinement son idéal ?" ne serait strictement positive que si l'on était en mesure de définir de l'extérieur le critère de chaque civilisation.

M. Sartiaux, d'une autre manière, s'efforce d'écarter tout jugement de valeur et de préciser objectivement la nature du progrès ou de la civilisation. Son livre se lit avec un vif intérêt et, par la netteté des concepts autant que par la précision des connaissances utilisées, mérite d'être loué. M. S. considère tout d'abord les caractères des diverses transformations, il tient pour

progressives celles qui sont orientées dans un sens déterminé. Le progrès s'opposera ainsi aux mouvements cycliques ou incohérents, il correspond aux „séries cumulatives de mutations sociales“, équivalents des orthogénèses (p. 17). La civilisation intéresse une multiplicité de ces séries évolutives, séries „coordonnées et relativement autonomes“, mais comme au fond il n'y a de progrès que technique et intellectuel (p. 36), les autres fonctions sociales, art, jeux, organisation, ne participent du progrès que dans la mesure où elles participent d'une technique ou de l'intelligence. Aussi, bien que M. S. étudie les différents aspects de la vie collective, il se trouve amené inévitablement à considérer comme civilisation au sens dynamique le développement technique et intellectuel des fonctions sociales, développement qui n'équivaut ni à une perfection croissante de ces fonctions ni à une valeur morale ou humaine supérieure. On aboutit ainsi à une perspective historique particulière. Les particularités historiques sont négligées au profit de l'avènement progressif de la pensée et de la technique occidentale. Les grandes divisions adoptées par M. S. sont les suivantes : les pionniers (paléolithique et néolithique) et genèse des grands empires, développements et apogée des grands empires, la Grèce, le monde moderne. En raison des dimensions du livre, l'exposé atteint à une extrême brièveté, qui n'est pas sans avantage : les faits essentiels, les dates des acquisitions décisives sont dégagés. Mais, à force de brièveté, l'exposé glisse parfois à l'énumération et réduit exagérément l'effort pour coordonner d'une manière intelligible les faits contemporains ou successifs. La part faite aux mutations, aux événements constatés mais non expliqués, est grande.

L'histoire comparée des peuples de l'Europe présente les mêmes qualités exceptionnelles, mais aussi les mêmes défauts que l'histoire sincère de la nation française. Peut-être les uns et les autres tiennent-ils à la manière historique de M. Seignobos qui au fond se rapproche toujours du récit, procédé moins adapté à une histoire comparative qu'à une histoire politique ou une histoire spéciale.

Indiquons d'abord ce qu'on ne trouvera pas dans ce livre. L'art n'apparaît pour ainsi dire pas : un paragraphe à la fin de chaque chapitre où sont indiqués les formes d'art et les grands noms, marque la lacune plutôt qu'il ne la comble. De même, la singularité des cultures nationales, les différences des manières de penser ou des conceptions du monde sont entièrement négligées : or c'est là un aspect essentiel, au moins idéologique, du problème de l'Europe. M. S. tend à insister sur les points communs, ou du moins il note les particularités à l'intérieur des transformations ou des mouvements historiques communs à toute l'Europe. En revanche sont admirablement résumés les traits dominants de la vie politique sociale et souvent même économique de l'Europe. L'interprétation est le plus souvent judicieuse et prudente (voir cependant p. 56 un jugement sommaire sur le christianisme). A chaque époque, les différents aspects de la vie collective sont décrits, juxtaposés plutôt qu'organisés. De même les transformations sont constatées, analysées dans leurs conséquences plutôt que dans leurs causes, Une telle historiographie est entièrement dépouillée de problèmes, elle évite tout concept philosophique ou sociologique qui risquerait d'en faire surgir. Sans doute l'historien a-t-il l'impression de gagner ainsi en objectivité,

mais l'intelligibilité y perd. Le livre se lit avec agrément, comme le récit d'une belle aventure.

Au point d'arrivée, on discerne la direction générale du mouvement, marche vers un „système impersonnel, abstrait, général, uniforme", mais on ignore la signification, l'importance des luttes de classes, de peuples, d'idéologies et de cultures. M. Sartiaux termine son livre en affirmant la nécessité des élites aujourd'hui menacées, M. Seignobos montre les hommes incapables de s'adapter aux conditions nouvelles de la vie. L'un et l'autre, en somme, comme l'ouvrage collectif sur le progrès, traduisent un désarroi analogue, l'incapacité non pas même de prévoir — ce qui est normal — mais de souhaiter ou de vouloir. Raymond Aron (Paris).

Sorokin, Pitirim A., *Social and Cultural Dynamics.* 3 *vols. American Book Company. New York* 1937. *(XVI and* 745 *pp., XVII and* 727 *pp., XVII and* 636 *pp.; each* $ 6.—, *set* $ 15.—*)*

In these volumes S. presents a very ambitious theory of social and cultural change based on a comprehensive survey of the whole range of human activity including art and literature, religion and philosophy, science, economic and social relations. It claims to be distinguished from other attempts of a similar kind by the use of quantitative methods and the effort to provide objective criteria wherever possible. An adequate critical study of a work of this magnitude would require a lengthy volume. Here only the principal theses and the methods can be indicated.

1. The entire work is based on a classification of types of mentality which S. works out in the first volume and then applies in detail to the different spheres of social and cultural life. There is first the type of mentality designated „sensate" which, on the cognitive side, tends to concentrate on physical or material needs and to obtain satisfaction primarily by a modification of the external environment. Contrasted with this is the „ideational" mentality which, on the cognitive side, stresses the non-empirical factors, and on the practical side, tends to dwell rather on spiritual needs the satisfaction of which is sought not so much in changing the external world as in modifying or repressing the inner needs of the self. Between these two are numerous mixed types of which only that designated „idealistic" needs to be mentioned here. In this a balance of the extreme types is attained. 2. These types of mentality can be used to characterize not only individuals or groups but entire cultural systems. Thus for example the Hindu and Buddhist systems are said to be dominantly „ideational" while contemporary culture is described as „sensate". 3. These systems obey a law of „immanent causality" by which appears to be meant that they tend of themselves to develop to a limit beyond which they lose their vitality and yield place to the opposite mode. 4. The central thesis follows that social and cultural change is subject to fluctuations of varying amplitude but shows no consistent or regular trend. There is in particular no such thing as „progress", a notion which S. intensely dislikes and constantly ridicules. The fluctuations are traced separately in the different domains of culture and social organisation. But S. thinks that they are not only

empirically found to be associated but are „functionally“ connected. A fuller interpretation of the precise nature of this connection is to be given in the fourth volume which is in course of preparation, but it would appear that the connections are always complex and that no decisive or determining value can be legitimately claimed for any one of the factors involved. 5. The method employed can be illustrated from the way in which the fluctuations in the sphere of thought and belief are traced. The domination of a given movement of thought by a particular type of mentality is shown by an analysis of the mentality of its representative exponents or originators, and their social importance is measured by the number of their disciples or adherents and especially by the number of monographs devoted to their study. In this way, it is thought, an estimate is obtained not merely of individuals or groups but of what may be called social mentality or the mentality of an entire cultural trend or system.

Without attempting any analysis of the assumptions underlying this vast enterprise, but looking at it as far as possible from the point of view of the author the following critical reflexions occur to me. In the first place even if we grant the occurrence of fluctuations as a historical fact, this does not dispose of the problem of development. For example it may be roughly true that in the growth of thought, periods in which stress is laid on empirical methods alternate with periods in which efforts are made to look behind appearances for a deeper reality. But this in itself throws but little light on the nature of the development of thought apart from a further inquiry into the value of the contributions made by these phases of thought at different times. Modern empiricism for example is infinitely richer and more coherent than its prototypes in ancient times and this is due not only to the bigger range of experience on which it rests but also to the fact that it has embodied within its system much of the thought due to the opposite mentality here called „ideational“. It may indeed turn out to be the case that the fluctuations are but phases in a larger movement and that thought as a whole moves onward through a series of actions and reactions. In this connection one may well question the legitimacy of S.'s estimate of the trend of modern science. Is it really as subject to erratic changes in fundamental points as he thinks ? The examples that he gives from the fields of biology and physics strike me as entirely insufficient to establish his position.

In the second place I doubt whether S. has sufficiently weighed the difficulties inherent in any attempt to relate general social mentality to the mentality of particular thinkers or leaders. This is especially the case in the sphere of ethics and practical life. Is there for example any real connection between utilitarianism as an ethical doctrine and the crude, commercialised hedonism which S. takes to be characteristic of contemporary society ? On the one hand, the mode of conduct regarded as desirable by utilitarian philosophers differs not at all from that advocated by idealists and the principles enunciated by both schools are equally remote from those realised in actual conduct. On the other hand, if S.'s characterisation of current morality is right there would appear to be very little correspondence between it and philosophical reflection, since on his own showing it is not all clear

that in recent thought utilitarian doctrines outweigh other schools in influence and importance. In other instances S. is apt to generalise unduly conclusions reached by him on the basis of his interpretations of recent happenings in Russia and Germany, for which, I should imagine, he could hardly claim objectivity. Thirdly, the mere occurrence of fluctuations in the past affords no sufficient basis for prediction. There is nothing in the evidence submitted to preclude the possibility that man may some day learn to control the tendency to one-sided development and thus to follow a steadier course. Finally it is not clear how seriously S. takes his own statistics. Even if the types of mentality can be theoretically defined with sufficient clarity their application to individuals and still more to movements or periods of history must in the nature of the case be arbitrary and a very slight regrouping might easily be made to yield very different results. I have been particularly puzzled by the use made of the number of monographs devoted to particular thinkers as a measure of social mentality. So far as I can ascertain the dates of the monographs are not given and it is reasonable to assume that the bulk belong to modern times. If this is so they can at best measure only the fluctuations of the interest taken in these thinkers during the last century or two, and they afford no information whatever on the influence they exerted on their contemporaries. The number of monographs devoted to Plato in the nineteenth century A. D. is surely no measure of his influence in the fourth century B. C. Perhaps I have not fully understood the method followed, but in any case, I find it difficult to believe that S. who is well aware of the pitfalls of the quantitative method in sociology can really intend to rest his entire case on the use made of it in these volumes. If the extreme historical relativism adopted by him were consistently maintained there would be no common standards for comparing different periods with one another and therefore no units of measurement. I suspect therefore that S. is not as sceptical and relativistic as he pretends to be.

Morris Ginsberg (London).

Rumney, J., *The Science of Sociology. Gerald Duckworth & Co. London* 1938. (125 *S.*; 3 *s.* 6 *d*)

R. beginnt mit der Abgrenzung der Soziologie gegen die Einzelwissenschaften von der Gesellschaft und sucht die Notwendigkeit einer Wissenschaft zu erweisen, die eine Gesamtschau der gesellschaftlichen Beziehungen, ihres Zusammenhanges und ihres Wandels gibt. Er unterscheidet nun Gesellschaft als Ganzes von den Gesellschaften, die sie bilden, charakterisiert diese ebenso wie ihre Einrichtungen als Gesellschaften und Gemeinschaften, als „In"- und „Out"-Gruppen, als primäre und sekundäre usw. und weist die Bedingtheit des Begriffs ihres Fortschritts — der nur technologische Bedeutung habe — auf. Er diskutiert die Rolle des Eigentums für die Bildung und Veränderung der Familie und des Staates, die Klassenstruktur der heutigen Gesellschaft, die er gegen alle erhobenen Einwände zu begründen sich bemüht, den verheerenden Einfluss der naiv biologischen Grundlegung der Soziologie, der sich etwa in dem Rassewahn auswirkt. Er schliesst

mit einem kurzen Überblick über die Methoden und Techniken der Sozialwissenschaften — survey, case analysis und Fragebogen — die Entwicklung der Wissenschaft selber und die Ideen einiger Hauptvertreter.

Überall ist die neueste Literatur berücksichtigt, ihre Auswertung ist klar und bestimmt. Die Sprache ist knapp und eindeutig. Die Diskussion der wichtigsten Lehrmeinungen ist sachlich, ohne die eigene Stellungnahme zu vermeiden. Im ganzen also : auf kleinstem Raum eine wertvolle Einführung in die Soziologie. Fritz Karsen (New York).

Menzel, Adolf, *Grundriss der Soziologie. Rudolf M. Rohrer. Brünn, Wien, Leipzig* 1938. *(253 S. ; RM.* 8. —, *geb. RM.* 9.—*)*

Auch dieses letzte Buch des Wiener Soziologen und Staatstheoretikers löst alle realen Staats- und Gesellschaftsprobleme in Dogmengeschichte auf. Zwar definiert M. die Soziologie als „die Lehre von den menschlichen Gesellungen, wie sie in der Wirklichkeit gegeben sind", wobei diese seltsame Hinzufügung den Ausschluss ethisch-politischer Werturteile andeuten soll — allein überall ist nur von Büchertiteln, Autoren und Lehrmeinungen die Rede. In dem Abschnitt über „Staatssoziologie", der noch am ehesten Analysen M.s hätte erwarten lassen, erhält man nur die üblichen Darstellungen bekannter Staatslehren, von Gierke und Kjellén bis zu Marx und Max Weber. Das Kriterium des Verf. ist allenthalben offenbar durch die Anerkennung bestimmt, welche die einzelnen Lehren in der Professorenschaft gefunden haben. So stösst man immer wieder auf den Hinweis, diese oder jene Theorie sei „in Misskredit geraten" oder habe „viel Beifall gefunden". — Der letzte Abschnitt, der von der „Kultursoziologie" handelt und offenbar von Alfred Weber beeinflusst ist, soll eigene Gedanken enthalten. Aber auch hier bleibt es bei der Ankündigung und den bekannten Theorien. Hans Mayer (Genf).

Spengler, Oswald, *Reden und Aufsätze. C. H. Beck. München* 1938. *(295 S. ; RM.* 6.—*)*

Der von Hildegard Kornhardt nach Spenglers Tode herausgegebene Band sammelt Gelegenheitsarbeiten, die S. in Form von Reden und Aufsätzen da und dort veröffentlicht hatte ; daneben gibt es einige bisher unveröffentlichte Arbeiten aus dem Nachlass. Zunächst verblüfft wieder einmal das scheinbar so grenzenlose Wissen dieses Polyhistors. Neben Studien über den „Streitwagen und seine Bedeutung für den Gang der Weltgeschichte" oder über die Geschichte der deutschen Presse stehen die Dissertation über Heraklit oder ein Aufsatz über lyrische Dichtung. Schnell jedoch — ganz wie bei der Lektüre des „Untergangs" — wandelt sich die Verblüffung in Misstrauen : die Gewaltsamkeit der Geschichtsparallelen, die innere Zusammenhangslosigkeit all dieser Einzelstudien wird offenbar. Immer wieder stösst man auf Dekretierungen wie diese hier : „Jedes antike Gedicht ist sprachlich eine Statue, jedes abendländische eine Sonate", hinter deren auftrumpfender Haltung sich nur mühsam die sachliche Fragwürdigkeit verbirgt. — Neben solchen im ganzen also wenig ergiebigen

Einzelanalysen finden sich dann zwei Beiträge, die der Darstellung des geschichtsphilosophischen Systems gewidmet sind. Es handelt sich um eine Nietzscherede und einen Aufsatz „Pessimismus ?", der das Hauptwerk gegen angebliche Missverständnisse seiner Kritiker zu verteidigen sucht. Wieder zeigt sich, dass diese Geschichtsphilosophie gar keine ist; alle im „Untergang des Abendlandes" dargestellten Kreisläufe der Kulturen täuschen nicht darüber hinweg, dass S. weder eigentliche Gesetzlichkeiten des Geschichtsablaufs darstellen wollte, noch gar irgendeine Sinngebung des weltgeschichtlichen Prozesses vorzunehmen sucht. Seine sogenannte Geschichtsphilosophie gipfelt in dem Satz, dass „Tatsachen wichtiger sind als Wahrheiten" und dass es „für das Leben keine Wahrheiten, nur Tatsachen gibt". Ursachenforschung, Suchen von Erkenntnissen ist also unmöglich im Bereich der Geschichte, wo es nur Tatsachen und Schicksale zu schauen gibt. So bleibt es bei der blossen Registrierung von Tatsachen — und einem geheimnisvollen Ahnen von „Schicksalsgesetzen", von denen S. selbst gesteht, dass sie wissenschaftlich nicht erfassbar sind. Nichts gilt als einesteils die krude Faktizität (die schuld daran ist, dass der umfangreichste Beitrag des Bandes „Zur Weltgeschichte des 2. vorchristlichen Jahrtausends" trotz aller kühnen Hypothesen völlig uninteressant bleibt, da man nicht sieht, was hier eigentlich gezeigt werden soll), andrerseits der bekannte Kult der irrationalen „Tat", die wichtiger sei als alle Wissenschaft. In seiner Philosophie vereinigt sich aufs schönste der spätbürgerliche Kulturüberdruss mit einem grosssprecherischen Irrationalismus, hinter denen nichts steht als Skepsis. Hans Mayer (Genf).

Romein, Jan, *Het onvoltooid verleden (Die unvollendete Vergangenheit). Kultuurhistorische studies. N. V. EM. Queridos Uitgevers-Maatschappij. Amsterdam* 1937. *(*281 *S.; Hfl.* 4.90*)*

Das Buch R.s bringt eine Sammlung bereits in verschiedenen Zeitschriften erschienener kulturhistorischer Studien, welche teils polemischen Charakter tragen, teils die Resultate theoretischer Forschungen über geschichtliche, soziologische und literarische Probleme darstellen. Die an erster Stelle abgedruckte Arbeit über „Die Dialektik des Fortschritts" ist zweifellos die wichtigste. R. analysiert hier die materialistische Dialektik anhand des Quellenmaterials und will nachweisen, welche Elemente nach Marx und Engels zum Überbau und Unterbau der Gesellschaft gerechnet werden müssen. Er kommt zu dem Ergebnis, dass die Naturwissenschaft und Technik, wie auch das geographische Milieu, die Rasse und die Gewalt unter die ökonomischen Faktoren zu zählen seien. Weiter entwickelt der Verf. in diesem Aufsatz die Auffassung, „dass im Kampf um den Vorrang dasjenige die grössten Chancen hat, das am meisten zurückbleibt", was auch an Beispielen aus dem Gebiet der Wirtschaft gezeigt wird (z. B. grössere Vertrustung in den Vereinigten Staaten und in Deutschland als in den alten kapitalistischen Ländern wie England, Belgien und Holland). R. meint, die gesellschaftlich zurückgebliebenen Länder hätten grössere Chancen, sich technisch zu vervollkommnen, als diejenigen mit einem relativ höheren, aber starren technischen Niveau.

Es bestünde also, wie er es nennt, „eine Prämie auf die Rückständigkeit".

In einem Abschnitt über die kulturphilosophischen Ansichten Huizingas werden dessen kulturpessimistische Anschauungen bekämpft und die negative Seite seiner kritischen Theorie über die Geschichte hervorgehoben. Das Buch enthält weiter einen Aufsatz über Altertum und Mittelalter, der einen Beitrag zum Problem der Übergangsperiode in der Geschichte liefert. Weitere Studien befassen sich mit der altgermanischen Kunst, einer Charakteristik des byzantinischen Stils, dem historischen Standort des Kommunistischen Manifestes. In dieser letztgenannten Arbeit wird zugleich die Auffassung abgelehnt, „Die Lage der arbeitenden Klasse Englands" wäre eine verbesserte Ausgabe von Burets Buch über die französischen Arbeiter.

Eine Anzahl Aufsätze beziehen sich ausschliesslich auf holländische geschichtliche und literarische Probleme.

Andries Sternheim (Amsterdam).

Psychologie.

Rothacker, Erich, *Die Schichten der Persönlichkeit. Johann Ambrosius Barth. Leipzig* 1938. *(*107 *S.; RM.* 7.20*)*

R.s Schrift hat den Charakter eines kurzen Kompendiums der gesamten antimechanistischen Psychologie der Gegenwart unter dem Gesichtspunkt der „Schichtung des Individuums". Der positive Akzent fällt dabei auf irrationalistische Theorien vom Schlage Palágyis, Klages' und Jungs. Doch wird versucht, die extreme These der Bewusstseinsfeindschaft durch Unterscheidungen wie die von „echtem Bewusstsein im Sinne von verstärkter Wachheit" und „Selbstbewusstsein als Reflexion" konziliant abzumildern. Psychoanalytische Termini wie Verdrängung und Zensur sind übernommen; gegenüber dem modischen Ganzheitsbegriff werden Vorbehalte gemacht. — Das Buch zeigt die Gelehrsamkeit der Diltheyschule und ist geschickt organisiert. Auffallend die politische Zurückhaltung. Die übliche Nutzanwendung der organisch geschichteten Persönlichkeit unterbleibt. Das Kapitel über Völkerpsychologie kann wegen seiner Betonung historischer Momente gegenüber den Invarianten als versteckte Polemik wider die Rassedoktrin gelten. Die Namen von Autoren wie Bergson, Koffka, W. Stern, Geiger, Kurt Goldstein sind genannt. Freilich nicht der Freuds. Man vermisst ihn umsomehr, als die einzige Idee, die über den Rahmen des Lehrbuches hinausgeht, die von den „Schichten" der Person und ihrem Verhältnis, in der Freudschen Theorie der „Systeme" Unbewusst, Vorbewusst und Bewusst und in seinen Ausführungen über ihre topologische und dynamische Interpretation unmittelbar angelegt ist.

T. W. Adorno (New York).

Gelb, Adémar, *Zur medizinischen Psychologie und philosophischen Anthropologie. Martinus Nijhoff. Haag* 1937. *(*79 *S.; Hfl.* 3.—*)*

Diese Vorlesungen, veranstaltet in Lund im Jahre 1935, sind die letzten, die G. gehalten hat; sie geben eine gedrängte philosophische

Deutung seiner Untersuchungen an Hirnverletzten, die er zwei Jahrzehnte hindurch zusammen mit Kurt Goldstein durchgeführt hat. Hauptthese der Vorlesungen ist : nicht einzelne Funktionen des Menschen sind durch die Hirnverletzungen gestört oder zerstört, vielmehr ist der ganze Mensch, bezw. das ganze Verhältnis Mensch-Welt grundsätzlich verwandelt. Alle — früher als sinnesspezifisch angesehenen — Ausfallserscheinungen sind lediglich Symptome dieses gesamten neuen Zustandes, der in gewissem, reduziertem Masse als eine zweite „Gesundheit", jedenfalls als ein den Verhältnissen nach optimales Restitutionssystem verstanden werden kann. Aufgabe des behandelnden Arztes sei daher nicht Aufbesserung der Partialstörungen — ein vergebliches Bemühen, da gewissermassen der kategoriale Apparat des Kranken umorganisiert sei —, sondern die Beistellung einer „Welt", die dem neuen Zustand entspreche.

Was nun die philosophisch-anthropologische Seite der Verwandlung angeht, so ist sie deshalb so interessant, weil alle jene Charaktere, die wir als die differentiae specificae und als die Freiheitsmonopole des Menschen anzusehen gewohnt sind, abgebaut zu sein scheinen — ohne dass der Rest, der übrig bliebe, bereits tierisch wäre. Einerseits büssen die Kranken alles ein, was wir als Freiheit des Menschen oder als „Vermittlung" oder „Objektivierung" bezeichnen : sie haben nicht die Fähigkeit, den status quo, in dem sie sich befinden, zu überschreiten.

Dennoch — und das ist das Erstaunliche — sind diese Gehirnverletzten weit davon entfernt, Tiere zu sein ; es bleibt ihnen die sonderbare Freiheit, die Einbusse ihrer Freiheiten durch Umwege mehr oder minder zu kompensieren : der Kranke, der beispielshalber nicht mehr in der Lage ist, ein Schriftbild als eines aufzufassen, hat die Freiheit, durch körperliches Nachziehen der Buchstaben (also durch eine Übersetzung des simultanen Bildraums in einen Prozess des engeren Leib- und Funktionsraumes) zu lesen ; etwa so zu lesen, wie wir mitsingend Musik hören. Auf der einen Seite ist also zwar die „draussen" befindliche Bildwelt aufgeweicht und in die Unmittelbarkeit des eigenen Handelns zurückgenommen, auf der anderen Seite aber — und das ist der überraschende, vielleicht von G. nicht ganz voll gewürdigte Punkt — ist der Kranke doch eben noch in der Lage, diese „Übersetzung" durchzuführen und ein, wenn auch sehr enger und unselbständiger und ausschliesslich reaktiver Mensch zu bleiben.

Diese Arbeit ist ein klassisches Beispiel dafür, wie eine der Absicht nach rein empirische Untersuchung zur Aufdeckung kategorialer Zusammenhänge vorstossen kann. Günther Stern (New York).

Jung, Carl Gustav, *Psychology and Religion. Yale University Press. New Haven, Conn.* 1938. *(*138 *S.; $* 2.—*)*

J.s psychoanalytische Variante ist zu einer der heute wichtigsten Apotheosen menschlicher Unfreiheit geworden : Da das Unbewusste des Ich unauslotbar sei, setze es sich vielleicht in unbekannte Horizonte und Tiefen ad infinitum unter ihm selbst fort ; wo es noch „es selbst" sei, wo bereits etwas anderes (sein eigener „Wurzelboden" und „Grund") beginne, könne nicht entschieden werden. Wenn so jedes Ich nichts ist als nur die

Spitze seines nicht individuierten Grundes, gehört es sich nicht selbst, ist es unfrei. „Es gehört sich nicht selbst“, bedeutet bei J. : es hat auf seinen nicht ichhaften Anteil zu hören. Dieses Hören und Gehorchen sei Religion. J.s Psychologie ist eine Psychologie des Menschen als Passivum und als Unfreien.

Diese Thematik der Passitivität ist, historisch gesehen, sehr interessant : Das Jahrhundert philosophischer Tradition, in der der Mensch oder der Geist die Welt „konstituierte“, in der sich das Ich als „einziger Eigentümer“ aufspielte und in dem es sogar, wie bei Heidegger, seinen eigenen Tod sich „aneignete“, scheint vorbei ; die Kategorien der Passivität treten in den Vordergrund. Nicht wir haben Träume, heisst es bei J., sondern die Träume haben uns. Nicht wir erzeugen die „Stimmen“, sondern die Stimmen kommen zu uns. Der erkenntnistheoretische Begriff des „Gegebenseins“ feiert durch Einsetzung eines unbekannten, im Hinterlande des Ichs thronenden „Gebers“ eine metaphysische Auferstehung.

Für J. ist nun freilich dieses Faktum der eigenen Unfreiheit das Bejahenswerte schlechthin. Der „Rationalist“, der sich ihm verschliesse, schnüre sich ab und verfalle daher Neurosen ; wo solche Abschnürungen kollektiv vor sich gingen, breche der „Mob“ in Bolschewismus aus. Daher ruft J. „Zurück zum Grunde“ oder mindestens zurück zu Dogmen. Dogmen haben nämlich nach ihm die Funktion gehabt, den Menschen in der rechten Mitte zwischen der rein ichhaften Abschnürung und dem Risiko unmittelbarer und religiöser Grunderlebnisse zu halten. Wo es noch möglich sei, den Menschen einem Gerüst von Dogmen und Ritualien einzufügen, habe der Arzt diese Einfügung zu leisten, ganz gleich, um welche Religion es sich dabei handle. (Man beachte, wie J.s reaktionäre Theorie den Historismus und die Gleichgültigkeit gegen religiöse „Wahrheit“ in sich aufzuheben versteht.) Heute befänden sich die Dogmen freilich im Abstieg ; daher habe man zu sehen, was man, besonders bei gefährdeten Menschen, an ihre Stelle setzen könne. Seien nämlich die ursprünglichen religiösen Energien erst einmal objektlos geworden, so verlangten sie nach Ersatzventilen. Dieses Argument wird von J. direkt politisch ausgewertet : „Labour troubles“, versichert er, seien Beweise für diese, durch die Freisetzung der ursprünglichen religiösen Kräfte entstehende Unruhe ; i. a. W., der ungesättigte Religionshunger dokumentiere sich gewissermassen durch den pathologischen Schrei nach Brot.

Glücklicherweise verschafft sich der Mensch einen Ersatz für die Dogmen in Phänomenen von nahezu gleichwertiger Echtheit : in seinen Träumen. Hier schliesst J. seine bekannte — partiell zweifellos richtige — Theorie an, dass die Traumschemata gewissen mythologischen Ideogrammen (die er „Mandala“ nennt) aufs engste verwandt seien ; und dass das Träumen ähnliche magische Kreise, Konfigurationen und Zeremoniale ausbilde. Bei der heute unerschöpflichen Masse von bekanntem Bild- und Dogmenmaterial war es ihm leicht, jeder zufälligsten Traumnuance ein zufälliges Gegenstück aus dem geschichtlichen oder ethnologischen Reservoir beizuordnen.

J. hat, wie erinnerlich, rasch nach der Neuordnung in Deutschland die apriorischen Grenzlinien zwischen jüdischer (-rationalistischer) und nicht-

jüdischer (-irrationalistischer) Psychologie gezogen. In seinen amerikanischen Vorlesungen hat er diese Lehre behutsamer formuliert. Hier akzeptiert er zum Beispiel sehr ausdrücklich den talmudischen Satz, dass Träume ihre eigenen Interpretationen seien, als der Wahrheit letzten Schluss. Hier gelten politische Bemerkungen lediglich den bolschewistischen Zersetzern, nicht aber dem Judentum. Es wäre ungerecht, J.s Begabung für geographische Variationen unter den Scheffel zu stellen.

Günther Stern (New York).

Murphy, Gardner, L. B. Murphy und T. M. Newcomb, *Experimental Social Psychology. Rev. ed. Harper & Brothers. New York* 1937. *(XI u.* 1121 *S. ;* $ 4.—*)*

Die zweite Auflage dieses material- und gedankenreichen Handbuchs der experimentellen Sozialpsychologie ist gegenüber dem ursprünglichen Werk eigentlich ein neues Buch. Es enthält mehr, als der Titel sagt. Denn die Verf. sind weit von dem Glauben entfernt, dass das Experiment allein die Psychologie zu einer Wissenschaft machen könne, und ihre kritische Haltung in dieser Frage befähigt sie, einen offenen Blick für eine Fülle wichtiger Probleme zu behalten und die Ergebnisse experimenteller Untersuchungen in umfassendere Zusammenhänge zu stellen.

Das Hauptgewicht ist auf die Frage gelegt, wie der einzelne Mensch im Laufe seiner Entwicklung, besonders in Kindheit und Jugend, gesellschaftlich wichtige Züge und Verhaltensweisen erwirbt. Nicht nur die Ergebnisse experimenteller, sondern auch anderer Forschungen in der Psychologie und ihren Grenzgebieten, besonders der Anthropologie, werden unter diesem Gesichtspunkt dargestellt, Hypothesen entwickelt und zahlreiche Anregungen zu weiteren Untersuchungen gegeben. Eine kritische Beleuchtung der in der gegenwärtigen amerikanischen Psychologie und Anthropologie viel gebrauchten, wenn auch oft wenig zergliederten Begriffe des Wettbewerbs und der *cooperation* ist ein gutes Beispiel für die anregende und gründliche Methode der Darstellung (in Kapitel XI : Some Adult Behavior Patterns in Our Own Society). — Newcomb hat zwei Kapitel beigesteuert, in denen er einen guten Überblick über die vorhandenen Methoden zur „Messung" der Persönlichkeit und ihrer sozialen Einstellungen und Haltungen („attitudes") gibt.

Die Problematik eines so umfassenden Unternehmens liegt vor allem darin, dass die Sozialpsychologie eine Theorie der Gesellschaft voraussetzt, zu der jene ihrerseits einen Beitrag zu liefern hat. Die Verbindung mit einer solchen Theorie wird im Rahmen dieses Buches nicht hergestellt.

Ernst Schachtel (New York).

Sterzinger, Othmar H., *Grundlinien der Kunstpsychologie. Bd. I : Die Sinnenwelt. Lyckham-Verlag. Graz, Wien, Leipzig* 1938. *(*279 *S. ; RM.* 8.50*)*

Der Ausdruck „Kunstgenuss" hat heute den Klang des rührend Philiströsen und schrullenhaft Behaglichen angenommen : man kann sich ihn

kaum anders mehr denn als Reimwort aus Wilhelm Busch vorstellen. Die kontemplative Beziehung zwischen dem Kunstwerk und seinem sesshaften Betrachter ist so von Grund auf verstört, dass ihre begriffliche Erörterung der Komik verfällt; einer Komik, der der Ärger beigemischt sein mag darüber, dass Kunst eben nicht mehr sich geniessen lässt. Das Buch von S., „den Freunden der Künste" gewidmet, ist von solchem Schlage. Alles, was der bürgerliche Haushalt des Schönen an Gütern von der Küche bis zum Salon enthält, wird darin durchprobiert und durchgemustert. Die leersten formalistischen Aussagen konvenieren mit den blindesten Anschauungen vom konkreten Kunstwerk. Zu jenen rechnet etwa eine psychologische Charakterisierung der musikalischen Intervalle als solcher, von der Art : „Die Quart ist die Gebärde des Willens," oder ein Exkurs über die „anschauliche Zahl" : „Mit der Eins sind aber auch allerhand Gefühlswerte und Vorstellungen verknüpft. Was nur in einem Exemplar vorhanden ist oder vorgezeigt wird, gewinnt an Interesse und Bedeutung, kann die Aufmerksamkeit ungeteilt auf sich ziehen und absorbieren; oft ist das, was gewöhnlich nur in einem Stück erblickt wird, auch gross, und infolgedessen sprechen dann auch die mit dem Grösseneindruck verbundenen Gefühle und Wertungen leicht an." — S.s künstlerische Erfahrung manifestiert sich in Weisheiten wie dieser : „Dass auch die Erwachsenen weisser Rasse die ästhetischen Werte der Kleinheit zu schätzen wissen, zeigen nicht nur die verschiedenen Miniaturen der bildenden Kunst, die Nippes, sondern auch die Pflege der Skizze, des Aphorismus, der Ballade in der Literatur, des Melodramas, der Suite in der Musik." Dass in der Kunst das Phänomen und die Geschichte etwas Wesentliches miteinander zu tun haben könnten, kommt dieser Art Ästhetik nicht bei : „Michelangelo forciert die Sache nicht so wie die Modernen, aber seine plastische Veranlagung bricht überall durch." Von den „Geschlechtsempfindungen" heisst es tiefsinnig : „Sie können verhältnismässig isoliert auftreten, etwa bei den Selbstbefriedigungen." Man glaubt danach dem Autor gern das Bekenntnis : „So tat ich während meiner Hochschulzeit den Ausspruch, man könnte mir von 8 bis 10 Uhr abends ohne Unterbrechung den Marsch ‚Auf, in den Kampf, Torero, vorspielen, ich könnte mich daran nicht satt genug hören. Diese Art des Genusses an der Wiederholung verlangt die identische." Jetzt ist er, der Angabe des Titelblattes zufolge, ausserordentlicher Professor an der Universität Graz.

T. W. Adorno (New York).

Bühler, Charlotte, *Praktische Kinderpsychologie. Otto Lorenz. Wien und Leipzig* 1938. *(253 S.; RM.* 4.—, *geb. RM.* 6.50*)*

Gesell, Arnold, Helen Thompson, und **Catherine Strunk Amatruda,** *The Psychology of Early Growth, including norms of infant behavior and a method of genetic analysis. Macmillan. London und New York* 1938. *(IX u.* 290 *S.;* 17 *s.,* $ 4.—*)*

Bühler stellt in der ersten Hälfte des Buches die Entwicklung des Kindes bis zum vierten Lebensjahr und in der zweiten Hälfte — sehr viel summarischer — bis zum 17. Lebensjahr dar; zwei weitere Kapitel berichten

über diagnostische Methoden und über Untersuchungen zur Frage des Einflusses von Anlage und Umwelt auf die Charakterentwicklung. Die Darstellung beruht hauptsächlich auf statistischen Untersuchungen von B. und ihren Schülern sowie auf amerikanischen Arbeiten. Die emotionale und charakterologische Entwicklung des Kindes wird nur gelegentlich gestreift, während die Entwicklung der körperlichen und geistigen Funktionen den grössten Teil des Buches beansprucht. Die Verf. hat ihren ablehnenden Standpunkt gegenüber der psychoanalytischen und individualpsychologischen Theorie beibehalten und verweist zur Begründung auf künftige Publikationen. Von sozialwissenschaftlichem Interesse können bei geeigneter theoretischer Verarbeitung die zum grössten Teil bereits früher publizierten „Entwicklungstests" werden.

Die Arbeit von Gesell und Thompson behandelt die Entwicklung des Kindes im ersten Lebensjahr. Auf Grund eines im Vergleich zu Bühler grösseren Materials und genauerer Untersuchungsmethoden werden Normen für die frühkindliche Entwicklung in Abständen von je zwei Wochen aufgestellt, die sowohl das physische Wachstum als auch das Verhalten der Kinder in einer grossen Reihe von einfachen experimentellen Situationen umfassen. Im Zusammenhang mit den früheren und den angekündigten Arbeiten von G. und mit den von ihm herausgegebenen Yale Films of Child Development stellt die Arbeit gegenwärtig die sorgfältigste und umfassendste Sammlung von Beobachtungsmaterial über die frühe Kindheit dar und ist für die Diagnose der individuellen frühkindlichen Entwicklung wertvoll. Die Verf. betonen, dass sie nicht Hypothesen verifizieren, sondern das Gebiet explorieren wollen. Die wichtigsten methodischen Bemerkungen sind im Kapitel „The principles of genetic analysis" enthalten. Das psychologische Interesse an der Arbeit dürfte hauptsächlich auf dem gegenwärtig von den Verf. in Angriff genommenen Versuch beruhen, die Beobachtungen über das erste Lebensjahr mit Beobachtungen an denselben Kindern im fünften und zehnten Lebensjahr in Beziehung zu setzen.

Anna Hartoch (New York).

Geschichte.

Schmidt, Wilhelm, *Das Eigentum auf den ältesten Stufen der Menschheit. Bd. I : Das Eigentum in den Urkulturen. Aschendorfsche Verlagsbuchhandlung. Münster i.W.* 1937. *(XII u.* 343 *S. ; RM.* 11.—, *geb. RM.* 13.—*)*

Landtman, Gunnar, *The Origin of the Inequality of the Social Classes. George Routledge & Sons. London* 1938. *(XIII u.* 414 *S. ;* 21 *s.)*

Radin, Paul, *Primitive Religion. Its Nature and Origin. The Viking Press. New York. Hamish Hamilton. London* 1938. *(X u.* 322 *S. ;* $ 3.50, 10 *s.* 6 *d.)*

Cunow, Heinrich, *Geschichte und Kultur des Inkareiches. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Altamerikas. Elsevier. Amsterdam* 1937. *(XVI u.* 208 *S. ; Hfl.* 6.50*)*

Lipson, E., *The Economic History of England. Bd. I: The Middle Ages. Seventh edition, revised and enlarged. A. & C. Black. London. The Macmillan Co. New York* 1937. *(XII u.* 674 *S.;* 20 *s.,* $ 5.75*)*

Schmidts religiöse Grundthese ist bekannt. Sie ist in seinem neuen Buch über das Eigentum in der Urgesellschaft mit einer Fülle anthropologischer Tatsachen kombiniert, die den Vorkämpfer der katholischen Völkerkunde in eine eigentümliche Stellung drängen. Der letzte Eigentümer ist für ihn Gott. Gott hat den Völkern den Boden zugeteilt. Sie sollen ihn nicht zur Ausbeutung verwenden. Daher gibt es anfangs kein individuelles Bodeneigentum. Vielmehr gehört der Boden, diese wichtigste Grundlage alles Lebens, kollektiven Verbänden an, entweder losen Grossfamilien oder Individualfamilien oder „einer noch grösseren Gruppe, entweder der Regionalgruppe oder dem Gesamtstamm." Auch bei den Ergebnissen von Jagd und Sammeln findet eine überindividuelle Verteilung der Lebensmittel statt, die so weit geht, „dass es scheinen könnte, hier bestehe überhaupt kein Eigentum." Und sogar das sogenannte Eigentum an „Schutz- und Wirkmitteln" ist, was die letzteren angeht, höchst fliessend. Schenken und Leihen ist völlig verbreitet. Leihen „auch in Abwesenheit des Besitzers, dessen Zustimmung vorausgesetzt wird." Die so beschriebene Eigentumsordnung trägt demgemäss durchaus kollektivistische Züge. Alle Personen sind auch Besitzer. Die Zunahme des Privateigentums, die eine „Verminderung der besitzenden Persönlichkeiten" bedeutet, sei nicht Höherentwicklung, sondern das Gegenteil. Das ist die These vom Sündhafterwerden der Menschen, die retrogressive Entwicklungskonzeption der katholischen Kirche. In ihrer Verfolgung hat S. unbeabsichtigterweise zwei höchst wesentliche Punkte einer durchaus andersartigen Position unterstrichen. Durch seine Betonung der Allgemeingültigkeit der frühkollektivistischen Züge stützt er die Auffassung von durchgehenden Entwicklungsgesetzen der Gesellschaft, sehr zum Schaden der von ihm vertretenen Kulturkreislehre. Durch die Unterstreichung des kollektivistischen Charakters dieser allgemeinen Züge stützt er einen der Hauptsätze der Evolutionstheoretiker, die er als „liberalistisch" bekämpft.

Landtman bemüht sich, Tatsachen zur Entstehung der Gesellschaftsklassen herbeizutragen, ohne sich auf irgendein „Dogma" festzulegen. Klassen entstehen nach ihm — und er dokumentiert seinen Standpunkt ausgiebig — sowohl endogen, durch innere Differenzierung, wie exogen, durch Eroberung. Die sachliche Zusammengehörigkeit dieser beiden Momente sieht er nicht. Er bietet viel Material über ökonomische (und militärische usw.) Ursachen der inneren Differenzierung, doch leidet seine Darstellung an einem entscheidenden Mangel. Er verfügt über keine klare ökonomische Kategorie. Wichtiges und Unwichtiges bleibt ungeschieden, und das von ihm gestellte Problem erweist sich auf diese Art als nicht lösbar. Welche ökonomischen Strukturen wesentlich stratifizierend wirken, das wird bei ihm nicht klar. Über Klassen in der frühen Agrargesellschaft haben die Anthropologen mehrfach berichtet. Es gilt zu zeigen, in welchem Zusammenhang diese „anthropologischen" Frühklassen zu den uns bekannten Klassen der feudalen, der orientalischen, der

antiken und anderer Gesellschaften stehen. L. zieht zwar hier und da Verhältnisse der europäischen mittelalterlichen Klassengeschichte heran, doch vermag seine Arbeit zum Problem der Entstehung der feudalen Klassenordnung nur wenig beizutragen.

Radin hat eine sozialwissenschaftliche Analyse der Religion in der Frühgesellschaft unternommen. Er betont hierbei grundsätzlich die Bedeutung der ökonomischen Grundlagen. Leider erweist sich die sozialökonomische Konzeption der Frühgesellschaft, von der er ausgeht, als nicht klar konstruiert. Das tut sowohl seiner gesellschaftlichen wie der damit eng verbundenen ideologischen Analyse Abtrag. Ausgezeichnet ist R.s Auffassung, dass Religion für verschiedene Elemente einer Gruppe etwas ganz Verschiedenes bedeuten kann. Er unterscheidet zwischen dem Vollreligiösen (truly religious), dem gelegentlich Religiösen und dem Indifferenten. Auch die Typen zwei und drei werden unter bestimmten Umständen (Krisen) religiös erregt, doch ist ihre Haltung zur Religion eine wesentlich andere als die des ersten Typus. Diesem Typus entstammen ursprünglich die religiösen „Formulierer“ und Denker, doch nur ursprünglich. Sobald gesellschaftliche Vorteile mit der priesterlichen Stellung verbunden sind, drängen sich heterogene Elemente in diese Funktion, dies um so mehr, je stärker das Priestertum ein Teil der oberen sozialen Schicht wird. R.s These, dass die Religion eines der Mittel im primitiven Daseinskampf, in der Auseinandersetzung mit der Natur und mit der Gesellschaft sei, ist höchst bedeutsam. Infolge der oben erwähnten theoretischen Unklarheit bleibt freilich die These ohne eine volle Begründung, doch erscheint uns bereits die Stellung der Frage, und damit auch R.s Buch, höchst verdienstvoll.

Cunow hat sein altes Inka-Buch während der letzten Jahre seines Lebens in Berlin neu bearbeitet (er starb 1936). Das Material ist reicher geworden, doch an der Grundlinie der Analyse hat C. — trotz der inzwischen geübten Kritik (die er stillschweigend übergeht) — nichts geändert. Es ist C.s Leistung gewesen, die Legende vom „Staatssozialismus“ der Inkagesellschaft zu zerstören. Er erkannte klar die klassenmässige Schichtung des altperuanischen Staats. Was er damals und neuerdings über die Organisation dieses Staats, seine Fronordnung und Geschlechterverfassung geäussert hat, ist wohl dokumentiert und wäre, falls er Tatsachen als solche, d.h. isoliert vom Gesamtzusammenhang gäbe, richtig. Unglücklicherweise kann man jedoch eine Sozialordnung nicht zutreffend beschreiben, wenn man sich über ihr Grundgefüge irrt. C. hat die Hinweise, die südamerikanische und europäische Forscher auf die grosswasserbaumässigen Grundlagen der Inkagesellschaft gemacht haben, nicht beachtet. So begreift er die Funktion des Staates nur unvollkommen und bleibt sich über den bürokratisch absolutistischen, „orientalischen“ Charakter dieses Staates und der von ihm umspannten Gesellschaftsverfassung ganz im unklaren. Sein Hinweis darauf, dass das Inkadorf der altgermanischen Mark gleiche, wäre produktiv, wenn nicht dadurch der Schluss auf eine Verwandtschaft der beiden dahinterstehenden Gesellschaften nahegelegt würde. Allein nicht nur die ökonomische und soziale Ordnung wird hierbei von C. verkannt, sondern auch die intellektuelle. So erwähnt er den

altperuanischen Kalender nur im Vorbeigehen. Das ist für den europäischen Frühfeudalismus völlig angemessen, nicht aber für Gesellschaften, wo die staatliche Ordnung des Wasserbaus durchweg mit einer höchst bedeutsamen kalendermässigen Tätigkeit verbunden ist.

Lipsons neu bearbeitete Wirtschaftsgeschichte des englischen Mittelalters macht die Kluft zwischen der von Anthropologen geschriebenen Frühgeschichte und der Tätigkeit der Historiker im engeren Sinne besonders anschaulich. Während die Anthropologen dem Feudalismus zu wenig Beachtung schenken, reduzieren die Historiker die „anthropologischen" Elemente ihrer Analyse. Die Frage nach der Einheitlichkeit der geschichtlichen Entwicklung wird unter diesen Umständen zumeist gar nicht gestellt und bestimmt nicht beantwortet. L.s. Werk ist eine materialreiche Darstellung, die auch gelegentlich — nicht immer — ausführlich auf die Dogmengeschichte der Probleme eingeht. Die Behandlung der Lehrmeinungen über den Ursprung der altenglischen Gutsherrschaft (manor) ist klar und aufschlussreich. Leider erfährt der Feudalismus selbst eine weniger angemessene Darstellung. Es kommt dem Verf. hier mehr darauf an, die ökonomischen Grundlagen des Systems zu rechtfertigen (die feudalen Herren gaben ihren Hörigen so viel, wie sie empfingen), als es zu erklären. Die Organisation der höheren Schichten der feudalen Ordnung, der Zusammenhang mit der finanziellen Ordnung der Landes als ganzen bleibt völlig im Nebel. Die budgetmässige Erfassung des feudalen Staates wird, in den dürftigen Ausführungen über die Finanzen der Zeit, nicht einmal versucht. Hätte L. die orientalische Variante der Grundrentengesellschaft in sein wissenschaftliches Bewusstsein einbezogen, dann hätte er erkennen müssen, dass die feudale Sozial- und Staatsordnung, die ihm so naturgemäss erscheint, sehr der Aufklärung bedarf. Es gilt das auch für L.s naive Darstellung der Städte, des Handwerks und Handelskapitals. Dass sich Könige und Unternehmer an einen Tisch setzen, ist sehr viel weniger „natürlich", als es nach diesem Buche scheinen mag. Die apologetische Behandlung der Rolle der Bauernkriege ist traditionell. Die Bauernkriege schufen gewiss keine chemisch reine „neue" Situation, doch haben sie, auch nach L., die Liquidierung der hörigkeitsartigen Verhältnisse an entscheidenden Punkten ruckmässig erreicht. Es entspricht dem wissenschaftlichen Niveau des Buches, dass das Verhältnis von feudalem Gutsherrn und seinen Hörigen einerseits als naturalwirtschaftlich und nicht profitbestimmt, andererseits aber als ein Verhältnis von Kapital und Arbeit bezeichnet wird.

K. A. Wittfogel (New York).

Barnes, H. E., *An Economic History of the Western World. Harcourt, Brace & Company. New York* 1937. *(XVI u.* 790 *S.; $* 5.50*)*

Barnes, H. E., *An Intellectual and Cultural History of the Western World. The Cordon Company. New York* 1937. *(XX u.* 1250 *S.; $* 5.—*)*

Barnes, H. E., *A History of Historical Writing. University of Oklahoma Press. Norman, Okla.* 1937. *(X u.* 434 *S.; $* 3.50*)*

Barnes repräsentiert den wichtigen Typus der fortgeschrittenen bür-

gerlichen Geschichtsschreibung in Amerika : ihre Weltanschauung hat unter dem Eindruck des Weltkriegs, der allgemeinen Wirtschaftskrise, der Ausbreitung antirationaler Mythologien und des Anwachsens der Arbeiterbewegung Gestalt gewonnen ; gegenwärtig will sie der ständigen Ausbreitung autoritärer Anschauungen Widerstand leisten. Auf der Suche nach einer Lösung verfällt B. von einem Allheilmittel auf das andere : Technokratie, Kooperativen, die goldne Mittelstrasse, aber ohne den rechten Glauben an irgendeins dieser Mittel. Er zeigt oft kritisches Verständnis für die Antagonismen der modernen Gesellschaft, aber er kommt nicht zum Begriff ihrer Dialektik. Wenn er jedem „Apriori philosophischer Voraussetzung" in den Sozialwissenschaften den Krieg erklärt, so ist damit auch die wirkliche Philosophie der Geschichte : die Theorie der Gesamtgesellschaft in den Bann getan. Inkonsequenz, „Openmindedness" wird zu einer Tugend. Die geschichtlichen Kämpfe der Vergangenheit und der Gegenwart werden für B. zu Kämpfen zwischen Gut und Böse, Wissenschaft und Religion, Toleranz und Intoleranz. Sie haben sich nicht wesentlich seit den Tagen verändert, da die Griechen der Menschheit das Stadium der „legal-liberal" Zivilisation brachten. „Freiheit des Individuums wurde eine wichtige Bedingung der Existenz. Die ganze Bevölkerung gewann einen plastischen Geist im Gegensatz zu dem statischen Geist einer militärisch religiösen Kultur." Unglücklicherweise fehlte es in Griechenland aber nicht an bösen Kräften. Der Idealismus eines Sokrates und Plato zerstörte den „gründlichen Skeptizismus und Realismus", der „mit den griechischen Sophisten zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte aufgetreten war" ; „es hat die Menschheit weit über zweitausend Jahre gekostet, sich zu erholen.. und in diesen gesunden Geisteszustand zurückzukehren."

B.s Angriff auf den Idealismus des Sokrates und Plato beruht auf einem philosophischen Missverständnis und hat nichts mit Materialismus zu tun. B. huldigt der verbreiteten Meinung, der Materialismus sei irgend etwas Vulgäres. Er sagt, dass die ökonomische Geschichtsschreibung („begründet durch Feuerbach und Marx") in ihrer „weniger dogmatischen" Form weitgehend wahr ist, aber es sei ebenfalls wahr, dass „die allgemeinen geistigen Bedingungen gewöhnlich die Haltung gegenüber der Wissenschaft und Technik bestimmen. Wissenschaft und Technik schaffen und kontrollieren den jeweiligen Typ der ökonomischen Institution .. der stärkste dynamische Faktor ist unwandelbar das Eindringen neuer Ideen durch den Kontakt mit einer anderen Kultur." In B.s 1935 veröffentlichter „History of Western Civilization" fand sich noch eine gewisse Integrierung aller entscheidenden Faktoren zu einem Gesamtbild der Gesellschaft. Es ist in den vorliegenden Werken verschwunden. Wirtschaftsgeschichte, Geistesgeschichte und Geschichte der Historiographie zerfallen in je verschiedene Reihen historischer Perioden. Wirtschaft und Kultur werden zu selbständigen Sphären. Jede Spur auch der „weniger dogmatischen" Form der ökonomischen Geschichtsschreibung ist verloren.

Für B. ist wesentlich, dass er die Wissenschaft und die wissenschaftliche Methode vergottet, ohne doch beiden völlig gerecht zu werden. Typisch dafür ist der lange Abschnitt über Astrophysik, der die Darstellung des

modernen Geistes in der „Intellectual and Cultural History of the Western World" einleitet. Nicht nur weil ihr der erste Platz zugeteilt ist, sondern weil sie nicht so sehr aus dem gegenwärtigen wissenschaftlichen Schrifttum als aus Zeitungsberichten und populärwissenschaftlichen Büchern zusammengestellt ist. Verehrung der Wissenschaft ist die Grundlage der Theorie des „cultural lag", die B. wie viele andere liberalistisch orientierte Soziologen Amerikas vertritt. Wenn unsere sozialen und kulturellen Institutionen nicht schnell die Bürde der toten Vergangenheit abwerfen und mit dem Fortschritt der Wissenschaft und Technik mitgehen, sind wir zur Barberei verdammt. Aber Wissenschaft wird beinahe zum Synonym von „common sense", und „common sense" schiebt in gleicher Weise die Mythologie und die Philosophie, die Metaphysik und den Materialismus beiseite. Er wird zum Ersatz für kritische Analyse, am deutlichsten in der „History of Historical Writing", wo B. jede Philosophie zugunsten des reinen Eklektizismus ablehnt.

Als Nachschlagewerke sind die drei Bücher nützlich trotz ihrer Ungleichmässigkeit, am meisten die „Economic History", am wenigsten die „History of Historical Writing". Aber B. will seine Bücher nicht als Nachschlagewerke bewertet haben, sondern als einen Aufruf zu gesellschaftlicher und politischer Tat. Doch der Aufruf wird unwirksam, weil B.s eigene Kategorien nicht ausreichen zum Begriff einer höheren Form der Gesellschaft als der von ihm selbst kritisierten. Er betrachtet die Geschichte als eine „comédie humaine" und die Menschheit als eine hoffnunglos ohnmächtige Masse, die gegen sich selbst gerettet werden muss.

F. N. Howard (New York).

Toynbee, Arnold J., *Survey of International Affairs* 1936. *Oxford University Press. London u. New York* 1937. *(XIV u.* 1006 *S.;* 38 *s.,* $ 14.—*)*

Das vorliegende Werk setzt die Publikationen über die internationale Politik fort, die T. seit 1920 bearbeitet. Der Umfang des überaus gründlichen und gediegenen Buches ist freilich ein wenig beängstigend. Über tausend grosse enggedruckte Seiten für die internationalen Angelegenheiten des Jahres 1936, und dabei fehlt noch das wichtigste Ereignis des Berichtjahrs, der spanische Bürgerkrieg und seine internationalen Auswirkungen. Denn die spanischen Ereignisse sollen zusammenhängend im Bericht von 1937 behandelt werden. Dem Verf. und seinen Mitarbeitern ist der ausserordentliche Umfang ihres Werkes selbst zum Problem geworden. In der Vorrede findet man eine beachtenswerte Begründung dafür. T. erklärt nämlich mit vollem Recht, dass die Schranke zwischen Innen- und Aussenpolitik, die schon immer eine rein willkürliche Unterscheidung gewesen ist, sich heute überhaupt nicht mehr aufrechterhalten lässt, wo bei dem Wettkampf zwischen Faschismus, Kommunismus und Demokratie jedes innerpolitische Problem automatisch auch ein aussenpolitisches wird.

Arthur Rosenberg (New York).

Approaches to American Social History. *Hrsg. v. William E. Lingelbach. D. Appleton-Century. New York und London* 1937. *(*101 *S.;* $ 1.25, 5 *s.)*

The Marcus W. Jernegan Essays in American Historiography. Hrsg. v. William T. Hutchinson. The University of Chicago Press. Chicago; Cambridge University Press. London 1937. *(X u.* 417 *S.;* $ 4.—, 18 *s.)*

Medieval and Historiographical Essays in Honor of James Westfall Thompson. Hrsg. v. James Lea Cate u. Eugene N. Anderson. The University of Chicago Press. Chicago; Cambridge University Press. London 1938. *(X u.* 499 *S.;* $ 4.50, 21 *s.)*

Essays in History and Political Theory in Honor of Charles Howard McIlwain. Harvard University Press. Cambridge, Mass.; Oxford University Press. London 1936. *(X u.* 371 *S.;* $3.50, 15 *s.)*

Über das soeben abgeschlossene Sammelwerk „History of American Life" schreibt Prof. Schlesinger (Harvard) in Approaches to American Social History: „Das vorliegende Sammelwerk bietet keine metaphysische Erklärung der Entwicklung der amerikanischen Zivilisation. Es ist mehr als zweifelhaft, ob bei dem gegebenen Stand unserer Erkenntnis ein Versuch zu solcher Erklärung wünschenswert und fruchtbar wäre... Die Mitarbeiter betrachten die Entwicklung Amerikas nicht nach einem einfachen Ursachenschema, sondern als das Ergebnis des Zusammenwirkens vieler variabler Grössen... Sollte vielleicht einmal die glückliche Zeit kommen, dass das gemeinsame Wissen [der Vertreter der verschiedenen Sozialwissenschaften] sich in dem Intellekt einer einzelnen Person vereinigt, dann vielleicht ist eine adäquate Philosophie der amerikanischen Geschichte möglich. Aber solch ein Genius, wenn er überhaupt erscheint, wird nicht zufrieden sein mit dem bescheidenen Beruf des ‚social historian'." Dieses Zitat kann als ein Ausdruck der Grundstimmung angesehen werden, welche die Mehrheit der gegenwärtigen amerikanischen Historiker beherrscht: Abneigung gegen die Philosophie, welche mit Metaphysik identifiziert und häufig als importierter Mystizismus verdammt wird, ein Gefühl der Ohnmacht hinsichtlich der Entwicklung menschlicher Erkenntnis und Möglichkeiten, ein Glauben an eine zufällige, unvorhersehbare, oft eher schädliche als nützliche Evolution der Gesellschaft, eine Würdigung des Zusammenwirkens mannigfacher Faktoren des gesellschaftlichen Lebens, welche freilich nicht zu einer wissenschaftlichen Analyse der historischen Dynamik, sondern leicht zu relativistischen Interpretationen führt, ein starkes, meist nicht näher begründetes Gefühl, dass amerikanische Geschichte und amerikanisches Leben einzigartig sind, schliesslich noch eine Theorie des Genius als des Mannes, der allein Geschichte machen oder auch nur Geschichte schreiben kann.

Das war nicht immer so in der amerikanischen Geschichtsschreibung. Im zweiten und dritten Viertel des 19. Jahrhunderts, in der Periode der Stabilisierung und Ausdehnung der demokratischen Institutionen, der Eroberung des Westens, des Kampfes gegen die Sklaverei, der schnellen Industrialisierung, hatte die amerikanische Geschichtsschreibung einen ausge-

sprochen epischen Charakter. Sie nahm offen Partei, war moralistisch und didaktisch, war dramatisch konzipiert und geschrieben. Männer wie Bancroft[1]), Parkman[2]), Prescott[3]) und Motley[4]), meist der Kaufmanns- und intellektuellen Aristokratie von New England entstammend, oft selbst politisch und geschäftlich tätig, wählten die grossen Stoffe : die revolutionäre Periode der Vereinigten Staaten, die Erschliessung des Westens, die Eroberung Mexikos und Perus, den Freiheitskampf der Holländer. Sie dramatisierten gleichsam den Kampf für Freiheit und Zivilisation. Sie bekämpften die Monarchie, die Sklaverei, den Merkantilismus. Die Geschichte war das Medium, durch welches sie ihre soziale und politische Philosophie verkündeten. Ihre Gelehrsamkeit war oft nicht sehr gross, ihre Kategorien nicht allzu exakt, ihre Urteile oft durch besondere Interessen bestimmt. Aber ihre Stellungnahme war offen und klar : mit der Erbschaft des Kampfes der Puritaner gegen den Despotismus der Tudor und Stuart, der amerikanischen Revolution und des Krieges gegen die Sklaverei erfochten die Vereinigten Staaten einen gottgesegneten Weg zur Freiheit und zum Glück.

Das Ende des 19. Jahrhunderts brachte eine deutliche Veränderung. Der scharfe Kampf um den Wiederaufbau des Südens nach dem Bürgerkrieg, das Aufkommen der Arbeiterorganisationen, agrarische Bewegungen wie die der Populisten und der Beginn der Trusts schienen das heroische Bild der Geschichte zu bedrohen. Autoren wie Fiske[5]) und Rhodes[6]) setzten die Tradition umfassender Geschichtswerke über die Vereinigten Staaten fort. Obwohl scheinbar gleichgültig gegenüber den neuen Kräften des amerikanischen Lebens, enthüllte ihre Geschichtsschreibung den Zusammenbruch des früheren Optimismus. Die amerikanische Revolution verliert ihre heroischen Qualitäten und wird beinahe eine Gentlemansangelegenheit. Demokratie, Freiheit, Gleichheit bleiben magische Worte ; aber ihr Inhalt wird immer unbestimmter. Die Geschichtsschreibung tendiert dazu, sich in endlosen Details diplomatischer, militärischer und politischer Geschichten zu verlieren. Hin und wieder findet sich ein Versuch, diesen lähmenden Nebel zu durchbrechen. Henry Adams[7])

---

[1]) George Bancroft (1800-91), History of the United States from the Discovery of the Continent. 10 Bände. Boston 1834-75. History of the Formation of the Constitution of the United States of America. 2 Bände. New York 1882.

[2]) Francis Parkman (1823-93), The California and Oregon Trail. Boston 1848. France and England in North America. 15 Bände. Boston 1851-92.

[3]) William H. Prescott (1796-1859), History of the Conquest of Mexico. 3 Bände. New York 1843. History of the Conquest of Peru. 2 Bände. New York 1847.

[4]) John Lothrop Motley (1814-77), The Rise of the Dutch Republic. 3 Bände. New York und London 1856. History of the United Netherlands. 4 Bände. London 1860-67. The Life and Death of John Barneveld. 2 Bände. New York 1874.

[5]) John Fiske (1842-1901). Zwischen 1888 und 1899 veröffentlichte er 12 Bände über amerikanische Geschichte bis zum Ende der Revolution, freilich nicht unter einem gemeinsamen Titel.

[6]) James Ford Rhodes (1848-1927), History of the United States from the Compromise of 1850. 7 Bände. New York 1891-1906.

[7]) Henry Adams (1838-1918), The History of the United States during the Administrations of Jefferson and Madison. 9 Bände. New York 1889-91. The

und in jüngster Zeit James Harvey Robinson[1]), Charles Beard[2]) und Frederick Jackson Turner[3]) bemühten sich um neue Blickpunkte. Sie wollten mitgehen mit dem Fortschritt in den Natur- und Sozialwissenschaften und mit dem Niveau der europäischen Geschichtsschreibung Schritt halten. Die Aufnahme im Publikum war durchwegs negativ : Gleichgültigkeit, Feindseligkeit oder Zustimmung zu den schwächeren Seiten ihres Werkes und Vernachlässigung seiner progressiven Züge.

Die letzten zwei Jahrzehnte bezeichnen eine dritte Phase der amerikanischen Geschichtsschreibung. Die vier hier zur Besprechung kommenden Bände mit Beiträgen von 55 Autoren aus allen Teilen des Landes können den Typus des Historikers zeigen, der in den nächsten Jahren das Feld beherrschen wird. Die drei umfangreichen Bände sind Festschriften. Cate, der Herausgeber der Thompson-Festschrift schreibt : „Die einzige Einheit, die einem solchen Band zukommen kann, ist die der Zuneigung und der Hochschätzung." Mit einer ähnlichen Bemerkung wird die Festschrift für McIlwain eingeführt, und die Jernegan-Essays, obwohl gruppiert um das Thema amerikanische Geschichtsschreibung von Amerika, zeigen einen ähnlichen Mangel an einheitlichen Gesichtspunkten und Methoden. Vorbei sind die Zeiten der dramatischen und didaktischen Geschichtsschreibungen von Männern, die aktiv an dem politischen und ideologischen Kampf der Expansionsperiode teilgenommen haben. „Der Geschichtsschreiber soll sich von dem brausenden Leben um ihn herum zurückziehen. Er soll sich an die Aufgabe der Rekonstruktion des vergangenen gesellschaftlichen Lebens machen, unvoreingenommen und ruhig." Der Geschichtsschreiber ist ein Fachmann geworden. Wenn der Historiker an dem „brausenden Leben um ihn herum" teil hat, dann muss er Partei nehmen. Der fachmännische Typus des Historikers sucht verzweifelt, dies zu vermeiden. Er produziert — gleichsam im Handwerksbetrieb — kleine Luxuswaren, biographische Studien unbedeutender Gestalten (die Heilige Brigitta von Schweden, Bernward von Hildesheim), er analysiert sehr spezielle Ereignisse (die Palästina-Fahrt Heinrichs des Löwen), er schreibt eine zeitlich und räumlich eng begrenzte Ideengeschichte. Es gibt keine Geschichtsschreiber mehr, es gibt nur noch politische, literarische, soziale Geschichtsschreiber. Die grossen Werkes eines Gibbon, Ranke oder sogar

---

Education of Henry Adams : An Autobiography. Boston 1918. The Degradation of the Democratic Dogma. New York 1919.

[1]) James Harvey Robinson (1863-1936), An Introduction to the History of Western Europe. 2 Bände. Boston 1904. The New History. New York 1912. The Mind in the Making. New York 1921. The Human Comedy. New York und London 1937.

[2]) Charles A. Beard (1874-), An Economic Interpretation of the Constitution of the United States. New York 1913. Economic Origins of Jeffersonian Democracy. New York 1915. The Rise of American Civilization (mit Mary R. Beard). 2 Bände. New York 1927.

[3]) Frederick Jackson Turner (1861-1932), Rise of the New West. New York 1906. The Frontier in American History. New York 1920. The Significance of Sections in American History. New York 1932. The United States, 1830-1850. New York 1935.

eines Channing[1]) werden nicht mehr erreicht, angeblich wegen der ständig wachsenden Schwierigkeit und Vielfältigkeit der Quellen, — in Wirklichkeit aber, weil solche Werke Analysen und Stellungnahmen erfordern, vor welchen der heutige Historiker sich fürchtet. Er ist besessen von Fragen der Arbeitsmethode, Fussnoten und Bibliographien. Aber der so sich beschränkende Fachmann kennt seine eigene Schwäche, und er verehrt die Männer, die wirklich etwas tun, Männer wie Woodrow Wilson[2]) oder Theodore Roosevelt[3]), die trotz der Bürde ihrer öffentlichen Tätigkeit noch Zeit fanden, Geschichte zu schreiben.

Selbstverständlich fetischisiert der Fachmann seine Unparteilichkeit. Immer wieder tritt dies in den historiographischen Studien hervor. Nicht ein einziger Beitrag in den Jernegan-Essays stellt den Stoff in den Rahmen der amerikanischen Geistesgeschichte oder auch nur in den Rahmen der amerikanischen Geschichtsschreibung. Unparteilichkeit wird zur ausschliesslichen Sorge der Kritik. Eine umfassende Geschichtsphilosophie irritiert den Fachmann. Seine Methode ist positivistisch. Er verteidigt sie durch das gängige Missverständnis, dass Positivismus die einzig richtige Methode der Naturwissenschaften sei. Ein Beitrag nach dem anderen ist geschrieben ohne die Herausarbeitung irgendeines Problems, ohne eine andere Auswahl oder Organisation der Tatsachen als eine rein chronologische. Cate (Chicago) z. B. widmet 40 Seiten der „Church and Market Reform in England during the Reign of Henry III"[4]), ohne die Rolle des Marktes in diesem kritischen 13. Jahrhundert auch nur einmal zu diskutieren. Und doch ist sein Aufsatz einer der besten unter den hier zur Rede stehenden. Denn C. sieht wenigstens die enge Verbindung zwischen seinem Problem und jenem grösseren : der wachsenden Bedrohung der Kirche durch die Häretiker. Ross' (Wellesley) Arbeit über das Interesse des 12. Jahrhunderts an der römischen Antike[4]) ist noch typischer. R. begnügt sich zu zeigen, dass ein solches „aufgeklärtes Interesse" bestand, ohne auch nur anzudeuten, dass es einen Grund dafür geben könnte.

„Open mind and unruffled emotions" tendieren zu einer Verwischung der Grenzen zwischen Ideologie und Wirklichkeit, zwischen einer geschichtlichen Periode und der anderen, zwischen richtig und falsch. Die Geschichtsschreiber werden klassifiziert nach ihrem Stoff, nach ihrer Methode, nach ihrer Originalität, nach ihrer Gelehrsamkeit, nur nicht nach dem Entscheidenden : nach ihrer Fähigkeit, die gesellschaftliche Wirklichkeit in ihrer Dynamik zu rekonstruieren. Begriffe wie parlamentarische Souveränität, Majestät, medizinische Ethik, öffentliche Meinung bekommen in dieser Geschichtsschreibung eine hypostasierte unabhängige Existenz. „Law and Order" wird zu einem immer beliebteren Absoluten. Der Geschichtsschreiber fragt

---

[1]) Edward Channing (1856-1931), History of the United States. 6 Bände. New York 1905-25.

[2]) Woodrow Wilson (1856-1924), A History of the American People. 5 Bände. New York und London 1902.

[3]) Theodore Roosevelt (1858-1919), The Winning of the West. 4 Bände. New York und London 1889-96.

[4]) In : Essays in Honor of Thompson.

nicht : „Law and Order“ für wen ? Parlamentarische Souveränität wessen ? Wie drückt sich die öffentliche Meinung aus ? Es genügt ihm zu wissen, dass Henry Parker die parlamentarische Souveränität begünstigte, dass nach Ansicht der mittelalterlichen Ärzte das Interesse des Patienten über allem stand, dass Staat und Gesellschaft für Justus Möser einen organischen Charakter haben. Wenn er weiter geht und die gesellschaftlichen Wurzeln solcher Anschauungen aufzufinden sucht, wird er „parteiisch“, ein „Philosoph“, denkt er „mechanistisch“, — alles verabscheuenswürdige Haltungen.

Der Historiker-Fachmann ist ein Relativist, der etwas Wahrheit in allem findet. Noch für Bancroft gab es in der amerikanischen Revolution nur schwarz und weiss. Die Amerikaner waren „ehrlicher gläubig, gebildeter, heiterer und moralischer als die Bürger jeder anderen früheren Republik“, und die englische Politik war bestimmt durch „merkantilen Geiz... ohne Rücksicht auf die Interessen und Bedürfnisse der Kolonien.“ Im 20. Jahrhundert hingegen widmete Van Tyne[1]) sein Leben einer unparteiischen Geschichte der Revolution : „Einer, in der England sowohl als auch Amerika Gerechtigkeit widerfährt und in welcher die Vielfältigkeit aller mitspielenden Faktoren berücksichtigt ist.“ Er erhält dafür die volle Beistimmung seines Biographen Davidson[2]), während andererseits Stewart[2]), der Biograph von Bancroft, sagt, dass dessen egalitäre Tendenzen „seine Urteile über Ereignisse und Personen in hohem Masse affiziert hätten“ und dass Bancrofts „Vorurteile die grösste Schwäche seines Werkes seien.“ Die Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts waren alle erbitterte Gegner der Sklaverei. Jetzt unternehmen es Historiker wie Ulrich Bonnell Phillips[3]) und seine Schüler zu beweisen, dass die Sklaven, nachdem einmal die ersten Gewalttätigkeiten überwunden waren, im ganzen doch nicht missbraucht wurden. Turners Sektionalismus enthielt Elemente dialektischen Denkens. Avery (Chicago) zeigt in seinem hervorragenden Essay aus dem Jernegan-Band, dass Turner gesehen hat, wie nach der Besiedelung des Westens „der Klassenkampf an die Stelle des Sektionalismus trat.“ Trotzdem beschäftigen sich die gegenwärtigen Historiker immer noch ausschliesslich mit einer sektionalistischen Analyse : Jede Gestalt wird aus ihrem Geburtsplatz erklärt. In einem weiteren Sinne wird der Sektionalismus zu der Auffassung, dass Amerika immun ist gegen die gesellschaftlichen Kräfte, die in Europa wirksam sind, und deshalb auch immun gegen die Gesetze der Geschichtsschreibung, die auf die europäische Geschichte anwendbar sind.

Wenn auch der Typus des Fachmanns die Majorität der gegenwärtigen

---

[1]) Claude Halstead Van Tyne (1869-1930), The American Revolution, 1776-1783. New York 1905. The Causes of the War of Independence. Boston und New York 1922. England and America, Rivals in the American Revolution. New York und Cambridge 1927. The War of Independence : American Phase. Boston und New York 1929.

[2]) In : Jernegan Essays.

[3]) Ullrich Bonnell Phillips (1877-1934), American Negro Slavery. New York und London 1918. Life and Labor in the Old South. Boston 1929.

Geschichtsschreiber repräsentiert, so muss doch hinzugefügt werden, dass er nicht das ganze Feld beherrscht. Die Zahl derer ist im Wachsen, die sich der wahren Bedeutung der Geschichtsschreibung bewusst sind. Auch sie versuchen, die wichtigsten Stadien in der Entwicklung der amerikanischen und europäischen Zivilisation neu zu überprüfen, aber in enger Verbindung mit den geschichtlichen Kämpfen der Vergangenheit und der Gegenwart. F. N. Howard (New York).

Creel, Herrlee Glessner, *The Birth of China. A Study of the Formative Period of Chinese Civilization. Reynal & Hitchcock. New York. Jonathan Cape, London* 1937. *(*402 *S.;* $ 3.—, 15 *s.)*

Fitzgerald, C. P., *China. A Short Cultural History. Ed. by C.G. Seligman. Cresset Press. London. D. Appleton Century Co. New York* 1938. *(XVIII u.* 615 *S.;* 30 *s.,* $ 7.50*)*

Franke, Otto, *Geschichte des chinesischen Reiches. Bd. II : Der konfuzianische Staat, I. Der Aufstieg zur Weltmacht. Bd. III : Anmerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu Bd. I und II. Walter de Gruyter & Co. Berlin u. Leipzig* 1937. *(VII u.* 576 *S., VII u.* 575 *S.; RM.* 36.—, *RM.* 42.—*)* [*Bd. I erschien* 1930 *unter dem Titel : Das Altertum und das Werden des konfuzianischen Staates. (XXVI u.* 431 *S.; RM.* 28.—*)*]

Gardner, Charles S., *Chinese Traditional Historiography. Harvard University Press. Cambridge, Mass.* 1938. *(XI u.* 120 *S.;* $ 1.25*)*

Pan Ku, *The History of the Former Han Dynasty. A Critical Translation with Annotations by Homer H. Dubs, with the Collaboration of Jen T'ai and P'an Lo Chi. First Division. The Imperial Annals. Chapters I-V. Williams & Wilkins (Waverly Press). Baltimore* 1938.

Fung, Yu-Lan, *A History of Chinese Philosophy. The Period of the Philosophers (From the Beginning to circa* 100 *B. C.). Translated by Derk Bodde. Henri Vetch. Peiping* 1937. *(XX u.* 476 *S.;* $ 6.—*)*

Forke, Alfred, *Geschichte der mittelalterlichen chinesischen Philosophie. Friederichsen, de Gruyter & Co. Hamburg* 1934. *(XII u.* 410 *S.; RM.* 25.—*)* [*Bd. I: Geschichte der alten chinesischen Philosophie, erschien ebendort* 1927. *(XVI u.* 564 *S.)*]

Buck, J. Lossing, *Land Utilization in China. University of Chicago Press. Chicago. Oxford University Press. London* 1938. *Bd. I : Text. Bd. II : Atlas. Bd. III : Statistics. (XXXII u.* 494 *S.,* $ 5.—, 21 *s.;* 146 *S.,* $ 5.—, 21 *s.;* 473 *S.,* $ 10.—, 42 *s. Bd. I-III zusammen :* $ 15.—, 63 *s.)*

Chen Han-Seng, *Agrarian Problems in Southernmost China. Kelly & Walsh. Shanghai* 1937. *(VIII u.* 144 *S.; Chinese* $ 2.50*)* [*Amerikanische Ausgabe u. d. T. : Landlord and Peasant in China. International Publishers. New York* 1937. *(*161 *S.;* $ 2.—*)*]

Lamson, Herbert Day, *Social Pathology in China. A Source Book for the Study of Problems of Livelihood, Health, and the Family. The Commercial Press. Shanghai* 1934. *(XVIII u.* 607 *S.; Chinese* $ 4.—*)*

Lee, Hoon K., *Land Utilization and Rural Economy in Korea. University of Chicago Press. Chicago. Oxford University Press. London* 1937. *(XII u.* 302 *S.;* $ 3.—, 17 *s.)*

Lin Yutang, *My Country and My People. Reynal & Hitchcock. New York. William Heinemann. London.* [*Seit* 1935 *eine Reihe von Auflagen.* *(XVIII u.* 382 *S.;* $ 3.—, 15 *s.)*]

Lin Yutang, *The Importance of Living. Reynal & Hitchcock. New York* 1937. *(XVI u.* 459 *S.;* $ 3.—*)*

Bertram, James M., *First Act in China. The Story of the Sian Mutiny. The Viking Press. New York* 1938. *(XVIII u.* 284 *S.;* $ 3.—*)* [*Englische Ausgabe u. d. T.: Crisis in China. The Story of the Sian Mutiny. Macmillan & Co. London* 1937. *(XVIII u.* 318 *S.;* 10 *s.* 6 *d.)*]

Snow, Edgar, *Red Star over China. Victor Gollancz. London. Random House. New York* 1938. *(XIV u.* 474 *S.;* 18 *s.,* $ 3.—*)*

Bisson, T. A., *Japan in China. The Macmillan Co. New York* 1938. *(*416 *S.;* $ 3.—*)*

Wer vor zwanzig Jahren versuchte, eine sozialwissenschaftliche Analyse Chinas vorzunehmen, dem wurde schnell die stoffliche Schwierigkeit eines solchen Unternehmens klar. Gewiss, von den Tagen der Jesuiten-Gelehrten an, deren Schriften schon Gibbon und Hegel benutzten, hatte es immer wieder vereinzelte Bemühungen gegeben, die Zustände des Reichs der Mitte theoretisch zu bestimmen.[1]) Allein zu einer systematischen wissenschaftlichen Erschliessung des Landes kam es bis vor kurzem nicht. In einer Halbkolonie bedarf man ganz anders der Mittätigkeit der einheimischen Regierung als etwa in Vollkolonien wie Indien, und von einer solchen Mittätigkeit der chinesischen Regierung war aus begreiflichen Gründen bis zum Zusammenbruch des alten Kaiserreichs 1911 keine Rede. Auch während der Zeit der Kämpfe der Militärmachthaber änderte sich das zunächst wenig. Erst als mit Sun Yat Sen der Einfluss der jungen bürgerlichen Schichten zunahm und sich, zuerst in Kanton und dann in Nanking, politisch konsolidierte, wurde es anders. Chinas junge Bourgeoisie und die mit ihr zusammenarbeitenden progressiveren Schichten der alten bürokratisch-literatenhaften Landbesitzerklasse bedurften einer eingehenderen Kenntnis ihres Landes, wenn sie dies — im Rahmen ihrer Interessen und unter scharfer Zurückweisung weitergehender revolutionärer Ansprüche (1927) — modernisieren wollten. Westlicher Forschung wurde jetzt das Tor bewusst geöffnet. Man gestattete amerikanischen und europäischen Wissenschaftlern, Studien an Ort und Stelle vorzunehmen. Zugleich führte man durch zurückgekehrte Auslandsstudenten und durch ausländische Spezialisten bestimmte Formen wissenschaftlicher Tatsachenermitt-

[1]) Wie etwa das Material aussah, das ein deutscher Sozialwissenschaftler sich vor zwanzig Jahren zur Frage der chinesischen Gesellschaft zu beschaffen vermochte, dafür gibt die Bibliographie einen interessanten Beleg, die Max Weber in dem China gewidmeten Teil seiner Religionssoziologie (Bd. I, S. 276 ff.) bietet. Vgl. auch die Bibliographie zu Wittfogel, Probleme der chinesischen Wirtschaftsgeschichte. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 57, Heft 2, 1927, S. 289-292. Zwischen 1920 und 1926 sind eine Anzahl beachtlicher Werke hinzugekommen, aber der Sprung von der gesteigerten Menge zur neuen Qualität ist noch keineswegs erfolgt.

lung ein, wie sie im „Westen“ in Regierungsstellen und Universitäten üblich waren.

Die eigentümliche halbkoloniale Lage Chinas schuf dabei bestimmte eigentümliche Widersprüche. Selbst zu einer Zeit, da die neue Zentralregierung in Nanking einen höchst reaktionär repressiven Kurs verfolgte, erzwang die objektive Lage der Dinge den Fortbestand, ja die Weiterentwicklung von zum Teil sehr fortschrittlichen wissenschaftlichen Ansichten und Leistungen. Es ist richtig, dass die führenden Vertreter dieser Richtung teilweise nur in den Konzessionen der Vertragshäfen oder im Auslande ihre wissenschaftlichen Leistungen vollbringen konnten. Allein der Einflus dieser ihrer Leistungen auf Chinas geistiges Leben insgesamt, auch auf dasjenige der amtlichen Institute, Universitäten und Veröffentlichungen, war und ist ausserordentlich gross. Wie unter solchen Umständen das Bild der chinesischen Sozialwissenschaft selbst in den letzten zehn Jahren konkret aussah, darüber mag an einer anderen Stelle Bericht erstattet werden. Unsere heutige Literaturübersicht gilt lediglich der „westlichen“ Seite der jüngsten Entwicklung. In ihr sollen — nicht in detaillierter Weise, sondern unter Beschränkung auf grundsätzliche Gesichtspunkte — eine Anzahl bemerkenswerter Schriften zusammengestellt werden, die in den letzten Jahren im Auslande oder in einer ausländischen Sprache von Ausländern oder Chinesen zum Zwecke eines tieferen wissenschaftlichen Verständnisses Chinas veröffentlicht worden sind. Wir behandeln zuerst die Schriften historischen Inhalts, denen sich folgerichtig der Bericht über Veröffentlichungen zur neuesten wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lage anschliesst.

Creels Buch verdient Beachtung, nicht weil es das letzte Wort zur Frage der Frühgeschichte Chinas enthält, aber weil es in höchst klarer und gut fundierter Art in die gegenwärtige Lage der Forschung einführt. Die Anfänge der sozial geschichteten Gesellschaft verlieren sich in China im Nebel einer literarischen Überlieferung, deren Wert man neuerdings (als man mit dem „konfuzianischen Staat“ auch die konfuzianische Geschichtsschreibung bekämpfte) radikal leugnete. Die ganz neuerdings erfolgte Auffindung und Entzifferung von Orakel-Inschriften aus der Zeit der ersten geschichtlichen Dynastie (Shang, zweite Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends) hat nun plötzlich das wissenschaftliche Bild völlig verändert. Mit Hilfe dieser Orakeltexte, die viele Seiten der Politik, Ökonomie, Religion, Geographie usw. zum Gegenstand haben, sowie mit Hilfe von Bronzeinschriften, die sich auf die erste Hälfte der nächsten grossen Dynastie (Chou) beziehen, gewinnt die Forschung zuverlässiges Material zur Klärung der frühgeschichtlichen Zustände. Zugleich fällt neues Licht auch auf den Wert der alten Geschichtsquellen — die sich als sehr viel zuverlässiger erweisen, als die jüngere nihilistische Richtung vermutet hatte.

C. berichtet über diese neue Entwicklung der wissenschaftlichen Situation. Das Bild, das er von der Shang- und Chou-Gesellschaft entwirft, ist konkret und, soweit es sich um das Tatsächliche handelt, auf das Studium der neuen chinesischen Quellen und Untersuchungen gegründet. Leider hat C. über dem Ausbau seiner philologischen Mittel denjenigen der sozialwissenschaftlichen vernachlässigt. Behauptungen wie die von

der Einzigartigkeit der chinesischen Kultur lassen sich ohne eine ernsthafte Untersuchung vom Standpunkt der vergleichenden Sozialgeschichte aus gar nicht sinnvoll diskutieren. C. hat weder die abendländischen Methoden systematisch herangezogen, noch die Schriften chinesischer Sozialhistoriker zum Problem benützt. So geschieht es ihm, dass er Tatsachen, wie die der Kalenderentwicklung — die für eine junge orientalische Gesellschaft höchst bedeutsam ist — ganz übersieht. Seine Vorstellung der Gesamtgeschichte ist allzu statisch. Er meint, die Gesellschaft der Chou (ca. 11.-3. Jahrhundert v. Chr.) enthalte im wesentlichen die Züge des Chinas, wie wir es noch heute sehen. Das ist nun aber, insofern die Chouzeit feudal ist (feudal mit wachsendem „orientalischen“ Einschlag), gerade nicht der Fall. Erst am Ende der Chouzeit wird China, gesellschaftlich gesehen, „wiedergeboren“. Ob C. die seinem Buche anhaftenden konstitutionellen Schwächen überwinden wird, ist eine biographische Frage. Trotz dieser Schwächen bleibt seine Arbeit als erste Einführung in Chinas frühe Geschichte, die den jüngsten Stand der archäologischen Forschung verarbeitet, höchst bemerkenswert.

Fitzgeralds Kulturgeschichte ist ebenfalls unter Berücksichtigung der neuesten frühgeschichtlichen Untersuchungen geschrieben, doch kommt das naturgemäss nur den ersten Abschnitten seiner Gesamtdarstellung zugute. Gleich C. hat F. chinesische Quellen benutzt. Wie Samson in seiner parallelen „Kurzen Kulturgeschichte Japans“ hat auch F. sich bemüht, möglichst den sozialökonomischen Hintergrund anzudeuten, „der, mindestens teilweise, die Gestaltung einer Kultur bestimmt.“ Er sieht Chinas Kultur als eine Einheit, die sich, unter dem Einfluss der sozialökonomischen Ordnung, in treibender Dynamik mehrfach revolutionär ändert. In der starken Betonung dieser strukturellen Änderungen liegt die methodologische Bedeutung seines Buches. Überaus anregend sind demgemäss seine Bemerkungen zur Analyse der chinesischen Philosophie, Malerei, Dichtung, Architektur, die keineswegs immer treffend sind (seine Konfuziusanalyse scheint uns völlig abwegig), die aber in ihrer Fragestellung und zum Teil auch in ihren Lösungen von grösstem Interesse bleiben. Leider ist die wissenschaftliche Ausrüstung des Verf. für eine konkrete Behandlung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Chinas unzureichend ; seine Gesamtanalyse der chinesischen Agrargesellschaft ist vage und oft unrichtig. Die Arbeit bleibt gleichwohl überaus verdienstvoll.

Frankes umfassendes Geschichtswerk ist unserer Liste eingefügt, obgleich es vom Standpunkt der Sozialgeschichte aus sehr viel weniger bietet als C. oder F. Immerhin haben wir es hier mit der quantitativ grössten Geschichte Chinas zu tun, die gegenwärtig entsteht. Es muss daher wenigstens im Prinzip auf sie hingewiesen werden. An zwei Bände Text, denen noch ein dritter folgen soll, hat F. einen vollen Band mit Anmerkungen und wissenschaftlichem Apparat angefügt. Das darin zusammengetragene Material ist, in seinen Grenzen, stupend. Man könnte F. einen auf China gerichteten, verkümmerten Treitschke nennen. Seine Geschichte soll eine Geschichte des „Reiches“ sein (was indirekt bedeutet : nicht eine Geschichte des Volkes). Tatsächlich sieht F. die Welt vom Standpunkt eines Höflings aus, der zwar gelegentlich interessierte Ausflüge in die ökonomisch administrative Welt unternimmt, dem aber das „Reich“ doch

wesentlich mit seinen höfischen Spitzen (einschliesslich des Harems und der Eunuchen) zusammenfällt. Die Folge ist, dass er auf einen Staatstyp, der mächtige ökonomische Funktionen und einen entsprechend mächtigen bürokratisch administrativen Apparat entwickelt, mit den Augen eines nicht einmal orientalischen Höflings sieht. Eine ungeheure philologische Energie wird auf die „quellenmässige" Darstellung von Hofintrigen und monotonen Kriegsberichten vergeudet. Die Struktur der Armee bleibt dabei ebenso unverständlich wie diejenige der Verwaltung und der staatlichen Maschine insgesamt. Vom Standpunkt der deutschen akademischen Geschichtsschreibung aus gesehen, bedeutet F. im Vergleich etwa zum konservativen Maurer oder zu grossen liberalen Historikern wie Droysen, Mommsen, Lamprecht und Max Weber einen Rückfall krassester Art.

Ganz andere Probleme eröffnet die konzentrierte kleine Veröffentlichung von Gardner. Seine Darstellung der altertümlichen chinesischen Historiographie trägt freilich notwendigerweise einen stark technischen Charakter. Doch wird der Wert bestimmter Gattungen chinesischer Geschichtsschreibung sehr deutlich, z. B. derjenige der Dynastischen Geschichten, deren einzigartige Position als Quellenmaterial und als Vorbild der Form G. mit gewichtigen Argumenten klarlegt. China ist vermutlich eines der wenigen Länder der Welt, in dem Geschichtsschreibung mehr als zweitausend Jahre lang ein Teil der Funktionen des Staats und seiner Organe war. Wie das konkret vor sich ging, das wird von G. sachgemäss beschrieben.

Ein Beispiel dafür, wie die dermassen geschriebenen offiziellen Geschichtswerke tatsächlich aussehen, bietet die von Dubs, T'ai und P'an durchgeführte Übersetzung der Offiziellen Geschichte der früheren Handynastie (206 vor — 25 n. Chr.). Der soeben erschienene erste Band enthält die ersten fünf Abschnitte der „Kaiserlichen Annalen", die in allen Dynastischen Geschichtswerken den ersten Platz einnehmen. Abgesehen von Chavannes' grossartiger Übersetzung der ersten Hälfte des frühesten dieser Standardgeschichtswerke, hat eine Übersetzung der grossen Quellenwerke bisher noch nicht stattgefunden. Der neue Versuch ist daher sehr zu begrüssen. Die konkretesten administrativen und ökonomisch-sozialen Angaben befinden sich allerdings in den den Kaiserannalen folgenden Teilen, in den speziellen Abhandlungen und den Biographien. Es besteht ferner kein Zweifel, dass bei Befolgung des von D. eingeschlagenen Weges mindestens noch ein Menschenalter vergehen wird, ehe wir auch nur ein Gesamtbild der Kaiserannalen erhalten können. Doch wie dem auch sei, D.s Versuch bleibt sehr nützlich. Auch die Kaiserannalen enthalten bereits wertvollstes Material zu einer materiellen Geschichte von Chinas Reich und Gesellschaft. Die Übersetzer und der American Council of Learned Societies, durch die das Unternehmen gefördert wurde, haben sich ein ausserordentliches wissenschaftliches Verdienst erworben.

Fung Yu-lans Werk umfasst im Original zwei grosse Bände, deren zweiter die Philosophie der letzten zweitausend Jahre darstellt. Dr. Boddes sorgfältige Übersetzung hat hiervon bisher den ersten Band erschlossen. F. verbindet westliche philosophische Schulung mit voller Kenntnis der chinesischen Quellen und Probleme. Gewiss bedeutet bereits Forkes

grosse Geschichte der chinesischen Philosophie (von der bisher zwei Bände vorliegen) einen beachtlichen Schritt. Allein Forkes philosophische Schulung war doch der hier gestellten Aufgabe nicht gewachsen. Sein zweiter Band — der die Zeit von der Han- bis zur T'angdynastie zum ersten Mal konkret behandelt — leidet ebensosehr an einer unsicheren Fragestellung wie an dem spröden Charakter des Stoffes. Demgegenüber bewegt sich Fung frei im Material. Seine Analyse ist wesentlich und präzis. Der erste Band umfasst die sogenannte „klassische Zeit", das ist jene Zeit, in der Konfuzius und seine frühen Nachfolger sowie die Gründer und Vorkämpfer der wichtigsten rivalisierenden Schulen lebten und ihre Ideen verfochten. Bezeichnend für Fung ist seine Überzeugung, dass man die Geschichte der Philosophie nur im Zusammenhang mit der Geschichte der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse schreiben kann, eine Überzeugung, die sich in den letzten Jahren bei dem chinesischen Philosophiehistoriker noch verstärkt hat. Leider wird der Wert seiner Analyse durch eine wissenschaftlich unzulängliche Auffassung vom Wesen der chinesischen Gesellschaft vor und nach Konfuzius stark beeinträchtigt. Das Ergebnis ist, dass die bei weitem bedeutendste Leistung auf dem Gebiete der chinesischen Philosophiegeschichte gerade dort ihre Schranke findet, wo sie sich voll bewähren sollte, auf dem Gebiete der Erklärung der sozialgeschichtlichen Stellung des Konfuzius. Konfuzius machte als erster die freie Lehrtätigkeit zu einem Beruf. Sein Wirken ähnelt, nach F., dem der griechischen Sophisten und demjenigen des Sokrates. Was wir an anderer Stelle die mechanische Gleichsetzung chinesischer und westlicher Sozialgeschichte genannt haben[1]), das findet hier sehr handgreiflich statt. Fung erreicht den Anschluss an die westliche Wissenschaft, jedoch in einer unglücklich simplifizierten Form.

Die bisher genannten Bücher sind sämtlich historischen Charakters. Im folgenden seien jetzt eine Reihe von Veröffentlichungen aufgeführt, die Zustände und Entwicklungen der jüngsten Zeit behandeln. Bucks monumentale Agrarstudie ist typisch für die Wendung der wissenschaftlichen Lage nach 1927. Parallel mit einer grossen rein chinesischen Agraruntersuchung, die von der neuen Regierung ausging (und deren Resultate bei Kriegsausbruch soeben erst zu erscheinen begannen), ging B.s Erhebung vor sich. Tatsächlich hat auch sie sich der aktiven Hilfe der Nankingregierung erfreut, deren Unterstützung dem amerikanischen Forschungsfonds (Rockefeller, Institute of Pacific Relations) erst volle Wirkungsmöglichkeit verlieh. Eine ganze Armee lokaler chinesischer Mitarbeiter hat die Urdaten gesammelt, und ein grosser Stab hat sie in der Nanking University verarbeitet. So ist die Studie tatsächlich als halboffiziell im chinesischen Sinne zu betrachten. Dieser Umstand hat ihre Resultate wie ihre Grenzen klar bestimmt. Ihre Grenzen : Die Fragestellung ist im wesentlichen agronomisch-technisch. Wer das Land besitzt, wird nicht gesagt. Das Verhältnis von Pachtland und Landwert ist nicht behandelt. Steuern sind nur mit absoluten, nicht mit relativen Ziffern (im Verhältnis zum bäuerli-

---

[1]) Vgl. Wittfogel, New Light on Chinese Society. New York 1938, S. 24 ff.

chen Budget) angegeben. Ein bäuerliches Budget gibt es überhaupt nicht. Vom Standpunkt der Fragestellung ist all dies konsequent. Vom Standpunkt der Wissenschaft und einer fortschrittlichen Agrarpolitik bleibt es bedauerlich. Innerhalb der auf diese Weise gezogenen Grenzen bedeutet freilich B.s Werk eine ausserordentlich wichtige Leistung. Seine Studie gibt tatsächlich einen systematischen Überblick über die agrarische Welt Chinas, wie sie — abgesehen von der unvollendeten jüngsten chinesischen Regierungsuntersuchung — bisher nicht bestand. Noch musste das Stichprobenprinzip angewandt werden; allein dieses ist bereits auf eine derart breite Grundlage gestellt (Stichproben wurden gewonnen aus 22 Provinzen Chinas mit 168 Gebieten), dass die statistischen Annäherungswerte verhältnismässig hohe sein dürften. Der Überblick über die physischen Grundlagen der Landwirtschaft schliesst die neuesten Ziffern und ein sehr umfassendes Beobachtungsfeld ein. Was dort u. a. über Bewässerung, Überschwemmungsgefahren und die Bedeutung „öffentlicher Arbeiten" gesagt wird, ist höchst bedeutsam. Dass Chinas Familie, statistisch gesprochen, eine Klein- und nicht eine Grossfamilie ist, erhärtet B.s Material aufs konkreteste. Nach seinen Ziffern wächst die Zahl der Familienmitglieder mit dem Umfange des beackerten Bodens. Die Angaben über Hauptpflanzen und Nutztiere, über die Grösse des Farmbetriebs (hier kommt B. dem Budgetproblem am nächsten), über Lohnarbeit, Preise und Steuern muss man im Detail durcharbeiten und behandeln, um den darin enthaltenen Problemen gerecht werden zu können. Dass Chinas Bevölkerungsziffer vielleicht noch grösser ist, als man bisher annahm, nicht zwischen 300 und 400, sondern zwischen 400 und 600 (!) Millionen, das ist eins der sensationellen Ergebnisse der Untersuchung. Technisch hervorragend gearbeitet sind die Karten des Atlasses. Der statistische Band enthält das Zahlendetail. Wer sozialwissenschaftlich-kritisch Regierungsstatistiken zu lesen versteht, der wird den ersten Schritt zu einer chinesischen Agrarstatistik im Landesmassstabe, der hier unternommen worden ist, als eines der bedeutsamsten Ereignisse auf dem Gebiete internationaler offiziöser Publikationen begrüssen.

Als Gegengewicht gegen die einseitig agronomische Haltung der B.schen Studie sind Chen Han-sengs Schriften von besonderer Bedeutung. Für ihn sind Land, Wasser, Preise, Steuern lediglich sachliche Faktoren, die Beziehungen zwischen lebendigen Menschen und Menschenschichten ausdrücken. Seine Untersuchungen tragen daher einen im wahren Sinne sozialwissenschaftlichen Charakter. Leider ist sein grosses Werk über Chinas Pachtverhältnisse nur auf chinesisch erschienen, im ersten Jahrgang des chinesischen Wirtschaftsjahrbuchs (Shanghai 1934), doch bieten dafür seine unter den Auspizien des Institute of Pacific Relations veröffentlichten neueren Studien einen gewissen Ersatz. Erst Arbeiten wie diese machen es dem aussenstehenden Leser klar, worin die inneren Widersprüche des chinesischen Dorfes eigentlich bestehen, warum es eine Agrarfrage gibt und wie sie aussieht.

Lamson hat während seiner Dozentenzeit in Shanghai eine Menge Material zu verschiedenen Seiten des „sozialen Problems" in China gesammelt. Das daraus hergestellte Lehrbuch zeigt die Vorzüge und Schwächen ähnlicher

Unternehmungen. Völlig zu kurz kommt das Agrarproblem, dafür ist eine Menge Stoff zusammengetragen über städtischen Lebensstandard, über Löhne, Wohnungsverhältnisse, Analphabetentum, Bevölkerung, Gesundheitsverhältnisse und — last not least — über die chinesische Familie. Für eine erste Orientierung über die genannten Punkte ist L.s Buch, das mit einer sorgfältigen Bibliographie ausgestattet ist, unbedingt zu empfehlen.

Lees Studie über Korea liegt eigentlich ausserhalb des Rahmens unserer Übersicht. Doch ist der sozial-ökonomische Hintergrund Koreas einerseits demjenigen Chinas nahe verwandt, andererseits ist die jüngste Entwicklung Koreas für Japans Kolonialpolitik überaus repräsentativ. Die Lektüre dieser sehr zurückhaltend geschriebenen, aber vorzüglich dokumentierten Untersuchung ist daher vom Standpunkt einer kritischen Sozialbetrachtung Ostasiens aus sehr lehrreich. L. zeigt, dass Japans Kolonialpolitik für Koreas alte Oberschicht so gut wie keine Verwendung gefunden hat. Das Bildungsniveau ist bewusst niedrig gehalten und ganz in den Dienst der japanischen Propaganda gestellt. Das fruchtbarste Land, die entscheidenden Positionen in Handel, Industrie, Verkehr und Verwaltung sind in japanischen Händen. Da die Mandschurei in den letzten Jahren und da das besetzte Gebiet Nordchinas vom japanischen Imperialismus eben jetzt den gleichen Massnahmen unterworfen sind, die in Korea seit 1910 zur Anwendung gebracht wurden, erhält das Studium der jüngsten ökonomischen und politischen Geschichte Koreas eine besondere Bedeutung.

Lin Yu Tangs „My Country and my People" hat ausserhalb Chinas einen erheblichen Erfolg erzielt. Sein Buch über „The Importance of Living" ist in Amerika seit Monaten auf der Liste der bestseller. Da das erstgenannte Buch einen der jüngsten Versuche einer Gesamtdarstellung Chinas durch einen Chinesen darstellt und da das „Lebensbuch" sich als Ausdruck chinesischer Lebensweisheit gibt, ist es nötig, mit einigen Worten auf die beiden Werke und ihren Verf. einzugehen. L. ist ein hochbegabter Publizist, der in China als Herausgeber und Mitarbeiter satirisch komischer Zeitschriften bekannt war. In China zählt er erheblich mehr Leser als Anhänger. Hinter seiner Idealisierung des Dichters, Bauern und Vagabunden, hinter seiner Verherrlichung des Zynikers verbirgt sich der aus Europa nicht unbekannte Versuch, den Typus eines freischwebenden Intellektuellen bohemehafter Prägung zu etablieren. Dafür gibt es nun in der Sozial- und Geistesgeschichte Chinas einen reichen traditionellen Hintergrund, und was L. selbst über Zynismus als Ausdruck der Resignation gegenüber der Übermacht der Verhältnisse sagt, ist nicht nur höchst gescheit, sondern rührt zugleich an eine der tatsächlichen Untiefen der orientalischen Gesellschaft. Der orientalischen Despotie gegenüber war in der Tat melancholischer oder witzelnder Zynismus (und Mystizismus) eine von geistvollen Unzufriedenen gern geübte Methode der Selbstbehauptung. Von radikaler Seite wird L. vorgeworfen, dass er mit seiner Haltung den wirklichen Problemen und Aufgaben ausweiche. Von konservativer Seite wird er als „destruktiv" empfunden. Das junge chinesische Bürgertum betrachtet ihn als verantwortungslos. Gewiss hat er z. B. zur Rechtfertigung der (niedrigen) Stellung der Frau in China einen monströsen Beitrag geliefert,

und gewiss hat er nicht sein Volk beschrieben, sondern nur einen sehr engen Kreis innerhalb dieses. Allein viele seiner kritischen Äusserungen, so etwa diejenigen über den chinesischen Familismus, treffen den Nagel auf den Kopf. Und wenn sein Begriff der Menschlichkeit auch eine Reihe rückschrittlicher Züge enthält, so enthält er doch zugleich ein höchst produktives und fortschrittliches Element. Seine daraus entspringenden sozialkritischen Bemerkungen, seine Kritik von Zensur und bürokratischer Korruption, bleiben zutreffend und wertvoll.

Zur Einführung in die jüngste sozialgeschichtliche und politische Entwicklung Chinas sind die drei letzten Bücher unserer Liste jedes in seiner Art wesentlich. Bertram hat mit seiner Schilderung der Gefangennahme Chiang K'ai-cheks die allerneueste Geschichte Ostasiens an einem entscheidenden Punkte fixiert. Hinter den melodramatisch anmutenden Vorgängen der Dezembertage von 1936 zeigt B. das folgerichtige Wirken der verschiedenen, einander entgegengesetzten sozialen und politischen Kräfte Chinas, ihren Konflikt und ihre schliessliche Vereinigung. B.s plastisch und abwägend geschriebener Bericht stellt einen höchst bedeutsamen Beitrag zum Verständnis der jüngsten Geschichte dar. Der skeptische Unterton, mit dem er die Aussichten einer politischen Einheitsfront in China behandelt, entsprach einer Stimmung, die Anfang 1937 in China unter den ausländischen Journalisten weit verbreitet war. Die kritischen Elemente in Snows schnell berühmt gewordenem Buche sind zweifellos dadurch mitbestimmt. S. hat als erster ausländischer Journalist die Sowjetgebiete im Nordwesten Chinas bereist. Sein Buch, das — in den räumlichen und zeitlichen Grenzen des Phänomens — für Sowjetchina bedeutet hat, was John Reed und die Webbs für die U. S. S. R. gewesen sind, hat rasch seine Übersetzung in zahlreiche Sprachen erlebt, einschliesslich der chinesischen und russischen. Da inzwischen durch den Krieg und die Ausbreitung des nordwestlichen Gebiets grosse Änderungen eingetreten sind, erhält S.s Buch den Rang eines Dokuments von einzigartigem geschichtlichem Wert, das kritisches Studium im einzelnen berichtigen kann und muss, dessen auf China bezügliche Grundsubstanz jedoch von bleibendem Wert sein dürfte.

Als letztes Buch in unserer Reihe nennen wir Bissons „Japan in China". Der Ostasiensachverständige der American Foreign Policy hat lange in China gelebt. Er gilt als einer der besten Kenner der neueren ökonomischen und politischen Entwicklung Chinas und Japans. Der Vorzug, der seine periodischen Berichte auszeichnet, ist auch seinem Buche zugute gekommen : grosse Sorgfalt der Tatsachenermittlung, kritischer Sinn und tiefe Sympathie mit dem Schicksal des chinesischen (und des japanischen) Volkes. Die Vorgeschichte des Krieges wird von ihren beiden Wurzeln her, der chinesischen (Entwicklung zur Einheit) und der japanischen (Entwicklung zur Politik des autoritär basierten Überfalls) detailliert und ausgezeichnet dokumentiert beschrieben. Für ein gründlicheres Studium der jüngsten politischen Geschichte Chinas ist die Kenntnis des B.schen Buches unerlässlich. K. A. Wittfogel (New York).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Achtes Jahrbuch, hrsg. v. Internationalen Gewerkschaftsbund. Paris 1938. *(*203 *S.; Schw. Fr.* 2.60*)*

Cole, G. D. H., *A Short History of the British Working Class Movement* 1789-1937. *George Allen & Unwin. London* 1938. *(XXVII u.* 650 *S.;* 12 *s.* 6 *d.)*

Rolnikas, Michel, *Les syndicats professionnels en U. R. S. S. Librairie Technique et Économique. Paris* 1937. *(*157 *S.; fr. fr.* 25.—*)*

Ragaz, Jakob, *Die Arbeiterbewegung in der Westschweiz. Verlag Sauerländer & Co. Aarau* 1938. *(XXVI u.* 260 *S.; Schw. Fr.* 6.—*)*

Der Internationale Gewerkschaftsbund, das Zentrum der sog. „Freien" Gewerkschaften, hat in dieser Veröffentlichung wiederum viel Ziffernmaterial verarbeitet. In den Mitgliederzahlen spiegeln sich die Ereignisse auf politischem Gebiet wider, durch die Millionen Mitglieder zählende unabhängige Gewerkschaften, wie diejenigen Deutschlands und Österreichs, auf einmal verschwunden sind. Dass trotzdem die Mitgliederzahlen dieser Internationale sich bereits wieder in der Richtung der Höchstzahlen vom Jahre 1920 (rund 22 Millionen) bewegen, ist teilweise eine Folge der Erscheinung, die auch im Bericht des Direktors des Internationalen Arbeitsamtes zum Ausdruck kommt: der wachsenden Bedeutung der aussereuropäischen Länder in der Weltwirtschaft. Im Jahre 1921 war der I. G. B. aus 20 europäischen und 4 aussereuropäischen Verbänden zusammengesetzt, im Jahre 1937 gehörten ihm 18 europäische und 8 aussereuropäische Landeszentralen an. Selbst eine nur flüchtige Untersuchung der Struktur der Gewerkschaften zeigt die grosse Verschiedenheit der einzelnen nationalen Bewegungen, welche teilweise auf dem Prinzip der beruflichen Organisation, teilweise auf dem der Industrieverbände beruhen. Auffallend ist auch die grosse Verschiedenheit in dem Prozentsatz der gewerkschaftlich organisierten Frauen. Nach unserer Meinung hat die klare Übersichtlichkeit der früheren Jahrbücher unter dem Versuch der Vereinfachung gelitten.

Die „short history" der englischen Arbeiterbewegung von Cole umfasst nicht weniger als rund 650 Seiten. Der jetzt erschienene Band enthält die früher in drei Etappen herausgegebene Arbeit; der erste Druck des letzten Teiles erschien bereits im Jahr 1927. Wenn diese Veröffentlichung hier angezeigt wird, so geschieht das besonders wegen der Einleitung, welche die Jahre 1927-1937 behandelt. In knapp 20 Seiten werden die wichtigsten Geschehnisse in der britischen Arbeiterbewegung in dieser Periode erwähnt und interpretiert. Auffallend ist der schnelle „Konjunkturwechsel" in der Strategie der englischen Arbeiterbewegung; erst revolutionär und dann schliesslich wieder zu der traditionellen Vorsichtigkeits- und Überlegungspolitik zurückkehrend. Diese Wendung wurde nach C. besonders gefördert durch die fast unveränderte Lebenslage, in welcher sich die Arbeiter, abgesehen von denjenigen der „depressed areas", trotz einer jahrelangen Krise befinden.

Rolnikas will die Entwicklung der russischen Gewerkschaftsbewegung etwa seit dem Jahre 1905 skizzieren. Klar schildert er die Modifikationen, welchen die russischen Gewerkschaften infolge der revolutionären Umwälzungen ausgesetzt waren, bis sie sich in den letzten Jahren stabilisierten. Die Mitgliederzahl der russischen Verbände, welche auf dem Prinzip des freiwilligen Beitritts beruhen, beträgt zurzeit rund 22 Millionen. Die Funktion, welche die Gewerkschaften in der Sowjetrepublik erfüllen, trägt einen halboffiziellen Charakter : das Arbeitsgesetzbuch hat die Gewerkschaften als die Vertreter für den Abschluss von Kollektivverträgen für die Mitglieder, sowie in allen Fragen, welche die Arbeit und die sozialen Verhältnisse der Arbeiter betreffen, anerkannt. Seit 1933 sind die Gewerkschaften auch mit den Ausführungsmassnahmen und mit der Organisation der Sozialversicherung betraut.

Nach dem bereits früher in dieser Zeitschrift besprochenem Buch Gridazzis bildet die jetzt erschienene Veröffentlichung von Ragaz einen wertvollen Beitrag zum Verständnis der sozialen Bewegung in der Westschweiz. Die französischen Sprachgebiete der Schweiz unterscheiden sich in ihrer ganzen sozialpolitischen Struktur wesentlich von der deutschen Schweiz ; die Denkart und politische Taktik sind hier stark an die der französischen Arbeiterschaft angeglichen. Das Buch will eine deskriptive Untersuchung sein und bringt eine Reihe von wichtigen Einzelheiten. So schildert es den Einfluss von Coullery, der die demokratische Richtung innerhalb der Arbeiterschaft vertritt, und von Bakunin. Die individualistischen Tendenzen und der Anti-Etatismus haben sich in der welschen Schweiz bis heute erhalten. Andries Sternheim (Amsterdam).

Rosenberg, Artur, *Demokratie und Sozialismus. Zur Geschichte der letzten* 150 *Jahre. Allert de Lange. Amsterdam* 1938. *(*348 *S.; Hfl.* 3.75*; geb. Hfl.* 4.75*)*

R. stellt und beantwortet Fragen wie : Was will Demokratie, und welche Gruppen wollen jeweils Demokratie ? Wie stellen sich die Demokraten zum technologisch-ökonomischen Fortschritt ? (Durchaus nicht zu allen Zeiten fortschrittlich). Wann und unter welchen Umständen finden sich und halten Demokratie und Industriearbeiter-Sozialismus zueinander ? (Das Hauptthema). Welche Verhältnisse bestehen zwischen Demokratie und Internationalismus (die 1. Internationale mehr demokratisch-revolutionär, die 2. mehr industriearbeiter-solidarisch), zwischen Demokratie und Pazifismus ? Wann und wo bestehen Bündnismöglichkeiten zwischen diversen Gruppen auf dem Boden der Demokratie ? R. findet die grössten durchgehenden Schwächen und Fehler der Demokraten in der Aussen- und Militärpolitik und überhaupt gegenüber Bürokratien.

Insofern ein historisches Werk die Vorgeschichte eines gegenwärtigen politischen Problems darstellt und darum besonders lebendig ist, gehört R.s. Buch vorweg genannt. Ohne sich der oft genug kräftigen Kritik zu enthalten, bleibt es bemerkenswert frei von dem Taedium selbst jüngst vergangenen Streites, was uns immer schon als wertvolles Element in R.s. Schriften erschienen ist. Schlagende Parallelen zwischen ehedem und heute blitzen auf. Glücklich sind auch Bemerkungen wie die, dass die Antike ihre viel

eigentlichere Wiedergeburt im 18. Jahrhundert und nicht um 1500 gehabt habe; demokratische Gesellschaften haben das immer verspürt, daher die Fremdheit und Antipathie, die sie und ihre Historiographie der Renaissance entgegengebracht haben. Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

Kautsky, Karl, *Sozialisten und Krieg. Ein Beitrag zur Ideengeschichte des Sozialismus von den Hussiten bis zum Völkerbund. Orbis-Verlag. Prag* 1937. *(VIII u.* 702 *S.; Kč.* 90.—*)*

K.s Thema bilden die „Anschauungen vom Krieg im modernen Sozialismus", die „Geschichte der Stellung der Sozialdemokratie zum Krieg" und damit auch zu den Gedanken und Plänen für den Frieden (die erste Empfehlung des Streiks gegen den Krieg datiert von 1868). Es ist mit der grössten Umständlichkeit, mit einer fatalen Ironisierung fast aller Gegner, einer Rechthaberei abgefasst, die des Autors Vorhaben nur hinderlich sein kann, einer jüngeren Generation, „die nichts gelernt hat", die Weisheit der Vorkriegsgeneration zu vermitteln. Seine Unkenntnis oder Nichtberücksichtigung der Resultate der jüngeren (bürgerlichen oder nichtbürgerlichen) Historie — von den Lehren der sozialistischen Politik seit 1918 gar nicht zu reden — ist erstaunlich. So bleibt die Schuld am Scheitern der Haager Konferenzen für ihn wesentlich eine deutsche anstatt, wie nachgewiesen, eine aller beteiligten Grossmächte; die Abneigung gegen Volksabstimmungen war trotz K. vor 1914 nicht nur deutsch, sondern bestand bei allen Mächten, deren Interessenlage dies zu gebieten schien. Und dergleichen Unrichtigkeiten mehr, die hierfür Gewicht haben, weil K. bei einer Abstufung der Kriegsschuld der Regierungen von 1914 beharrt (im allgemeinen : je demokratischer, desto weniger kriegsschuldig), während doch die von ihm schlechtweg verworfene These mindestens gleich haltbar ist : alle diese Regierungen seien „gleich imperialistisch, jede von ihnen gleich niederträchtig" gewesen, jede dieser Regierungen habe den Frieden nicht gewollt, weil jede hoffte, den „unvermeidlichen Krieg" nach Lage der Dinge vom Juli 1914 gewinnen zu können. Von solchem Standpunkt angestellt, möchte ein Vergleich, wie sehr den imperialistischen Regierungen von 1914 die Verzauberung der Arbeiterführer und -parteien gelungen ist, ein wenig peinlich ausfallen, waren doch in Frankreich die Sozialisten einhelliger vom Friedenswillen ihrer Regierung überzeugt worden als etwa die deutsche Sozialdemokratie vom Friedenswillen der Reichsregierung; es möchte scheinen, als wenn K. diese beiden Ansichten noch heute teilt, weil er den Imperialismus der Mittelmächte allzu gut kannte und den der anderen allzu wenig.

K. empfindet sich noch heute ganz als die „historisch-theoretische Autorität", welche die Reichstagfraktion am 3. August 1914 zu ihren Beratungen über die Bewilligung der Kriegskredite heranzog. Vom Geschichts- zum Memoirenschreiben übergehend, erinnert K. an seinen Vorschlag vom August 1914, die Partei solle keinesfalls bedingungslos für oder gegen diese Kredite stimmen, sondern die Gewährung an die Erfüllung bestimmter Forderungen seitens der Regierung knüpfen und diese auf Kriegsziele festlegen, die mit den Grundsätzen des internationalen Sozialismus vereinbar

seien. Der Vorschlag einer solchen nur bedingungsweisen Unterstützung ist nicht ganz so originell, wie er scheinen mag — Engels legte ihn schon im Oktober 1891 Bebel nahe für den Fall eines deutschen Krieges mit Russland (G. Mayer, Fr. Engels. II, S. 515).

Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

Weiss, Louise, *Souvenirs d'une enfance républicaine. Les Éditions Denoël. Paris* 1937. *(242 S.; fr. fr.* 21.—*)*

Die Verf. stand als Frauenrechtlerin in der Öffentlichkeit, ehe sie mit literarischen Arbeiten hervortrat. Hinzuweisen ist auf diejenigen Erfahrungen ihrer Jugend, aus denen ihr späteres politisches Wirken hervorging. Sie machte sie auf der höheren Töchterschule. Die Kritik der Lyzealbildung ist das soziologische Kernstück des Buches. Deren Struktur wurde von dem 1880 von Camille Sée eingebrachten Gesetz über die wissenschaftliche Ausbildung der Mädchen bestimmt. Die Verf. gibt einen pittoresken Abriss der Verhandlungen, die der Annahme dieses Gesetzes vorausgingen. Man argumentierte aus den Bedürfnissen der Männer heraus, ohne sich um die Frauen zu kümmern. In der Kammer : „Wenn die höhere Mädchenbildung der laizistischen Kammermehrheit eines schönen Tages dringlich erschienen war, so war das Ausschlaggebende das Bedürfnis der republikanisch gesinnten Gatten — mittelbar also die Stabilität des Regimes." Im Senat : „Die jungen Mädchen waren den Senatoren herzlich gleichgültig... Ist die intellektuelle Emanzipation der Frauen ein Kraftzuwachs für die Republik.. ?... Das war die Frage, um die der Streit ging." Den Urhebern des Gesetzes, den Männern um Jules Ferry hatten schöngeistig ausgebildete Hausfrauen vorgeschwebt, die den beruflichen Konkurrenzkämpfen fernblieben. Die lycéennes dagegen sahen es auf die Aufnahmeprüfungen zur École de Médecine und zur École Centrale ab. Als Studentinnen standen sie oft den ultrarechten oder ultralinken Parteien näher als der Mitte, der sie ihre Bildungsmöglichkeiten zu danken hatten. Die Verf. durchschaut den gesellschaftlichen Widerspruch, der sich in der Lyzealbildung niederschlug : „Der von Camille Sée eingeschlagene Weg erwies sich als Sackgasse... Die Mädchenbildung konnte nicht bei einer der Theorie nach liberalen, interesselosen intellektuellen Schulung stehenbleiben ; denn diese stand innerlich zu den Konsequenzen der liberalen Theorie, nämlich der Berufstätigkeit der Frauen in Gegensatz." In seinen erzählenden Abschnitten eröffnet das Buch eine Fülle von Einblicken in die Denkweise der dem Regierungsapparat der jungen Republik Nahestehenden, insbesondere der liberalen Grossbourgeoisie.

Walter Benjamin (Paris).

Bachelier, G., *Les Congés Payés à l'Étranger, du point de vue international et en France. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1937. *(339 S.; fr. fr.* 40.—*)*

Lorch, A., *Les Congés Payés en France. Librairie Marcel Rivière. Paris* 1938. *(120 S.; fr. fr.* 10.—*)*

Odinet, Nicole, *Les Congés annuels payés. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1937. *(214 S.; fr. fr.* 30.—*)*

Delmont, Henri, *La pratique des nouvelles lois sociales. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1938. *(*181 *S.; fr. fr.* 24.—*)*

Report of the Committee on Holidays with Pay. Presented by the Minister of Labour to Parliament, April 1938. *His Majesty's Stationery Office. London* 1938. *(*79 *S.;* 1 *s.* 3 *d.)*

Von dem ganzen Komplex der Freizeitprobleme macht die Frage des bezahlten Urlaubs einen wesentlichen Teil aus. Dass die im Jahre 1936 unter dem Front populaire zustande gekommene gesetzliche Regelung der Freizeit in Frankreich als eine wichtige Stufe der Sozialgesetzgebung zu betrachten sei, zeigen die vier erstgenannten Arbeiten.

Bachelier, der die Frage am ausführlichsten behandelt, gibt eine Darstellung der bezahlten Urlaubsregelungen in den einzelnen Ländern, welche durch Eingreifen des Gesetzgebers oder durch gewisse Bestimmungen in den Kollektivverträgen zustande gekommen sind. Es folgt dann eine Übersicht der vielen Bemühungen der Internationalen Arbeitsorganisation um das Urlaubsproblem und schliesslich eine Analyse der diesbezüglichen französischen Gesetzgebung. Das Buch Lorchs ist zwar viel knapper gehalten, behandelt die französische Gesetzgebung und ihre Interpretierung jedoch noch eindringlicher in allen ihren Einzelheiten. Das besondere Verdienst der Arbeit von Odinet ist wohl die ausführliche historische Darstellung der „Congés payés" vor 1936, welche Übersicht den langen Leidensweg bis zu dem Zustandekommen der gesetzlichen Regelung zeigt. Das Buch Delmonts wird hier ebenfalls erwähnt, weil es neben der Jurisprudenz über die Gesetze und Dekrete betreffend die Vierzigstundenwoche, Kollektivverträge und Arbeitsschiedsgerichte die Interpretierung der Gesetzgebung bezgl. des bezahlten Urlaubs prüft. Die verschiedenen Publikationen enthalten auch die offiziellen Texte und Dekrete.

In Gross-Britannien wird die bezahlte Freizeit noch überwiegend durch Kollektivverträge geregelt, ohne dass gesetzliche Massnahmen für alle Industrien bestehen. Die von der Regierung ernannte Kommission, welche den obenerwähnten Bericht veröffentlicht hat, stellte sich zur Aufgabe nachzuprüfen, inwieweit das System des jährlichen bezahlten Urlaubs in der englischen Industrie bereits durchgeführt wurde und inwiefern seine Ausdehnung auf gesetzlicher oder sonstiger Grundlage möglich wäre. Infolge der von den Unternehmern gefürchteten wirtschaftlichen Nachteile bei einer direkten gesetzlichen Regelung der Ferien schlägt die Kommission Massnahmen vor, welche das System der individuellen und kollektiven Regelungen der Ferien soweit anregen sollen, dass die ganze Frage für eine parlamentarische Behandlung im Jahre 1940/41 spruchreif wird.

Andries Sternheim (Amsterdam).

Ruhmer, Otto, *unter Mitwirkung von Robert Schloesser. Entstehungsgeschichte des deutschen Genossenschaftswesens. Die ersten deutschen Genossenschaften. Johs. Krögers Buchdruckerei und Verlag. Hamburg-Blankenese* 1937. *(*294 *S.; RM.* 5.80*)*

Verf. und Herausgeber gehen davon aus, dass in der sozialhistorischen

Forschung das Genossenschaftswesen und besonders dessen Vorgeschichte, das Assoziationswesen im Zeitalter des Pauperismus, stiefmütterlich behandelt worden ist. Mit der Beschreibung der ersten genossenschaftlichen Versuche in Eilenburg, Delitzsch und Düben während des Jahres 1849 und zu Beginn der 1850er Jahre wollen sie eine der wesentlichsten Lücken schliessen. Dem Industriestädtchen Eilenburg wird dabei der erste Platz eingeräumt. Von dort her habe der Kreisrichter Hermann Schulze aus Delitzsch seine soziale Nahrung bezogen.

Der historische Teil des Buches befasst sich mit den Assoziationsbestrebungen der Eilenburger Organisation der „Arbeiterverbrüderung", mit der Kranken- und Sterbekasse in Delitzsch, mit dem Krankenunterstützungsverein zu Eilenburg und den Handwerkergenossenschaften in beiden Städten, schliesslich mit dem Vorschussverein zu Delitzsch und dem Eilenburger Darlehenskassenverein, der als älteste deutsche Kreditgenossenschaft angesprochen wird. Zweifellos ist in diesen Kapiteln viel Material zusammengetragen, das der deutschen Genossenschaftsgeschichtsschreibung wichtige Bausteine liefert. Als „Entstehungsgeschichte des deutschen Genossenschaftswesens" indessen kann das Buch R.s nicht bewertet werden.

Die Erhebung Eilenburgs zum deutschen Rochdale — „das soziale Zentrum für die Entstehung des deutschen Genossenschaftswesens" — ist eine irreführende Beschränkung des historischen Gesichtsfeldes. Mit viel grösserem Recht könnte man das Rheingebiet der 1840er Jahre als die „Werkstatt" des deutschen Assoziationsdenkens bezeichnen, stand doch hier die Assoziation — jenes „Hauptstichwort unseres Jahrhunderts", wie Herwegh 1840 schrieb — viele Jahre früher in Wort, Schrift und Experiment zur öffentlichen Debatte als in Mitteldeutschland. Indessen scheint es uns müssig, bei grossen sozialen Strömungen, die internationales Gemeingut einer bestimmten gesellschaftlichen Epoche sind, einen Prioritätsstreit auf verhältnismässig kleinem Raum zu beginnen. Wesentlich ist vielmehr, dass man sich die grossen Linien der Entwicklung vor Augen führt. Assoziationspraxis und Assoziationsideologie erwachsen aus den sozialen Missständen und Krisen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und schon früh werden sie klassenmässig aufgespalten. In den ersten Etappen dieses Prozesses nimmt Westeuropa dank seiner schnell reifenden industriekapitalistischen Gesellschaftsstruktur die führende Stellung ein. Weit stärker als England (Owen, Chartismus) ist Frankreich durch seine glänzenden sozialkritischen Denker und seine kämpferischen Arbeiterassoziationen Lehrmeister auf diesem Gebiet und beeinflusst über die Kulturbrücke des Rheingebiets ganz Deutschland.

Diese europäischen Zusammenhänge, ohne deren Kenntnis die Frühzeit des deutschen Genossenschaftswesens nicht verstanden werden kann, hat R. übersehen, und auch die Grundzüge der deutschen Assoziationsgeschichte sind ihm nicht klar geworden. H. Stein (Amsterdam).

Spezielle Soziologie.

Höhn-Maunz-Swoboda, *Grundfragen der Rechtsauffasung. Duncker & Humblot. München* 1938. *(VII u.* 114 *S.; RM.* 6.—*)*

Larenz, Karl, *Über Gegenstand und Methode des völkischen Rechtsdenkens. Junker u. Dünnhaupt. Berlin* 1938. *(*55 *S.; RM.* 1.80*)*

Prestele, Carl, *Das „subjektive öffentliche Recht" im Wandel der Staats- und Rechtsidee. Heinr. & J. Lechte. Emsdetten* 1936. *(XI u.* 65 *S.; RM.* 3.—*)*

Sartorius, Carl, *Verfassungs- und Verwaltungsrecht. C. H. Beck. München u. Berlin* 1938. *(XXXVI u.* 1120 *S.; RM.* 9.50*)*

Hedemann, Justus Wilh. u.a., *Zur Erneuerung des Bürgerlichen Rechts. C. H. Beck. München u. Berlin* 1938. *(*114 *S.; RM.* 3.80*)*

Wieacker, Franz, *Bodenrecht. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1938. *(*341 *S.; RM.* 7.80*)*

Lange, Heinrich, *Boden, Ware und Geld. Bd. I: Grundfragen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen* 1937. *(VI u.* 73 *S.; RM.* 2.80*)*

Rhode, Heinz, *Die Willenserklärung und der Pflichtgedanke im Rechtsverkehr. Junker u. Dünnhaupt. Berlin* 1938. *(*115 *S.; RM.* 5.—*)*

Hueck, Alfred, *Deutsches Arbeitsrecht. Junker u. Dünnhaupt. Berlin* 1938. *(*229 *S.; RM.* 8.—*)*

Molitor, Erich, *Deutsches Arbeitsrecht. Quelle & Meyer. Leipzig* 1938. *(*190 *S.; RM.* 3.60*)*

Reich, Nathan, *Labour Relations in Republican Germany. Oxford University Press. New York* 1938. *(*293 *S.; $* 3.—*)*

Das Buch von Höhn-Maunz-Swoboda enthält Referate, die die Verf. auf dem zweiten Kongress für Rechtsvergleichung im Haag vorgelegt haben, ausserdem eine kleine englische Arbeit von Campbell über Kelsens Staats- und Rechtstheorie. Das Referat von Höhn ist eine dilettantische Darlegung des Verhältnisses von Recht und Soziologie, von Gerechtigkeit und positivem Recht, der Beziehungen zwischen Staat, Volk und Recht und dem Begriff der Souveränität. Es enthält nur eine Wiederholung der früheren H. schen Thesen: dass anstelle des Staat-Untertan-Verhältnisses das Verhältnis Gemeinschaft-Führung getreten sei; dass, da der Staat heute juristischen Personencharakter nicht mehr habe, in der Innenpolitik der Souveränitätsbegriff überflüssig geworden ist und nur noch auf dem Gebiet der Aussenpolitik Bedeutung habe. Die Arbeit von Maunz ist eine Darlegung der Staatsaufsicht nach ausländischem (englischem, französischem, russischem) und nach deutschem Recht. Im Beitrag Swobodas werden einige Probleme des Privatrechts (das Eigentums- und Deliktsrecht) herausgegriffen und an ihnen sogenannte neue Tendenzen aufgezeigt.

Die Broschüre von Larenz enthält gleichfalls eine Wiederholung seiner früheren Arbeiten. Er versteht Rechtsidee „nicht im Sinne des Neu-

Kantianismus etwa Stammlers als einen formalen Blickpunkt von weltüberlegner, zeitloser Gültigkeit, sondern als die unserem Volke eigentümliche, seinem Gemeinschaftsleben immanente... Anschauung vom Wesen rechter Ordnung und Gemeinschaft, von der alle unsere Urteile über Recht und Unrecht letzten Endes getragen werden." Da aber das Volk durch den Führer unwiderruflich repräsentiert wird, so verwandelt sich das sogenannte konkrete „Ordnungs- und Gemeinschaftsdenken" unversehens in den Dezisionismus des absoluten Staates.

Die Arbeit Presteles ist eine der typischen nationalsozialistischen Dissertationen, in der der Zusammenhang des subjektiven öffentlichen Rechts mit dem liberalen Staat gezeigt und die Unvereinbarkeit dieser liberalen Befugnis mit dem Führerstaat dargelegt wird. Ihr Wert besteht in der Zusammenstellung der nationalsozialistischen Theorien über den Begriff des subjektiven öffentlichen Rechts.

Eine vorzügliche Sammlung der gesamten das Verfassungs- und Verwaltungsrecht Deutschlands regelnden Gesetze gibt das Buch von Sartorius. Der Wert der Sammlung wird erhöht durch genaue Verweisungen, welche Bestimmungen der vor-nationalsozialistischen Gesetzgebung noch in Kraft und welche derogiert sind.

In dem Bändchen von Hedemann tragen sechs nationalsozialistische Juristen und ein Ökonom ihre Auffassungen über die Systematik des künftigen bürgerlichen nationalsozialistischen Rechts vor. Der entscheidende Aufsatz ist der von Nipperdey über das System des bürgerlichen Rechts. Es ergibt sich aus ihm wie aus den anderen Arbeiten, dass trotz der scharfen Angriffe gegen den Dualismus von öffentlichem und Privatrecht nahezu alle Autoren darüber einig sind, dass dieser Dualismus aufrecht erhalten werden muss, eine selbstverständliche Konsequenz der Tatsache, dass es Privateigentum an Konsum- und Produktionsgütern nach wie vor gibt. Dagegen wird das Gebiet des bürgerlichen Rechts eingeengt durch die Herausnahme des Familien- und Personenrechts, dies wiederum eine notwendige Folgerung aus der Idee des totalitären Staates, der ein Grundrecht aller Menschen auf Rechtsgleichheit nicht mehr anerkennen kann.

Das Buch von Wieacker über Bodenrecht ersetzt das übliche sachenrechtliche Lehrbuch der vor-nationalsozialistischen Periode. Ich vermag irgendeine Originalität dieses Buches nicht zu erkennen, weder in der Systematik, noch in der Durchführung. Der Verf. rühmt sich, dass seine Systematik die üblichen bürgerlich-rechtlichen Kategorien sprenge und das Bodenrecht „nach seinem stofflichen Zusammenhang" darstelle. Das aber ist im vor-nationalsozialistischen Recht, vor allem im Arbeitsrecht, längst und viel vollendeter geschehen. Bemerkenswert ist, dass die geschichtliche Darstellung des Bodenrechts sehr dürftig ist.

Ein anderer Systematisierungsversuch wird in dem Grundriss von Lange „Boden, Ware und Geld" unternommen. Er versucht, das bürgerliche Recht in Bodenrecht einerseits, Waren- und Geldrecht andererseits aufzuteilen und in dem vorliegenden Grundriss die Grundfragen für diese beiden Komplexe darzustellen. Auch hier ist eine ausserordentliche Armut an neuen Gedanken festzustellen.

Das Büchlein von Rhode greift den liberalen Begriff der Willenserklärung an und versucht, eine Reihe von Leitsätzen für die Auslegung von Willenserklärungen zu entwickeln. Trotz der Beschwörung der nationalsozialistischen Weltanschauung sind diese Leitsätze wesentlich rechtstechnischer Art. Der Verf. hat es nicht verstanden, diese zivilrechtliche Kategorie in ein allgemeines Rechtssystem hineinzustellen.

Das Lehrbuch über Deutsches Arbeitsrecht von Hueck, der schon unter der Weimarer Demokratie ein bekannter Arbeitsrechtler war, ist wegen seines Versuches interessant, die alten arbeitsrechtlichen Grundbegriffe gegenüber der Gemeinschaftsideologie des Nationalsozialismus zu retten. Obwohl er der Gemeinschaftsideologie alle Ehrfurcht schenkt, muss er doch zu dem Ergebnis kommen, dass, wenn man das Arbeitsrecht als ein selbständiges Rechtsgebiet aufrecht erhalten will, es keinen anderen Weg gibt, als unter Arbeit abhängige Arbeit zu verstehen. Damit wird selbstverständlich das Gemeinschaftsrecht gesprengt. Diese Ambivalenz zum nationalsozialistischen Arbeitsrecht zeigt sich anhand fast aller Probleme.

Molitors kleines arbeitsrechtliches Büchlein zeigt gleichfalls eine nahezu angemessene Haltung gegenüber dem vor-nationalsozialistischen Arbeitsrecht. Auch hier wird die Antinomie zwischen Gemeinschaftsrecht und dem Recht der abhängigen Arbeit auf beinahe jeder Seite deutlich.

Das Buch von Reich gibt eine zuverlässige Übersicht über das Verhältnis von Kapital und Arbeit in Deutschland von 1918 bis 1933. Selbstverständlich sind Teile der Darstellung nicht ganz zureichend, wie etwa die über die juristische Struktur des Tarifvertrages. Im ganzen aber gewinnt der amerikanische Leser einen guten Überblick über die Versuche der Weimarer Demokratie, das Kampfverhältnis von Kapital und Arbeit in Kooperation der Klassen zu verwandeln. Es lag wohl nicht in der Absicht des Verf., auch die Gründe für das Versagen dieses Systems der sogenannten kollektiven Demokratie darzustellen.

Franz Neumann (New York).

Bristler, Eduard, *Die Völkerrechtslehre des Nationalsozialismus. Europa Verlag. Zürich* 1938. *(*230 *S.; Schw. Fr.* 9.—*)*

Verdross, Alfred von, *Völkerrecht. Julius Springer. Berlin* 1937. *(XV u.* 362 *S.; RM.* 24.—*)*

Schmitt, Carl, *Die Wendung zum diskriminierenden Kriegsbegriff. Duncker & Humblot. München* 1938. *(*53 *S.; RM.* 3.80*)*

Über die nationalsozialistische Völkerrechtslehre bietet das vorzügliche Buch von Bristler einen vollständigen Überblick. Sie macht keineswegs den Versuch, Möglichkeiten und Grenzen eines Völkerrechts in unserer Epoche zu untersuchen, sondern begnügt sich damit, bei völliger Gleichgültigkeit für alle darüber hinausgehenden Fragestellungen die politischen Ansprüche Deutschlands in die Sprache des Völkerrechts umzusetzen. Von zwei Angriffspunkten aus hat der Nationalsozialismus versucht, seinen politischen Zielsetzungen völkerrechtlichen Ausdruck zu verleihen. Die eine, die B. mit Recht mehr der jetzt abgeschlossenen Periode der Beseitigung völkerrechtlicher Vertragsbindungen aus früheren Zeiten zuordnet,

ist naturrechtlicher Provenienz. Hier wird grundsätzlich die Völkerrechtsgemeinschaft bejaht. Aber durch den interessenbedingten Ausbau und die grenzenlose Erweiterung der niemals genau bestimmten völkerrechtlichen Grundrechte und das fast völlige Absehen vom positiven Recht, an dessen Stelle eine ständige Bezugnahme auf den politischen Charakter des Völkerrechts tritt, erhält diese Lehre einen rein auflösenden Grundzug.

Die zweite Tendenz im nationalsozialistischen Völkerrecht, die heute mehr in den Vordergrund tritt und den gegenwärtigen Zielsetzungen der deutschen Aussenpolitik eine rechtliche Fundierung verleihen soll, steht unter den bestimmenden Gedanken von Rasse und Volk. Mit vollem Recht stellt B. hier die Frage der Beziehungen zwischen Rasse-, Volks- und Staatsrecht in den Vordergrund. Wer ist nach dieser Lehre überhaupt das Rechtssubjekt im Völkerrecht ? Die radikale Konsequenz, nämlich die völlige Leugnung eines Völkerrechts ist nun, wie der Verf. zeigt, nur von einem unbeachtet gebliebenen Autor gezogen worden, während alle anderen sich in Widersprüche verwickeln, die völlige Leugnung des Völkerrechts zu vermeiden suchen und eine, wenn auch eingeschränkte Rechtsgemeinschaft der Völker anerkennen. Am krassesten wird dieser Widerspruch, wenn die Rassentheorie des Völkerrechts aus politischen Gründen gezwungen ist, partikuläres Vertragsrecht als die adäquate völkerrechtliche Form unserer Zeit zu bezeichnen.

Mit dem Namen von Verdross ist die konsequenteste Durchführung der monistischen Völkerrechtslehre eng verknüpft, die, was immer auch die Schwierigkeiten ihres konstruktiven Aufbaus anlangt, doch jedenfalls einen entschiedenen gesellschaftlichen Fortschritt dargestellt hat. Um so frappanter ist der wissenschaftliche Verfall, den das gegenwärtige Buch etwa im Vergleich mit V.s früherem Buch „Die Einheit des rechtlichen Weltbilds" bietet.

Das in Wien im Jahre 1936 verfasste Buch hinterlässt den Eindruck, als ob der Verf. nicht wusste, ob er sich auf die Seite des Nationalsozialismus oder des christlichen Ständestaates schlagen soll. Nur daraus ist es erklärlich, dass das emphatisch vorgetragene Bekenntnis zum Naturrecht bald völkische, bald christliche Züge trägt. Im übrigen aber bleibt der Transformierungsprozess des Naturrechts in das Völkerrecht fast völlig in der Luft. Sieht man von den naturrechtlich-politischen Bestandteilen ab, so bietet das Buch einen zureichenden, wenn auch nicht originellen Überblick über das geltende Völkerrecht. Auffallend ist die recht dürftige Behandlung des internationalen Verwaltungsrechts wie überhaupt die bewusste Minimisierungstendenz gegenüber allen internationalen Institutionen.

Schmitts Schrift enthält im wesentlichen eine Stellungnahme gegen neuere Autoren wie Scelle und Lauterpacht, die in der einen oder anderen Form Völkerbundsstatut und nachfolgende Pakte derartig konstruieren, dass daraus im Konfliktsfall Beteiligungspflichten der Mitgliedstaaten unter Einschränkung oder völliger Ausschliessung traditioneller Neutralitätsvorstellungen sich ergeben. Nach dem Muster aller seiner anderen Schriften zeigt S. zunächst die politische Relevanz der von ihm abgelehnten Schriften, um dann den nationalsozialistischen politischen Interessen mit dem bei ihm üblichen begriffsrealistischen Phrasenapparat die Dignität einer

wissenschaftlichen Theorie zu geben. Interessant ist diesmal dabei der offensichtliche Widerspruch zwischen der von ihm zu vertretenden ideologischen Position und den juristischen Konstruktionsbedürfnissen. Während er ideologisch die Position des totalen und gerechten Kriegs beziehen muss, verlangt die von ihm vertretene völkerrechtliche Position : die Eindämmung eines universalen Exekutionskriegs gegen den Angreifer, einen begrenzten Staatenkrieg nach altem Muster, der, wie wir hören, „sein Recht, seine Ehre und seine Würde darin hat, dass der Feind kein Pirat und kein Gangster, sondern ein ‚Staat' und ein ‚Völkerrechtssubjekt' ist."

Der durchschnittliche französische Jurist wird ebenso erstaunt sein, aus dieser Schrift zu erfahren, dass „Frankreich ein Spiegelbild des Gesetzgebungsstaates ist", wie H. J. Laski, dass er von S. zum „Philosophen der 2. Internationale" ernannt worden ist.

Otto Kirchheimer (New York).

Zeitschrift für freie deutsche Forschung. Jahrgang I, Heft 1. Verlag „Science et littérature". Paris 1938. *(Preis des Einzelheftes fr. fr.* 10.—*)*

Die neue Zeitschrift sucht im Dienst der unabhängigen deutschen Wissenschaft Natur- und Sozialwissenschaftler der verschiedensten Forschungszweige und möglichst aller freien Forschungs-Richtungen zusammenzuschliessen. Soweit die erste Nummer ein Urteil erlaubt, erscheint diese Aufgabe im wesentlichen richtig angefasst.

Abgesehen von dem mehr ein Arbeitsprogramm gebenden Artikel von Johann L. Schmidt „Die nationalsozialistische Wissenschaft und die Aufgaben der freien deutschen Forschung", sucht nur W. Hallgartens Artikel „‚Fremdheitskomplex' und Übernationalismus", von einer soziologischen Gesamtanalyse auszugehen, wobei allerdings in der Ausführung der psychologische Komplex durchaus nicht mehr als Transmission zwischen den sozialen Ursachen und den politischen Phänomenen, sondern als selbständige, geradezu im Vordergrund stehende Ursache des deutschen Faschismus erscheint. In Julius E. Lips' Aufsatz über „Regierungs- und Verwaltungsformen bei den Naturvölkern" setzt sich trotz der andersartigen Ausgangsposition des Autors die Entwicklungsdialektik und der Primat der ökonomischen Basis in einem reichen Tatsachenmaterial durch. Über die theoretische Auswertung dieser Tatsachen schon auf Grund dieses ersten Teiles des Aufsatzes kritisch zu sprechen, wäre verfrüht.

An der Spitze der Zeitschrift beginnt die deutsche Veröffentlichung von Einsteins grundsätzlichem Artikel „Physik und Realität". Damit — und mit dem nächsten Artikel (Alfred Stern : „Die logischen, psychologischen und physikalischen Grenzen der Unbestimmbarkeitsrelation") — hat die Redaktion, unseres Erachtens durchaus mit Recht, die Behandlung der prinzipiellen Probleme der modernen Physik in den Mittelpunkt der philosophischen Klärung gestellt. Weniger können wir damit einverstanden sein, dass in dieser Nummer nur einer der möglichen Beurteilungsstandpunkte zum Ausdruck kommt. In Einsteins persönlicher Entwicklung bedeutet dieser Artikel (vor allem in seinen weiteren,

deutsch noch nicht veröffentlichten Teilen) einen entschiedenen Fortschritt in der Richtung der Anerkennung der Objektivität der Naturprozesse : zwar geht er auch hier aus vom subjektiven Sinneserleben, aus welchem gewisse sich wiederholende Komplexe „willkürlich herausgehoben" werden, behandelt die Naturgesetze als subjektive „Behauptungen über die Wirklichkeit" und demgemäss ihre Übereinstimmung mit den tatsächlichen Beobachtungen als ein „Wunder", zu dessen Kantianischer Interpretation er neigt, und sieht in den Theorien mehr willkürliche Schöpfungen des Geistes als Abstraktionen von einer realen Wirklichkeit. Aber jedenfalls lehnt er den Phänomenalismus Machs entschieden ab und vertritt das Recht der zusammenfassenden Kategorien, deren Verabsolutierung nach Kantschem Vorgange er andererseits zurückweist. Die philosophischen Grundprobleme bleiben so tatsächlich offen, insbesondere das der Existenz einer objektiven Naturgesetzlichkeit. E. behandelt die theoretische Analyse dann doch unter dem Machschen Gesichtspunkte der „Denkökonomie", bzw., wie er sich ausdrückt, des „Strebens nach möglichster logischer Einheitlichkeit des Weltbildes, bzw. logischer Einfachheit seiner Grundlagen" : „Ob wir bei diesem Streben je zu einem definitiven System kommen, wissen wir nicht. Wird man um seine Meinung gefragt, so ist man geneigt, mit Nein zu antworten ; beim Ringen mit den Problemen wird man aber wohl von der Hoffnung getragen, dass dieses Ziel wirklich weitgehend erreichbar sei."

Die Schwierigkeit, von einer phänomenalistisch beeinflussten Position aus die objektiven Naturzusammenhänge anzuerkennen, zeigt sich sehr klar in Sterns Artikel über die Unbestimmbarkeitsrelation. Wie sich sachlich auch aus seiner Darstellung ergibt, kommt die ganze so „modern" gewordene Leugnung der Kausalität darauf hinaus, dass im Prozess der Beobachtung das Beobachtungsobjekt durch die Beobachtungsmittel beeinflusst wird, d. h. dass es nicht möglich ist, exakt festzustellen, wo und wie es sich unbeobachtet bewegt hätte. Dieser einleuchtende Tatbestand macht nun jedem, für den die Dinge nur als beobachtete, d. h. als bestimmte Empfindungskomplexe existieren, unüberwindbare Schwierigkeiten : wenn, aber auch nur wenn, Kausalität bloss Zusammenhang zwischen Beobachtungen (und nicht zwischen ihnen zu Grunde liegenden Dingen) ist, so ist jede Störung des beobachteten Objekts durch die Beobachtung natürlich Aufhebung der Kausalität. Faktisch wird sie von S., der sie von diesem Standpunkte aus verteidigen möchte, nur als Kausalität des Denkens „gerettet", wobei er es offenbar noch für philosophisch tragbar hält, eine für die Mikrowelt aufgegebene Kausalität, wenn sie nur in der Makrowelt gilt, Kausalität zu nennen.

In der Problemstellung bestreitbar scheint uns der dritte philosophische Artikel der Zeitschrift (Siegfried Marck : „Zur Philosophie des Nationalsozialismus"). Dass der prinzipielle Antirationalismus eine Philosophie sei, kann unseres Erachtens nicht dadurch bewiesen werden, dass er mit religiösem Eifer auftritt. Im Grunde widerlegt M. seine Problemstellung selbst durch die Ausführung ; denn bei jedem betrachteten deutschen Philosophen zeigt sich die Unverwendbarkeit alles dessen, was an ihm rationell, d. h. philosophisch war, für den Nationalsozialismus, und jegliche

Spur einer Philosophie verschwindet so gut wie ganz, wo M. wirklich an die nationalsozialistische Ideologie herankommt.

Rudolf Schlesinger (Prag).

Törne, B. de, *Sibelius; A Close Up. Houghton Mifflin Company. Boston, Mass. Faber & Faber. London* 1937. *(*117 *S.;* $ 1.75, 6 *s.)*

Wer in der deutschen oder österreichischen Musiksphäre aufgewachsen ist, dem sagt der Name Sibelius nicht viel. Wenn er ihn nicht geographisch mit Sinding, phonetisch mit Delius verwechselt, so ist er ihm gegenwärtig als Autor der Valse triste, eines harmlosen Salonstücks, oder es sind ihm im Konzert einmal Füllnummern wie die Okeaniden und der Schwan von Tuonela begegnet — kürzere Programmusiken von etwas vager Physiognomie, auf die sich zu besinnen schwer fällt.

Kommt man nach England oder gar nach Amerika, so beginnt der Name ins Ungemessene zu wachsen. Er wird so häufig genannt wie der einer Automarke. Radio und Konzert hallen von den Tönen aus Finnland wider. Toscaninis Programme sind Sibelius offen. Es erscheinen lange Essays, gespickt mit Notenbeispielen, in denen er als der bedeutendste Komponist der Gegenwart, als echter Symphoniker, als überzeitlich Unmoderner und schlechterdings als eine Art Beethoven gepriesen wird. Es gibt eine Sibeliusgesellschaft, die seinem Ruhm dient und sich damit befasst, Grammophonaufnahmen seines Œuvres an den Mann zu bringen.

Man wird neugierig und hört sich einige der Hauptwerke, etwa die vierte und fünfte Symphonie an. Zuvor studiert man die Partituren. Sie sehen dürftig und böotisch aus, und man meint, das Geheimnis könne sich nur dem leibhaften Hören erschliessen. Aber der Klang ändert nichts am Bild.

Das sieht so aus: es werden, als „Themen", irgendwelche völlig unplastischen und trivialen Tonfolgen aufgestellt, meistens nicht einmal ausharmonisiert, sondern unisono mit Orgelpunkten, liegenden Harmonien und was sonst nur die fünf Notenlinien hergeben, um logischen akkordischen Fortgang zu vermeiden. Diesen Tonfolgen widerfährt sehr früh ein Unglück, etwa wie einem Säugling, der vom Tisch herunterfällt und sich das Rückgrat verletzt. Sie können nicht richtig gehen. Sie bleiben stecken. An einem unvorgesehenen Punkt bricht die rhythmische Bewegung ab: der Fortgang wird unverständlich. Dann kehren die simplen Tonfolgen wieder; verschoben und verbogen, ohne doch von der Stelle zu kommen. Diese Teile gelten den Apologeten für beethovenisch: aus dem Unbedeutenden, Nichtigen eine Welt schaffen. Aber sie ist derer würdig, in der wir leben. Roh zugleich und mysteriös, abgegriffen und widerspruchsvoll, altbekannt und undurchsichtig. Wieder sagen die Apologeten: das eben bezeuge die Inkommensurabilität des formschaffenden Meisters, der keine Schablonen gelten lasse. Aber man glaubt dem die inkommensurablen Formen nicht, der offensichtlich keinen vierstimmigen Satz auszumessen vermag: man glaubt dem nicht die Überlegenheit über die Schule, der mit schülerhaftem Stoff operiert, nur dass er ihn nicht nach der Regel zu handhaben weiss. Es ist die Originalität der Hilflosigkeit: vom Schlag jener Amateure, die fürchten, Kompositionsstunden zu nehmen, um nicht ihr Eigentümliches zu

verlieren, das selbst nichts ist als der desorganisierte Rückstand dessen, was vor ihnen war.

Über Sibelius als Komponisten wären so wenig Worte zu verlieren wie über solche Amateure. Er mag sich um die musikalische Kolonisierung seines Heimatlandes erhebliche Verdienste erworben haben. Man kann sich gut vorstellen, dass er nach seinen deutschen Kompositionsstudien dorthin mit berechtigten Inferioritätsgefühlen zurückkam, wohl bewusst der Tatsache, dass ihm weder einen Choral auszusetzen, noch einen ordentlichen Kontrapunkt zu schreiben vergönnt war; dass er sich ins Land der tausend Seen vergrub, um vor den kritischen Augen seiner Schulmeister geborgen zu sein. Wahrscheinlich war keiner erstaunter als er zu entdecken, dass sein Versagen als Gelingen, sein Nicht-Können als Müssen gedeutet wurde. Schliesslich hat er es wohl selbst geglaubt und brütet nun jahrelang über der achten Symphonie, als ob es die Neunte wäre.

Von Interesse ist die Wirkung. Wie ist es möglich, dass ein Autor Weltruhm und eine wie immer auch manipulierte Klassizität erlangt, der nicht bloss hinter dem technischen Standard der Zeit völlig zurückgeblieben ist — denn das wird ihm gerade als Verdienst angerechnet —, sondern der dem eigenen Standard keineswegs gewachsen sich zeigt und von den herkömmlichen Mitteln, vom Baumaterial bis zur grossen Konstruktion, unsicheren, ja stümperhaften Gebrauch macht ? Der Erfolg von Sibelius ist ein Störungssymptom des musikalischen Bewusstseins. Das Erdbeben, das in den Dissonanzen der grossen neuen Musik seinen Ausdruck fand, hat die altmodische kleine nicht verschont. Sie ist rissig und schief geworden. Aber während man vor den Dissonanzen flüchtet, hat man bei den falschen Dreiklängen Zuflucht gesucht. Die falschen Dreiklänge : Strawinsky hat sie auskomponiert. Er hat durch hinzugesetzte falsche Noten demonstriert, wie falsch die richtigen geworden sind. Bei Sibelius klingen schon die reinen falsch. Er ist ein Strawinsky wider Willen. Nur hat er weniger Talent.

Davon wollen seine Anhänger nichts wissen. Ihr Lied hört auf den Refrain : „ 's ist alles Natur, 's ist alles Natur." Der grosse Pan, je nach Bedarf auch Blut und Boden, stellt prompt sich ein. Das Triviale gilt fürs Ursprüngliche, das Unartikulierte für den Laut der bewusstlosen Schöpfung.

Kategorien solcher Art weichen der Kritik aus. Dass die Naturstimmung ans ehrfürchtige Schweigen gebunden sei, ist die herrschende Überzeugung. Aber wenn der Begriff der Naturstimmung schon in der Realität nicht unbefragt passieren dürfte, dann gewiss nicht in Kunstwerken. Symphonien sind keine tausend Seen : auch wenn sie tausend Löcher haben.

Für die Darstellung von Naturstimmungen hat die Musik einen technischen Kanon ausgebildet : den des Impressionismus. Im Gefolge der französischen Malerei des 19. Jahrhunderts hat Debussy Verfahrungsweisen entwickelt, den Ausdruck und das Ausdruckslose, die Belichtung und die Schattierung, das Bunte und das Verdämmernde der sichtbaren Welt in Klängen zu bergen, hinter denen das poetische Wort zurückbleibt. Diese Verfahrungsweisen sind Sibelius fremd. La nuance, la nuance et encore la nuance — das klingt wie Hohn auf das stumpfe, steife und zufällige Orchesterkolorit. Es ist keine Musik en plein air. Sie spielt in einer unordentli-

chen Schulstube, wo während der Pause die Halbwüchsigen ihre Genialität unter Beweis stellen, indem sie die Tintenfässer ausgiessen. Keine Palette : alles nur Tinte.

Auch daraus wird ihm ein Verdienst gemacht. Nordische Tiefe soll sich zwar einerseits mit der bewusstlosen Natur intim einlassen, andererseits aber nicht frivol an deren Reizen freuen. Es ist eine verkniffene Promiskuität im Dunkeln. Die Askese der Impotenz wird als Selbstzucht des Schöpfers zelebriert. Wenn er es mit der Natur hat, dann bloss innerlich. Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Es ist das der Emotionen. Ist man einmal bei diesen angelangt, so ist man jeglicher weiteren Rechenschaft enthoben. Lässt sich der Inhalt der Emotionen so wenig bestimmen wie ihr Grund in den musikalischen Ereignissen selber, so gilt das als Index ihrer Tiefe.

Er ist es nicht. Die Emotionen sind bestimmbar. Freilich nicht, wie es ihnen passen könnte, nach ihrem metaphysischen und existentiellen Gehalt. Den haben sie so wenig wie die Sibeliusschen Partituren. Aber nach dem, was in den Partituren sie auslöst. Es ist die Konfiguration des Banalen und des Absurden. Alles einzelne klingt alltäglich und vertraut. Die Motive sind Bruchstücke aus dem kurrenten Material der Tonalität. Man hat sie so oft schon gehört, dass man sie zu verstehen meint. Aber sie sind in einen sinnlosen Zusammenhang gebracht : wie wenn man die Worte Tankstelle, Lunch, Tod, Greta, Pflugschar mit Verben und Partikeln wahllos zusammenkoppelt. Ein unverständliches Ganzes aus den trivialsten Details produziert das Trugbild des Abgründigen. Man freut sich, dass man immerzu verstehen kann, und freut sich mit gutem Gewissen, indem man merkt, dass man eigentlich nichts versteht. Oder : das vollkommene Nichtverstehen, das die Signatur des gegenwärtigen musikalischen Bewusstseins ausmacht, hat seine Ideologie am Schein der Verständlichkeit, den die Sibeliusschen Vokabeln hervorbringen.

In den Widerständen gegen die vorgeschrittene neue Musik, in dem hämischen Hass, mit dem man sie diffamiert, tönt nicht bloss die herkömmliche und allgemeine Aversion gegen das Neue, sondern die spezifische Ahnung, dass die alten Mittel nicht mehr ausreichen. Nicht dass sie „erschöpft“ wären : mathematisch lassen gewiss die tonalen Akkorde noch ungezählte neue Kombinationen zu. Aber sie sind scheinhaft und unecht geworden : sie dienen zur Verklärung einer Welt, an der nichts mehr zu verklären ist, und keine Musik hat mehr den Anspruch, geschrieben zu werden, die nicht den kritischen Angriff aufs Bestehende bis in die innersten Zellen ihres technischen Verfahrens vortrüge. Dieser Ahnung hofft man durch Sibelius auszuweichen. Das ist das Geheimnis seines Erfolgs. Die Absurdität, die die warenhaft depravierten Mittel der traditionell-nachromantischen Musik in seinen Werken durch unzulängliche Handhabung annehmen, scheint sie aus ihrem Verfall herauszuheben. Dass man fundamental altmodisch und dennoch ganz neu komponieren könne : das ist der Triumph, den der Konformismus im Angesicht von Sibelius anstimmt. Sein Erfolg ist äquivalent der Sehnsucht, dass die Welt von ihren Nöten und Widersprüchen geheilt, „erneuert“ werden könne und man doch behalte, was man besitzt. Was es mit solchen Erneuerungswünschen und ebenso was es mit der Sibeliusschen Originalität auf sich habe, das jedoch kommt

zutage durch deren Sinnlosigkeit. Sie ist keine bloss technische : so wenig ein sinnleerer Satz bloss „technisch“ sinnleer ist. Sie klingt absurd, weil der Versuch, mit den alten und verfallenen Mitteln Neues auszusprechen, selber absurd ist. Ausgesprochen wird überhaupt nichts.

Es ist, als ob bei dem bodenständigen Finnen alle die Einwände ihr Recht fänden, welche die Reaktion gegen den musikalischen Kulturbolschewismus geprägt hat. Wenn Reaktionäre sich vorstellen, dass die neue Musik ihr Dasein der mangelnden Verfügung über das Material der alten verdanke, dann trifft das auf keinen anderen zu als auf Sibelius, der sich ans Alte hält. Seine Musik ist in gewissem Sinn die einzig „zersetzende“ aus diesen Tagen. Aber nicht im Sinn der Destruktion des schlechten Bestehenden, sondern dem der Calibanischen Zerstörung aller musikalischen Resultate der Naturbeherrschung, die sich die Menschheit teuer genug im Umgang mit der temperierten Skala erworben hat. Wenn Sibelius gut ist, dann sind die Massstäbe der musikalischen Qualität als des Beziehungsreichtums, der Artikulation, der Einheit in der Mannigfaltigkeit, der Vielfalt im Einen hinfällig, die von Bach bis Schönberg perennieren. All das wird von Sibelius an eine Natur verraten, die keine ist, sondern die schäbige Photographie der elterlichen Wohnung. Zu seinem Teile trägt er in der Kunstmusik zum grossen Verschleiss bei, in dem ihn doch die industrialisierte leichte spielend überbietet. Aber solche Destruktion maskiert sich in seinen Symphonien als Schöpfung. Ihre Wirkung ist gefährlich.

T. W. Adorno (New York).

Caillois, Roger, *L'Aridité. In : Mesures. Cahiers trimestriels.* 15 *Avril* 1938, nº 2. *Librairie José Corti. (Preis des Einzelheftes fr. fr.* 15.—*)*

Benda, Julien, *Un régulier dans le siècle. N. R. F. Paris* 1938. *(*253 *S. ; fr. fr.* 18.—*)*

Bernanos, Georges, *Les grands cimetières sous la lune. Librairie Plon. Paris* 1938. *(V. u.* 361 *S. ; fr. fr.* 20.—*)*

Fessard, G., *Le dialogue catholico-communiste est-il possible? Éditions Bernard Grasset. Paris* 1938. *(*244 *S. ; fr. fr.* 16.50*)*

Der Aufsatz von Caillois im Aprilheft von „Mesures“ bestätigt, in wie hohem Masse die Vorbehalte, mit denen Adorno[1]) die „Mante religieuse“ versieht, berechtigt sind. Diese dialectique de la servitude volontaire beleuchtet, unheimlich, verschlungene Gedankengänge, in denen ein Rastignac herumlungert, der nicht mit dem Hause Nucingen, sondern mit der Clique autoritärer Propagandachefs zu rechnen hat. Die namhafte Begabung von C. hat in diesem Essai einen Gegenstand, an dem sie sich nicht mehr anders bekunden kann als in der Gestalt der Frechheit. Es ist abstossend, wie die historisch bedingten Charakterzüge des heutigen Bourgeois durch ihre metaphysische Hypostasierung zu einer mit elegantem Griffel umrissenen Remarque am Rande des Zeitalters zusammentreten.

---

[1]) vgl. dieses Heft, S. 410

Die gedrängten Striche dieses Dessins tragen alle Merkmale pathologischer Grausamkeit. Sie gibt nun einmal die unabdingbare Grundlage für die Erschliessung des „höheren Sinnes“ ab, der der Praxis des Monopolkapitals innewohnt, welches seine Mittel „lieber der Zerstörung verschreibt als sie dem Nutzen oder dem Glück zuzuwenden“ (S. 9). Wenn C. sagt „on travaille à la libération des êtres qu'on désire asservir et qu'on souhaite ne voir obéissants qu'envers soi“ (S. 12), so hat er ganz einfach die faschistische Praxis gekennzeichnet. — Es ist traurig, einen schlammigen breiten Strom aus hochgelegenen Quellen gespeist zu sehen.

Gerät man auf Formulierungen, wie sie C. in dem Text von „Mesures“ zum besten gibt : „Il faut... rappeler que le royaume des cieux et de la connaissance n'appartient qu'aux violents, que les portes ne s'en ouvrent pas par un mot magique et qu'il est nécessaire de les forcer“ (S. 10), so kann man sich nicht erwehren, mit Vergnügen an einen Appell von Benda zurückzudenken : „Clercs de toutes les nations... allez au fond de vous-mêmes et vous reconnaîtrez que l'idée de création implique nécessairement une idée de violence, de discontinuité, de choses imposées au monde par un acte arbitraire. Le dieu créateur qu'adore la bible, devait devenir nécessairement le dieu des armées... Vous ne ferez une terre de paix qu'en proclamant, avec les Grecs, que la sublime fonction des dieux n'est pas d'avoir créé le monde, mais sans plus rien créer, d'y avoir porté de l'ordre, avoir fait un cosmos.“ (Benda, Discours à la Nation Européenne, Paris 1933.)

In dem soeben erschienenen Buch sucht B. die vorbildlichen und die typischen Züge des clerc an seinem eigenen Leben zu statuieren. Exemplarisch erscheint ihm ein Konflikt, in den die oben berufenen griechischen Ideale des clerc mit den jüdischen treten. Während ihm die ersten die mönchische Lebensführung als Leitbild vor Augen stellen, nötigen ihn die andern, sich innerhalb des Säkulums für die Gerechtigkeit einzusetzen. Da in der Welt ohne Kompromisse nichts zu erreichen ist, so beeinträchtigt der Kampf für die moralischen Werte die präzise Formulierung der intellektuellen. — Hiernach ist es kaum nötig anzumerken, dass B. von jeder dialektischen Konzeption weit entfernt ist. Die Freude an der Etablierung reinlicher Gegensätze kommt auf die kindlichste Art zu Geltung und entschädigt den Denker reichlich für alle Unstimmigkeiten, welche sie in sein Leben tragen. Es geht so beschaulich in diesem Leben zu, dass seine Darstellung fast unausweichlich einige Selbstgefälligkeit in sich schliesst. Ihrerseits vermehrt die letztere seine Bereitschaft, die inneren Widersprüche seines Denkens in Kauf zu nehmen. In der Tat ist die Virtuosität seines Stils der Fadenscheinigkeit seines Denkens verpflichtet. Indem er beide an seinem Lebenslauf zur Schau stellt, hat das Buch, wie nicht oft eines, seinen Lohn und seine Strafe zugleich dahin.

Ziemlich spasshaft ist zu verfolgen, wie die weitausgreifenden Veranstaltungen zur Schärfung des intellektuellen und des moralischen Gewissens auf die Feststellung hinauslaufen, dass für den clerc ein Sonderfall existiere : ein Land, in dem er, ohne seinem Beruf allzu untreu zu werden, seine Nation akzeptieren kann. Es trifft sich, dass es die französische ist (S. 143). Will man sich vergewissern, wie das zu verstehen ist, so hat man nur eine Seite zurückzublättern, um zu erfahren, dass — sollte Frankreich eines

Tages dem Faschismus verfallen — B. niemals, wie es die Art der Emigranten ist, im Ausland, in das er sich alsdann begeben wolle, gegen die Regierung seines Landes wirken werde. Diese Behutsamkeit der eigenen Regierung gegenüber hat ihr Komplement in der etwas rauheren Behandlung des fremden Volkes. „Je tiens que, par sa moralité, la collectivité allemande est une des pestes du monde et si je n'avais qu'à presser un bouton pour l'exterminer toute entière, je le ferais sur le champ." (S. 153.) Der Köhlerglaube an „peuples qui, en tant que peuples, sont avides d'expansion" (S. 170), geht bei B. mit dem Anspruch auf mathematischen Rigorismus des Denkens Hand in Hand. Kurz, die Dialektik kommt ohne sein Zutun zu ihren Ehren, indem dieses ritterliche, ja donquijotteske Eintreten für die unbefleckten Prinzipien sich als der umständlichste Konformismus der Welt entpuppt. B. lehnt es der herrschenden Klasse gegenüber ab, demagogische Aufgaben zu übernehmen ; er zieht es vor, sich bei ihr um den Posten eines chef du protocole zu bewerben.

Dazu stimmt, dass der Verfasser, der angeblich an Personen gar kein Interesse nimmt — denn für ihn zählen nur Ideen ! — sein Buch mit einer Fülle von Anekdoten ausstattet. Sie sind wertvoller als seine Gedankengänge und manchmal sehr aufschlussreich. Wenn er z. B. von dem culte de la blague bei Sorel spricht (S. 199), so trifft er auf eine Ader, die man heute bei einem Adepten des Faschismus wie Céline ebenso deutlich zutage liegen sieht wie bei seinen Wortführern Rosenberg oder Göbbels. — Die Animosität gegen die Romantik, die Findigkeit, die ihren wirklichen, die Hypochondrie, die ihren vorgeblichen Einfluss aufspürt, verbindet B. mit dem Baron Seillière.

Zu erwähnen ist, dass Georges Bernanos, dessen katholische Romane einen nicht nur für die Orthodoxie bedenklichen Geruch an sich trugen, mit einem grossen Pamphlet gegen Franco „Les grands cimetières sous la lune" hervorgetreten ist. Das Buch hat besonders an den Stellen politisches Gewicht, an denen B., der bis Ende 1936 auf Mallorca gelebt hat, sich mit dem Erzbischof von Palma beschäftigt.

Der Jesuitenpater Fessard hat letzthin eine Schrift „Le dialogue catholico-communiste est-il possible ?" veröffentlicht. F. modelliert seine Haltung an der des Intellektuellen, und man kann sagen, dass er von Hause aus dem Faschismus mit einiger Animosität gegenübersteht. Wie weit die Mittel, die er zur Begründung der „existenziellen Entscheidung" in politicis aufbietet, ernstlich für ihn gutsagen können, darüber zu reden erübrigt sich. Ein Vortrag, der die Position seines Buches zu befestigen hatte, entwickelt Folgendes : Die Gewalt stellt die niederste Stufe der sozialen Relationen dar, die Rechtsordnung die Antithesis der Gewalt und die höhere Stufe; die Eucharistie die Synthesis spontaner Gewalt und durchdachter Ordnung. Es ist demnach die Gewalt der Liebe, die das Ideal der menschlichen Gesellschaft verwirklicht. (Das muss ihm die Erotologie illustrieren : Thesis — geschlechtlicher Besitz ; Antithesis — Ehe ; Synthesis — Liebe.) Der Christ müsse sich überall versagen, wo nicht diese eucharistische Ordnung der menschlichen Verhältnisse ins Werk gesetzt werde. Sein „double refus" gelte beiden Lagern. — Die Antinomie zwischen materialistischer und idealistischer Dialektik wird synthetisch durch die materialistisch-spiritua-

listische Konzeption der Fleischwerdung Christi überwunden. Dem entspricht es, dass das Problem der Familie seine Lösung bei Gelegenheit der Auferstehung erfahren soll. J. E. Mabinn (Paris).

Sellin, Thorsten, *Research Memorandum on Crime in the Depression. Social Science Research Council. New York* 1937. *(VI u.* 125 *S.;* $ 1.—*)*

Sellin, Thorsten, *Culture Conflict and Crime. Social Science Research Council. New York* 1938. *(VII u.* 116 *S.;* $ 1.—*)*

Tannenbaum, Frank, *Crime and the Community. Ginn & Co. Boston* 1938. *(IX u.* 487 *S.;* $ 3.—*)*

Der erste Bericht enthält mehr als sein Titel verspricht. Es ist nicht nur eine Studie über die von der Krise verursachten Änderungen bei der Verbrechensbegehung und besonders bei der Verbrechensbekämpfung, sondern stellt einen ausgezeichneten Beitrag zu der kontroversen Frage der Kriminalitätsindici dar. Wie immer man zu der vom Verf. vorgeschlagenen Lösung — Wahl der Polizeistatistiken und nicht der Justizstatistiken als Ausgangspunkt — stehen mag, jedenfalls vermittelt gerade dieser Abschnitt eine sehr eindringliche Warnung, bei dem gegenwärtigen Stand der Kriminalstatistik aus deren Ziffern allein irgendwelche weittragenden Schlüsse zu ziehen.

Der zweite Bericht beschäftigt sich vornehmlich mit der besonders in USA dringlichen Frage der Verursachung von Normüberschreitung durch Konflikte zwischen Wertungsmassstäben ethnisch verschiedener Bevölkerungsgruppen. Ein besonderer Vorzug des ersten wie des zweiten Berichts ist es, dass er ein detailliertes Forschungsprogramm sowohl für das Gebiet der Verbrechensverursachung als auch der Verbrechensbekämpfung entwirft, bei dem der Hauptnachdruck mit Recht auf sozial relevante Kausalzusammenhänge gelegt wird.

Verbrechensursachen, Polizei und Strafjustiz sowie Gefängnispraxis innerhalb der Vereinigten Staaten sind in dem Buch von Tannenbaum anhand eines reichen Anschauungsmaterials beschrieben. Im Rahmen der Darstellung der Verbrechensursachen macht der Verf. einen anschaulichen Versuch, sowohl das Herauswachsen des organisierten Verbrechens aus den Besonderheiten der amerikanischen Gesellschaftsverfassung, als auch das teilweise Nichtvorhandensein einer organisierten und berechenbaren Repressionsgewalt zu erklären. Einseitige psychologistische Theorien der Verbrechensursachen werden mit Recht zurückgewiesen. In dem Teil über Gefängniswesen wird, von einem präsumierten Erziehungszweck ausgehend, das Unzureichende der vorhandenen Institutionen aufgezeigt, wobei der Verf., wie mehrere Stellen zeigen, sich der Problematik eines progressiven Gefängniswesens im Rahmen der gegebenen Gesellschaftsordnung durchaus bewusst ist. Otto Kirchheimer (New York).

Ökonomie.

International Economic Reconstruction. An Economist's and Businessmen's Survey of the Main Problems of Today. [*Deutsch u. d. T.: Weltwirtschaftlicher Wiederaufbau. Die Hauptprobleme der Gegenwart in Theorie und Praxis.*] *Joint Committee of the Carnegie Endowment and the International Chamber of Commerce. Paris* 1937. *(225 S.; 8 s.)*

Internationale Konferenzen und Organisationen pflegen seit Jahren den allgemeinen Protektionismus für den heutigen Stand der internationalen Wirtschaftsbeziehungen verantwortlich zu machen. Als Mittel zur Überwindung der Krise des Aussenhandels wird die Rückkehr zum Freihandel auf der Grundlage eines allgemeinen Goldstandards empfohlen. Es ist bekannt, dass die Regierungen diese Ratschläge regelmässig mit neuen protektionistischen Massnahmen beantworteten und dementsprechend für die weitere Schrumpfung des internationalen Handels verantwortlich gemacht wurden. Ein grosser Teil der heutigen nationalökonomischen Literatur verdankt ihre Entstehung diesem Angriff auf die Politiker, die den Ratschlägen der ökonomischen Wissenschaft nicht folgen.

Die vorliegende Veröffentlichung eines gemeinsamen Ausschusses der Internationalen Handelskammer und der Carnegie-Stiftung scheint insofern neue Wege zu gehen, als sie einem kritischen Bericht über die Frage des weltwirtschaftlichen Wiederaufbaus von Ohlin einen besonderen Platz einräumt. O. untersucht in ausserordentlich klarer Weise die ökonomischen, sozialen und politischen Gründe, die zum modernen Protektionismus geführt haben. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass diese Gründe (Industrialisierung der früheren Agrarländer, Einstellung der internationalen Kapitalbewegungen, Wirtschaftskrisen usw.) auch in Zukunft die Wirtschaftspolitik der Regierungen bestimmen werden und daher die Aussichten für die Wiederherstellung eines absoluten Freihandels und die Annahme eines internationalen Währungsstandards ausserordentlich gering sind. Unter diesen Umständen fragt es sich, ob es nicht zweckmässiger ist, über neue Methoden des internationalen Handels nachzudenken, als sich mit der Wiederholung von Vorschlägen zur Rückkehr zum Freihandel des 19. Jahrhunderts zu begnügen. O. bejaht diese Frage und kommt zu dem Ergebnis, dass einem System staatlicher Eingriffe in die Binnenwirtschaft nur ein mehr oder weniger staatlich regulierter internationaler Warenaustausch entsprechen könne. Ziel eines solchen, staatlich regulierten Weltwirtschaftssystems müsse es sein, die internationale Arbeitsteilung zu erhalten und nach Möglichkeit zu erweitern. Dies sei schon deshalb notwendig, weil es eine andere Lösung des sogenannten Rohstoffproblems und der relativen Überbevölkerung gewisser Staaten nicht geben könne. O. ist ferner der Ansicht, dass vor einer Wiederbelebung der internationalen Handelsbeziehungen zunächst ein wirtschaftlicher Aufschwung in den grösseren Industriestaaten zu erfolgen und dass von diesen Industriestaaten die Initiative für jede Neuregelung auszugehen hätte. Von

besonderer Bedeutung für die Vermeidung eines neuen Zusammenbruchs der Weltwirtschaft sei ausserdem eine internationale Koordinierung der Massnahmen zur Bekämpfung der Wirtschaftskrisen in den einzelnen Staaten.

Ein zweiter Bericht von Gregory stellt die Ergebnisse einer Reihe von Sachverständigen-Denkschriften zusammen, die sich jedoch in der Hauptsache in den alten Bahnen der Freihandelsargumente bewegen. Dasselbe gilt auch von dem abschliessenden Bericht des Sachverständigenausschusses, obwohl auch dieser Bericht nicht mehr vom Standpunkt eines absoluten Freihandels ausgeht. K. W. Kapp (New York).

Marschak, J. und W. Lederer, *Kapitalbildung. W. Hodge and Company. London* 1937. *(*315 *S.;* 10 *s.* 6 *d.)*

Eine Theorie der Kapitalbildung setzt eine Theorie des Kapitals wie des Einkommens voraus. Die neuere marktwirtschaftliche Theorie scheidet das Einkommen nicht nach den Einkommensquellen und der Einkommensverwendung; sie meidet den Begriff des Kapitals und lässt den Produktionsprozess (als Entstehungsort des Kapitals) aus dem Kreis ihrer Betrachtung aus. Im Mittelpunkt ihrer Untersuchung steht der Markt, auf dem alle Erscheinungen einen Preis haben, der nach dem Angebot- und Nachfrageschema bestimmt wird. Dogmengeschichtlich ist diese Theorie zuerst an den Erscheinungen des Warenmarktes entwickelt worden; neuerdings wird sie auch für den Arbeitsmarkt oder den Vermögensmarkt als gültig angesehen. Die vorliegende Arbeit verwirft in ihrem theoretischen Teil jegliche Kapitaltheorie und bemüht sich um den Ausbau der Theorie des Vermögensmarktes. In dem statistischen Teil jedoch sucht L., die grössenmässige Übereinstimmung von „Geldkapital" und „Sachkapital" zu erweisen. Wie lassen sich Ablehnung der Kapitaltheorie und Statistik der tatsächlichen Kapitalbildung in Einklang bringen?

Eine einfache Übertragung der Markttheorie auf den Vermögensmarkt ist für M. aus zwei Gründen nicht möglich. Einmal hält er dafür, dass die Markttheorie durch das Theorem der subjektiven „Erwartungen" zu ergänzen ist. Dann würde die unveränderte Anwendung des Angebots- und Nachfrageschemas auf die als marktgängig angesehenen Vermögenswerte ihm nur ermöglichen, die jeweilige Höhe des Zinses zu bestimmen; über die mengenmässige Zunahme oder Abnahme des volkswirtschaftlichen Vermögens liesse sich nichts aussagen.

Bei der zweiten Modifikation der Markttheorie handelt es sich darum, ein Urteil über das volkswirtschaftliche „Gesamteinkommen aus Vermögen" zu gewinnen. Dies geschieht durch Summierung der individuellen Vermögenseinkommen. Doch an dieser Stelle wird plötzlich das Gesamteinkommen aus Vermögen dem gesamten Volkseinkommen gleichgestellt. Damit ändert sich der Gegenstand der Untersuchung: aus der Wirtschaftsgesellschaft von blossen Vermögensbesitzern wird nun eine Gesellschaft, in der es Einkommen aus Vermögen und Arbeit gibt. Soll man — den neueren Lehren über das Volkseinkommen folgend — einen zweiten Vermögensbegriff bilden, wo die Arbeitskraft als Vermögen, der Lohn als Zinseinkommen und die steigende Produktivität der Arbeitskraft als Investition aufgefasst

wird? M. lehnt diese letzte Konsequenz seiner eigenen Theorie ab, übernimmt aber ihr Ergebnis, indem er die Löhne dem Vermögenseinkommen, die Arbeitersparnisse den Investitionen hinzufügt. Damit wird offensichtlich, dass die Vermögenstheorie den Tatbestand der „Kapitalbildung" nicht zu erklären vermag. Sie ist weder in der Lage, die Quelle des Vermögenseinkommens aufzuweisen, noch kann sie begründen, warum die Arbeitersparnisse in die Kapitalbildung eingehen.

In einem Schlussabschnitt sucht M., seine Theorie in „statistische Begriffe" umzuformen. Hier gibt er seine Theorie des Vermögensmarktes auf und kehrt zu dem „statistisch mehr brauchbaren Kapital" zurück. Als Kapital werden alle jene Sachen und Forderungen angesehen, welche eine Quelle von Geldeinkommen darstellen. Doch damit ist nicht viel gewonnen: es ist so zwar einsichtig zu machen, dass Geldkapital und Sachkapital zwei Erscheinungsformen des Kapitals sind; doch wird aus dieser Tatsache gefolgert, dass Geld- und Sachkapital theoretisch identisch und zahlenmässig gleich gross sein müssen. Der gleiche Ursprung von zwei Erscheinungen beweist noch nicht ihre tatsächliche Identität. In Wirklichkeit haben Sachkapital und Geldkapital verschiedene Funktionen im Produktions- und Zirkulationsprozess zu erfüllen. Allein die Analyse dieser Prozesse würde die Feststellung ermöglichen, wie gross Bestand und Zuwachs des Geld- und Sachkapitals in der gegenwärtigen Wirtschaft sind. Der methodologisch bedeutsame Versuch, die ökonomische Theorie auf einige mathematisch ausgedrückte Grundprinzipien zu beschränken und aus ihnen die „statistischen Begriffe" zur Ermittlung der statistischen Grössen abzuleiten, kann nicht als gelungen bezeichnet werden.

Die Arbeit über die Statistik der Kapitalbildung von L. versucht, den Nachweis zu erbringen, dass Geldkapital und Sachkapital quantitativ gleich gross sind und beide den gleichen Zuwachs aufzeigen müssen. Eine genaue Durchsicht der von L. untersuchten Länder aber zeigt, dass dies nirgends der Fall ist. Über das tatsächliche Verhältnis der beiden Kapitalerscheinungen gibt L.s umfangreiche Untersuchung keine Auskunft: es bleibt noch zu erklären, warum die Grösse des Geldkapitals in einigen Ländern über, in anderen unter dem Volumen des Sachkapitals liegt.

Arthur Schweitzer (New York).

Collectivisations. L'Œuvre constructive de la Révolution Espagnole. Recueil de documents. Avant-propos de A. Souchy. Édiciones Tierra y Libertad. Barcelona 1937. *(244 S.; Pes. 3.—)*

Der erste Zweck dieser Schrift besteht darin, jenen Ring des Schweigens und der Entstellungen zu durchbrechen, mit dem ein wesentlicher Teil der seit dem 19. Juli 1936 begonnenen neuen Entwicklungsphase der spanischen Revolution bisher dem Auge der internationalen Arbeiterklasse fast vollkommen entzogen worden sei. Aber auch abgesehen von diesem besonderen Zweck, hat die von den führenden Arbeiterorganisationen Kataloniens autorisierte Darstellung der Methoden und Ergebnisse der Kollektivisierung in der industriell fortgeschrittensten Provinz Spaniens eine allgemeine theoretische Bedeutung als ein geschichtliches Quellenwerk ersten Ranges.

Die Herausgeber haben ihre Aufgabe darin gesehen, „soviel wie möglich die spanischen Revolutionäre selbst sprechen zu lassen." Die von ihnen vorgelegte Sammlung enthält „neben einigen nur zur Vervollständigung des Gesamtbildes dienenden kurzen Skizzen vor allem Originaldokumente : Besitzergreifungsakte, Berichte der Syndikate (Gewerkschaften), Resolutionen, Statuten usw. und die von den fungierenden Mitgliedern der revolutionären Bewegung selbst gegebenen Berichte, Reportagen, Interviews über die verschiedenen Industriezweige und die verschiedenen Örtlichkeiten" (3). Dieser Charakter eines reinen Quellenwerks ist tatsächlich in der vorliegenden Studie nicht nur äusserlich, sondern bis in den Stil und die gesamte darin zum Ausdruck kommende Haltung und Gesinnung durchgeführt, und gerade so ist ein zugleich im höchsten Grade menschliches und den Anforderungen der Sachlichkeit genügendes Dokument zustande gekommen. Diese Berichte und Erzählungen einfacher Menschen aus Stadt und Dorf, die niemals trocken und langweilig sind und in ihrem nirgends durch eine überhebliche Retouche verwischten Pathos gleichsam die Stimme der spanischen Revolution, „die Aktion des Proletariats, so wie es ist", wiedergeben, verleihen zusammen mit den im engeren Sinne urkundlichen Bestandteilen dem Werk im Ganzen den Charakter einer lauteren Wahrhaftigkeit. Es ist — in diesem einen Falle — fast überflüssig, wenn die Herausgeber am Ende ausdrücklich erklären, dass man „in diesem Buche weder Lobpreisungen noch Verleumdungen, weder Übertreibungen noch Beteuerungen finden wird." „Wir haben einfach dem spanischen Arbeiter das Wort gegeben, der ganzen Welt zu erzählen, was er getan hat, um seine Freiheit und seine Wohlfahrt zu erlangen und zu verteidigen."

Von den vier Teilen des Buches behandelt der erste (32-44) den allgemeinen Charakter der „neuen kollektiven Ökonomie" und überliefert zugleich, in einer beigefügten Übersicht über die „katalonische Ökonomie" (45-47), dem Leser die materielle Erklärung für die überragende Stellung Barcelonas in der spanischen Gesamtwirtschaft und die darauf beruhende entscheidende Rolle der industriellen Arbeiter Kataloniens in den sozialen Kämpfen der spanischen Arbeiterklasse. Im zweiten Teil (48-160) werden die Methoden und Resultate der kollektiven Arbeit für die verschiedenen Industriezweige gesondert dargestellt. Der dritte und vierte Teil (161-242) geben eine nach geographischen Bezirken, Städten und Dörfern eingeteilte Beschreibung der Entstehung und des gegenwärtigen Funktionierens einer mehr oder minder vollständig durchgeführten Gemeinwirtschaft.

Im Gegensatz zu manchen anderen „Sozialisierungsdekreten" der neueren europäischen Geschichte enthält das (32-42) vollständig abgedruckte Kollektivisierungsdekret des katalonischen Wirtschaftsrats vom 24.10.1936 nur die nachträgliche Legalisierung einer damals für den grössten Teil der Industrie und des Transportwesens tatsächlich bereits vollkommen durchgeführten Veränderung. „Es enthält keinerlei spezielle Initiative, die über den durch die spontane Bewegung der Arbeiter geschaffenen Rahmen hinausgeht". (42) Es gab hier keine langen Untersuchungen über die „Aufgabe und Grenzen der Kollektivisierung", kein ad hoc berufenes und jeglicher praktischen Autorität entbehrendes beratendes Gremium wie die berüchtigte „permanente Spezialkommission" der französischen Februarre-

volution von 1848 und ihre historische Nachfolge, die deutsche „Sozialisierungskommission“ von 1918-19. Die für diese Aufgabe seit langen Jahren in einem unablässig erneuerten und von den grossen Städten bis in die entlegensten Landwinkel hinausgetragenen unaufhörlichen Gespräch ausgiebig vorbereitete syndikalistische und anarchistische Arbeiterbewegung Spaniens wusste über ihre eigenen ökonomischen Ziele Bescheid und hatte über die ersten praktischen Schritte zur Erreichung dieser Ziele im Ganzen eine durchaus realistische Vorstellung. Sie bekümmerte sich, besonders in dieser ersten Phase, wenig um die politische und juristische Sicherung der durch ihre Initiative geschaffenen neuen ökonomischen und sozialen Lebensverhältnisse. Aber selbst dieser anfängliche Fehler, der später nur noch unvollkommen gutgemacht werden konnte, war nach der Lage der Dinge schwer vermeidbar. Es gab damals ausser dem durch die Träger der freiheitlichen Arbeiterbewegung selbst gebildeten „Comité der antifaschistischen Milizen“ in ganz Katalonien weder eine Obrigkeit noch ein Parlament. Es gab auch keine zu expropriierenden grossen kapitalistischen Eigentümer Ein beträchtlicher Teil der grössten Unternehmungen gehörte dem ausländischen Kapital. Seine Vertreter waren ebenso wie die einheimischen Grossbesitzer mehr oder weniger offene Anhänger der rebellierenden Generäle gewesen. Die einen wie die andern waren nach dem Fehlschlagen des Franco-Aufstandes in Barcelona geflüchtet, soweit sie nicht, wie Juan March und François Cambo, das von ihnen dem Bürgerkrieg geweihte Vaterland schon im voraus verlassen hatten. Die in dieser Schrift geschilderte Offensive der katalonischen Arbeiter gegen das Kapital glich daher in ihrer ersten Phase einem Kampf gegen einen unsichtbaren Feind : die Direktoren der grossen Eisenbahnen, der städtischen Verkehrsgesellschaften, der Schiffahrtsgesellschaften im Hafen von Barcelonetta, die Besitzer der Textilfabriken in Tarrasa und Sabadell waren verschwunden, und es war schon eine Ausnahme, wenn sich, wie bei der S. 63-64 geschilderten Besitzergreifung der Strassenbahnen von Barcelona, in den verlassenen Verwaltungsgebäuden der grossen Monopolgesellschaften noch irgend jemand vorfand, dem die Arbeiter Leben und Freiheit liessen.

So konnte das katalonische Proletariat sich in den verlassenen Betrieben und Büros nach Belieben einrichten. Die „kollektivisierten Unternehmungen“ funktionierten nach der Übernahme durch die Arbeiter in ganz ähnlicher Weise weiter wie „die Aktiengesellschaften der kapitalistischen Ökonomie.“ (42) „Die Generalversammlungen der Arbeiter schreiten zur Wahl des ‚Rats‘, in welchem alle Phasen der Tätigkeit des Betriebes vertreten sind : Produktion, Verwaltung, technische Dienste usw.“, während die dauernde Verbindung mit der übrigen Industrie durch die an den Sitzungen der Räte gleichermassen teilnehmenden Vertreter der gewerkschaftlichen Zentralen gesichert wird und „die Geschäftsführung selbst einem in den wichtigeren Unternehmungen mit der Zustimmung des Generalrats der betreffenden Industrie erwählten Direktor, oft genug dem bisherigen Eigentümer, Geschäftsführer oder Direktor der vergesellschafteten Unternehmung, überlassen bleibt.“ (43)

Die äusserliche Ähnlichkeit bedeutet aber keineswegs, dass die „Kollektivisierung“ an der bisherigen Produktionsweise der industriellen und kom-

merziellen Betriebe nichts Wesentliches geändert hätte. Sie zeigt nur die relative Leichtigkeit, mit der die in dieser Schrift allenthalben nachgewiesenen, tief eingreifenden Umstellungen in der Produktion, Verwaltung, Lohnzahlung usw. ohne grosse formelle und organisatorische Veränderungen durchgeführt werden konnten, sobald einmal — wie es durch glückliche Umstände hier der Fall war — der Widerstand der bisherigen ökonomischen und politischen Machthaber für eine Weile völlig ausgeschaltet war und infolgedessen die bewaffneten Arbeiter von der Lösung ihrer rein militärischen Kampfaufgabe sofort zu der Fortsetzung und Umgestaltung der Produktion übergehen konnten, auf die sie sich in ihren scheinbar so überschwänglichen und „utopischen" Träumen während der vorhergehenden Periode so ausgiebig vorbereitet hatten.

Diese Arbeiter hatten sogar für jene schwierigste Aufgabe des Sozialismus, die Kollektivisierung der Landwirtschaft, ihr eigenes realistisches Programm vorbereitet und es von allen Voreiligkeiten, Übertreibungen und psychologischen Missgriffen zu reinigen gesucht. Die in dieser Schrift (18-20) im Wortlaut mitgeteilte Resolution des Kongresses der C. N. T. in Madrid vom Juni 1931 über die Kollektivisierung des Grund und Bodens, die seitdem von den anarchistischen und syndikalistischen Propagandisten durch alle wechselnden Phasen der zurückgeworfenen und wieder Boden gewinnenden revolutionären Bewegung hindurch allenthalben im Lande verbreitet und genau erklärt worden war, gab nun im Juli und August 1936 den vollkommen ihrer eigenen Initiative überlassenen, durch keinerlei Autorität bevormundeten und gehemmten Landarbeitern und kleinen Pächtern in jedem Dorfe eine praktische Richtschnur für ihre eigene Aktion. Die konkreten Formen, in welchen diese Aufgabe jetzt von den unmittelbaren landwirtschaftlichen Produzenten selbst gelöst worden ist, werden illustriert durch die S. 148 ff. abgedruckte Resolution der Vollversammlung der katalonischen Landarbeiter und die nachfolgenden Beispiele der für das landwirtschaftliche Jahr 1936/37 in den verschiedenen Bezirken und Kommunen aufgestellten Reglements und Organisationspläne. (151-170)

Von der bis in alle Einzelheiten genauen Darstellung der Durchführung der Kollektivisierung in den wichtigsten Industriezweigen : Transport, Textil, verschiedene Industrien, Ernährungswesen usw., die den zweiten Teil des Buches ausfüllt, können hier nur einige Hauptzüge besprochen werden. Wir sehen in jedem dieser Kapitel neben der für den betreffenden Industriezweig geschaffenen neuen gesellschaftlichen Organisation auch bereits die Anfänge zu jenen grossen Erfolgen sichtbar hervortreten, die durch diese grosse ökonomische und soziale Initiative der freiheitlichen Arbeiterbewegung im Hinterlande des spanischen Bürgerkriegs in der weiteren Entwicklung für die Erhaltung und Ausdehnung der Produktion erzielt worden sind. Wir lesen nicht nur von der Abschaffung unmenschlicher Arbeitsbedingungen, von der Erhöhung der Löhne und Verkürzung der Arbeitszeit, von den verschiedenen jetzt erprobten neuen Formen zur Ausgleichung der Lohnunterschiede zwischen Arbeitern und Angestellten, gelernten und ungelernten Arbeitern, Männern und Frauen, Erwachsenen und Jugendlichen, vom salaire unique und salaire familial. Wir sehen zugleich in jedem Industriezweige die Fragen der Produktionssteige-

rung und Verbesserung in einem von Woche zu Woche sichtbar zunehmenden Masse in den Vordergrund treten. Wir erfahren von der Gründung völlig neuer Industriezweige wie der durch die Revolution selbst geschaffenen optischen Industrie. (105-110) Wir sehen, wie besonders die unter der Knappheit ausländischer Rohstoffe leidenden oder für die unmittelbare Versorgung der Bevölkerung entbehrlichen Produktionszweige immer mehr auf die von Tag zu Tag dringlichere Produktion von Kriegsmaterial umgestellt werden und wie zu diesem Zweck sowie zur Versorgung der Kriegsopfer und der massenhaft einströmenden Flüchtlinge aus den von Franco besetzten Gebieten auch die aus ihrer früheren masslosen Verelendung gerade erst befreiten ärmsten Arbeiterschichten in Stadt und Land auf die eben gewonnenen Errungenschaften an Freizeit und Lebenshaltung freiwillig wieder Verzicht leisten.

Aber nicht in der Hervorhebung dieser negativen Verdienste der Entsagung, auf die die Anerkennung der gewaltigen Leistungen der spanischen Arbeiter in den beiden letzten Jahren nur allzu oft eingeschränkt worden sei, besteht für die Herausgeber das Hauptinteresse dieser Darstellung. Es kommt ihnen vielmehr darauf an zu zeigen, welche Wichtigkeit während der ganzen hier geschilderten ersten Periode der spanischen Kollektivisierung das Vorhandensein und die Tätigkeit jenes für Spanien und besonders für Katalonien und Valencia eigentümlichen Typus von Gewerkschaften gehabt hat, der noch bis vor kurzer Zeit von den andern Richtungen der europäischen Arbeiterbewegung als eine utopische und für den Ernstfall zum Versagen bestimmte Form der Arbeiterbewegung verurteilt wurde. Gerade diese antiparteilichen und antizentralistischen, syndikalistischen Gewerkschaftsformationen, deren Geschäfte von jeher nicht von berufsmässigen Angestellten, sondern von der Elite der Arbeiter des betreffenden Industriezweigs selbst verwaltet wurden, haben nun durch ihre Initiative und ausdauernde, selbstmitanfassende Tätigkeit für die Energie und Vollständigkeit der hier vollbrachten Leistungen die entscheidende Grundlage gebildet. Diese geschichtliche Lehre der spanischen Kollektivisierung sei, unabhängig von dem schliesslichen Ausgang der gegenwärtigen Kämpfe, von bleibender Bedeutung für die Entwicklung der Organisation und Taktik der Arbeiterbewegung.

Der besonderen, von keinen selbstgeschaffenen Hindernissen gehemmten Energie dieser antistaatlichen Bewegung sei es auch zuzuschreiben, dass die Kollektivisierung, wie u. a. das S. 111-112 beschriebene Beispiel des staatlichen Petroleummonopols zeigt, von vornherein und mit der grössten Selbstverständlichkeit auf die bereits verstaatlichten und munizipalisierten Betriebe ganz ebenso erstreckt wurde wie auf die privaten kapitalistischen Unternehmungen. Von höchstem Interesse sind unter diesem Gesichtspunkt die S. 125-139 behandelten Kollektivisierungen der öffentlichen Dienste (Licht, Kraft, Wasserwerke). Dagegen sind solche Randaufgaben wie die Kollektivisierung des Handwerks und des Handels in dieser Schrift nur ungenügend behandelt ; hierher gehört der einigermassen naive Bericht über die besonders schnell und glücklich vollbrachte Kollektivisierung der Barbierstuben (139-148) und die in der „Introduction“ gegebenen Mitteilungen über die gesellschaftliche Regelung des Strassenhandels in Bar-

celona (23-24). Die wertvollsten Beiträge zur Lösung dieser Aufgaben findet der Leser nicht in den eigens damit befassten, sondern in andern Abschnitten des Buches, wo sie indirekt behandelt werden. Sie kommen zur Sprache im Zusammenhang mit dem wichtigeren Problem der Vergesellschaftung der landwirtschaftlichen Produktion (148-160) und in den Detailberichten des vierten und fünften Teils des Werks, die mehr oder minder die gesamte Produktion und Lebensführung kleinerer Städte und Landbezirke umfassen.

Der nicht mehr theoretische, sondern rein erzählende und beschreibende Charakter dieser beiden letzten Teile verbietet es, in diesem kurzen Referat auch nur einen kleinen Bruchteil von ihrem reichen Inhalt wiederzugeben. Jede dieser 14 kleinen, scheinbar skizzenhaften, aber an alle Kernprobleme der menschlichen Gesellschaft rührenden Schilderungen berichtet über mehr oder minder typische, aber immer eigenartige Züge der Entwicklung des neuen Lebens unter den verschiedenen durch die allgemeine Entwicklung des Landes gegebenen örtlichen Bedingungen. Die Darstellung beginnt mit den entwickelten industriellen Verhältnissen in dem noch nahe bei der Hauptstadt gelegenen Textilzentrum Tarrasa mit seinen 40 000 Einwohnern, davon 14 000 Arbeitern, wovon wiederum 11 000 in der syndikalistischen C. N. T., der Rest in der sozialdemokratischen U. G. T. gewerkschaftlich organisiert waren, und schreitet von dort über mannigfache Zwischenstufen herab zu den armseligsten und primitivsten, fern von aller industriellen und städtischen Kultur gelegenen, aber doch von dem neuen Leben mächtig erfassten kleinen und kleinsten Dörfern von Katalonien, Aragon und La Mancha. „Und wir beobachteten fortwährend", bemerken an dieser Stelle ihres Berichtes die Herausgeber, „dass in den kleinen dünnbevölkerten Städten und Dörfern grosse und wirklich revolutionäre Fortschritte gemacht worden sind, wichtigere jedenfalls als in den Städten mit zahlreicher Bevölkerung." (217) Und in ähnlichem Sinne heisst es am Ende des Buches in dem Bericht über ein in seiner Gesamtheit zur Lebensform des „freiheitlichen Kommunismus" übergegangenes Landstädtchen : „Membrilla ist vielleicht die ärmste Stadt Spaniens, aber sie ist die gerechteste."

Karl Korsch (Boston, Mass.).

Kranold, H., *The International Distribution of Raw Materials George Routledge & Sons. London* 1938. *(XXIV u.* 269 *S. ;* 15 *s.)*

Diese Schrift gehört zwar zu den originelleren, nicht aber zu den klarsten Arbeiten, welche die gegenwärtige Kontroverse über das Rohstoffproblem hervorgebracht hat. Auf der Grundlage umfangreicher, vom Verf. selbst als zweifelhaft bezeichneter Statistiken wird eine Berechnung durchgeführt, nach der die Rohstofflage der sogenannten „have-not"-Staaten sich kaum von derjenigen einer Reihe von sogenanten „have"-Staaten unterscheidet. So anerkennenswert das Bestreben ist, Schlagworte und politische Programme auf ihre tatsächlichen Hintergründe zurückzuführen, so problematisch bleibt das Ergebnis des Verf., nach dem sich die Rohstoffversorgung Italiens kaum von derjenigen Grossbritanniens unterscheide.

Vor allen Dingen erscheint es uns als unzulässig, Rohstoffvorkommen

und Bevölkerungszahl ohne Rücksicht auf die jeweilige Wirtschaftsverfassung miteinander in Beziehung zu setzen. Die Wirtschaft eines Agrarlandes mit feudaler oder vorkapitalistischer Wirtschaftsverfassung ist auf industrielle Rohstoffe überhaupt nicht angewiesen, während ein hoch entwickelter Industriestaat selbst dann nicht auf Rohstoffe verzichten kann, wenn er nur eine relativ geringere Bevölkerung zu ernähren hat. Mangel an Rohstoffen in einem Lande kann es nur im Verhältnis zur Nachfrage bzw. den Bedürfnissen der betreffenden Industrie des Landes geben.

Noch problematischer ist die Tatsache, dass der Verf. die Dominions als nicht zu Grossbritannien gehörend, sondern als selbständige Staaten behandelt, obwohl er selbst auf das innerhalb des Britischen Weltreiches bestehende Vorzugszollsystem eingeht.

Es scheint uns nützlicher, das Rohstoff- und Kolonialproblem als Imperialismusproblem zu diskutieren, als den prekären Beweis dafür antreten zu wollen, dass die grossen Kolonialreiche kaum besser dastehen als die übrigen Staaten. K. W. Kapp (New York).

Hobson, J. A., *Confessions of an Economic Heretic. George Allen & Unwin. London. The Macmillan Co. New York* 1938. *(*218 *S.;* 5 *s.*, $ 2.—*)*

Diese „Bekenntnisse" sind die autobiographischen Aufzeichnungen eines Ökonomen, der der herrschenden Lehre in der Hauptsache auf dem Gebiet der Konjunkturtheorie und der Abgrenzung des Wissenschaftsgebiets der Ökonomie entgegengetreten ist.

Die Ursache der Krise sieht H. in einer übermässigen Spar- und Investitionstätigkeit, die sich aus der ungleichen Einkommensverteilung im Kapitalismus ergibt. Die Lösung des Krisenproblems sei daher in der Beseitigung dieser Einkommensverteilung und der Erhöhung des Konsums zu suchen. Der Angriff auf die Spar- und Investitionstätigkeit im Zeitalter allgemeiner Expansion des Kapitalismus brachte H. sehr früh in Widerspruch zu der herrschenden Lehre von den positiven Wirkungen des „Spartriebes".

Der zweite Einwand H.s gegen die herrschende Lehre betraf die Formulierung des Wert- und Kostenproblems. Unter dem Einfluss von Ruskin protestierte H. gegen die Erfassung des Wertes der Güter vom Standpunkt der sehr subjektiven und zufälligen Wertschätzungen des Konsumenten und verlangte, dass allgemein gültige Prinzipien der Moral ebenso wie gesellschaftlich-politische Erwägungen gegenüber den individuellen Wertschätzungen der Konsumenten Berücksichtigung zu finden hätten. Diese Forderung musste zur „Ketzerei" werden in einer Zeit, in der sich die politische Ökonomie des 19. Jahrhunderts zur sog. reinen Ökonomie entwickelte.

Was die Autobiographie besonders interessant macht, ist nicht nur ihre kritische Einstellung zur herrschenden Ökonomie, sondern auch der Versuch des Verf., die Faktoren und äusseren Bedingungen aufzuzeigen, die für seine geistige Entwicklung von entscheidender Bedeutung gewesen sind.

K. W. Kapp (New York).

Socialpolitik och Planekonomi (Sozialpolitik und Planwirtschaft). Kooperativa Förbundets Bokförlag. Stockholm 1937. *(140 S.; Kr.* 1.—*)*

Die nationalökonomischen Vereinigungen an den nordischen Hochschulen halten seit 1936 jährliche Tagungen. Die Schrift enthält die Wiedergabe der Referate und Diskussionen des Helsingforser Treffens 1937. Ein allgemeiner Grundzug ist hervorzuheben; reale Wirtschaftspolitik wird bevorzugt, einmal wurde geradezu die Politik des „try and error“ als Ideal bezeichnet. Insoweit hat die schwedische Forschung Schule gemacht, für die, mit Wicksell beginnend und über Cassel zu Heckscher und Ohlin führend, ein oft geradezu journalistisches Interesse für praktische Fragen und Einzelprobleme charakteristisch geworden ist.

Das Referat des Schweden Gustav Cedervall über „Die aktuelle Konjunktur- und Valutalage“ lag auch ganz in dieser Linie einer — bei Drucklegung bereits überholten — Tagespolitik. C. behandelte im Anschluss an Vorschläge Cassels, die schwedische Valuta aufzuwerten, Probleme der Hochkonjunkturpolitik.

Der Wunsch nach Beschränkung der Themen auf klarumrissene Spezialfragen wurde in der Diskussion immer wieder geäussert, besonders deutlich wurde die Tendenz zur induktiven Methode, zur Sozialpsychologie und Statistik in der Diskussion des Referats von Lari af Heurlin über den „Preis als Regulator der Bedarfsbefriedigung“. Die „jüngeren Nationalökonomen des Nordens“, wie sie sich heissen, stimmen mit Marshalls Ausführungen in „The old generation of economists and the new“ in der Notwendigkeit der numerischen Behandlung eng abgesteckter Spezialprobleme überein, aber nicht weil sie die qualitative Analyse für befriedigend gelöst, sondern weil sie ökonomische Theoriebildung für unfruchtbar halten und von der blossen Ableitung zur Forschung drängen. Die Abkehr von nationalökonomischen Syllogismen verbindet sich mit der Ablehnung aller normativen Theorie. Hierbei zeigte sich die Diskussion deutlich von Myrdals „Vetenskap och Politik i Nationalekonomien“ (Das politische Element in der nationalökonomischen Doktrinbildung) beeinflusst. Dieser Einstellung gegenüber hatte Heurlin einen schweren Stand. Seine Fragestellung, ob die Kostenprinzipien, wie sie namentlich in Cassels Theoretischer Sozialökonomie entwickelt wurden, grösstmögliche Bedarfsbefriedigung gewährleisten, sowie seine deduzierten Kostenprinzipien eines idealen Preises stiessen auf den entschiedenen methodologischen Widerspruch der Diskussion. Nachdem Cassel seinerzeit die Werttheorie aus der Nationalökonomie als überflüssig hinausgeworfen hatte, zog die Diskussion mit der Kritik der Fragestellung Heurlins auch den Erkenntniswert funktioneller Preistheorien zumal in der teleologisch-normativen Ausrichtung Cassels und seiner Schüler in Zweifel.

Arne Skaugs Referat über „Sozialpolitik und ihre ökonomische Grundlage“ sowie Niels Lindbergs geistreiche Ausführungen über „Krisenpolitik und Planökonomie“ bemühten sich um eine Gesamtschau der üblicherweise ohne Gesamtplan geschaffenen sozialpolitischen und krisenpolitischen Einzelgesetze. Skaug behandelte die unmittelbaren und mittelbaren Einwirkungen der Sozialpolitik auf Produktion und Verteilung des

Volkseinkommens und gewann dadurch Massstäbe für eine Beurteilung der geltenden skandinavischen Sozialpolitik und ihrer Ausweitung, ohne prinzipiell neue Gesichtspunkte zu bringen. Eine statistische Übersicht über die nordische Sozialpolitik ist der Publikation beigefügt. In Lindbergs krisenpolitischen Ausführungen wachsen die isolierten staatlichen krisenpolitischen Massnahmen mit privat-kapitalistischen Ordnungstendenzen in einem langsamen und „zickzackenden" Prozess über Imperialismus, Krieg, Krise und neue Krisenpolitik zu einer Art Planökonomie unter Aufrechterhaltung der Tauschwirtschaft zusammen. Marx triumphiert bei ihm praktisch in der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik. Das Referat deckt sich mit den Grundgedanken des Buches Lindbergs über die gegenwärtige und zukünftige Wirtschaft.

Fritz Bauer (Kopenhagen).

Dahlberg, Arthur, *When Capital Goes on Strike. Harper & Brothers. New York* 1938. *(218 S.; $ 2.50)*

Die kapitalistische Wirtschaft in den demokratischen Ländern kann — nach der Meinung des Verf. — nur dann den Faschismus oder die „administered economy" vermeiden, wenn sie selbst einer gründlichen Reform unterzogen wird. Als das entscheidende Übel, das Depression und Arbeitslosigkeit erzeugt, wird die Überfülle von nicht investiertem Leihkapital bezeichnet. Diese Erscheinung wird auf die heute fehlende Kontrolle der Nachfrage, auf das dem Besitzer von Geldkapital rechtlich gesicherte Privileg zur unbeschränkten Hortung und auf den Hortungsstreik der Leihkapitalisten zurückgeführt. Um die Hortung unmöglich zu machen, die Investitionen zu erzwingen, wird ein auf Besteuerung der Depositen und periodische Abwertung des Papiergelds aufgebauter Plan zur Beschleunigung der Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes vorgelegt. Er ist eine Modifikation der Vorschläge von Silvio Gsell und sucht die Kritik von Keynes an Gsell zu berücksichtigen. Die zur Begründung dieser Vorschläge beigefügte Theorie vermag jedoch nicht zu beweisen, dass eine durch die Hortungssteuer verursachte zusätzliche Geldkrise vermeidbar und die Vollbeschäftigung ein notwendiges Resultat der grösseren Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes ist. Arthur Schweitzer (New York).

Wagemann, Ernst, *Wirtschaftspolitische Strategie. Von den obersten Grundsätzen wirtschaftlicher Staatskunst. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1937. *(368 S.; RM. 9.80, geb. RM. 10.80)*

W. stellt im Titel einen Zusammenhang zwischen Wirtschaftspolitik und Strategie her, weil, wie er sich ausdrückt, Kriegskunst und Heilkunst der wirtschaftlichen Staatskunst im Verein mit allen anderen Systemen planmässiger Einwirkung die Hand reichen. Die Darstellung und vor allem die zum Teil von den herkömmlichen Begriffen abweichende Bezeichnung der Probleme sind von militärischen Vorstellungen beeinflusst. So untersucht W. die „Einsatzstärke", die „Verzettelung der Kräfte", das Problem der Reserve, die Grenzen der Einwirkung; unter diesem neugeprägten Sam-

melbegriff bespricht er z. B. den „Irrtum der internationalen Tributpflicht", die „Schranken der Lohnsteigerungen". Besonders aufschlussreich ist W.s Darstellung der neuesten Methoden der deutschen Wirtschaftspolitik. Er gibt eine Zusammenstellung der verschiedenartigen preispolitischen Massnahmen, die gegenwärtig in Deutschland gelten und ein ganzes System des staatlichen Eingriffes in die Preispolitik und damit in die Güterverteilung bilden. Aufschluss über wichtige Fragen der gegenwärtigen deutschen Wirtschaftspolitik geben auch die Teile des Abschnittes über „selbstwirtschaftliche Massnahmen", die die „Finanzierungskunst" behandeln und sie als „Geldkapital schaffende Kreditpolitik" bezeichnen. Die Methoden der deutschen „Finanzierungskunst" behandelt das Kapitel über die Finanzierung der deutschen Arbeitsbeschaffung. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass W. sich zu den deutschen wirtschaftspolitischen Lösungen unkritisch verhält. Otto Leichter (Paris).

Wagner, V. F., *Geschichte der Kredittheorien. Julius Springer. Berlin u. Wien* 1937. *(XVI u.* 521 *S.; RM.* 22.50*)*

Die Arbeit des Basler Privatdozenten W. ist unter drei Gesichtspunkten eine aussergewöhnliche Leistung. Sie gibt eine auf umfassender Literaturkenntnis beruhende, nahezu erschöpfende Geschichte der Kredittheorien, wie sie bisher fehlte. Im Gegensatz zur herrschenden Meinung gliedert sie die Krediterscheinungen nach ihren Funktionen im wirtschaftlichen Gesamtprozess. Darüber hinaus liefert sie eine im wesentlichen zwingende Widerlegung der Schumpeterschen Entwicklungstheorie und der österreichisch-schwedischen Kreditkrisentheorie.

W. beabsichtigt eine theoriegeschichtliche Darstellung der Kreditlehren. Die von ihm gebildeten zehn Theorietypen sind jedoch nicht an einem einheitlichen Prinzip ausgerichtet. Dogmengeschichtliche und systematische Betrachtung geraten da in Konflikt, wo eine Theorie mehrere Funktionen des Kredites zugleich aufzeigt. So wird etwa die Marxsche Theorie unter den vier Gesichtspunkten: „statischer Reproduktionskredit", „kinetischer Kredit", „zusätzlicher Reproduktionskredit" und „Produktionskredit" behandelt. Damit geht Marx' Einordnung der Kredittheorie in die Theorie des Kapitals teilweise verloren. Dagegen ordnen sich diejenigen historischen Theoriegruppen zwanglos in W.s Einteilungsschema ein, die nur eine Funktion des Kredites kennen. Hierher gehören die „Indifferenztheorie" der Klassiker, die „sozialrechtliche Theorie" der romantisch-historischen Schule und die „Tauschkredittheorie" der französischen Utopisten. Bei den modernen Theorien, der „Entwicklungstheorie des zusätzlichen Kredits" und der „Kreditkrisentheorie" wird sowohl die systematische wie die historische Gliederung durchbrochen. Aus dem Problemkreis der beiden modernen Theorietypen wird die „Kreditschöpfungslehre" herausgelöst und als selbständige „Funktion" des Kredites behandelt.

W.s „volkswirtschaftliche Theorie des Kredites" setzt eine Analyse des Gesamtprozesses der kapitalistischen Produktion voraus. Nur von hier aus lassen sich die Funktionen des Kredites systematisch bestimmen. Dieser

Gedanke liegt dem W.schen Buche zugrunde. Unter dem Einfluss von Burchardts Arbeit über die Schemata von Böhm-Bawerk und Marx orientiert sich W. weitgehend an der Marxschen Theorie des Kreislaufes. Darüber hinaus übernimmt er die Marxsche Kredittheorie in allen ihren wesentlichen Bestandteilen. Leider mündet W.s Analyse nicht in die umfassende volkswirtschaftliche Theorie des Kredites, auf die alle Elemente seiner Arbeit tendieren.

Bemerkenswert, wenn auch nicht ganz überzeugend, sind W.s Argumente gegen die Theorie vom schöpferischen Kredit. W.s Darstellung und Kritik der „Entwicklungstheorie des Kredits" konzentriert sich auf zwei Ursachenerklärungen. Im ersten Fall verursacht der zusätzliche Kredit die „wirtschaftliche Entwicklung" (Macleod, Hahn, Schumpeter); im zweiten Fall ist der zusätzliche Kredit zur Überwindung der Stockung und Finanzierung des Aufschwungs unerlässlich (Robertson, Lederer, Eucken). Eindringlich sucht W. zu begründen, dass Schumpeters Theorie aus zwei Gründen unhaltbar wird. Die These, in der Statik gibt es keinen Kredit, ist unhaltbar, da auch hier der „statische Reproduktionskredit" und der „kinetische Kredit" systemnotwendig sind. Vor allem ist der zusätzliche Kredit nicht die einzige Ursache, die den dynamischen Prozess der wirtschaftlichen Entwicklung auslöst. Doch uns will scheinen, dass die Beweiskraft von W.s kritischen Argumenten begrenzt ist. Im Falle der Statik, die sich den fiktiven Gegenstand der statischen Gleichgewichtswirtschaft gedanklich erschafft, sind Hinweise auf Tatsachen nicht beweiskräftig, denn in der Auswahl der Daten besteht jegliche Freiheit — soweit die Daten systemnotwendig sind und der Gedankengang logisch geschlossen ist. Im Falle der Dynamik vermag der Hinweis, dass es nicht nur eine, sondern mehrere „unabhängige Variablen" gibt, Schumpeters Lehre nicht zu widerlegen; es ist so nur zu zeigen, dass sie einer Ergänzung bedarf. Die Diskussion über Wahl, Zahl und Interdependenz der unabhängigen wie abhängigen Variablen führt darüber hinaus immer mehr zu der Erkenntnis, dass das Verfahren der unabhängigen Variablen nicht das adäquate methodologische Mittel zur Analyse der kapitalistischen Wirtschaft ist. Im konkreten Falle will das bedeuten, dass W.s Kritik nur Einzelthesen — wie die girale Kreditschöpfung — nicht aber das gesamte System Schumpeters zu widerlegen vermochte. — Anders ist es mit der zweiten Ursachenerklärung des Entwicklungskredits. Es wird die These vertreten, dass sich in der Stockung nicht die zur Finanzierung des Aufschwungs erforderlichen Geld- und Sachkapitalien vorfinden, der zusätzliche Kredit daher unerlässlich ist. Hier ist eine blosse Tatsachenwiderlegung zureichend und beweiskräftig: aus der Analyse der „Vorräte" in der Stockung vermag W. zu erweisen, dass die erforderlichen Geld- und Sachkapitalien zur Finanzierung des Aufschwungs tatsächlich vorhanden sind. Der Kredit hat hier, unter bestimmten Voraussetzungen, nur die Aufgabe, brachliegendes Kapital zu einem früheren Zeitpunkt zu mobilisieren, als dies ohne Kredit möglich wäre. Eine „Kaufkraftschöpfung aus dem Nichts" liegt nicht vor.

In den „Krisenkredittheorien" werden die Theorie der Produktionsumwege von Böhm-Bawerk, die Zinsspannentheorie von Wicksell und die sich auf beiden Lehren aufbauende Konjunkturtheorie gewürdigt. In der

Hauptsache dürfen die kritischen Argumente zur Ablehnung der Kreditkrisentheorie als beweiskräftig betrachtet werden.

Aus W.s Untersuchungen ergeben sich einige Folgerungen, die für die Geld-, Kredit- und Konjunkturtheorie von grundsätzlicher Bedeutung sind. Es ist bei der Analyse der kapitalistischen Wirtschaft nun kaum noch möglich, von einer allgemeinen „Elastizität des modernen Geldsystems" auszugehen : eine beliebig gegebene Schöpfungsmöglichkeit von Giraldepositen durch die Banken kann nicht mehr angenommen werden. Die monetären und kreditären Erscheinungen können nicht mehr als gleichbedeutend angesehen und in ihrer konkreten Form vernachlässigt werden. Die Begriffe des „allgemeinen Kreditvolumens", des ungegliederten Geldangebots und der Geldnachfrage sind nicht mehr schlüssig. Allgemeine Folgerungen von dem Kreditvolumen auf das Preisniveau, von der kreditär bedingten Preissteigerung auf die Verteilung der Produktionsfaktoren, entbehren der Beweiskraft. Der Zins erfüllt nicht die ihm zugesprochene Funktion des Regulators der Wirtschaft, noch ist die Zinsspanne das theoretische Rüstzeug zur Erklärung der Konjunktur. Bei der positiven Theorie des Geldes und des Kredits ist von der Gesamtanalyse der gegenwärtigen Wirtschaft auszugehen. Das bedeutet, dass das Zusammenwirken von Geld und Kredit im Prozess der Akkumulation und Reproduktion des Kapitals zu zeigen ist. Von hier aus sind Angebot, Bedarf und Schöpfung des Geldes, Freisetzung, Brachliegen und Wiederverwendung des Kapitals wie Funktionen und Formen des Kredits zu bestimmen. Erst wenn diese Vorarbeit gelungen ist, ist die Voraussetzung für die Formulierung einer realistischen Konjunkturtheorie gegeben.

Arthur Schweitzer (New York).

Druckfehlerberichtigung.

In Heft 1/2, Jahrgang 1938, sind auf Seite 169, Zeile 18 nach dem Wort „Krisenzyklus" die folgenden Worte versehentlich ausgefallen : „ , eine These, die die Auffassung der Krisen als reines Absatzphänomen voraussetzt und der man die besondere Stellung der den Kapitalexport betreibenden Monopole im Kapitalverwertungsprozess entgegenhalten kann."

Auf Seite 173, Zeile 17 muss es statt „neue" heissen : „besondere". — Auf Seite 174 muss es in der 3. Zeile der Anmerkung statt „Anfang" heissen : „Anhang".

Auf Seite 180, Zeile 9 von unten muss nach „einen" eingefügt werden : „nach nationalsozialistischer Auffassung". — Zeile 4 von unten muss es statt „hänge" heissen : „hängt".

Auf Seite 196, Zeile 15 muss es statt „Mordbund" heissen : „Nordbund".

Le gérant : R. Lisbonne.

Geschichte :

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Spezielle Soziologie :

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk « **Zeitschrift für Sozialforschung** » zu richten an die **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich.

Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 50.—, der des Einzelhefts francs français 20.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention « **Zeitschrift für Sozialforschung** » à la **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain Paris (6e).

La Revue paraît 3 fois par an.
Le prix de l'année est de 50 francs français.
Le numéro : 20 francs français.

All correspondence of an editorial nature should be addressed to the « **Zeitschrif, für Sozialforschung** », **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN** 108, boulevard Saint-Germaint Paris (6e).

The review is published three times a year.

The subscription rate for the year is 50 French francs ; single copies are 20 French francs.

Das Heft 1/2 des Jahrgangs 1938 enthielt folgende Beiträge :

Max Horkheimer : **Montaigne und die Funktion der Skepsis.**

Herbert Marcuse : **Zur Kritik des Hedonismus.**

K. A. Wittfogel : **Die Theorie der orientalischen Gesellschaft.**

K. A. Wittfogel : **Bericht über eine grössere Untersuchung der sozialökonomischen Struktur Chinas.**

Maxime Leroy : **Le Saint-Simonisme de Sainte-Beuve.**

Ernst Krenek : **Bemerkungen zur Rundfunkmusik.**

Rudolf Schlesinger : **Neue sowjetrussische Literatur zur Sozialforschung.**

Felix Weil : **Neuere Literatur zur deutschen Wehrwirtschaft.**

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

Fünfter Band :

Studien über Autorität und Familie.

Umfang 947 Seiten — Preis fr. français 100.—

INHALTSVERZEICHNIS

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936
108, boulevard Saint-Germain (6e)